

















1511

**ARCHIV FÜR RECHTS-  
UND  
SOZIALPHILOSOPHIE**

**Band 5**

**1911/12**

KC

A7





# Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie

mit besonderer Berücksichtigung  
der Gesetzgebungsfragen

---

Herausgegeben von

Dr. iur. Josef Kohler

o. ö. Professor an der Universität Berlin, Geh. Justizrat, Auswärtigem Mitgliede des Königl. Instituts voor de Taal-Land-en Volkenkunde van Nederlandsch Indië, Korrespondierendem Delegierten der Société Académique Indo-Chinoise zu Paris, Korrespondierendem Mitglied der Société de Législation comparée in Paris und der Genootschap van kunsten en wetenschappen in Batavia, Korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften des Institutes von Bologna, Ehrenmitglied des Instituto di Storia del Diritto Romano an der Universität Catania, Ehrenmitglied der griechischen Philologischen Gesellschaft in Konstantinopel, Mitglied der Gesellschaft, für Rheinische Geschichtskunde in Köln, LL.D. der Universität Chicago, Auswärtiges Mitglied der Utrechter Genossenschaften für Künste und Wissenschaft

und

Dr. iur. Fritz Berolzheimer

BERLIN

---

Band V  
1911/1912

---

VERLAGSBUCHHANDLUNG DR. WALTHER ROTHSCILD  
BERLIN UND LEIPZIG.

Reprinted with the permission of the  
Internationale Vereinigung für Rechts- und Sozialphilosophie

HINSON REPRINT CORPORATION  
1 Fifth Avenue, New York, N. Y. 10003

JOHNSON REPRINT COMPANY LTD.  
Berkeley Square House, London, W. 1

---

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Veranstaltung von Sonderausgaben, sowie das Recht der Übersetzung vorbehalten.

---

Reprinted from a copy in the collections of  
The New York Public Library  
Astor, Lenox and Tilden Foundations

This journal was formerly entitled ARCHIV FÜR RECHTS-  
UND WIRTSCHAFTSPHILOSOPHIE. The title was changed to  
ARCHIV FÜR RECHTS- UND SOZIALPHILOSOPHIE with the  
publication of Volume 27.

First reprinting, 1968, Johnson Reprint Corporation  
Printed in the United States of America



# Inhaltsverzeichnis.

## I. Internationale Vereinigung

für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie samt den Gesetzgebungsfragen.

	Seite
Mitgliederliste . . . . .	3, 217, 359, 503
Dritter Kongress der I. V. R. (in Posen) — Ankündigung . . . . .	391
Arbeitsprogramm für den III. Kongress der I. V. R. . . . .	529

## II. Kongressreferate.

a) Referate zum II. Kongress der I. V. R. (Schluss).

Reform des Rechtsunterrichts. Von Dr. W. Mittermaier, o. Professor d. R. an der Universität Giessen . . . . .	31
Historisches Studium und Repetitorium. Von Walter Pollack, Berlin . . . . .	42
Entscheidung der Geschworenen über die Probestrafaussetzung. Von Exzellenz Dr. Pustoroslew, o. Professor des Strafrechts an der Universität Jurjew (Dorpat) . . . . .	62
Arbeitskordarbeit und Volkskraft. Von Dr. Richard Ehrenberg, o. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Rostock . . . . .	80
Die Frauenerwerbsarbeit und ihre Aufgaben für die Gesetzgebung. Von Privatdozent Dr. Hans Dorn, München . . . . .	81

b) Diskussionsbeiträge dazu von

Dr. Franz Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Marburg . . . . .	100
Hofrat Dr. Erwin Grueber, o. Professor d. R. an der Universität München . . . . .	104

## III. Rechts- und Staatsphilosophie. — Rechtspädagogik.

Hegels Rechtsphilosophie. Von Geh. Justizrat Dr. Josef Kohler, o. Professor d. R. an der Universität Berlin . . . . .	104
Dantes Philosophie des Eigentums. Von Dr. Anton von Kostanecki, o. Professor der Nationalökonomie an der K. K. Technischen Hochschule Lemberg . . . . .	115

Filosofia del diritto. Rede von Dr. <b>Giorgio Del Vecchio</b> , o. Professor der Rechtsphilosophie an der Universität <b>Bologna</b> . . . . .	
Das Ausland über die Zukunft der deutschen Rechtswissenschaft. Von Geh. Justizrat <b>Dr. Stampe</b> , o. Professor d. R. an der Universität <b>Greifswald</b> . . . . .	
Hobbes' Naturrecht. (Forts.) Von Dr. <b>Ferdinand Tönnies</b> , o. Honorarprofessor an der Universität <b>Kiel</b> . . . . .	
Zur Methodologie der freien Rechtsfindung. Von Dr. <b>S. Rundstein</b> , Rechtsanwalt in <b>Warschau</b> . . . . .	
Die Entstehung der Exogamie. Von Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Dr. <b>Wilhelm Wundt</b> , o. Professor der Philosophie an der Universität <b>Leipzig</b> . . . . .	
Vico als Rechtsphilosoph. Von Geh. Justizrat Dr. <b>Josef Kohler</b> , o. Professor d. R. an der Universität <b>Berlin</b> . . . . .	
Wille und Willenserklärung im Tatbestand des Rechtsgeschäftes. Von Dr. <b>Jullus Binder</b> , o. Professor d. R. an der Universität <b>Erlangen</b> . . . . .	
Hobbes' Naturrecht III. (Schluss.) Von Dr. <b>Ferdinand Tönnies</b> , o. Honorarprofessor an der Universität <b>Kiel</b> . . . . .	
Dantes Philosophie des Eigentums. VI. Von Dr. <b>Anton von Kostanecki</b> , o. Professor der Nationalökonomie an der K. K. Technischen Hochschule <b>Lemberg</b> . . . . .	
Das Versprechen. Von Geh. Justizrat Dr. <b>Josef Kohler</b> , o. Professor d. R. an der Universität <b>Berlin</b> . . . . .	
Eine Rechtswissenschaft der Theorie. (Stammlers „Theorie der Rechtswissenschaft“.) Von Dr. jur. <b>Fritz Berolzheimer</b> , <b>Berlin</b> . . . . .	
Ein neuer rechtsphilosophischer Versuch. Selbstanzeige von Justizrat Dr. <b>Sturm, Naumburg</b> . . . . .	
Zu Lassons achtzigstem Geburtstag. Von Geh. Justizrat Dr. <b>Josef Kohler</b> , o. Professor d. R. an der Universität <b>Berlin</b> . . . . .	
Die Entstehung der Exogamie (Fortsetzung). Von Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Dr. <b>Wilhelm Wundt</b> , o. Professor d. Philosophie an der Universität <b>Leipzig</b> . . . . .	
Wille und Willenserklärung im Tatbestand des Rechtsgeschäftes (Fortsetzung). Von Dr. <b>Jullus Binder</b> , o. Professor d. R. an der Universität <b>Erlangen</b> . . . . .	
Die Entstehung des Rechts. Von Dr. <b>Andreas von Máday</b> , Professor d. R. an der Universität <b>Neuenburg</b> . . . . .	
Der Streit der Prozessparteien. Von Dr. <b>Hans Reichel</b> , o. Professor d. R. an der Universität <b>Zürich</b> . . . . .	
Zur Würdigung der scholastischen Philosophie und Rechtslehre. Von Dr. <b>Theodor Sternberg</b> , <b>Berlin</b> . . . . .	
Die Entstehung der Exogamie (Schluss). Von Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Dr. <b>Wilhelm Wundt</b> , o. Professor d. Philosophie an der Universität <b>Leipzig</b> . . . . .	
Die Vedāntalehre. Von Geh. Justizrat Dr. <b>Josef Kohler</b> , o. Professor d. R. an der Universität <b>Berlin</b> . . . . .	
Wille und Willenserklärung im Tatbestand des Rechtsgeschäftes. (Fortsetzung.) Von Dr. <b>Jullus Binder</b> , o. Professor d. R. an der Universität <b>Erlangen</b> . . . . .	

Reform der deutschen Universitäten. Von Dr. <b>Erwin Grueber</b> , Hofrat und Professor d. R. an der Universität München . . . . .	576
Aufgabe der Rechtswissenschaft. Akademische Antrittsrede. Von Dr. <b>Bernhard Kübler</b> , o. Professor d. R. an der Universität Erlangen . . . . .	588
Entstehung des Rechts (Schluss). Von Dr. <b>Andreas von Máday</b> , Professor d. R. an der Universität Neuenburg . . . . .	601
indischer Vorgänger von Hobbes. Von Geh. Justizrat Dr. <b>Josef Kohler</b> , o. Professor d. R. an der Universität Berlin . . . . .	606

#### IV. Sozial- und Wirtschaftsphilosophie.

malität und Krise. Von Dr. <b>Franz Oppenheimer</b> , Privatdozent an der Universität Berlin . . . . .	144
Systematik der Forstwirtschaft. Von Privatdozent Dr. <b>Hans Dorn</b> , München . . . . .	159
etze der Natur und Gesetze der Gesellschaft. Von Landrichter Dr. <b>Ernst Weigelin</b> , Stuttgart . . . . .	324
beit und Armut“. Von Dr. <b>W. Ed. Biermann</b> , a. o. Professor an der Universität Leipzig . . . . .	331
osophie und politische Ökonomie bei den Merkantilisten des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts. I. Von Dr. <b>Wladislaw Francowicz Zaleskij</b> , Wirkl. Staatsrat und o. Professor an der Universität Kasan . . . . .	609
ionelle Menschenzucht. Von Universitätsprofessor Dr. <b>A. Vierkandt</b> , Berlin . . . . .	622
esetze der Natur und Gesetze der Gesellschaft“. Von Rechtsanwalt Dr. <b>E. Mezger</b> , Stuttgart . . . . .	625

#### V. Gesetzgebungsfragen.

mpf gegen Verbrecher und Verbrechen. I. Von Dr. <b>D. F. Wachenfeld</b> , o. Professor d. R. an der Universität Rostock . . . . .	161
Strafen für empörende Roheitsdelikte. Von k. k. Landesgerichtsrat <b>Franz Janisch</b> , in Eger . . . . .	169
mpf gegen Verbrecher und Verbrechen. II. (Schluss.) Von Dr. <b>F. Wachenfeld</b> , o. Professor d. R. an der Universität Rostock . . . . .	335
sbildung und Fortbildung der Richter. Von Dr. <b>A. Manigk</b> , o. Professor d. R. an der Universität Königsberg . . . . .	346
Reform des Schwurgerichts. Von Geh. Hofrat Dr. <b>K. v. Lillenthal</b> , o. Professor d. R. an der Universität Heidelberg . . . . .	455
e hervorragende Darstellung des italienischen Strafrechts. Von Universitätsprofessor Dr. <b>Giulio Q. Battaglini</b> , Perugia . . . . .	465
Reform des Schwurgerichts. (Schluss.) Von Geh. Hofrat Dr. <b>K. v. Lillenthal</b> , o. Professor d. R. an der Universität Heidelberg . . . . .	629
ndenrecht. Von Dr. <b>Alfred Freiherrn v. Overbeck</b> , o. Professor d. R. an der Universität Freiburg (Schweiz) . . . . .	635

## VI. Gesetz und Richter.

- Praktische Vorbildung der Richteramtskandidaten. Von Landgerichtsrat **Franz Janisch**,  
**Eger** . . . . . 4  
 Zur Anwendung des Strafverfahrens. Von Bezirksrichter Dr. **Method Dolenc**, **Graz** . . . . . 4  
 Die Freirechtsbewegung. Von Dr. jur. **A. v. Peretiatkowiez**, **Heidelberg** . . . . . 4

## VII. Rechtssprechung.

- Ueber die Grenze von Recht und Sittlichem, in einem Falle verwerflichen Kunden-  
 fangs. Von Landgerichtsrat Dr. **Hans Mayer**, **Dresden** . . . . . 1

## VIII. Literatur.

### a) Rezensionsabhandlungen:

- Katholische Moralphilosophie. Von Geh. Justizrat Dr. **Josef Kohler**, o. Professor d. R.  
 an der Universität **Berlin** . . . . . 6  
 Philosophie des Meeres. Von Geh. Justizrat Dr. **Josef Kohler**, o. Professor d. R.  
 an der Universität **Berlin** . . . . . 6

### b) Besprechungen:

- Adler**, **Sigmund**, Die politische Gesetzgebung in ihren geschichtlichen Beziehungen  
 zum allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche. Festschrift, bespr. von Dr. **Hans**  
**Ritter von Frisch**, o. Prof. d. R. an der Universität **Basel** . . . . . 1  
**Breit**, **James**, Dr., Rechtsanwalt in **Dresden**.  
 1. Bankgesetz, systematisch erläutert . . . . . 1  
 2. Bank-Depot-Gesetz. systematisch erläutert . . . . . 1  
**Cuno**, Zuwachssteuergesetz, bespr. von Rechtsanwalt Dr. **Ludwig Wertheimer**  
**Frankfurt a. M.** . . . . . 1  
**Fischer**, a. o. Professor. **Albrecht**, **Hans**, **Giessen**, Die Rechtswidrigkeit mit besonderer  
 Berücksichtigung des Privatrechtes, bespr. von Gerichtsassessor **Warschauer**  
**Kattowitz** . . . . . 1  
**Grueber**, **B.**, **Erwin**, Dr. jur. **M. A.**, Professor an der Universität **München**, Die Vor-  
 bildung der Juristen und ihre Reform, bespr. von Professor Dr. **Mitter-**  
**maier**, **Giessen** . . . . . 1  
**Harms**, **B.**, Das Staatswissenschaftliche Institut an der Universität **Kiel** unter be-  
 sonderer Berücksichtigung seiner Abteilung für Seeverkehr und Weltwirtschaft,  
 bespr. von Universitätsprofessor Dr. **Sieveling**, **Zürich** . . . . . 1  
**Holländer**, **Ernst**, Dr., Gerichtsassessor, Die gewillkürte Stellvertretung, bespr. von  
 Privatdozent Dr. **Ernst Rosenberg**, **Göttingen** . . . . . 1  
**Jünger**, **Dr.**, Justizrat, **Wiesbaden**, Das Reichswertzuwachssteuergesetz, Text mit Er-  
 läuterungen, bespr. von Rechtsanwalt Dr. **O. Simon**, **Mannheim** . . . . . 1  
**Kohler**, **Josef**, Warenzeichenrecht, bespr. von Rechtsanwalt Dr. **Ludwig Wert-**  
**heimer**, **Frankfurt a. M.** . . . . . 1



ge, Heinrich C. L., Deutsches Ausverkaufswesen, bespr. von Rechtsanwalt Dr. Ludwig Wertheimer, Frankfurt a. M. . . . .	196
els, Robert, Professor in Turin, Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie, bespr. von Dr. Kurt Marcard, Eutin . . . . .	197
e, L., Dr., Professor, Die Wohnungsfrage, I. Das Wohnungswesen in der modernen Stadt, II. Die städtische Wohnungs- und Bodenpolitik, bespr. von Hochschulprofessor Dr. Adolf Weber, Köln . . . . .	199
hel, Hans, a. o. Professor in Jena, Ueber forensische Psychologie, bespr. von Professor Dr. Mittermaier, Giessen . . . . .	201
1, Henri, juge au tribunal de première instance, professeur à l'Université de Bruxelles, Prolegomènes à la Science du droit. Esquisse d'une soziologie juridique, bespr. von Maurice Vauthier, o. Professor d. R. a. d. Universität Brüssel . . . . .	203
pp, Karl, Völkerrechtliche Fälle zum akademischen Gebrauch und Selbststudium, bespr. von Dr. Hans Ritter von Frisch, o. Professor d. R. an der Universität Basel . . . . .	205
h, Emanuel, Dr., o. ö. Professor an der k. k. böhm. Karl Ferdinand-Universität in Prag. 1. Le code civil général autrichien, son origine, et son développement. 2. Das allgemeine brügerliche Gesetzbuch und die Gewohnheiten im Wandel des Jahrhunderts, bespr. von Rechtsanwalt Dr. Otto Simon, Mannheim . . . . .	205
sermann, Martin, Dr., Rechtsanwalt, Der unlautere Wettbewerb nach deutschem Recht, bespr. von Dr. Leukfeld, Hamburg . . . . .	206
arias, A. U., Dr., Oberlandgerichtsrat in Hamburg, Ueber Persönlichkeit, Aufgaben und Ausbildung des Richters, bespr. von Rechtsanwalt Dr. Otto Simon, Mannheim . . . . .	207
1, Philipp, Geh. Justizrat, o. ö. Professor d. R. an der Universität Bonn, M. d. H. und Kronsyndikus, Das Deutsche Reich und die internationale Schiedsgerichtsbarkeit, bespr. von Christian Meurer, o. Professor d. R. an der Universität Würzburg . . . . .	208
saufgabe der Kantgesellschaft . . . . .	211
i, Prof. Dr. F. und Mamelok, Dr. A., Das internationale Privat- und Zivilprozessrecht auf Grund der Haager Konventionen . . . . .	351
e, Ludwig, Prof. der Staatswissenschaften in Frankfurt a. M., Die gegenwärtige Krisis in der deutschen Volkswirtschaftslehre. Besprochen von Dr. Fritz Berolzheimer, Berlin . . . . .	351
nidt, Dr. Richard, o. Prof. d. R. an der Universität Freiburg i. B., Die Richtervereine. Besprochen von Amtsgerichtsrat Kade, Berlin . . . . .	353
pp, Dr. Karl, Urkunden zur Geschichte des Völkerrechts. 2 Bände. Besprochen von Dr. Fritz Berolzheimer, Berlin . . . . .	354
mann, Geh. Justizrat o. Prof. Dr. E., Das bürgerliche Recht der Krankenanstalten. Besprochen von Rechtsanwalt Dr. Otto Simon, Mannheim . . . . .	354
ling, Juristische Prinzipienlehre, Bd. IV. Besprochen von Amtsgerichtsrat Bartolomäus, Krotoschin . . . . .	485

Fraenkel, Georg, Die kritische Rechtsphilosophie bei Fries und Stammler. Besprochen von Dr. jur. Harald Gutherz †, weiland Privatdozent an der Universität Berlin . . . . .	
Kloepfel, E., Prof. Dr. jur. et. phil., Die Grundlagen des Markenschutzes. Besprochen von Rechtsanwalt Dr. Hermann Isay, Berlin . . . . .	
Peritch, Jivoïn, Ein neues Werk auf dem Felde der Kodifikation des Privatrechts. Besprochen von Dr. Emmanuel Tilsch, o. Professor d. R. an der böhmischen Universität Prag . . . . .	
Ravà, Adolfo, Il diritto come norma tecnica. Besprochen von Amtsgerichtsrat Bartolomäus, Krotoschin . . . . .	
Selbstanzeige: Sternberg, Einführung in die Rechtswissenschaft . . . . .	
Di Carlo, Per la filosofia della storia di Ferdinando Lasalle. Von Dr. Theodor Sternberg, Berlin . . . . .	
Grosse Denker, hrsg. von E. v. Aster. Bespr. von Geh. Justizrat Dr. Josef Kohler, o. Professor d. R. an der Universität Berlin . . . . .	
Kelsen, Dr. Hans, Grenzen zwischen juristischer und soziologischer Methode. Bespr. von Dr. Felix Somló, o. Professor d. R. an der Universität Kolozsvár (Klausenburg) . . . . .	
Oppenheim, L., Prof. of international law in the University of Cambridge, International Law, Vol. I. Bespr. v. Dr. Fritz Meili, o. Professor d. R. an der Universität Zürich . . . . .	
Visser, H. L., De psyche der menigte. Bespr. v. Rechtsanwalt Dr. S. Rundstein, Warschau . . . . .	
Voigt, Andreas, Wirtschaft und Recht. Bespr. von Gerichtsassessor Dr. Erich Warschauer, Kattowitz . . . . .	
Preisaufrage der Kantgesellschaft . . . . .	
Bücherschau . . . . .	211, 355, 493,

## IX. Beihefte.

- No. 10: Das Grundproblem der Rechtsreform von Jusizrat Dr. Schwering, Rechtsanwalt beim Kgl. Oberlandesgericht Hamm.
- Nr. 11: Die Voraussetzungen der Haftpflicht des Kraftfahrzeughalters nach dem Reichsgesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen vom 3. Mai 1909 unter besonderer Berücksichtigung der Haftungsprinzipien dieses Gesetzes von Dr. jur. Ernst Hellmuth von Schimpff, Dresden.
-

# Sachregister.

---

- Akkordarbeit und Volkskraft 70—80.  
Arbeit und Armut 331—335.  
Arbeitsprogramm für den III. Kongress der IVR. 529—535.  
Bücherschau 211—214, 355—357, 493—496, 650—653.  
Dantes Philosophie des Eigentums 115—124, 293—307.  
Deutschen Rechtswissenschaft — Das Ausland über die Zukunft der 125—129.  
Empörende Rohheitsdelikte 169—173.  
Entstehung des Rechts 441—450, 601—606.  
Exogamie. Entstehung der 247—261, 400—414, 537—547.  
Filosofia del diritto 124 f.  
Forstwissenschaft, Systematik der 159—161.  
Frauenerwerbsarbeit 81—100.  
Freie Rechtsfindung 136—144.  
Freirechtsbewegung, Die 483—485.  
Fremdenrecht 635 f.  
Geschworene 62—69.  
Gesellschaft, Gesetze der 324—330.  
Gesetze der Gesellschaft 324—330, 625—629.  
Gesetze der Natur 324—330, 625—629.  
Hegels Rechtsphilosophie 104—114.  
Historischen Rechtswissenschaft, Aufgabe der 588—600.  
Hobbes, Indischer Vorgänger von 606—609.  
Hobbes' Naturrecht 129—136, 283—293.  
Indischer Vorgänger von Hobbes 606—609.  
Italienischen Strafrechts, Eine hervorragende Darstellung des 465—469.  
Juristisches Repetitorium 42—62, 100 f.  
IVR., Mitgliederliste 1—30, 215—245, 359 ff., 503 ff.  
Kantgesellschaft, Preisstiftung der — 211, 650.  
Katholische Moralphilosophie 637—639.  
Kongress, Dritter der IVR. (Posen) 391—395, 529—535.  
Krisentheorien 144—159.  
Kundenfang 174—182.

- Menschenzucht, Rationelle 622—625.  
Merkantilisten, Philosophie und Politische Oekonomie bei den — 609—621.  
Moralphilosophie, Katholische 637—639.  
Normalität und Krise 144—159.  
Philosophie des Meeres 639 f.  
Probestrafaussetzung 62—69.  
Prozessparteien, Der Streit der 450—452.  
Rationelle Menschenzucht 622—625.  
Rechts, Entstehung des, s. Entstehung des Rechts.  
Rechtsgeschäft, s. Wille.  
Rechtswissenschaft, Historische, Aufgabe der 588—600.  
Recht und Sittliches 174—182.  
Rechtsunterricht, Reform des 31—41, 101—103.  
Reform der deutschen Universitäten 576—587.  
Reform des Schwurgerichts, s. Schwurgerichtsreform.  
Repetitorium, Juristisches 42—62, 100 f., 103 f.  
Richteramtskandidaten, Prakt. Vorbildung der — in Oesterreich 469—477.  
Richter-Aus- und -Fortbildung 346—351.  
Richtervorbildung, Reform der 31—41, 101—103, 346—351.  
Rohheitsdelikte 169—173.  
Scholastische Philosophie und Rechtslehre, Würdigung der 452—455.  
Schwurgerichtsreform 455—465, 629—635.  
Strafverfahrens, Anwendung des 477—483.  
Theorie der Rechtswissenschaft 311—320.  
Universitätsreform 576—587.  
Vedântalehre, Die 547—556.  
Verbrechen, Kampf gegen — 161—169, 335—346.  
Verbrecher, Kampf gegen — 161—169, 335—346.  
Versprechen, Das 307—311.  
Verwerflicher Kundenfang 174—182.  
Vico als Rechtsphilosoph 261—265.  
Volkskraft, Akkordarbeit und — 70—80.  
Wille und Willenserklärung im Tatbestand des Rechtsgeschäftes 266—282,  
414—440, 556—576.  
Wirtschaft und Recht 647—649.
-



# Autorenregister.

(Die fettgedruckten Zahlen verweisen auf die Verfasser von Abhandlungen.)

---

Adler, Sigmund 183.  
Amschi 477—483.  
Aster 643.  
Bartolomaeus 489, 492.  
Battaglini **465**.  
Berolzheimer **311**, 352, 354.  
Bierling 485.  
Biermann, W. Ed. **331**.  
Binder **266**, **414**, **556**.  
Breit 184.  
Cathrein 637.  
Cuno 184.  
Del Vecchio **124**.  
Di Carlo 641.  
Dolenc **477**, 483.  
Dorn **81**, **159**.  
Ehrenberg, Rich. **70**.  
Fischer, Hans Albrecht 184.  
Fraenkel, Gg. 490.  
v. Frisch 184, 205.  
Grueber 101, 103, 188, **576**.  
Gutherz 490.  
Harms 190.  
Holländer 191.  
Janisch **169**, **469**.  
Isay 490.  
Kade 353.  
Kelsen 644.  
Kloepfel 490.

Kohler **104**, 194, **261**, **307**, **397**, **547**,  
**606**, 606, 637, 639, 640, 644.  
v. Kostanecki **115**, **293**.  
Kübler **588**.  
Lasson, Zum achtzigsten Geburtstag  
397—399.  
Leonhard, Franz 101.  
Leonhard, Rud. 125.  
Leuckfeld 207.  
v. Lilienthal **455**, **629**.  
Mackenzie 639.  
v. Máday **441**, **601**.  
Mamelok 351.  
Manigk **346**.  
Marcard 199.  
Meili 351, 646.  
Menge 196.  
Meurer 211.  
Meyer, Hans **174**.  
Mezger, E. 625.  
Michels 197.  
Mittermaier, W. **31**, 190, 203.  
Oppenheim 645.  
Oppenheimer **144**.  
A. Frhr. von Overbeck **635**.  
Peretiatkowicz **483**.  
Péritch 491.  
Pohle 199, 351.  
Pollack **42**.

Pustoroslew **62**.  
Ravà 492.  
Reichel 201, **450**.  
Rolin 203.  
Rosenberg 194.  
Rundstein **136**, 647.  
Schmidt, Richard 353.  
Sieveking 191.  
Simon, O. 194, 206, 208, 355.  
Somló 645.  
Stammmler 311—320.  
Stampe **129**.  
Sternberg **452**, **492**. 643.  
Strupp 205, 354.  
Sturm **324**.  
Tilsch 205, 491.  
Tönnies **129**, **283**.

Vaihinger 211.  
Vauthier 205.  
Vierkandt **622**.  
Visser 646.  
Voigt 647.  
Wachenfeld **161**, **335**.  
Wallau 465.  
Warschauer 188, 649.  
Wassermann, Martin 206.  
Weber, Adolf 201.  
Weigelin **324**.  
Wertheimer 184, 196, 197.  
Wundt, W. **247**, **400**, **537**.  
Zacharias 207.  
Zaleskij **609**.  
Zorn, Philipp 208.

---



# Mitglieder=Verzeichnis

der

Internationalen Vereinigung

für

Rechts= und Wirtschaftsphilosophie

samt den Gesetzgebungsfragen

*Stand vom 1. September 1911.*



I.

**Protector**  
der Vereinigung:

*Seine Königliche Hoheit*

**Ernst Ludwig**

*Grossherzog von Hessen und bei Rhein.*

II.

**Patrone.**

Dr. phil. Wilhelm Merton, Frankfurt a. M.

Dr. jur. Wilhelm Freiherr von Pechmann, Direktor  
der Bayrischen Handelsbank, München.

III.

**Vorsitzende.**

Geheimer Justizrat Dr. Josef Kohler, o. Prof. d. R. an  
der Universität Berlin, *Ehrenvorsitzender.*

Dr. jur. Fritz Berolzheimer, Berlin SW. 11, Königgrätzer-  
strasse 95, *Geschäftsleitender Vorsitzender.*

Carl Fürstenberg, Geschäftsinhaber der Berliner Handel-  
Gesellschaft, Berlin W. 64, Behrenstr. 32/33, *Vorsitzender  
für die Vermögensangelegenheiten.*

IV.

**Ehrenrat der ausserdeutschen Kulturstaaten.**

Amerika, Vereinigte Staaten: Dr. jur. Charles  
Henry Huberich, o. Prof. d. R. Stanford  
University, California.

Professor Dr. W. B. Munro, Harvard  
University, Cambridge (Mass).

Argentinien: Dr. Ernesto Quesada, Universitäts-  
professor, Buenos Aires.

- Belgien: Professor E. Waxweiler, Direktor des  
Solvay Soziologischen Institutes, Brüssel.
- Brasilien: Dr. Clovis Bevilacqua, Consultor  
juridico do Ministerio das Relações Exteriores,  
Rio de Janeiro.
- England: Dr. Paul Vinogradoff, Corpus-Professor  
d. Rechte, Oxford.
- Frankreich: Emile Durkheim, Professeur à l'Uni-  
versité de Paris.
- Griechenland: Univers.-Prof. Dr. Georg v. Streit,  
Athen.
- Holland: Professor Dr. S. J. Fockema Andreae,  
Leiden.
- Indien: Govindo Dàs, Durgakund, Benares.
- Italien: Universitätsprofessor Dr. Giorgio Del  
Vecchio, Bologna.
- Norwegen: Dr. Bredo Morgenstierne, Prof. d.  
Rechte und der Nat.-Ökonomie, Kristiania.
- Oesterreich: Dr. L. Grabscheid, Hofrat des obersten  
Gerichts- und Kassationshofes, Wien.
- Russland: Exz. Geh. Rat von Martens (†), St. Peters-  
burg.  
Universitätsprofessor Dr. P. Sokolowsky, Kurator  
des St. Petersburger Lehrbezirks, St. Petersburg.
- Schweden: Dr. Vitalis Norström, Professor an  
der Hochschule zu Gothenburg.
- Schweiz: Dr. Fr. Meili, o. Prof. d. R. an der Uni-  
versität Zürich.
- Ungarn: Hofrat Dr. Eugen von Balogh, erster  
Staatssekretär im könig. Ung. Ministerium für  
Kultus und Unterricht, korr. Mitglied der Ungar.  
Akademie der Wissenschaften, Budapest VIII.,  
Szentkirályig. 35.



## V.

**Beratender Ausschuss.**

- Dr. jur. J. Simon van der Aa, Professor des Strafrechts an der Universität Groningen.
- o. ö. Universitätsprofessor Dr. iur. Sigmund Adler, Wien, VIII, Zeltgasse 2.
- Dr. Bernardino Alimena, Prof. ord. di diretto e. Procedura penale nella R. Università, Modena.
- Alfred Amschl, k. k. Hofrat und Oberstaatsanwalt, Graz.
- Geh. Justizrat Dr. L. v. Bar, o. Prof. d. R. an der Univ. Göttingen.
- Advokat Dr. C. Basiliu, Privatdozent, Athen.
- Se. Exzellenz Dr. E. I. Bekker, Geh. Rat I. Klasse, Univ.-Prof., Heidelberg.
- Geh. Justizrat D. Dr. Bierling, Prof. d. R., Greifswald.
- Dr. P. Bisoukides, Rechtsanwalt in Pera.
- Oberlandesgerichtspräsident Dr. Börngen, Jena.
- Prof. Dr. jur. et phil. Alessandro Bonucci an d. Univ. Rom.
- Louis Bridel, de Lausanne et Genève, prof. à la Faculté de droit, Université impériale de Tokio.
- Geh. Justizrat Universitäts-Prof. Dr. Brie, Breslau.
- S. Khuda Bukhsh, M. A., B. L.-A., 86 Ripon-Street, Calcutta.
- John W. Burgess, Professor des Staatsrechts und Dekan der Fakultäten der Philosophie, der Staatswissenschaften und der reinen Naturwissenschaften, New - York, Columbia-Universität.
- Universitätsprofessor Dr. Georg Cohn, Zürich.
- Justizrat Professor Dr. H. Crüger, Charlottenburg-Berlin, Nussbaum-Allée 17.
- Oberlandesgerichtsrat Richard Deinhardt, Jena.
- Se. Exzellenz Dr. B. Dernburg, Wirkl. Geh. Rat, Berlin-Grunewald, Erbacherstrasse 1.
- Reichsgerichtsrat Dr. Adelbert Düringer, Leipzig, Kaiser-Wilhelmstrasse 51.
- Dr. E. Dürr, o. ö. Prof. an der Universität Bern, Seftigenstr. 53.
- Dr. A. Egger, o. Prof. d. R. an der Universität Zürich, Zürich V Sprengbühlstrasse 20.

- Dr. Richard Ehrenberg, o. Professor an der Universität Rostock.  
 Dr. Leo Ehrnrooth, Vortragender Rat für Arbeiterangelegenheiten, Helsingfors.
- Geh. Hofrat Dr. Rudolf Eucken, o. Prof. an der Universität Jena.  
 Dr. Franz Finkey, Prof. d. Rechtsphilos. a. d. Rechtsakademie Sárospatak.
- Geheimer Justizrat Univ.-Prof. Dr. Otto Fischer, Breslau.  
 Dr. Reinhard Frank, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen.
- Dr. Hans Ritter v. Frisch, o. Professor d. R., Basel, Nonnenweg 15.
- Avvocato Francesco Paolo Fulci, Palermo, Via Esposizione 47.  
 W. M. Geldart, Vinerian Professor of English Law, Oxford. All Souls College, Oxford.
- Geh. Justizrat Dr. Otto von Gierke, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Charlottenburg II, Carmerstrasse 12.
- Dr. Wenzeslaus Graf Gleispach, o. Prof. d. R. an der deutschen Universität Prag, Smichow bei Prag, Inselgasse 13.
- Rudolf Goldscheid, Wien, III, Jacquingasse 45.  
 Hofrat Universitätsprofessor Dr. Karl S. Grünhut, Wien IX Berggasse 22.
- Elie Halévy, Professeur à l'Ecole libre des sciences politiques Paris.
- Dr. M. Halewyck, Directeur au Ministère des Colonies, Bruxelles.
- Univ.-Prof. Dr. G. A. van Hamel, Amsterdam.
- Dr. iur. Harold Oexter Hazeltine, Fellow and Law Lecturer of Emmanuel College, Cambridge, and Reader in English Law in the University of Cambridge. Emmanuel College, Cambridge, England.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. J. W. Hedemann, o. Prof. d. R. an der Universität Jena, Kaiser Wilhelmstr. 12.
- Dr. E. Heymann, o. Professor d. R. an der Universität Marburg.
- Geh. Hofrat Dr. Georg Jellinek, † o. Professor d. R. an der Universität Heidelberg.
- Geh. Justizrat D. Dr. Wilhelm Kahl, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 23.

- Se. Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Hon.-Professor Dr. iur. Franz Klein, Wien VIII, Lange Gasse 8.
- Anton von Kostanecki, o. Prof. d. R. an der Universität Lemberg.
- Dr. Oskar Kraus, Universitätsprofessor, Prag, Heuwagsplatz 8.
- Se. Exz. Wirkl. Geheimer Rat Prof. Dr. Paul Laband, Strassburg.
- Geh. Regierungsrat Universitätsprof D. Dr. Adolf Lasson, Berlin.
- Dr. Franz Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Marburg a. L.
- Geh. Justizrat Dr. Rudolf Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Breslau, Lindenallee 6 (vom 1. 4. 11 ab, Gabitzstr. 188).
- Dr. iur. et phil. M. Liepmann, o. Professor der Rechte, Kiel.
- Geh. Hofrat K. v. Lilienthal, Univ.-Professor, Heidelberg, Ziegelheiner Landstrasse 29.
- Dr. E. Liljeqvist, o. Prof. der praktischen Philosophie an der Universität Lund.
- Geh. Justizrat Dr. Franz von Liszt, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin. Charlottenburg, Hardenbergstr.
- Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. E. Loening, Mitglied des Herrenhauses, Halle a. S., Händelstrasse 28.
- Dr. Julius Makarewicz, o. Prof. d. R. a. d. Universität Lemberg.
- Dr. Georg v. Mayr, Kaiserl. Unterstaatssekretär z. D., kgl. bayer. Universitätsprofessor, München.
- Dr. Meckenstock, Professeur à l'Université de Neuchâtel.
- Universitätsprofessor Dr. A. Meinong, Graz.
- Dr. iur. et phil. Christian Meurer, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Lessingstr. 1.
- Dr. iur. W. L. P. A. Molengraaff, Universitätsprofessor, Utrecht, Molierstraat 1a.
- Hugo Münsterberg, o. Professor an der Harvard-Universität, Cambridge, Mass., U. S. A.
- Dr. Theodor Niemeyer, o. Professor an d. Universität Kiel.
- Dr. Friedrich Oetker, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Sieboldstr. 8.
- K. k. Hofrat Dr. Emil Ott, Universitätsprofessor, Mitglied der österr. Herrenhauses, Prag II, Kremnergasse 8 neu.
- Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Paasche, Schlachtensee-Berlin, Adalbertstr. 27.

- Dr. jur. Wilhelm Freiherr v. Pechmann, Direktor der Bayerischen Handelsbank, München.
- Dr. Robert Piloty, o. Professor an der Universität Würzburg.
- Walter Pollack, Berlin W., Kalkreuthstr. 16.
- Professor Dr. Hugo Preuss, Berlin W 10, Matthäikirchstr. 29.
- Adolphe Prins, Professor d. R. a. d. Universität Brüssel.
- Sr. Exzellenz Dr. Peter Pustoroslew, o. Prof. des Strafrechts a. d. Universität Jurjew (Dorpat), wirkli. Staatsrat.
- Regierungsrat Dr. Rathenau, Berlin W., Meinekestrasse 7.
- Dr. Adolfo Ravà, Prof. an der Universität zu Camerino.
- Dr. Herm. Rehm, o. Prof. d. R. an der Universität Strassburg.
- Geh. Justizrat Dr. Riesser, o. Honorarprofessor an der Universität Berlin, W, Lichtenstein-Allee 4.
- Geh. Justizrat Dr. Eduard Rosenthal, o. Professor d. R. an Universität Jena.
- Prof. d. Rechte L. von Savigny †, Mitgl. d. Preuss. Herrenhauses.
- Universitätsprofessor Dr. Robert Schachner, Jena.
- K. k. Hofrat Dr. Emil Schrutka Edler v. Rechtenstamm, o. Prof. d. R. a. d. Universität Wien 19, Cottagegasse 56.
- Geh. Justizrat Dr. Friedrich von Schulte, o. Prof. d. R. an der Universität Bonn (wohnt: Meran-Obermais, Schloss Reichenbach).
- Geh. Regierungsrat Fr. Schuppe, ord. Professor d. Philosophie zu Greifswald, Steinstrasse 61.
- Geh. Regierungsrat Dr. iur. h. c. Max Sering, o. Professor d. Staatswissenschaften an der Universität Berlin, Grunewald, Lucius-Str. 9.
- Professor Dr. Silbergleit, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin, Berlin W. 35, Am Karlsbad 23.
- Dr. Felix Somló, o. Prof. d. R. an der Universität Kolozsvár (Klausenburg).
- Universitätsprofessor Dr. Hans Sperl, Wien XIX, Hofzeile 29.
- Prof. Dr. S. R. Steinmetz, Amsterdam, Amstel 65.
- Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat Dr. theol. Dr. med. Dr. iur. von Strauss und Torney, Senatspräsident des Oberverwaltungsgerichts, Berlin W 62, Bayreutherstr. 40.

- Geh. Justizrat Dr. Ulrich Stutz, o. Professor d. R. an der Universität Bonn; Bonn, Simrockstr. 25.
- Geheimer Rat Dr. August Thon, o. Professor der Rechte, Jena, Fürstengraben, 2.
- Dr. jur. Tso Tchun Tchou, Mitglied der Kaiserl. chines. Studienkommission, Berlin W 15, Kurfürstendamm 218.
- Dr. Ferdinand Tönnies, o. Honorar-Professor a. d. Universität Kiel.
- Dr. Michael Tugan-Baranowsky, Privatdozent an der Universität St. Petersburg.
- Univ.-Prof. Dr. C. W. A. Veditz, (Washington) z. Z. Paris, 12 rue Vinense.
- Dr. F. Wachenfeld, o. Prof. d. R. an der Universität Rostock, Georgstrasse 96.
- Professor Dr. iur et phil. Adolf Weber, Handelshochschule Köln, Köln-Marienburg, Robert Heuserstr. 12.
- Dr. Max Weber, o. Honorarprofessor a. d. Universität Heidelberg.
- Geheimrat Dr. Windelband, o. Prof. d. Philosophie an der Universität Heidelberg, Landfriedstrasse 14.
- Exz. Wirkl. Geh.-Rat Prof. Dr. Wilhelm Wundt, Leipzig, Goethestr. 6.
- Dr. Wladislaw Francowič Zaleskij, Wirklicher Staatsrat und Professor, Kasan.
- Univ.-Professor Dr. Theobald Ziegler, Strassburg.
- Geh. Justizrat Dr. Ernst Zitelmann, o. Prof. d. R. a. d. Univ. Bonn.
- Geh. Justizrat Univ.-Prof. Dr. Philipp Zorn, Mitgl. d. Preuss. Herrenhauses und Kron-Syndikus, Bonn, Humboldtstr. 24.

## VI.

### Mitglieder.

- Dr. jur. Simon van der Aa, Professor des Strafrechts an der Universität Groningen.
- Dr. Paul Abel, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, I, Rosenbursenstrasse 8.
- o. ö. Universitätsprofessor Dr. iur. Sigmund Adler, Wien, VIII, Zeltgasse 2.
- Justizrat Adlerstein, München, Theatinerstr. 44, 2.



- Univ.-Professor Dr. Fritz Affolter, Heidelberg, Anlage 49.
- Patentanwalt Dr. B. Alexander-Katz, Berlin SW. 68, Neuenburgerstr. 12.
- Justizrat Professor Dr. Paul Alexander-Katz, Rechtsanwalt, Berlin W. 8, Leipziger Strasse 39.
- Dr. Bernardino Alimena, Prof. ord. di diritto e procedura penale nella R. Università Modena.
- Alfred Amschl, k. k. Hofrat und Oberstaatsanwalt, Graz.
- Privatdozent Dr. iur. Walter Anderssen, Neuchâtel, Quai du Mont Blanc 6 II.
- Rechtsanwalt, Dr. H. N. Antoine-Feill, Hamburg, Adolphbrücke 9.
- Dr. med. Gustav Aschaffenburg, Prof. f. Psychiatrie a. d. Akademie f. prakt. Medizin in Köln a. Rh., Stadtwaldgürtel 30.
- Rechtsanwalt Dr. iur. Arnold Th. Assmann, Berlin W. 66, Mauerstrasse 2.
- Autenrieth, Oberrichter für Kamerun und Togo, Buea (Kamerun.)
- Geheimer Justizrat und k. k. Regierungsrat Dr. Adolf Bachrach, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien I, Rosenburgenstrasse 8.
- Dr. jur. Elemér Balog, Honoraroberfiscal, Berlin, Krausnickstrasse 3 (z. Zt. 13 Bernard Street, Russel Square London W.C.).
- Hofrat Dr. Eugen von Balogh, erster Staatssekretär im könig. Ung. Ministerium für Kultus und Unterricht, korr. Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest VIII., Szentkirályig. 35.
- Geh. Justizrat Dr. L. v. Bar, o. Prof. d. R. a. d. Univ. Göttingen.
- Dr. jur. E. Barich, Rechtsanwalt, Wädenswil, Schweiz.
- Dr. Alfredo Bartolomei, ord. Prof. d. R. a. d. Universität Parma.
- Advokat Dr. C. Basiliu, Privatdozent, Athen.
- Universitätsprofessor Dr. Giulio Q. Battaglini, Perugia, via Morone 3.
- Rechtsanwalt Alfred Bauer, München, Odeonsplatz 2.
- Farbenfabriken vormals Friedr. Bayer & Co., Elberfeld.
- Dr. Hermann Beck, Berlin W. 50, Spichernstr. 17.
- Rittergutsbesitzer Beelitz, Garden b. Greifenhagen.
- Exz. Geh. Rat I. Klasse Univ.-Prof. Dr. E. I. Bekker, Heidelberg.
- Dr. Ludwig Bendix, Domkapitular und Professor am Seminar Mainz, hintere Präsenzgasse 2 2/10.



- Amtsrichter Dr. Beneke, Tarnowitz O./S., Beuthenerstr. 10.  
Julius Berlin, Nürnberg, Marienstrasse 8.  
Dr. jur. Fritz Berolzheimer, Berlin, Königgrätzerstr. 95.  
Dr. Heinrich Betz, Kaiserlicher Konsul, Tsinanfu, China,  
Deutsches Konsulat.  
Dr. Clovis Bevilaqua, Consultor giuridico do Ministerio das Relações  
Exteriores, Rio de Janeiro (Brasil), Rua Aristides Lobo, 209.  
Geh. Justizrat D. Dr. Bierling, Prof. d. R., Greifswald, Wallstrasse 19.  
Dr. Biermann, ao. Professor a. d. Univ. Leipzig, Wiesenstr. 3b.  
Dr. J. Binder, o. Professor der Rechte, Erlangen, Sieglitzhoferstr. 38.  
Dr. jur. J. van Binsbergen, rechter in de Arondissements-  
Rechtbank te Amsterdam, Weteringschans 35.  
Dr. iur. Diedrich Bischoff, Versicherungsdirektor, Leipzig,  
Schützenstrasse 12.  
Dr. jur. Perikles Bisoukides, Rechtsanwalt am deutschen  
und griechischen Konsulargericht zu Konstantinopel, Pera,  
Sakiz Agatsch 73.  
Dr. Albert Bittinger, Landgerichtsrat, München, Adalbertstr. 10.  
Dr. D. van Blom, Professor an der Technischen Hochschule  
in Delft, Noordeinde 30.  
Dr. iur. Michael von Bochkor junior, Professor an der kgl.  
Rechtsakademie, Nagyvárad.  
Oberlandesgerichtspräsident Dr. Börngen, Jena.  
Prof. Dr. jur. et phil. Alessandro Bonucci, Perugia.  
Alexander Borsenko, Mag. jur., Städtischer Bibliothek-  
begründer, Odessa, Deribas Strasse 9.  
Rechtsanwalt Dr. iur. Bernhard Brands, Berlin, Neue Rossstr. 23.  
Kgl. Universitätsbibliothek Breslau.  
Dr. iur. James Breit, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht  
Dresden, Elisenstrasse 10.  
Dr. Louis Bridel, de Lausanne et Genève, professeur à la Faculté  
de droit, Université impériale de Tokio. (Tokio, Kois-  
hikawa, Oimatsu-chô 59.)  
Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. Brie, Breslau, Auenstrasse 35.

- Dr. Viktor Bruns, a. a. Professor an der Universität Genf, Genève, Quai Pierre Fatio 6.
- Dr. Joseph Ludwig Brunstein, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien I, Krugerstrasse 13.
- S. Khuda Bukhsh, M. A., B. L.-L. 86 Ripon-Street, Calcutta.
- Rechtspraktikant Fritz Burekhardt, Nürnberg, Camerarius-Str. 7, I.
- John W. Burgess, Professor des Staatsrechts und Dekan der Fakultäten der Philosophie, der Staatswissenschaften und der reinen Naturwissenschaften, New-York, Columbia-Univ.
- Se. Exzellenz, Dr. A. Bürklin, Karlsruhe.
- Rechtsanwalt Dr. Hugo Cahn (Cahn I), Nürnberg, Hefnersplatz 10.
- Carl Cahn, Berlin W. 10, Regentenstrasse 18.
- Dr. W. van Calker, o. Professor d. R. an der Universität Giessen, Wilhelmstr. 22.
- Dr. J. Castillejo, o. Prof. d. R., Paloma, 22 Cindad-Real (Spanien).
- V. Cathrein, S. J., Valkenburg (Holland), Ignatius College.
- Bibliothek der Städtischen Handelshochschule Cöln, Claudiusstrasse 1.
- Friedrichs-Polytechnikum Coethen Anhalt (Direktor Professor Dr. Foehr).
- Universitätsprofessor Dr. Georg Cohn, Zürich II, Carmenstrasse 18.
- Rechtsanwalt Sally Cohn, Brandenburg a. H., Potsdamerstr. 53/54.
- Prof. Francesco Cosentini, de l'Université Nouvelle de Bruxelles, Modena, Istituto di sociologia.
- Justizrat Professor Dr. H. Crüger, Charlottenburg-Berlin, Nussbaum-Allee 17.
- Professor Dr. Ludwig Darmstaedter, Berlin W. Landgrafenstrasse 18a.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. Alfons David, Düsseldorf, Hebbelstrasse 17.
- Oberlandesgerichtsrat Richard Deinhardt, Jena.
- Dr. jur. Ernst Delaquis, Privatdozent an der Universität Berlin, Charlottenburg-Westend, Kaiserdamm 32.
- Dr. Giorgio Del Vecchio, o. Professor d. R. a. d. Universität Bologna, Via Toscana 3.
- Dr. B. Denekamp, advocaat, Rotterdam.

- Se. Exzellenz Dr. B. Dernburg, Wirkl. Geh. Rat, Berlin-Grünwald, Erbacherstrasse 1.
- Vorstand des Deutschen Anwaltvereins, Leipzig, Schreiberstrasse 3.
- Eugenio Di Carlo, Dottore in Filosofia, Palermo, Via Divisi 99.
- Dr. Metod Dolenc, k. k. Bezirksrichter beim k.k. Oberlandesgericht Graz.
- Dr. Hanns Dorn, Privatdozent der Nationalökonomie a. d. k. Techn. Hochschule München (wohnt: Grünwald bei München, Isarthal).
- Rechtsanwalt Dr. Martin Drucker, Leipzig, Ritterstr. 1—3.
- Geh. Regierungsrat W. Dunkhase, Berlin W 57, Culmstr. 34.
- Dr. Adelbert Düringer, Reichsgerichtsrat, Leipzig, Kaiser Wilhelmstrasse 51.
- Dr. Emile Durkheim, Professeur à l'Université de Paris. 260, rue Saint-Jacques, Paris.
- Dr. E. Dürr, o. ö. Prof. an der Universität Bern, Seftigenstr. 53.
- Exzellenz Staatsminister Dr. Freiherr von Dusch, Karlsruhe i. B., Jahnstrasse 12.
- Exzellenz Wirklicher Staatsrat von Dynovsky, Dirigent der Rechtsabteilung des Finanzministeriums, Ministerialrat im Justizministerium, Petersburg.
- Oberbürgermeister Dr. Ebeling, Dessau, Medicusstrasse 4.
- Dr. A. Egger, o. Prof. d. R. an der Universität Zürich, Zürich V, Sprensenbühlstrasse 20.
- Dr. Richard Ehrenberg, o. Professor an der Universität Rostock.
- Dr. Leo Ehrnrooth, Vortragender Rat für Arbeiterangelegenheiten, Helsingfors.
- Ernest Eisenmann, Avocat, Paris, Cité Rougemont 2.
- Dr. Alfred Eisler, Advokaturskandidat, Budapest, IV, nagymező ucca 49.
- Dr. iur. Armand Eisler, Verteidiger in Strafsachen, Wien III, Sofienbrückengasse 10.
- Dr. Friedrich von Engel, Landesgerichtsrat in Salzburg, Gisela-Kai 45.

- Freiherr Rudolf v. Engelhard, Rittergutsbesitzer und cand. iur. et. phil., Ehrenritter des Johanniterordens, Alt-Born pr. Kreslawka, in Kurland (Russland).
- Senatspräsident Professor Dr. Arthur Engelmann, Breslau 18, Eichendorffstrasse 63.
- Landrichter Dr. Fritz Ernst, Essen-Ruhr, Irmgardstrasse 33.
- Kgl. Universitätsbibliothek Erlangen. (Oberbibliothek. Dr. Zucker.)
- Dr. Wilhelm Esslinger, Rechtsanwalt, München, Promenade-strasse 15 II.
- Geh. Hofrat Dr. Rudolf Eucken, o. Prof. an der Universität Jena.
- Landrichter Max Fabisch, Dortmund, Markgrafenstr. 7.
- Dr. Antonio Falchi, Professor a. d. Univ. Sassari, Lorgo Cavaletti.
- Dr. Hans Fehr, o. Professor d. R. an der Universität Jena.
- Rechtskandidat Paul Feick, Südende bei Berlin, Stephanstr. 34.
- Staatsanwalt Dr. Feisenberger, Magdeburg, Kaiser Otto Ring 17.
- Dipl.-Ing. Fels, Patentanwalt, Berlin SW. 61, Belle-Alliance-Platz 14 I.
- Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. A. Finger, Halle a. S., Reichardtstrasse 2.
- Dr. Franz Finkey, Prof. der Rechtsphilosophie an der Rechtsakademie Sárospatak (Ungarn).
- Geh. Justizrat Dr. Otto Fischer, o. Prof. d. R. an der Universität Breslau, Monhauptstr. 3.
- Rechtsanwalt Dr. Flechtheim, Cöln a. Rh.
- Dr. J. P. Fockema Andreae, Wethouder (Beigeordneter) der Stadt Utrecht, Utrecht, Trans No. 4.
- Prof. Dr. S. J. Fockema Andreae, Leiden.
- Dr. T. H. Fokker, Rechtsanwalt, Amsterdam, 252 Amstel.
- Dr. Edgar Franckel, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, I. Lobkowitzplatz 3.
- Dr. Reinhard Frank, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen.
- Justizrat Friedenthal, Breslau, Neue Schweidnitzer Str. 4.
- Landgerichtsrat J. K. Julius Friedrich, Privatdozent, Giessen, Johannesstr. 5/I.
- Dr. Hans Ritter v. Frisch, o. Professor d. R., Basel, Nonnenweg 15.

- Avvocato Francesco Paolo Fulci, Palermo, Via Esposizione 47.
- Justizrat Dr. Ludwig Fuld, Mainz, Heidelbergerfassgasse 11.
- Carl Fürstenberg, Geschäftsinhaber der Berliner Handels-Gesellschaft, Berlin.
- Professor Dr. Ganz, Rechtsanwalt beim Reichsgericht, Leipzig, Ferdinand Rhodestrasse 31.
- Professor Dr. Heinrich Geffcken, Köln-Marienberg, Lindenallee 62.
- W. M. Geldart, Vinerian Professor of English Law, Oxford; All Souls College, Oxford.
- Geh. Rat Dr. Georgi, Oberbürgermeister a. D., Leipzig-Möckern.
- Amtsgerichtsrat Gerson, Dortmund, Markgrafenstr. 5.
- Geh. Justizrat Dr. Otto von Gierke, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Charlottenburg II, Carmerstrasse 12.
- Dr. Giner de los Rios, o. Prof. d. R. an der Universität Madrid, Obeliseo 8.
- Dr. Wenzeslaus Graf Gleispach, o. Prof. d. R. an der deutschen Universität Prag, Smichow bei Prag, Inselgasse 13.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. J. Gmelin, Stuttgart, Alexanderstr. 6.
- Dr. Max Gmür, Prof. d. Rechte an der Universität Bern.
- Geheimer Kommerzienrat Goldberger, Berlin W 56, Markgrafenstrasse 53/54.
- Justizrat Eduard Goldmann, Rechtsanwalt und Notar, Berlin W, Potsdamerstrasse 22 a.
- Rudolf Goldscheid, Wien, III/3, Jacquingasse 45.
- Govindo Dàs, in Durgakund, Benares, Indien.
- Dr. L. Grabscheid, Hofrat des obersten Gerichts- und Kassationshofes, Wien VIII, Schönborng. 10.
- Univ.-Prof. Dr. X. Gretener, Breslau, Lothringerstrasse 19.
- Justizrat Philipp Grimm, K. Notar a. D., München, Karlsstr. 40.
- Dr. jur. Jos. H. P. M. van der Grinten, Commies-Redacteur ter Gemeente-Secretarie, Nymegen, van Oldenbarneveldtstraat 12.
- Dr. phil. Chr. Grotewold, Schriftsteller, Steglitz bei Berlin, Peschkestr. 18, II.
- Dr. iur. Erwin Grueber, Kgl. Univ.-Prof. München, Giselastr. 5.



- Hofrat Universitätsprofessor Dr. Karl S. Grünhut, Wien IX, Berggasse 22.
- Königl. Senator Dr. Francesco Filomusi Guelfi, Professor der Rechte an der Universität Rom, Via Farini 40.
- Dr. Adolf Günther, Privatdozent an der Universität Berlin SW 68, Markgrafenstr. 94.
- Geheimrat Professor Dr. Güterbock, Königsberg i. Pr., Königstr. 63.
- Dr. jur. Harald Gutherz, Privatdozent der Universität Berlin, Berlin-Halensee Kurfürstendamm 149.
- Universitätsprofessor Dr. K. Haff, Lausanne-Chailly, Villa Blanche 3.
- Universitätsprofessor Dr. Ernst Hafter, Kilchberg bei Zürich.
- Elie Halévy, Professeur à l'École libre des sciences politiques Paris.
- Dr. M. Halewyck, Directeur au Ministère des Colonies, Bruxelles, rue Saint-Josse, 22.
- Professor Dr. G. A. van Hamel, Amsterdam, Nicolaas Witsenkade 48.
- Dr. iur. Paul Hámos, Privatdozent a. d. Handelsakademie Budapest.
- Dr. Ernst Harmening, Rechtsanwalt am Oberlandesgericht Jena, Kochstrasse 2.
- Dr. C. A. J. Hartzfeld, Rechtsanwalt und stellvertretender Richter beim Landgericht, Amsterdam, Spui 28.
- Universitätsprofessor Dr. Hasbach, Universität Kiel, z. Z. Dresden A, Johannstädter Ufer 12<sup>II</sup>.
- Dr. Adolf Hasenkamp, Privatdozent an der Universität Kiel, Feldstr. 88.
- Henri Hayern, Privat-docent à l' Université de Genève. [wohnt:] La Chapelle, près Carouge, canton de Genève (Suisse).
- Dr. iur. Harold Oexter Hazeltine, Fellow and Law Lecturer of Emmanuel College, Cambridge, and Reader in English Law in the University of Cambridge. Emmanuel College, Cambridge, England.
- Dr. Philipp Heck, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen, Neckarhalde 68.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. J. W. Hedemann, o. Prof. d. R. an der Universität Jena, Kaiser Wilhelmstr. 12.



- Universitätsprofessor Dr. A. Hegler, Tübingen.
- Universitätsprofessor Dr. Heilborn, Breslau II, Tauentzienstr. 42.
- Amtsgerichtsrat Dr. Hein, z. Zt. Hilfsrichter beim Oberlandesgericht Marienwerder, Grünstr. 9.
- Rechtsanwalt und Notar Dr. Heinemann, Essen (Ruhr).
- Justizrat Dr. Ernst Heinitz, Berlin W. 9, Königgrätzerstr. 9.
- Amtsrichter Dr. Heinrich, Kattowitz O./S., Karlstrasse 3.
- Privatdozent Dr. Henle, Bonn, Marienstr. 7.
- Dr. Léon Hennebiq, Professeur de philosophie du Droit à l'Université Nouvelle de Bruxelles, Directeur de la Revue Economique internationale, Bruxelles, 26—28 Rue des Minimes.
- Oberstaatsanwalt und Kammerherr Franz von Hessert, Darmstadt, Schiesshausstrasse 128.
- Dr. Heinrich Hernád Hesslein, Budapest VII, Rákóczy ut 6.
- Dr. E. Heymann, o. Professor d. R. an der Universität Marburg.
- Rechtsanwalt Dr. Hirsch, Halle a. S., Händelstrasse 20.
- Dr. Franz Hoeniger, Rechtsanwalt am Kammergericht, Berlin C 2, Königstrasse 30.
- Graf Paul von Hoensbroech, Grosslichterfelde, Drakestr. 79.
- Rechtsanwalt Dr. E. E. Hoffmann (Hoffmann II), Darmstadt, Hügelstr. 45.
- Universitätsprofessor Dr. Hollatz, Schloss Peseux bei Neuchâtel.
- Oliver Wendel Holmes, Supreme Court of the United States, Washington.
- Dr. Max Huber, o. Prof. d. R. an der Universität Zürich (in Wyden bei Ossingen, Kanton Zürich).
- Dr. jur. Charles Henry Huberich, o. Prof. d. Rechte, Stanford University, California.
- Geheimer Regierungsrat Karl Hufner, Abteilungsvorsitzender am Kaiserlichen Patentamt, Schöneberg, Berlin W 30, Speyererstr. 19.
- Exz. Dr. Eugen von Jagemann, grossh. Bad. Wirkl. Geh. Rat und Gesandter a. D., ord. Hon.-Prof. d. R., Heidelberg, Märzgasse 18.
- K. k. Landesgerichtsrat Franz Janisch, Eger (Kreisgericht).

- Dr. Alexander Jastchenko, Professor der Rechte an der Universität Jurjew (Dorpat).
- Geh. Hofrat Dr. Georg Jellinek, † o. Professor d. R. an der Universität Heidelberg.
- Prof. Dr. D. Josephus Jitta, ord. Univ.-Prof., Amsterdam 808 Keizersgracht.
- Dr. iur. Václav Joachim, Magistrats-Sekretär, Prag VII, Kostelní ul. 952.
- Rechtsanwalt Dr. Isay, Berlin S. 61, Belle Allianceplatz 13.
- Justizrat Dr. Jünger, Wiesbaden, Moritzstrasse 7.
- Landgerichtsrat Carl Kade, Vorstand des Preussischen Richtervereins, Waidmannslust bei Berlin, Bondickstr.
- Geh. Justizrat D. Dr. Wilhelm Kahl, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 23.
- Justizrat Dr. Edwin Katz, Rechtsanwalt und Notar, Berlin W. 64, Behrenstrasse 17 II.
- Dr. R. Kaulla, Privatdozent, Stuttgart, Herdweg 37.
- Dr. iur. et phil. Stephan Kekule v. Stradonitz, Kammerherr S. H. D. des regierenden Fürsten in Schaumburg-Lippe; Berlin-Gross-Lichterfelde, Marienstr. 16.
- Dr. jur. J. C. Kielstra, Beamter im Verwaltungsministerium, Ifikini 26 Weltereder (Batavia).
- Univ.-Professor Dr. Walter Kinkel, Giessen, Plockstr 12.
- Gerichtsassessor Dr. jur. Hugo Kinne, Magdeburg, Olvenstedterstrasse 27, I.
- Oberbürgermeister Kirschner, Berlin NW. 21, Alt-Moabit 90.
- Dr. Géza Kiss, o. Professor a. d. Rechtsakademie Nagyvárad (Grosswardein).
- Staatsanwalt Dr. Karl Klee, Privatdozent an der Universität Berlin, Berlin W. 62, Maassenstr. 31.
- Regierungs-Assessor Dr. Kleefeld, Berlin W., Burggrafenstr. 15.
- Se. Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Hon.-Professor Dr. iur. Franz Klein, Wien VIII, Lange Gasse 8.
- Dr. G. Kleinfeller, o. Professor d. R., Kiel, Niemannsweg 101.

- Dr. iur. et phil. E. Kloeppel, Elberfeld, Bismarckstrasse 17.  
Wirkl. Geh. Oberregierungsrat und Vortragender Rat im Staatsministerium des Innern Hugo von Knebel-Doeberitz, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38.
- J. K. Kochanowski, associé des Internationalen Institutes für Soziologie in Paris, Mitglied der Warschauer Wissenschaftlichen Gesellschaft, Redacteur der polnischen „Historischen Revue“ in Warschau; Warschau, Koszykowa 57.
- Albert Kocourek, attorney and counselor at law, Chicago, 4 Lake Street.
- Dr. Arthur Köhler, Erster Assistent am Kgl. Sächs. Institut für Kultur- und Universalgeschichte, Leipzig, Georgiring 11.
- Professor Dr. Carl Koehne, Privatdozent an der Technischen Hochschule Berlin, Keithstr. 12.
- Reichsgerichtsrat Heinrich Könige, Leipzig, Kaiser Wilhelmstrasse 59 II.
- Amtsrichter Dr. Arthur Kohler, Berlin W 15, Olivaerplatz 7.
- Geheimer Justizrat Dr. jur. Josef Kohler, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin W 15, Kurfürstendamm 216.
- Prof. Lic. Dr. Koppelman, Privatdozent für Philosophie, Münster i. W., Breul 12.
- Dr. Ignatz Kornfeld, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien I, Zelinkagasse 5.
- Dr. Anton von Kostanecki, o. Prof. d. R. a. d. Universität Lemberg.
- Dr. Oskar Kraus, Universitätsprofessor, Prag, Heuwagsplatz 8.
- Dr. Felix Krueger, o. Professor der Philosophie an der Universität Halle, Henriettenstr. 21a.
- Freiherr Krupp von Bohlen und Halbach, Essen (Ruhr.)
- Dr. Bernhard Kübler, Universitätsprofessor, Berlin, Grosslichterfelde-Ost, Auguststr. 14.
- Rechtsanwalt Dr. Rob. Kück, Dominikanischer Legationssekretär, Hamburg, Ferdinandstrasse 22.

Dr. jur. Edgar Kuhn, Nürnberg.

Dr. G. Kuttner, Landrichter a. D., Privatdozent an der Universität Berlin, Grunewald, Höhmannstr. 6.

Exz. Wirklicher Geheimer Rat Univ.-Prof. Dr. Laband, Strassburg im Elsass, Kaiser Wilhelmstr. 17.

Dipl.-Ing. Dr. D. Landenberger, Patentanwalt, Berlin SW. 61, Gitschinerstr. 14.

J. F. Landsberg, Amtsgerichtsrat in Lennep (Rheinl.) Mittelstr. 24. Oberlandesgerichtsrat L. Lang, Darmstadt.

Dr. Josef Langer, k. k. Hof- und Gerichtsadvokat, Wien I, Bäckerstrasse 9.

Geheimer Regierungsrat Universitätsprofessor D. Dr. Adolf Lasson, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 49

Dr. Rudolf von Laun, Privatdozent der Universität Wien; Wien VI, Dreihufeisengasse 13.

Universitätsprofessor Dr. Paul Aug. Leder, Czernowitz, Franzensgasse 45.

Universitätsbibliothek Leipzig (Dr. Boyser).

Dr. Franz Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Marburg a. L.

Geh. Justizrat Dr. Rudolf Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Breslau, Gabitzstr. 188.

Ludwig Leopold, Szekszárd, Ungarn.

Dr. Alessandro Levi, o. Professor d. R. an der Universität Ferrara  
Adresse: Venedig, 3897 Calle Avvocati.

Bankdirektor Gerhard Ley, Nürnberg, Laufer Torgraben 3.

Dr. iur. et phil. M. Liepmann, o. Professor der Rechte, Kiel, Roonstr. 2 I.

Geh. Hofrat K. v. Lilienthal, Univ.-Professor, Heidelberg, Ziegelhäuser Landstr. 29.

Dr. E. Liljeqvist, o. Professor der praktischen Philosophie an der Universität Lund.

Justizrat Adolf Lindt, Rechtsanwalt, Darmstadt, Kasinostr. 22.

K. k. Bezirksrichter Dr. Eduard Ritter von Liszt, Wien I, Schottenhof.

Geh. Justizrat Dr. Franz von Liszt, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Hardenbergstr. 19, II.

- Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. E. Loening, Mitglied des Herrenhauses, Halle a. S., Händelstrasse 28.
- Dr. Alexander Löffler, Professor des Strafrechts an der Universität Wien, Wien XIX/1, Prinz Eugen-Strasse 10.
- Notar Wilhelm Lütkemann, Hannover, Prinzenstr. 2.
- Julian W. Mack, Appellations-Gerichtsrat und Univ.-Prof., Ashland-Block-Chicago.
- Rechtsanwalt Julius Magnus, Berlin, Dorotheenstr. 49.
- Oberlandesgerichtsrat Mainhard, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 4.
- Dr. Julius Makarewicz, o. Prof. an der Universität Lemberg, Lemberg-Lwów Franziszkańska.
- Justizrat Dr. Mamroth, Breslau, Schweidnitzerstrasse 27.
- Fabrikbesitzer Dr. jur. Otto Hanns Mankiewicz, Gerichts-assessor a. D. (i. F: P. Beiersdorf & Co., Chemische Fabrik Hamburg), Hamburg XXX, Eidestedterweg 42.
- Exzellenz Wirkl. Geh. Rat von Martens †, St. Petersburg
- Prof. Dr. Götz Martius, Kiel, Hohenbergstr. 4.
- Prof. Dr. jur. et phil. Max Ernst Mayer, Strassburg i. Els., Orangeriering 19.
- Univ.-Prof. Dr. Ernst Mayer, Würzburg, Randerseckstr. 33.
- Georg v. Mayr, Kaiserlicher Unterstaatssekretär z. D., kgl. bayrischer Universitätsprofessor, München, Georgenstrasse 38.
- Dr. Meckenstock, Professeur à l'Université de Neuchâtel.
- Dr. Fritz Meili, o. Professor d. R. an der Universität Zürich, Zürich I, Sonnenquai I.
- Universitätsprofessor Dr. A. Meinong, Graz.
- Dr. S. M. Mélamed, Schriftsteller, 7 Buckingham Mansions, Golder's Green, London N. W.
- Landgerichtsrat Mende, Guben.
- Generalkonsul Robert von Mendelssohn, Berlin W. 56, Jägerstrasse 51.
- Dr. phil. Wilhelm Merton, Frankfurt a. M., Guiollettstr. 24.
- Dr. iur. et phil. Christian Meurer, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Lessingstr. 1.
- Regierungs-Assessor Dr. Mever-Edward, Darmstadt, Heidenreichstrasse 37.



- Dr. Robert Michels, Prof. an der Universität Turin, Via A. Provana, 1.
- Patentanwalt M. Mintz, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 93.
- Dr. Waldemar Mitscherlich, Professor der Staatswissenschaften an der Kgl. Akademie Posen.
- Dr. Wolfgang Mittermaier, Univ.-Professor, Giessen, Liebigstr. 36.
- Dr. iur. W. L. P. A. Molengraaff, Universitätsprofessor, Utrecht, Molierstraat 1a.
- Regierungs-Assessor Walter Moll, Charlottenburg, Knesebeckstrasse 33/34.
- Exzellenz Staatsminister von Moltke, Klein-Bresa bei Markt-Bohrau i. Schl.
- Exzellenz Eduard Graf Montgelas, Kgl. Bayer. Staatsrat i. a. o. D. und Gesandter, Dresden, Zinzendorfstr. 13 I.
- Dr. Bredov. Morgenstierne, Prof. d. R. u. d. Nat.-Oek., Christiania.
- Se. Exzellenz Staatsminister v. Möller, Berlin W, von der Heydtstrasse 12.
- Hugo Münsterberg, o. Professor an der Harvard-Universität, Cambridge, Mass, U. S. A. z. Z. Berlin, America-Institut.
- Prof. Dr. W. B. Munro, Harvard University, Cambridge (Mass.).
- Musée social, Paris, 5 rue Las Cases, Paris VII.
- Dr. Johannes Nagler, o. Prof. d. R. an der Universität Basel, Sonnenweg 21.
- Privatdozent Dr. Hans Nawiasky, k. k. Postsekretär im k. k. Handelsministerium, Wien XIII 2, Einwanggasse 23.
- Erich Nehring, Konsistorialassessor, Berlin-Steglitz, Sedanstr. 5.
- Universitätsprofessor Dr. Neubecker, Berlin-Charlottenburg, Kantstrasse 118.
- Dr. Adolf Neumann-Hofer, Reichstags- und Landtagsabgeordneter, Detmold.
- Dr. Johannes Niedner, o. Professor d. R. an der Universität Jena, Humboldtstr. 7.
- Dr. Theodor Niemeyer, o. Professor d. R. an der Universität Kiel
- Prof. Baron Boris Nolde, St. Petersburg, Furstadtskaia 20.
- Professor Dr. Nolens, Mitglied der 2ten Kammer, Haag (Holland).

- Dr. Vitalis Norström, Professor an der Hochschule zu Gothenburg.  
Norwegisches Nobelinstitut (Institut Nobel Norvégien),  
Kristiania, Drammensvei 19.
- Justizrat Dr. Hermann Oberneck, Rechtsanwalt am Kammergericht und Notar, Berlin, von der Heydtstr. 8.
- Dr. Friedrich Oetker, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Sieboldstr. 8.
- L. Oppenheim, M. A. LL. D., Whewell Professor of International Law in the University of Cambridge, Whewell House, Cambridge, England.
- Dr. Franz Oppenheimer, Privatdozent an der Universität Berlin, Berlin-Gr. Lichterfelde W, Bellevuestr. 44 I.
- Professor Dr. Albert Osterrieth, Berlin W 66, Wilhelmstrasse 57/58.
- Geh. Hofrat Dr. Wilh. Ostwald, emer. Professor, Gross-Bothen (Kgr. Sachsen), Landhaus Energie.
- K. k. Hofrat Dr. Emil Ott, Universitäts-Professor, Mitglied des österr. Herrenhauses, Prag II, Kremnergasse 8 neu.
- Dr. jur. Alfred Frhr. v. Overbeck, o. Prof. der Rechte an der Universität Freiburg (Schweiz), Villa Félix.
- Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Paasche, Schlachtensee-Berlin, Adalbertstr. 27.
- Antonio Pagáno, Prof. libero di Filosofia del Diritto nella R<sup>a</sup> Università di Roma, Capo Sezione nel Ministero di Grazia e Giustizia (Biblioteca), Roma, Via Nazionale 172.
- Eugen Panofsky, Bankier und Stadtrat, Berlin C. 2, an der Stechbahn 3/4.
- Dr. jur. Wilhelm Freiherr v. Pechmann, Direktor der bayrischen Handelsbank, München, Bayrische Handelsbank.
- P. Heinrich Pesch, S. J. (Adresse: Marienfelde-Berlin, Kloster vom guten Hirten, Lankwitzerstrasse).
- Dr. Igino Petrone, Privatdozent an der Universität Neapel; Napoli, R. Università.
- Dr. Robert Piloty, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg. Roonstr. 2 I.

Dr. Karl Polenske, Privatdozent an der Universität Halle,  
Blumenthalstr. 15.

Walter Pollack, Berlin W. 10, Cornelius-Str. 4a.

Sir Frederick Pollock, 13 Old Square, Lincoln's Inn,  
London W. C.

Dr. Stanislaus Posner, Advokat in Warschau, Membre  
associé de la Société d'études législatives à Paris, Membre  
de l'Institut du droit comparé à Bruxelles; Paris VI. 3  
rue de Chevreuza.

Dr. Roscoe Pound, Professor of Law in the Harvard University,  
Cambridge (Mass.).

K. k. Universitätsbibliothek Prag.

Professor Dr. Hugo Preuss, Berlin W., Matthäikirchstr. 29.

Dr. Adolphe Prins, Professor der Rechte an der Universität  
Brüssel. 69 rue Souveraine, Bruxelles.

Se. Exz. Dr. Peter Pustoroslew, ord. Professor des Straf-  
rechts an der Universität zu Jurjew (Dorpat), Wirklicher  
Staatsrat; Jurjew (Dorpat), Rigaschestrasse 46.

Universitätsprofessor Dr. Ernesto Quesada, Buenos-Ayres, Plaza  
Libertad, Calle Libertad 946.

K. Regierungsdirektor von Rasp, Generaldirektor der Baye-  
rischen Versicherungsbank, München.

Regierungsrat Dr. Rathenau, Berlin W, Meinekestrasse 7.

Dr. jur. Gustav Ratjen, Frankfurt a. M., Westendstrasse 101.

Dr. Gustav Ratzenhofer, K. k. Richter in Gmunden, O. Ö.

Dr. Adolfo Ravà, Professor an der Universität Camerino (Italien).

Dr. Herm. Rehm, o. Professor d. R. an der Universität Strassburg.

Dr. jur. et phil. Hans Reichel, Landrichter und Univ.-Professor,  
Jena, Westendstr. 9.

Dr. Heinrich Reicher, † Universitäts-Professor, Filzmoos, Post  
Eben (Salzburg).

Geh. Justizrat Dr. Riesser, o. Honorarprofessor an der Uni-  
versität Berlin, W, Lichtenstein-Allée 4.

Viktor Ring, Senatspräsident am Kammergericht Berlin, Berlin W.,  
Schöneberger Ufer 46.

- Gerichts-Referendar Heinz Rogge, Bad Polzin (Pommern).  
Patentanwalt A. Rohrbach, Erfurt, Bahnhofstrasse 6.  
Dr. jur. et phil. Walther Rohrbeck, Cöln a. Rh., Blumenthalstrasse 2.  
Dr. Henri Rolin, Professeur à l'Université de Bruxelles, 10 rue T. B. Meunier, (avenue Brugmann), Oecle près Bruxelles.  
Dr. Wilhelm Rosenberg, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien I am Hof 11.  
Geh. Justizrat Dr. Eduard Rosenthal, o. Professor d. R. an der Universität Jena.  
Dávid v. Rosnyay, Bibliothekar am juristischen Seminarium an der Universität Kolozsvár (Klausenburg).  
Landgerichtsdirektor Fritz Rotering, Magdeburg, Breiteweg 253.  
Richard Roth, Obergeringenieur, Basel, Rheinfelderstr. 25.  
Dr. phil. Walther Rothschild, Verlagsbuchhändler, Berlin-Wilmersdorf, Aschaffenerstr. 4.  
Privatdozent Dr. Paul Rumpel, Neuchâtel, 16 Trois Portes.  
Rechtsanw. Dr. S. Rundstein, Warschau, Tlomackiestr. 6/8.  
Dr. R. Saleilles, Professeur à l'Université de Paris, 14 Rue St. Guillaume Paris.  
Universitätsprofessor Dr. Giuseppe Salvioli, Neapel, Via Atri 37.  
Prof. d. Rechte L. von Savigny (†), Mitglied des Preuss. Herrenhauses, Münster i. W.  
Dr. Hugo Sawitz, Rechtsanwalt und Notar, Rostock i. M., Hopfenmarkt 17.  
Universitätsprofessor Dr. Robert Schachner, Jena.  
Geh. Justizrat Dr. S. Schlossmann †, o. Professor d. R. an der Universität Kiel.  
Rechtsanwalt Dr. Alexander Schmidt, Budapest, VI., Andrassy-Strasse 10.  
Dr. iur. Paul Schmidt, (Winter:) Dresden, Franklin-Str. 11; (Sommer:) Sonnenköpfe, Berchtesgaden-Salzberg.  
Landrichter Dr. B. Schmidt-Blanka, Frankfurt a. M., Bockenheimerlandstr. 87.  
Professor Dr. Schott, Breslau 16, Leerbeutelstr. 7.  
K. Schrader, Mitglied des Reichstags, Eisenbahndirektor a. D., Berlin, Steglitzer Strasse 68.

- K. k. Hofrat Dr. Emil Schrutka Edler v. Rechtenstamm,  
o. Professor an der Universität Wien 19, Cotaggegasse 56.
- Hofrat Dr. J. Schulmann, k. b. freiresignierter Notar, München,  
Leopoldstrasse 37.
- Geh. Justizrat Dr. Friedrich von Schulte, o. Professor d. R.  
an der Universität Bonn (wohnt: Meran-Obermais, Schloss  
Reichenbach).
- Dr. A. S. Schultze, o. Prof. d. R. an der Universität Strass-  
burg i. E., Nikolausring 15.
- Geh. Reg.-Rat Dr. Schuppe, ord. Professor der Philosophie zu  
Greifswald, Steinstrasse 61.
- Justizrat Dr. J. Schwering, Hamm i. Westf., Ost-Str. 60.
- Justizrat Dr. Arnold Seligsohn, Berlin NW 7, Prinz Louis  
Ferdinandstrasse 1.
- Geh. Regierungsrat Dr. iur. h. c. Max Sering, o. Professor der  
Staatswissenschaften an der Universität Berlin, Grunewald  
Lucius-Str. 9.
- Dr. Siehr, Rechtsanwalt beim Kgl. Oberlandesgerichte Königs-  
berg Pr., Bergplatz 12.
- Professor Dr. Silbergleit, Direktor des Statistischen Amtes  
der Stadt Berlin, Berlin W. 35, Am Karlsbad 23.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. Wilhelm Silberschmidt, Zwei-  
brücken, Villenstr. 7.
- Justizrat Dr. Hermann Veit Simon, Rechtsanwalt und Notar,  
Berlin, Victoriastr. 5.
- Rechtsanwalt Dr. Otto Simon, Mannheim.
- Dr. Soetbeer, Generalsekretär des Deutschen Handelstags,  
Berlin C2, Neue Friedrichstrasse 53—54.
- Univ. Prof. Dr. P. Sokolowsky, Kurator des St. Peters-  
burger Lehrbezirks, St. Petersburg.
- Dr. Felix Somló, o. Prof. d. R. an der Universität Kolozsvár  
(Klausenburg), Monostori-út 72.
- Amtsrichter Theo Sonnen, Köln-Marienburg, Goltsteinstrasse 199.
- Universitätsprofessor Dr. Hans Sperl, Wien XIX, Hofzeile 29.



- Dr. Ludwig Spiegel, Prof. d. R. an der deutschen Universität Prag, Prag II, Tyršgasse 7.
- Rechtsanwalt Eduard Staedel, Darmstadt, Elisabethenstr. 14.
- Rechtsanwalt und Notar Stahl, Syndicus der Grossh. Handelskammer Friedberg in Hessen, Bad Nauheim.
- Professor Dr. Ph. Stein, Frankfurt a. M., Jordanstrasse 19.
- Univ.-Prof. Dr. S. R. Steinmetz, Amsterdam, Amstel 65.
- Privatdozent Dr. Ludwig Stephinger, Tübingen, Christophstrasse 30.
- Dr. Theodor Sternberg, Berlin W. 15, Pariser-Str. 45.
- Univ.-Professor Dr. Stier-Somlo, Bonn, Kaufmannstrasse 81a.
- Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat Dr. theol. Dr. med. Dr. iur. von Strauss und Torney, Senatspräsident des Oberverwaltungsgerichts, Berlin W 62, Bayreutherstr. 40.
- Univ.-Prof. Dr. v. Streit, Athen.
- Dr. Gustav Stresemann, Mitglied des Reichstags, Dresden-A., Ferdinandstrasse 11, I.
- Universitätsprofessor Dr. Leo Strisower, Wien I, Lichtenfelsgasse 5.
- Dr. iur. Karl Strupp, Frankfurt a. M., Reuterweg 40.
- Justizrat Dr. Sturm, Naumburg a. S.
- Geh. Justizrat Dr. Ulrich Stutz, o. Professor d. R. an der Universität Bonn; Bonn, Simrockstr. 25.
- Dr. iur. Adolf Tecklenburg, Privatdozent an der Universität Bern, Südbahnhofstr. 8.
- Geheimer Rat Dr. August Thon, o. Professor der Rechte, Jena, Fürstengraben 2.
- Dr. jur. Tso Tchun Tchou, Mitglied der Kaiserl. chines. Studienkommission, Berlin W 15, Kurfürstendamm 218.
- Dr. Alexander Tille, Saarbrücken III, Hellwigstrasse 1.
- Dr. Emanuel Tilsch, o. Prof. d. R. an der böhm. Universität Prag, Smíchov bei Prag, Kinského tř. 2.
- Ferdinand Tönnies, ordentl. Honorarprofessor an der Universität Kiel; in Eutin, Auguststrasse 8.
- Patentanwalt B. Tolksdorf, Berlin W 9, Potsdamerstr. 127/128.
- K. Universitätsbibliothek Tübingen (Oberbibliothekar Geiger).



Alexander Turnowsky, Maros-Vásárhely (Ungarn).

Geh. Rat Prof. Dr. E. von Ullmann, München, Ludwigstr. 29.

Michelangelo Vaccaro, professore nella R. Università di Roma,  
Deputato al Parlamento nazionale.

Univ.-Prof. Dr. C. W. A. Veditz, Washington, z. Zt. Paris,  
12 rue Vinense.

Dr. A. Vierkandt, Privatdozent an der Universität Berlin,  
Gross-Lichterfelde, Wilhelmstr. 22.

Dr. Paul Vinogradoff, Corpus Professor der Rechte, Oxford,  
19 Linton Road, Oxford.

Exzellenz Staatsminister Graf Vitzthum v. Eckstädt,  
Dresden, Seestr. 18.

Akademieprofessor Dr. Andreas Voigt, Frankfurt a. M., Schwind-  
strasse 6.

Geheimrat Dr. Johannes Volkelt, o. Universitätsprofessor,  
Leipzig, Auenstr. 3 II.

Rechtsanwalt Dr. Leo Vossen, Aachen, Heinrichs-Allee 39.

Dr. F. Wachenfeld, o. Prof. d. R. an der Universität Rostock,  
Georgstrasse 96.

Exzellenz Wirklicher Geheimer Rat Dr. Waentig, Dresden A.,  
Striesener Platz 16.

Dr. L. Wappes, Regierungsdirektor der K. Regierung der  
Pfalz, Kammer der Forsten, Speyer, Hauptstrasse.

Max M. Warburg, Hamburg, Ferdinandstrasse 75.

Gerichtsassessor Erich Warschauer, Kattowitz, Bismarckstr. 11.

Rechtsanwalt Dr. Martin Wassermann, Hamburg, Neuerwall 34.

Dr. Rudolf Wassermann, München, Herzog-Heinrichstr. 20.

Prof. E. Waxweiler, Direktor des Solvay Soziologischen  
Instituts, Leopoldspark, Brüssel.

Professor Dr. jur. et phil. Adolf Weber, Handelshochschule  
Köln, Köln-Marienburg, Robert Heuserstrasse 12.

Dr. Max Weber, o. Honorarprofessor a. d. Universität Heidelberg.

Dr. Weber, M. d. R., Löbau (Sachsen).

Dr. jur. Werner Wedemeyer, a. o. Prof. der Rechte, Kiel,  
Adolfstrasse 52 I.

Landrichter Dr. Ernst Weigelin, Stuttgart, Johannesstr. 55 I.

- Geh. Justizrat Dr. J. Weismann, o. Prof. d. R. an der Universität Greifswald.
- Dr. jur. Alexander Welkow, Ministerial-Hilfskonzipist, Budapest IX, Üllör út 3.
- Universitätsprofessor Dr. von Wenckstern, Breslau XVIII, Kleinburgstrasse 21.
- Dr. Leopold Wenger, o. Prof. d. R. an der Universität München Adelheidstrasse 15.
- Rechtsanwalt und Notar J. Wertheim, Johannesburg (S.-Afrika), P.O. Box 1847.
- Dr. Felix Wieland, Rechtsbeistand der K. Deutschen Botschaft in Frankreich, Paris, 49 rue de Tréville.
- Hochschulprofessor Dr. v. Wiese und Kaiserswaldau, Hannover, Podbielskistr. 23.
- Justizrat Dr. R. Wildhagen, Rechtsanwalt beim Reichsgericht, Leipzig, Ferdinand Rhodestr. 34.
- Rechtsanwalt Dr. Heinrich Wimpfheimer, Dozent an der Handelshochschule, Mannheim, B 2, 10 a.
- Geheimrat Dr. Windelband, o. Prof. d. Philosophie an der Universität Heidelberg, Landfriedstrasse 14.
- Dr. R. Wirth, Frankfurt a. M., Taunusstr. 1.
- Lycealprofessor Dr. M. Wittmann, Eichstätt.
- Paul Wölbling, Magistratsrat in Berlin, Eichwalde, Krs. Teltow.
- Staatsanwalt Ernst Wolff, Landsberg a. Warthe.
- Dr. Julius Wolff, Leiter der Zentral-Auskunftstelle für Auswanderer, Berlin W. 35, Am Karlsbad 9/10, III.
- Dr. Martin Wolff, a. o. Professor d. R. an der Universität Berlin, W 35, Lützowstr. 66.
- Dr. J. Wolterbeek Muller, Advocaat, Haag, van Speykstraat 5.
- Rechtsanwalt Dr. Albert Wulff, Hamburg, Admiralitätstr. 81.
- Landrichter Dr. Carl Wunderlich, Leipzig, Lampestrasse 1 II.
- Exz. Wirkl. Geh.-Rat Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Wundt, Leipzig, Goethestrasse 6.
- Koichi Yamaguchi, Prof. an der Handelshochschule und an der Kaiserlichen Adelsschule zu Tokio. Tokio, Ushigome Wakamatsu Cho 119.

Oberlandesgerichtsrat Dr. A. N. Zacharias, Hamburg, Adolfstrasse 74.

Dr. Wladislaw Francowič Zaleskij, Wirklicher Staatsrat und Prof., Kasan, Universitätsplatz, eigenes Haus.

Dr. iur. Heinrich Ludwig Zeller, Darmstadt, Hochstr. 66 II. Univ.-Prof. Dr. Theobald Ziegler, Strassburg i. E., Fischartstrasse 22.

Geheimer Justizrat Dr. Ernst Zitelmann, o. Prof. d. R. an der Universität Bonn.

Dr. Gottfried Zoepfl, Regierungsrat und a. o. Professor der Staatswissenschaften, Berlin, Wilhelmstr. 62.

Geh. Justizrat Dr. Philipp Zorn, o. Prof. d. R. an der Universität Bonn, Mitglied des Preuss. Herrenhauses und Kron-Syndikus, Bonn, Humboldtstr. 24.

---

Mitteilung von Adressenveränderungen, sowie Berichtigungen anderer Art sind an den geschäftsleitenden Vorsitzenden Dr. Fritz Berolzheimer Berlin SW. 61, Belle-Allianceplatz 20 erbeten.

*Diese Liste wurde am 1. September 1911 abgeschlossen.*

*Die weiterhin neu hinzugetretenen Mitglieder werden in die Liste vom  
1. Januar 1912 aufgenommen.*

## II.

# Referate zum II. Kongress der IVR. (Schluss.)

---

## Reform des Rechtsunterrichts und der Richtervorbildung.

Referat

von

**Dr. W. Mittermaier,**

o. Professor d. R. an der Universität Giessen.

### I.

Eine Entwicklung ist im Rechtsunterricht natürlich stets notwendig; heute aber, wo sich das Leben und damit das Recht so überraschend schnell ändern, muss auch der Rechtsunterricht entschieden vorwärts streben. Dabei soll er am Bestehenden anknüpfen und dies ausbilden, da es sich grundsätzlich bewährt hat, und da jede Revolution nur schwere Schäden bringt.

1. Unsere heutigen Einrichtungen genügen grundsätzlich durchaus, sowohl das theoretische Studium wie die praktische Ausbildung. Dennoch müssen wir vieles an ihnen ändern. Auch am zweiten Stadium der Ausbildung, dem Referendariat. Ueber dies sollte wohl auch einmal genauer berichtet werden. Viele hochangesehene Praktiker zweifeln sehr an der Güte seiner heutigen Einrichtung. Oft genug hört man klagen, dass nicht die geeigneten Lehrer den Referendar ausbilden, dass viel zu viel Formalitäten geübt werden, oder dass der Referendar einfach als Schreibhilfe verwendet wird. Neuere Verfügungen beschäftigen sich immer wieder mit dieser Frage. Aber sie sollte wohl einmal systematisch gründlich erörtert werden. Mir steht das hier nicht zu. Ich bin Hochschullehrer und will daher nur vom Universitätsstudium reden.

2. Eine Vereinheitlichung des Studiums im Reiche wäre natürlich erwünscht, wenn auch nicht unbedingt erforderlich. Aber dabei dürften die geringeren preussischen Anforderungen — sechs Semester, Zurückstehen des öffentlichen Rechts, nur wenige Klausuren im Examen! — trotz der — doch auch

sehr stark angefochtenen — Hausarbeit bei der Prüfung nicht zum Vorbild dienen!

3. Was verlangt die Kritik von unserem Unterricht? Ich bemerke vorweg, dass eine Reihe von Kritikern zeigen, dass ihre Verfasser unsern heutigen Unterrichtsbetrieb gar nicht kennen; sie urteilen noch nach den Verhältnissen, die vor zwei, drei Jahrzehnten bestanden. Seitdem haben wir die praktischen Uebungen fast bis zum Uebermass ausgebildet, unsere Studierenden fertigen im Semester oft genug ein Dutzend grosse Arbeiten an; in den höheren Semestern sitzen sie stundenlang in den Seminaren und Bibliotheken und tragen dicke Aktenmappen voll Materials.

Oft empfindet man, dass die Kritiker die Theorie unterschätzen und meinen, die Praxis könne und solle sich aus sich selbst heraus regenerieren. Hier heisst es Vorsicht! Hier liegt die grundsätzliche erste Frage. Soll unsere theoretische Ausbildung bleiben? Ich frage, ist sie denn bisher so unfruchtbar gewesen? Sind denn nicht alle die Praktiker deswegen so vorzügliche Juristen, weil sie gute Theoretiker sind? In der grossen Festschrift des Verlegers Otto Liebmann zur Jubelfeier der Berliner Universität 1910 haben eine ganze Reihe der besten praktischen Juristen sich mit aller Entschiedenheit zur Theorie und ihrem Studium bekannt! Jeder mann erklärt, dass unser BGB nur deswegen so rasch, leicht und gut praktisch verarbeitet worden sei, weil eine starke theoretische Schulung die Praxis durchdringe. Wenn man daran erinnert, dass früher in Preussen die Hauptausbildung in der Praxis gewonnen wurde, dann übersieht man ganz, dass dies bei der Eigenart des ALR und des alten Prozesses wohl denkbar war. Unser heutiges, abstrakt gefasstes und so unendlich zerfasertes, im raschem Fluss befindliches Recht und gerade auch unser sprödes Prozessrecht verlangen aber gründlichste theoretische Vorbildung. In früheren Jahrhunderten, als man eine kümmerliche routinemässige Vorbildung kannte, stand die Rechtspraxis sehr tief. Wir wollen nicht auf den Kommentarbetrieb der Franzosen kommen. Und einsichtsvolle Engländer gestehen es immer wieder zu: ‚Ihr Deutsche seid um Eure gesunde wissenschaftliche Ausbildung zu beneiden‘.

Unsere theoretische Ausbildung muss bleiben! Halten wir daran fest, dann können wir unumwunden zugeben: sie ist oft zu formalistisch, unpädagogisch, nicht anziehend genug; sie nimmt oft zu wenig Rücksicht auf die Praxis. Darin liegt der berechtigte Hauptvorwurf. Daher



fordert man Lehrstühle für „Sozialwissenschaft“, — freilich ohne genau zu sagen, was denn das nun sein soll.

## II.

4. Wir müssen uns das Ziel des Rechtsunterrichts klar vor Augen halten; es ist das: gute Juristen zu bilden, d. h. Menschen, die das Leben durchaus kennen und verstehen, offene Augen und einen festen Charakter haben, die das Recht aufs gründlichste beherrschen und seinen Zusammenhang mit dem Leben begreifen, und die in seiner Anwendung geschult sind. Dazu müssen drei Erfordernisse erfüllt werden: das Recht muss systematisch gekannt und die Kunst seiner Anwendung geübt sein, und man muss eine tiefe allgemeine und Charakterbildung erlangt haben.

a. Die theoretische Ausbildung strebt nach Beherrschung der Grundsätze des Rechts. Dies muss so tief als möglich erfasst sein, geschichtlich, dogmatisch, in seinen systematischen Zusammenhängen, seinem sozialen Zweck, seiner philosophischen Stellung. Wenn es derart allseitig beherrscht wird, dann steht der Jurist in jedem Augenblick auf festem Boden, als ein Gesetzgeber jeder Frage gerecht werdend. Aber niemand kann vom Anfänger verlangen, dass er alles aufs gründlichste beherrsche; Reichsrichter kann man erst mit 35 Jahren werden; alle theoretische Schulung verlangt sorgfältige allmähliche Entwicklung. Der theoretische Hochschulunterricht kann nur die Grundsätze einprägen und das juristische Denken lehren! Das ist seine Aufgabe; nicht aber der Praxis vorzugreifen und die Kunst der Rechtsübung oder ihre Formalien zu lehren; unsere Praktika sollen juristisch-praktisches Denken lehren, nicht Klageschriften korrekt anfertigen (freilich die meisten unserer Schüler verstehen auch dies sehr wohl!).

b. Die praktische Uebung zu geben, ist Sache des Referendariates. Hier muss die Kunst der Rechtsanwendung, der Rechtsprechung und Verwaltung ausgebildet werden. Das ist die wesentliche Aufgabe dieses Stadiums; das Erlernen der Formalien ist gewiss sehr wichtig, aber es steht nicht an erster Stelle. — Nicht kann unsere Aufgabe sein, Lust und Liebe bei Nichtwollenden zu wecken. Das muss man wohl bedenken. Es kommen leider viele zu uns aus „negativer Neigung“ oder nur aus gesellschaftlichen Gründen; sie sind ein Ballast, den wir leider nicht über Bord werfen können, der uns aber vieles verdirbt!



Wie die Studien verteilt sind und jedes Stadium seinen Sonderzweck hat, so steht es auch bei den Prüfungen: Die erste soll das juristische Denken, sichere Beherrschung des Systems und der Grundsätze dartun, aber auch ein gutes Mass von positivem Gesetzeswissen: wer erst im Register suchen muss, wo sich der einfachste Rechtsatz finden könnte, der kann einfach nicht das Recht beherrschen! Im zweiten Examen kommt es auf die Kunst der Rechtsanwendung an; — auch hier will ich nicht prüfen, ob überall die Einrichtung dieser Prüfung der Kritik standhält. Der Art der Prüfung entsprechend sind auch ohne allen Zweifel die Theoretiker die geeigneten ersten Examinatoren, die Praktiker die besten der zweiten Prüfung. Nur wer souverän das ganze System beherrscht, kann aus ihm prüfen. Wenn die Kritik oft Praktiker an Stelle der Theoretiker im Referendar-examen prüfen lassen will, dann wird sie nach alter Erfahrung viel mehr reine Doktor- und Gedächtnisfragen erleben, als beim Theoretiker.

c. Neben diesen zwei Seiten der Juristenausbildung tritt leider die dritte: die allgemeine und die Charakterbildung viel zu sehr zurück! Darüber müssen wir uns klar sein. Wir müssen diese Bildung von vorneherein, schon auf der Schule fördern. Sie ist ja an sich nicht Aufgabe unseres Rechtsunterrichts; wir Hochschullehrer haben gar keinen systematischen Einfluss auf sie, auch verhältnismässig wenig Gelegenheit zu einem solchen Einfluss, höchstens bei dem näheren Verkehr in den Uebungen; hier kann der Praktiker im Referendariat beim täglichen Verkehr in der Arbeit viel mehr tun. Der Staat sollte aber nach dem Muster einiger Bundesstaaten (Baden, Bayern z. B.) den Besuch von allgemeinbildenden Vorlesungen obligatorisch machen; wir weisen ständig auf den Wert der Ausbildung in Geographie, Geschichte, Logik, Psychologie, Technik hin, — aber wir predigen zumeist tauben Ohren! So kam dies Semester in Giessen eine Vorlesung über chemische Technologie für Juristen nicht zustande! Ich sage sogar, man könnte ähnlich dem Vor-examen der Oberlehrer an eine Prüfung der allgemeinen Ausbildung bei Juristen denken. Später aber, wenn der Jurist den Wert der Allgemeinbildung begreift, müssen Kurse aushelfen. Hier kann und soll der Staat eingreifen, unterstützen, Urlaub erteilen. — Allerdings möchte ich eines zu bedenken geben: viele Nichtjuristen und auch Juristen sagen von irgend einem Gebiet: „Das muss der Jurist einfach kennen“. Wollte man all' diesen Forderungen nachkommen, dann müsste der Jurist ein Unikum an Geistesumfang werden. Man beachte also Zeit und Fassungskraft der Menschen!

Für die so dringend nötige Charakterbildung werden wir wohl kaum besondere Einrichtungen treffen können. Hier kommt es auf die Vorbilder und die ganze Umgebung an. Hier müssen von allen Seiten Optimismus und Idealismus gefördert werden — aber ist unsere Zeit dafür so recht zu haben? Ich fürchte, nein! So lange aber wird hier jede Forderung ein frommer Wunsch bleiben!

5. Nun aber stehen diesen Forderungen und Zielen drei Schwierigkeiten gegenüber, die in den Lehrern, im Objekt und im Schülermaterial gelegen sind.

a. Dass nur der beste Lehrer den Aufgaben voll gerecht werden kann, ist klar, aber Ideale gibt es nur wenige in der Welt, und wir müssen uns mit Durchschnittsmenschen begnügen. Jedenfalls aber dürfte etwas in der pädagogischen Ausbildung der Lehrer geschehen, wenn man dazu auch noch nicht Seminare einzuführen braucht. Man beachte aber auch wieder, dass der deutsche Student ganz wesentlich dadurch sich ausbilden soll, dass er gewissermassen an der Forschertätigkeit des Lehrers teilnimmt. Wir Juristen sind gerade in dieser Form der Ausbildung sehr zurückhaltend gewesen und verlangen in erster Linie eine systematische, auf ein praktisches Ziel strebende, ein wenig schulmässige Ausbildung. Das ist nicht unbedenklich. Es ist schwer, Männer zu finden, die der Forschertätigkeit, dem rein idealen Unterricht und dem zu einer Prüfung vorbereitenden, sog. praktischen Unterricht gleichmässig gerecht werden können. Es ist auch sehr fraglich, ob die Forderung, Praktiker zu Hochschullehrern zu machen, grundsätzlich berechtigt ist. Denn der reine Praktiker wird eben nicht der Forschertätigkeit des deutschen Lehrers gerecht werden, — oder wenn er es tut, dann eben hört er auf, reiner Praktiker zu sein. Ihre bessere Lehrbefähigung müssen die Praktiker erst noch nachweisen. Dass freilich jeder Lehrer die Praxis kennen muss, das ist meine innigste Ueberzeugung; die meisten sind auch Praktiker gewesen und es gibt stets ausgezeichnete Praktiker unter ihnen; ich erinnere an Levin Goldschmidt. Wohl alle Theoretiker bleiben in steter Berührung mit der Praxis; der etwas spöttische Hinweis, dass der Jurist genau wie der Arzt nicht ohne praktische Tätigkeit etwas tüchtiges leisten könne, hinkt auf beiden Beinen! Denn die juristische Praxis kann man auch ganz gut kennen lernen, wenn man ihr nicht ständig angehört. Immerhin kostet das uns Hochschullehrer viel Mühe und Zeit, da wir darin keineswegs systematisch unterstützt werden, und es ist selbstverständlich für uns von höchstem Werte, in der Praxis zu stehen.

Zum Glück ermöglichen das viele Regierungen ihren juristischen Lehrern, — leider nicht alle!

b. Eine ganz eminente Schwierigkeit liegt in der Art des Stoffes, des Rechts. Bedenken wir seine unendliche Grösse, da es das ganze Leben, die Welt umspannen muss; bedenken wir, dass es etwas rein geistiges ist und daher schwer zu überschauen und zu verstehen. Erst langsam wird der Anfänger sehend, erst allmählich begreift er die Grundgedanken und Zusammenhänge. Wenn er das erfasst hat, dann erkennt er auch die Schönheiten des Rechts. Aber vorher fällt ihm vieles unendlich schwer. Daher liegt anerkanntermassen die Hauptschwierigkeit im Anfängerunterricht.

c) Aber das grösste Hemmnis bereitet uns doch das Schülermaterial! Es ist natürlich schwer zu sagen, ob es heute schlechter als früher ist. Jedenfalls muss man beachten, dass heute so sehr viel mehr junge Leute zum Studium kommen als früher; darunter sind ganz gewiss auch erheblich mehr minderbegabte. Man muss es offen eingestehen, dass viele unserer Juristen aus Kreisen stammen, in denen von höherer Allgemeinbildung nicht viel zu merken ist. Gewiss sind gerade sie oft die tüchtigsten; aber viel häufiger treiben sie wie so viele Juristen überhaupt ein recht elendes Brotstudium; Mittel und Sinn für allgemeine Weiterbildung fehlen völlig; es ist eine ständige Klage, dass bei den allgemeinbildenden Vorlesungen die Juristen stets die geringste Hörerzahl haben; in unseren Prüfungen stossen wir oft auf eine geradezu verblüffende Unkenntnis in allgemeinem Wissen. Nun gilt es ja stets noch als eine über allen Beweis erhabene Tatsache, dass der Jurist am wenigsten studieren müsse; es wäre unverzeihliche Schwäche von uns, wenn wir diese Anschauung und die Tatsache, dass viele unserer Studenten tatsächlich unfleissig sind, wegleugnen wollten. Viele vermeinen, viel leichter durch die Korporation zu Brot und Würde zu kommen, andere, dass sie durch ihr bisschen Mutterwitz oder ihr Gedächtnis schon die Prüfung bestehen könnten. Viele versuchen es überhaupt nicht Fleiss und Interesse zu gewinnen; sie kommen nur zum An- und Abtestat in die Vorlesung. Die jungen Herren wollen uns nicht hören, sie ignorieren vornehm unsere Ratschläge; wir gelten ihnen von vornherein als langweilig, unserer Vorlesungen als überflüssig. Diese wenig brauchbaren bilden für die ersten Semester leider gar kein geringes Kontingent.

Später ist es nicht allen mehr möglich, in der Arbeit beizukommen. Aber selbst die besten unserer Schüler wissen oft

mit ihrer Freiheit recht wenig anzufangen und verbummeln z. B. ihre ersten Ferien in unbegreiflichem, vornehmerem Nichtstun. Und das gilt vielfach als das durchaus natürliche. Ich will gern zugeben; wir haben viele tüchtige Schüler; besonders in den späteren Semestern begegnen wir oft dem erfreulichsten Eifer; aber für diese Studenten ist auch eine Reform nicht nötig; sie geben weder als Studenten noch später als Praktiker Anlass dazu, dass man die Juristenausbildung tadeln müsse; aber neben ihnen stehen viel zu viele mindergute Elemente!

### III.

6. Wenden wir uns den Reformfragen zu, dann ist die erste die, ob wir unsere Methode grundsätzlich ändern sollen. Einmal, sollen wir überhaupt an der theoretischen Ausbildung festhalten? Ich verliere kein Wort und sage einfach: Selbstverständlich! Nur vergessen viele den Wert der Theorie immer wieder in Einzelfällen; so ist z. B. der heute erstaunlich leicht ausgesprochene Satz: zum Prozess bedarf es keiner grossen theoretischen Einführung, geradezu eine Ungeheuerlichkeit für mich! Nirgendwo mehr als hier muss man die systematischen Zusammenhänge, den ganzen Organismus, den praktischen Wert der einzelnen Teile des Mechanismus, die geschichtliche Entwicklung aufs genaueste kennen! Nichts schadet unserem Prozess mehr als handwerksmässige Uebung.

Man kann eine fruchtbare theoretische Ausbildung nicht nebenbei, in Abendstunden während der Praxis sich holen; sie fordert emsigstes Forschen und Lernen und Denken, d. h. sie beansprucht den ganzen Menschen. Die Amerikaner verlassen daher auch immer mehr dies schlechte System des abendlichen, gelegentlichen Rechtsunterrichts. Ebenso kann nicht die Praxis selbst den Schülern die Theorie bieten, denn das würde ja viel zu lange dauern und doch keinen sicheren Erfolg versprechen. Auch muss Theorie natürlich von Theoretikern, d. h. von Männern gelehrt werden, die das ganze System voll beherrschen, es ständig durchforschen, ob sie nun daneben auch Praktiker sind oder nicht.

Die theoretische Ausbildung muss aber auch am Anfang stehen. Das ist wahrhaftig kein Vorzug für sie, denn ihr fällt damit eine unendlich lästige Aufgabe zu. Ich ziehe es natürlich vor, Praktikern vorzutragen; aber ich sehe es nun einmal als unsere Aufgabe an, das undankbare Geschäft des Elementarunterrichts auch zu betreiben. Ich halte es geradezu für gefährlich, diesen auf irgend welchen Praktiker abzuwälzen,



der an irgend einem Amtsgericht dazu bestimmt wird. Eine Praxis ohne vorherige theoretische Bildung kann ich mir schlechterdings nicht vorstellen. Wie soll man denn irgend etwas praktisch ausüben, von dem man keine Ahnung hat?

Ich lehne damit sofort einen Vorschlag ab, der neuerdings gemacht, aber offenbar schon von der Mehrzahl verworfen worden ist: den der Vorpraxis. Vorweg möchte ich sagen, dass ich von einem mehrfach behaupteten „Wirklichkeitshunger“ unserer jungen Studenten wenig merken kann; wenn er besteht, dann haben wir heute schon manche Gelegenheiten, ihn zu stillen; aber diese werden ja kaum benützt. Jedenfalls kann aber eine Beschäftigung sofort von der Schule weg nichts anderes von der Rechtspraxis lehren als äussere Formalitäten. Daher fürchte ich sogar geradezu eine solche Unterweisung. Aber der Grundgedanke des Vorschlags bleibt richtig: wir müssen sofort den Anfängern praktische Anschauung bieten. Dazu sind unsere Vorlesungen und Uebungen mehr zu benutzen, und wenn man den Anfängern während der ersten Ferien oder im ersten Semester einen Anschauungs-Kurs durch Praktiker erteilen lässt, so ist das sicher von grösstem Vorteil. Nur täusche man sich nicht: auch diesem Gedanken stehen Interesselosigkeit und die Anforderungen der Korporationen an ihre jungen Mitglieder hemmend gegenüber.

Ich stehe auch dem Gedanken der Zwischenpraxis sehr skeptisch gegenüber. Nacheiner doch immer nur recht oberflächlichen Ausbildung kann sie unmöglich unser heutiges Referendariat ersetzen; die Praktiker wüssten mit solchen ABCschützen nicht viel anzufangen; und die Schwierigkeiten des Anfängerunterrichts sind um nichts verringert. Der schöne Gedanke, dass wir schon praktisch etwas erfahrenen Schülern das Recht ganz anders lehren könnten, als unseren heutigen Studenten, wird wohl in der vorgeschlagenen Form nicht durchzuführen sein.

7. Immer bleibt das Ergebnis aller Erwägungen: wir behalten den Grundgedanken unserer heutigen Einrichtungen und damit ihre Schwierigkeiten bei. Diese sind nun einmal mit jedem Rechtsunterricht verbunden, und wir müssen sie zu überwinden suchen. Dazu aber sind zwei Gedanken wohl zu beachten: wir bedürfen einer besseren Pädagogik und einer praktischeren Gestaltung des Unterrichts. Dann ist eine Verlängerung des Studiums über 7, 8 Semester hinaus unnötig.

Es wäre schon eine andere Jahreseinteilung, nämlich eine Drittelung, recht erwünscht. Denn heute macht sich bei

intensivem Studium eine zu starke Abspannung gegen Ende des Semesters bemerkbar. Ein „Interessant machen“ der Vorlesungen (—wie? durch Kinematographen?—) wird bei unserem spröden Stoff kaum möglich sein. Bei den Hörern der späteren Semester ist das auch gar nicht nötig. Was aber vom Uebel ist, das ist das verkehrte Verbummeln der ersten Semester. Daher bleibt bei diesen leider nichts anderes übrig, als dass wir Zwang anwenden; und als solchen kann ich nur eine verständige Zwischenprüfung ansehen, zu deren Empfehlung ich mich nach langem Ueberlegen entschliessen muss. Sie soll nicht leicht und kurz sein; sie braucht nicht einfach das mechanische Einpauken zu begünstigen; auch hier kann das Verständnis schon ganz wohl geprüft werden. Ihre Fächer dürfen im Hauptexamen nicht ausfallen! Selbstverständlich muss sie überall im Reiche eingerichtet werden. Daneben sollten für die jüngeren Semester die Ferien durch praktische Betätigung ausgenützt werden können.

Im Aufbau der Vorlesungen stimme ich einer — heute fast überall vorhandenen — eingehenden Einleitungsvorlesung aufrichtig zu; sie allein kann sofort über die Schwierigkeiten des Verständnisses hinweghelfen. Aber solange sie nicht direkt auf die Prüfung vorbereitet, hat sie beim Anfänger recht wenig Zugkraft.— Sodann aber wird das Privatrecht und hier das Römische Recht am Anfang stehen müssen. Ich behaupte, dass das Interesse am öffentlichen Recht — Strafrecht, Staatsrecht — kein juristisches, sondern ein politisches oder soziologisches und psychologisches ist. Wird aber dies zu stark berücksichtigt, dann wird der Jurist sofort von der eigentlich rechtlichen Schulung abgelenkt, und so entschieden ich auch für Beachtung der psychologischen und sozialen Verhältnisse im Recht eintrete, so entschieden behaupte ich, dass ihre einseitige, systemlose Verwertung höchst gefährlich ist. Man kann diesem Interesse auch im Privatrecht vollauf gerecht werden. Wer aber wollte leugnen, dass unsere ganze Lehre stets und überall auf die Sätze des Privatrechts aufgebaut ist! Wer es bedauert, der drehe unser ganzes juristisches System um, und danach mag er mit Erfolg zuerst das Staatsrecht lehren. Nebenbei bemerkt, hilft eine gute Einleitungsvorlesung dem etwaigen Mangel sehr wohl ab. — Ebenso wird die Geschichte zu Anfang zu lehren sein; so schön ein Geschichtsstudium später ist, so wenig wird es sich bei unseren Einrichtungen am Schluss des Studiums durchführen lassen.



8. Praktischer aber kann unser Unterricht immer noch werden! Es kann und muss immer noch mehr an das Leben angeknüpft werden. Dem helfen heute schon unsere Praktika ab, in denen wir ja an lebendigen Beispielen das juristisch-praktische Denken lehren. Man wirft uns oft vor, dass wir da Doktorfragen erörtern oder viel zu schwere Fälle behandeln. Das ist für den grossen Durchschnitt sicher nicht wahr! Wer von einem „schweren“ Fall redet, der muss doch auch sagen, worin seine Schwierigkeit liegt. Ein tatsächlich komplizierter Fall ist doch oft genug juristisch klar, und umgekehrt bietet der einfachste Fall Anlass zu den schwersten rechtlichen Erörterungen. Ein Praktikum soll aber niemals das Referendariat vorwegnehmen, wie sich offenbar immer noch viele Kritiker einbilden.

Dass unsere Vorlesungen immernoch mehr das praktische Leben zu Beispielen heranziehen müssen, gebe ich gern zu. Der alte Witz, dass wir Professoren noch nicht so recht über die Bedeutung der Buchdruckerkunst Bescheid wüssten, wird zwar immer wiederholt, wird aber meiner festen Ueberzeugung nach immer dürftiger. Wir wissen alle, dass wir in der Vorlesung ein Lehrbuch nicht bieten können und sollen. Wir sollten aber immer mehr noch den Studepten auf das Selbststudium der Lehrbücher verweisen und dies durch praktische Darlegungen unterstützen. Freilich, der Kritiker kennt wieder nicht die Schwierigkeiten eines solchen Vorgehens! Denn wo man ein solches versucht hat, beteiligen sich oft die Studenten nicht mit dem durchaus nötigen Fleiss an dem Studium. Auch verleitet ein solches Vorgehen gar zu leicht dazu, praktische Einzelheiten zu sehr zu betonen, und dabei geht die dringend notwendige systematisch zusammenhängende Grundanschauung des ganzen Gebäudes verloren. Man lerne doch einmal das amerikanische Casesystem durch eigene Anschauung kennen, und man wird einen Schrecken vor dieser „praktischen“ Gestaltung des Studiums bekommen. Auch würden wir bald gar zu leicht in der Fülle des Stoffs ersticken und man müsste das Studium dreifach so lange machen, als heute. Heute gewähren übrigens die überall vorhandenen Vorlesungen und Uebungen in den Staatswissenschaften reiche Gelegenheit, die praktische Bedeutung des Rechts aufzuzeigen. Endlich wiederhole ich: man gebe uns Lehrern reichere Gelegenheit zu praktischer Tätigkeit, die wir uns jetzt mühsam suchen müssen.

Von erheblichem Nutzen ist sicher der regelmässige Besuch von Gerichtssälen und Justizanstalten, sowie der

Gebrauch von Akten und anderen Materialien. Auch das pflegen wir schon vielfach. Ich bemerke aber z. B., dass mir Akten vielfach von meinen Hörern in derartig verdorbenem Zustande und so spät wieder abgeliefert wurden, dass ich die Verantwortung den Behörden gegenüber nicht mehr zu tragen wage. Den Besuch der Gerichtssäle und Gerichtsschreibereien aber kann nur der Staat durch eine systematische Anordnung fruchtbringend gestalten. Wenn wir ihn, was wir gern tun, von uns aus vornehmen, bleibt er immer nur eine unvollkommene, wegen ihrer Seltenheit wenig wertvolle und von den Studenten nicht recht gewürdigte Einrichtung. Das alles kostet aber auch bei Lehrern und Lernenden neue Zeit und Kraft, die nicht bis ins ungemessene vorhanden sind. Dennoch muss vor allen Dingen nach dieser Richtung die Besserung streben. Hier helfen auch die vielen Vereinigungen praktischer und theoretischer Juristen, in denen wir stets reiche Anregung für unser Arbeiten empfangen.

Wenn man aber unseren Unterricht formalistisch schilt, dann schilt man bekanntlich unser Recht selbst. Denn wer wollte leugnen, dass dies noch einen viel zu starken Formalismus überwinden muss, der gerade in der Praxis oft genug aufs üppigste wuchert. Wir Theoretiker sind vielfach erstaunt über den Formalismus der Praxis. Aber natürlich leidet auch unsere Theorie darunter und damit unser Unterricht. Hier also müssen die Praktiker uns die Hand reichen zur Besserung. Umgekehrt aber vergessen wir auch nicht die hohe Bedeutung der Form im Recht!

9. Ich schliesse: Eine Besserung unseres Rechtsunterrichts ist möglich und erwünscht, aber die Kritik schüttet gar zu leicht das Kind mit dem Bade aus. Man muss das Ziel und die Möglichkeiten beachten; wer seine Schranken kennt, wird allein etwas brauchbares erreichen. Das wird freilich nie ein Ideal sein. Doch müssen wir nach ihm streben und mit Optimismus voranschauen. Wir müssen immer alle Energie einsetzen. Dabei sollen Theorie und Praxis Hand in Hand gehen, sich gegenseitig in ihrem Werte anerkennen und nicht verkleinern. Dann können wir am Bewährten festhalten, am streng formal ausgestalteten Recht, das aber nicht die Form um ihr selbst willen ausbildet. Dann werden wir nicht blind gegenüber dem Leben und seinen Anforderungen stehen; dann werden wir es auch leicht meistern, wenn es uns neuartig entgegentritt.

---

# **Juristisches Repetitorium.**

## **Erfahrungen und Vorschläge.**

**Referat**

von

**Walter Pollack (Berlin).**

Anstatt eine gewiss recht interessante Geschichte des Repetitorienwesens in Deutschland Ihnen vorzuführen oder über gegenwärtige Ausdehnung und Stand dieser Institution zu sprechen, möchte iches vorziehen, Ihnen das Resultat meiner bisher gewonnenen, gerade jetzt interessierenden Erfahrungen mitzuteilen. Selbstverständlich können solche nicht bloss vom Repetitor, sondern auch sonst im Unterricht erzielt werden, aber gerade deswegen dürften sie umso belangericher und willkommener Ihnen erscheinen. Freilich in der zu schildernden Form, Zuspitzung und Plastik mögen sie vorwiegend bei repetitorienmässiger Unterweisung auftreten. Ich gedenke, die auftauchenden Fragen mehr von allgemeinen, pädagogisch-philosophischen Gesichtspunkten zu beleuchten, zumal mir die wissenschaftliche Behandlung der Vorbildung, bisher nur von wenigen gepflegt und in ihrer Bedeutung erkannt, besonders am Herzen liegt.

Wer also eine eigentliche Rechtfertigung und den Ton der Streitschrift vermisst, möge ebenso wenig hadern, wie der, welcher von dem wirklichen Betrieb des Repetitoriums keine geschlossene Anschauung zu gewinnen imstande ist. Dergleichen vermag nur — diessollte nie vergessen werden — die praktische Vorführung des Unterrichts zu bringen. Unterlasse ich es schon irrtümlicherweise, vieles hervorzuheben, weil ich es als bekannt oder uninteressant voraussetze, so ist jeder Fachmann in der Lage, zu bestätigen, wie schwer die Praxis in pädagogischen Dingen wiegt. Dennoch wird, so hoffen wir, überall aus unseren Schilderungen die Bedeutung der Repetitorien unmittelbar erschlossen werden.

Ich bin in der Lage, behaupten zu können, dass das vielfach geäusserte prinzipielle Bedenken gegen derartige Hilfen aus Vorurteil oder Unkenntnis entspringt; gewiss weiss ich, dass es auch vielfach schlechte Repetitionen gibt, indessen nirgends, wo der Mensch hinkommt, herrscht bekanntlich Vollkommenheit. Andererseits will ich niemand mit einem Vorwurf belasten, falls er nur zögernd und zweifelnd entgegenkommt. Mit den Repetitorien steht es ähnlich wie mit den amerikanischen Colleges, man muss sie individuell beurteilen und abschätzen. Ein Aufschwung des Repetitorienwesens in Deutschland im guten Sinne ist für die letzten Jahrzehnte kein

Zweifel.<sup>1)</sup> Leider ist das Sammeln des Materials sehr schwierig. Ich muss mir vorbehalten, später darauf zurückzukommen, obwohl ich schon jetzt denen, die mich dabei unterstützt haben, sehr verbunden bin. Ganz besonderer Dank gebührt aber zweifellos meinen Lehrern, von denen ich manche methodologische und pädagogische Bemerkung nur aufzugreifen brauchte, sowie insbesondere denen, die mich sonst durch Ratschläge und Mitteilungen von Erfahrungen unterstützten. Was eigentlich selbst den Anschauungen der Älteren entsprach, in ihnen beschlossen lag, sich folgerichtig ergab, habe ich, lediglich einer günstigen Situation mich anschliessend, zusammengefasst zur Einheit. Möge es nun auch gerade ihren Beifall finden, dies wäre mir der höchste Gewinn!

Ein Architekt, der ein Gebäude errichten will, muss über den Zweck, dem sein Bau dienen soll, nicht nur im allgemeinen, sondern auch in den Einzelheiten sich die intensivste Aufklärung verschafft haben. Und wenn sein Haus dereinst der Erziehung der Jugend gewidmet sein soll, so wird er neben anderen wichtigen Momenten eine ganze Reihe hygienischer, pädagogischer und auch ästhetischer Gesichtspunkte berücksichtigen müssen. Doch alsdann beginnt er einen Plan zu entwerfen, die Grössenverhältnisse zu berechnen, sich über das Material schlüssig zu machen. Schreitet er endlich zur praktischen Ausführung, so begegnen ihm mancherlei technische Schwierigkeiten, man denke an den Bezug der Arbeitskräfte, Besonderheiten der Bodenverhältnisse, Einwirkung von Wind und Wetter auf den entstehenden Bau usw. Somit wird der Architekt allgemeinere, fachliche und technische Betrachtungen anzustellen haben, die man wissenschaftlich sehr wohl von einander zu trennen vermag, wenn sie auch im wirklichen Leben in einer herzlichen Verschlungenheit an jedem Problem aufzutauchen pflegen.

Nach diesen drei Richtungen möchte ich auch hier den Blick lenken, wenn ich es unternehme, eine Einrichtung vorzuführen, über die ich in etwa zehn Jahren mancherlei Beobachtungen anzustellen vermochte.

## I. Die allgemeinen Grundlagen.

In den Bestimmungen, welche die Berliner Fakultät im Jahre 1906 für die Verleihung des Anschlagsrechtes als Normen zur Abhaltung juristischer Repetitorien erlassen hat, steht ein Satz an der

---

<sup>1)</sup> Für frühere Zeiten vgl. auch Roenne, Das Unterrichtswesen des preussischen Staates, 1855, Bd. 2, S. 516 f. Allgemeine Literaturnachweise bei Gerland, Die Reform des juristischen Studiums, 1911, S. 20 f. Paulsen, Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium 1902, am Ende. Ausserdem Schmidkunz, Einleitung in die akademische Pädagogik, 1907.



Spitze, der unsere Aufmerksamkeit ganz besonders auf sich zieht: Die Repetitorien haben den Zweck, nicht zum Ersatze, sondern zur Ergänzung der Vorlesungen und Übungen zu dienen. In solchen Worten ist höchst markant das Wesen der Institution, ihre Rechtfertigung und nicht minder die Richtung ihrer etwaigen zukünftigen Ausgestaltung niedergelegt. Der Repetent hat nicht Lehr-Vorträge abzuhalten, Übungen oder Exegesen zu veranstalten, sondern seine Mission besteht in erster Linie darin, für die Verarbeitung des wissenschaftlichen Stoffes zu sorgen. In welcher Weise dies geschieht, hängt natürlich von den Aufgaben der Universität ab und wird in höchstem Masse für unsere augenblickliche Erörterung schwankend, da die Ziele und die Methoden der juristisch-wissenschaftlichen Erziehung neuerdings heiss umstritten sind. Das Ziel: Was ist ein tüchtiger Richter, welche Fähigkeiten soll schon der Referendar aufweisen, welche Anforderungen sind in den Examina zu stellen? Der Weg: Soll die Universität den ganzen Stoff tradieren oder nur intensiv Teilgebiete und theoretische Streitfragen erörtern, ähnlich, wie es beispielsweise Gerland vorgeschlagen hat? Gehen wir von diesen unsicheren Fragen zur praktischen Wirklichkeit, so habe ich bisher schon die Möglichkeit erprobt, den Stoff der grossen Universitätsvorlesungen nach den verschiedensten Richtungen zu besprechen und gerade dabei eine Reihe von Anregungen gewinnbringend zu verwerten, wie sie in den die juristische Vorbereitung behandelnden Schriften niedergelegt sind. Gewiss wird auch der Universitätslehrer das Moment des praktischen Falles und der Anschaulichkeit höchst vorteilhaft verwenden. Indessen bietet eine Wiederholung<sup>2)</sup>, bei der ja der Stoff schon in seiner ersten Bekanntschaft wenigstens vorausgesetzt werden darf, weit häufiger Gelegenheit. Weiter bin ich bereit, die schon längst von seiten der Universität ausgesprochene Erfahrung zu bestätigen, nach der man am Prinzip der wissenschaftlichen Vorlesung unbedingt festhalten zu müssen meint. Ich bin nicht der Ansicht, dass wir heute schon radikale Umwälzungen mit gutem Gewissen empfehlen dürfen. Die wissenschaftliche Vorlesung kann sich nicht ohne Bedrohung der gesamten Ausbildung zu schulmässiger oder rein praktischer Behandlungsweise herablassen. Ausserdem ist die Gefahr

<sup>2)</sup> Genau genommen bietet erst die Wiederholung den Anlass zu einem wirklichen Eindringen in den Stoff. Es zeigt sich, dass das hierzu nötige Hineinarbeiten eine ausserordentlich grosse Energie verlangt, eine grössere, als wie die meisten älteren Juristen, die ihrer Jugend bereits fern stehen, zuzugeben geneigt sind. Auch zeigen sich erst bei der Repetition zahlreiche Missverständnisse, deren Aufhellung es bedarf. Diese Dinge werden vielfach nicht genügend beachtet.

von Experimenten grossen Stils, die man erst nach Jahren übersieht, nicht gering. Denken wir uns jedoch einen Vertrauensmann des Universitätslehrers und des Zuhörers, so wird dieser leicht das genügende Anschauungsmaterial sammeln, etwaige Führungen veranstellen und auch diese oder jene Vorschläge im kleinen zu erproben fähig sein. Warum soll er nicht nach der Vorlesung über Zivilprozess einen Besuch des Gerichtssaales arrangieren oder im Anschluss an die Vorlesung über röm. Rechtsgeschichte in einer wöchentlichen Übungsstunde Anschauungsmaterial für die römische Sittengeschichte beibringen und zwar in engster Verbindung mit dem Vorwärtsschreiten der Vorlesung? Warum soll er nicht mit den Hörern Museen, Wohltätigkeitseinrichtungen oder industrielle Betriebe studieren? Freilich augenblicklich ist das Repetitorium noch zu stark belastet mit der Vorbereitung für das Examen selbst. Aber hierin liegt an sich ein falsches Prinzip, welches schon in Wahrheit von der Berliner Fakultät aufgegeben ist und im Verfolg nach der soeben charakterisierten Seite einer freieren Gestaltung Platz zu machen hätte.

Bildete das Repetitorium einen Ersatz der Universität, so würde es allerdings die Vorlesungen, die dort gehalten werden, in womöglich verkürzter Form wiedergeben. Betont man dagegen richtigerweise seinen Ergänzungszweck, so ist es notwendig, die verschiedensten Ebenen durch den Stoff zu legen, ihn teils nach dieser oder jener Richtung hinzuwenden, sowie die Beziehungen der einzelnen Gebiete zu erörtern. Dies setzt voraus, dass der Kandidat den Stoff bereits gehört hat, damit er ihn nunmehr selbständig behandeln kann. Gewiss könnte auch an der Universität eine Vorlesung gehalten werden, welche die den verschiedenen rechtlichen Gebieten gemeinsamen Gedanken zusammenfasst. Eine solche würde zwar der einen Seite der Repetitorien gerecht werden, aber doch wiederum einer anderen Seite nicht. Denn vor allem in der sonst undurchführbaren Mischung des systematischen Unterrichts mit dem System des Gesamtüberblicks liegt das Eigentümliche des Repetitoriums. Die einzige Methodennämlich, die hierfür geeignet ist, besteht in dem Verfahren von Frage und Antwort. Beachten Sie also, dass der eigentümliche Charakter der Repetitorien wohl das System des Überblicks bedingt, ohne mit ihm etwa identisch zu sein.

Wie wir sehen, hat der Repetent genug allgemeine Aufgaben, wenn man seinen Lehrstunden auch nur eine den Universitätsunterricht ergänzende Funktion zuweist. Man kann nun nicht bloss das Problem aufwerfen: In welcher Weise schaffen wir einen möglichst tüchtigen Juristen, sondern man kann auch fragen: Welche ist die eigentliche Unterrichtsweise, um den Kandidaten zu einem tüchtigen



Prüfling zu erziehen? Es liegt hier ein Dualismus vor, der ebenso sehr seine Berechtigung wie seine Bedeutung hat, denn das Examen ist eine praktische Institution und sein Zweck kann durchaus von den Idealen abweichen, welche der einzelne Lehrer oder auch die Wissenschaft als Ganzes für die höchsten einschätzt. Das Examen wird nicht abgeschafft werden; hinsichtlich seiner Notwendigkeit brauche ich hier nicht zu diskutieren. Jedenfalls ist es unrichtig, es einfach als ein notwendiges Übel zu betrachten, von dem man am liebsten schweigt. Man muss es vielmehr konstatieren, wie jede teils schädliche, teils nützliche Einrichtung der Wirklichkeit, seine Lichtseiten entwickeln, seine Schattenseiten mildern. Auch hier kann der Repetitor mancherlei wirksame und gute Hilfe leisten. Nur davor mag er sich bewahren, in seiner Tätigkeit lediglich eine Examensvorbereitung zu erblicken.

Ein guter Repetitor wird die Ausbildung nur dann wahrhaft heben, wenn er selbst die erforderlichen wissenschaftlichen Fähigkeiten und praktischen Kenntnisse besitzt. Denn auch für Frage und Antwort bedarf es leitender wissenschaftlicher Gesichtspunkte, und man sollte nur selten ohne ein bestimmtes Ziel das Examinieren betreiben. Ebenso wenig darf die Diskussion von Problemen vernachlässigt werden und an einer Reihe von Beispielen ist sie nicht nur oberflächlich, nein in sorgfältigster Weise mit den Zuhörern zu üben. Das Verhältnis von actio und Anspruch, das Beamtenwesen im Staats-, Völker- und Kirchenrecht können ja sehr wohl als einheitliche Themen besprochen werden, indem man von einer bestimmten theoretischen Auffassung ausgeht, z. B. von der behaupteten vertragsmässigen Entstehung des Beamtenverhältnisses oder indem man an die zu verlesenden Ausführungen der Windscheidschen Pandekten anknüpft, die den Anspruch als eine Eigenschaft der Privatrechte charakterisieren.

Die allgemeinen Grundlagen sind also, auch wenn man den Examenstandpunkt einigermaßen in den Vordergrund rückt, im wesentlichen wissenschaftlicher Natur. Wohl tritt dieses wissenschaftliche Element, wie dem aufmerksamen Zuhörer gewiss nicht verborgen blieb, in einer eigentümlichen Erscheinungsform zutage, welche durch den suppletorischen Charakter der Repetitorien bedingt ist.

Aber warum wird diese Ergänzung, die Wiederholung des gesamten Stoffes nicht durch die Universität selbst dem Jünger der Rechtswissenschaft geboten? Damit gelangen wir zur pädagogischen Begründung des Repetitoriums. Das Repetitorium enthält als wesentlich ein Zwangsmoment. Der Einzelne wird angehalten, täglich sein Pensum zu erledigen. Der Wetteifer wird entfacht. Wer nicht entsprechend vorwärts kommt, wird ermahnt und evtl. sogar ausge-

schlossen, also vielfältiger Vorteile beraubt! Der Repetitor rät womöglich überhaupt von weiterem Studium ab. Naturgemäss bedarf es unter solchen Umständen einer eingehenden Kenntniss der einzelnen Individualitäten. Und um diese herbeizuführen, ist zweifellos eine Beschränkung der Teilnehmerzahl dringend erforderlich. Ich pflege daher beispielsweise höchstens 25 Zuhörer, gemäss der Vorschrift der Berliner Fakultät, in einem Kursus zu unterrichten. Es existiert sonach nicht etwa, wie auf der Schule, ein System des direkten Zwanges, sondern die zum Arbeiten treibende Einwirkung ist eine indirekte. Diese hat sich auch als ein Präventivmittel gegen häufigeres Fehlen bewährt. Wer öfters fernbleibt, gelangt nur zu bald ins Hintertreffen. Im übrigen genügt ein blosses Konstatieren der Abwesenheit in der nächsten Stunde. Man kann schliesslich — auch dies ist mit Rücksicht auf die geringe Teilnehmerzahl meist überflüssig — eine Anwesenheitsliste bei den Zuhörern bisweilen herumwandern lassen. In der Verbindung von Zwang und Freiheit liegt auf allen Gebieten ein segensreicher Fortschritt. Es ist schon oft genug die Lehr- und Lernfreiheit als ein unumstösslicher Grundsatz der deutschen Universitäten gepriesen worden, aber, um dieses Ideal für die Zukunft in der Tat zu bewahren, ist es ratsam, den bereits von der Berliner Fakultät eingeschlagenen Weg auszubauen. Dieser Gedanke ist nachdrücklich zu betonen. Sehr gefährlich erscheint es mir nach den bisherigen Erfahrungen, die Einrichtung der Repetitorien etwa direkt auf die Universität zu verpflanzen. Man mag vielleicht in einzelnen Beziehungen damit günstige Resultate erreichen, im allgemeinen wird sich ein solcher Vorschlag keineswegs als vorteilhaft bewähren, weder für das fragliche Institut selbst, noch für die Universität. Abgesehen von anderen, noch später betonten Bedenken bedarf gerade die Schulmässigkeit, auch in der obengeschilderten schwachen Form, eines genügenden Gegengewichts, um die Lust des Einzelnen an der freien Forschung und an der selbständigen Weiterbildung der eigenen Persönlichkeit zu erhalten. Darum darf das Repetitorium nur eine die Universität unterstützende Nebeneinrichtung verbleiben und muss jene stets als die prinzipiell leitende und massgebende, auf andersartigen Grundlagen aufgebaute Anstalt anerkennen. Ein taktvoller Repetitor wird daher dieses Verhältnis niemals aus dem Auge lassen, es überall mittelbar hervorkehren, ja in jeder Beziehung dafür sorgen, dass Wiederholung und Stoffbeherrschung nicht etwa als Selbstzweck, sondern allein als technische Voraussetzung für die Entfaltung geistiger Kräfte betrachtet werden. In ihrer organischen Verbindung scheinen mir Universität und Repetitorium berufen zu sein, für die Zukunft noch eine Rolle zu spielen. Ohne die Gefahr, die Wissenschaftlichkeit

zu beeinträchtigen, gewinnen wir das, was die Amerikaner vor uns voraus haben sollen. In einem in der Juristischen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vortrag<sup>3)</sup> hat v. Lewinski neuerdings betont, dass die Amerikaner in der Tat den Zweck, den sie erreichen wollen, durch ihre Art Zwangssystem am besten verwirklichen. Ein Dozent hat dort etwa 50 Zuhörer, mit denen er einzelne Rechtsfälle bespricht. Wer fehlt, offenbart in der nächsten Stunde alsbald seine Lücken. Der Dozent kennt den Zuhörer mehr persönlich; ein Examen findet am Ende des Jahres statt. Der schlechte oder unfähige Student kann evtl. relegiert werden. Freilich ist zunächst der amerikanische Begriff der Wissenschaft ein wesentlich anderer, als bei uns. Der Amerikaner muss ferner eine Reihe massgebender Präjudizien beherrschen, die oft mühsam zusammen zu suchen sind, er muss das Gefühl für Gleichheit und Verschiedenheit der individuellen Fälle gewinnen, wie es ja manche römische Juristen so meisterhaft bewiesen haben. Nun kann man juristischen Instinkt besitzen, Regeln anwenden, gewissermassen ohne sich ihrer bewusst zu sein oder, wie der Psychologe sagen würde, ohne zur Begriffsbildung vorzuschreiten. Aber die Falljurisprudenz und unsere systematische Jurisprudenz lassen sich als der Ausfluss einer höheren Einheit konstruieren. Die Römer sind durch Induktion schon zur Bildung allgemeiner Regeln und damit zu einer Art systematischer Vorstufe vorgedrungen. Wir können einmal für die vorliegende Erwägung unserem geschriebenen Recht das abstrakte Gewand abnehmen und in ihm nur eine Summe auktoritativ entschiedener Fälle erblicken; das Thema der juristischen Erziehung lässt sich alsdann trotz gewisser Einseitigkeit fruchtbar dahin formulieren, der Rechtsunterricht habe an einer Reihe von unmittelbaren oder mittelbaren Präjudizien die Entscheidung neuer Fälle zu lehren. Sicherlich hat unsere systematische Jurisprudenz den Vorteil, immer wieder auf neue Punkte durch Kombinationen zu gelangen und den pädagogischen Vorzug, die Beherrschungsmöglichkeit für eine grosse Masse von Material darzubieten. Doch die Schattenseiten der Generalisierung werden nur durch die soeben entwickelte Auffassung gemieden. Indessen wenn auch die Überzeugung von der Wesensverwandtschaft zwischen unserer und der amerikanischen Rechtswissenschaft nicht geteilt und der vorhandene Gegensatz deswegen höher eingeschätzt wird, bringen die Amerikaner uns doch eine gute pädagogische Lehre und legen uns die Einführung wenigstens eines teilweisen Zwanges ans Herz, natürlich unter voller Wahrung der uns eigentümlichen hochschulmässigen Freiheit.

---

<sup>3)</sup> Vgl. 52. Jahresbericht der Jur. Gesellschaft zu Berlin 1910/1911 S. 97 ff.

Die Aufgaben und Ziele sowie die pädagogischen Grundlagen des Repetitoriums haben uns bereits einen Einblick in seine innere Beschaffenheit gewährt, die man wirklich vollständig erfassen muss, um aus ihr nicht bloss eine Erklärung, sondern auch eine Rechtfertigung der empfohlenen Institution zu schöpfen. Noch mehr wird ein neuer Freund in unseren Augen gewinnen, wenn wir nicht bloss seine Visitenkarte flüchtig mustern, sondern ihm persönlich näher treten. Wir wenden uns zu den speziell fachlichen, die Ausgestaltung eines Repetitoriums bestimmenden Gesichtspunkten.

## II. Fachliche Gesichtspunkte.

Was ist, um von einer schon prinzipiell behandelten Dissonanz auszugehen, ein tüchtiger Jurist? Darüber können die Ansichten nicht unbedeutend abweichen. Die Ideen über den Unterricht, die pädagogischen Meinungen des Leiters werden in jedem Repetitorium naturgemäss stark mitwirken, denn jener wird den ihm vorschwebenden idealen Zweck erreichen wollen und, falls er durch die Examensforderungen beengt ist, diesen jedenfalls zu gewinnen trachten, indem er die nach seinen Anschauungen richtige Methode verfolgt. Wie die Dinge heute liegen, wird der Betrieb des Unterrichts in überwiegendem Masse durch den Gesichtspunkt der Examensvorbereitungen bestimmt. Wenn der Jünger der Rechtswissenschaft vor der Examenskommission bestehen will, so hat er sich heute einem dreifachen inquisitorischen Verfahren zu unterziehen. Er soll in einer schriftlichen Arbeit nachweisen, dass er wissenschaftlich zu denken, einen bestimmten Stoff einheitlich zu gestalten und sich durch die Wirren der Literatur einigermaßen zurecht zu finden vermag. Er soll in Klausurarbeiten sein juristisches Taktgefühl, die Fähigkeit der Subsumtion, das Problemgefühl, das Geschick, einen Stoff anzufassen, erweisen; er soll schliesslich in dem mündlichen Examen über die Hauptdisziplinen nicht nur in ihren Grundzügen orientiert sein, er soll in allen dreigenannten Prüfungszweigen mehr oder minder stoffliche Kenntnisse sowie die Fähigkeit, juristisch zu denken und sich juristisch auszudrücken, in bestimmtem Grade aufweisen. Was aber unter den hier skizzierten Anforderungen zu verstehen ist, wird ja erst durch die Auffassung der Prüfungskommission interpretiert und konkretisiert. In vielen Punkten muss daher der Lehrer nachgeben; er wird es nie verantworten können, nach seinen ihm vorschwebenden Prinzipien einen Kandidaten zum tüchtigen Juristen zu erziehen und seine subjektive Ansicht gegenüber der objektiven Meinung der Verwaltung in den Vordergrund zu stellen. Dementsprechend bildet



sich bei ihm gewiss in höherem Masse als bei dem Universitätslehrer eine Lehrweise heraus, die sich als ein Kompromiss zwischen dem objektiven Zweck und dem subjektiven Ideal charakterisieren lässt. Nun aber kommt noch ein Drittes. Auch die schönsten Ideen lassen sich in praxi nicht immer verwirklichen. Denn einerseits werden die Zwecke, die sich z. B. die Examenskommission setzt, nicht erreicht, andererseits sind die Kandidaten gerade in der letzten Zeit des Examens auch als Menschen in einer eigenartigen psychischen Verfassung und drittens endlich ist auch der Repetitor selbst nur ein schwacher Mensch. Es kann daher nie eine vollkommene, sondern nur eine m ö g l i c h s t vollkommene Einrichtung erstrebt werden.

Die Lösung des soeben berührten Problems führt uns zurück auf den anfangs skizzierten Gegensatz zwischen dem Repetitorium als Ergänzungsinstitution und als Vorbereitungsanstalt für das Examen. Der wissenschaftlich an sich höherstehende U n t e r s t ü t z u n g s z w e c k wird umso kräftiger betont werden können, je früher man die Repetitorien beginnen lässt. Der V o r b e r e i t u n g s z w e c k wird umso mehr zurücktreten dürfen, je wissenschaftlicher, sachlicher und psychologisch richtiger die Prüfungen in Zukunft gestaltet werden. Ausgeschaltet darf diese Seite des Repetitoriums nie werden, solange es Prüfungen gibt, weil ja gerade eine seiner besten Funktionen darin besteht, die Ungerechtigkeiten der Prüfung zu mildern, das Examensmässige möglichst zurückzudrängen und dadurch einer objektiven Entscheidung der Prüfungskommission in Wahrheit nach Kräften vorzuarbeiten. Obwohl ich persönlich durchaus ein Freund des Examens bin, so möchte ich doch darauf hinweisen, dass wir in dem Examen eine allzu unbedingte, wichtige Einrichtung schätzen. Aber Examina sind zweifellos nicht bedeutsamer, als die Heranbildung wirklich tüchtiger Juristen. Dies Bild verschiebt sich leicht bei den examinierenden Personen und mancher scheitert daher an der Technik der Prüfung. Die Antworten werden als solche bewertet, anstatt in ihnen lediglich Indizien für die Fähigkeit des Kandidaten zu finden. Die Ansichten über das, was gelernt werden muss, was man unter den Grundzügen einer Wissenschaft zu verstehen hat, sind gerade bei grossen Prüfungskommissionen sehr geteilt. Ein Kollegheft oder Lehrbuch mag selbst alles einigermaßen Wesentliche enthalten, es kommt aber immer noch sehr darauf an, mit welchem Wichtigkeitsakzent der betreffende Abschnitt vorgetragen ist. Und wenn man die Kolleghefte verschiedener Herren vergleicht, so wird man über die Abweichungen nicht wenig überrascht sein.<sup>4)</sup> Nun komme ich zu

<sup>4)</sup> Man bedenke auch, dass man beim Vortrag in Auswahl, Anordnung und Darstellungsweise stets subjektiv verfahren muss und die Anschauung eines

einem Punkt, der noch nicht genügend gewürdigt zu sein scheint. Wissenschaftliche Gedanken wickeln sich nach bestimmten Gesichtspunkten ab. Wer also die Denkweise eines Forschers auch bloss empfindungsweise erkannt hat, wird leicht selbst ganz neue Probleme jener Denkweise entsprechend zu lösen vermögen. Daher kommt ein Examinator häufig zu falschen Schlüssen, wenn er einen Kandidaten, der ihn oder die von ihm vertretene Anschauungsweise studiert hat, zu wissenschaftlich guten Resultaten gelangen sieht. Auch bei den Klausuren spielt sicher eine gewisse Routine ihre Rolle. Hierzu ein interessantes Beispiel. Jemand hätte zu schreiben: Der Vorstand des Vereins ist nicht beleidigt, also kann Liebmann keinen Strafantrag stellen. Diese letzte Folgerung der Unzulässigkeit des Strafantrages wird vom Kandidaten nicht ausdrücklich gezogen, weil er nicht versteht, die Subsumtion bis zu ihrem Ende durchzuführen. Wenn nun der Examinator sagen würde, das Wesentliche juristischer Ausbildung bestehe ja gerade darin, sich alle Folgerungen ins Bewusstsein zu bringen und klar zu denken; diese Eigenschaft habe der Kandidat in der ganzen Arbeit, in der ähnliche Mängel auch sonst hervortreten, nicht bewiesen, daher sei die Arbeit ungenügend, so liegt in Wahrheit kein grosser innerer Mangel, sondern nur ein solcher vor, der sich durch einfache Belehrung leicht abstellen lässt. Der Kandidat, der bisher geglaubt hatte, nur die juristisch-wissenschaftlichen Punkte angeben zu müssen, war auch alsbald schnell gebessert. Im allgemeinen möge sich der Examinator stets die Frage vorlegen: Was kann ich in meinem Fach von einem Kandidaten verlangen, der auch sonst gleichmässig auf allen Gebieten Bescheid wissen soll, und welche Dinge werden durchschnittlich bei objektiver Würdigung der Sachlage als bekannt vorausgesetzt werden können? Ausserdem würde es sich empfehlen, stets danach zu forschen, womit sich der Kandidat vorzugsweise beschäftigt habe, und auf diese Dinge umso genauer einzugehen. Endlich möchte ich für eine grössere Bewertung der Zuverlässigkeit, der Sorgfalt und des Fleisses eintreten, die für den Richter oft genug weit notwendigere Eigenschaften darstellen, als Geschicklichkeit und Begabung, zumal wenn man sich ins Bewusstsein bringt, dass in der Praxis die scharfe Kontrolle und der Druck des Examens keinerlei anspornende Funktion ausüben. Sicherlich werden Sie mich fragen, was solche Bemerkungen an dieser Stelle sollen. Will ich etwa den Examinatoren Vorwürfe machen? Keineswegs. Das Menschenmögliche geschieht und die Prüfungen sind so gut, wie sie unter den obwaltenden Umständen nur sein können. Mir liegt vielmehr daran, zu zeigen, wieviel Gutes gestiftet

vielleicht prüfenden Gegners unmöglich ebenso eingehend behandeln kann. Dieses spielt aber indirekt eine gewisse Rolle. Darüber siehe unten.



werden könnte, wenn Universität, Prüfungskommission und Repetent mit einander in Verbindung treten und die gegenseitigen Erfahrungen austauschen. Allerdings wäre es zukünftig eine schwere Unterlassungssünde, von einer so herbeizuführenden wahrhaften Erhöhung des Prüfungsniveaus abzusehen. Sollte einmal das Repetententum in der Weise, wie wir es zur Erwägung stellen, offiziell gemacht sein, so würde sich unser Vorschlag wahrscheinlich von selbst verwirklichen und damit das, was heute vielleicht noch nicht angängig ist, zur Durchführung gelangen.

Nicht richtig ist es, zu behaupten, wer der Technik des Examens nicht gewachsen sei, erweise sich als untüchtig. Schon von Paulsen sind die Schattenseiten des Examens treffend gekennzeichnet und auch Zacharias betont mit Recht die Ungleichheit zwischen den Anforderungen des Examens und denjenigen einer wirklichen juristischen Tätigkeit, bei der man, das Gesetz und andere Hilfsmittel in der Hand, den richtigen Angriffspunkt in ruhiger Arbeit leichter aufzufinden vermag.<sup>5)</sup> Aus den Schwierigkeiten des Examens ergibt sich ein unliebsamer Konflikt. Der Student hat in seiner Begeisterung für die Wissenschaft sich einer Spezialfrage zugewendet, Bücher auf Bücher gewälzt, die rechtliche Natur des Pfandrechts erforscht, in den Quellen studiert und ebenso die römischen wie die deutschen Grundlagen dieses Gebietes mit heissem Bemühen durchforscht. Plötzlich merkt er, dass ein gut Teil seines Studiums verstrichen, dass die Prüfung vor der Tür steht und andere, gleichalterige Kommilitonen bereits eine hohe Stufe positiven Wissens erreicht haben. Wird sich nicht da bei ihm ein Gefühl der Unzufriedenheit einstellen? Man wende nicht ein, der gute Student habe den richtigen Mittelweg einzuhalten zwischen Lernen und wissenschaftlicher Betätigung. Es gibt eine ganze Reihe beanlagter Naturen, denen es ohne weiteres nicht glücken will, sich den nun einmal notwendigen Gedächtnisstoff anzueignen, sei es aus unüberwindlicher Abneigung oder auch aus einem nach dieser Richtung hin schwach entwickelten Vermögen. Bei der überwiegenden Mehrzahl stehen wir vor der Frage des Entweder-Oder. Entweder wissenschaftliches Arbeiten oder Einprägung des juristischen Stoffes. Der Gegensatz mag vielleicht nicht so stark in die Erscheinung treten, aber es hat auch andererseits keinen Sinn, die Wirklichkeit durch ein ideales Bild zu verschleiern. Bei zu starker Hervorkehrung des Examens wenden sich zu viele der blossen Stoffbeherrschung zu, die natürlich nicht als ein reines Auswendigkönnen zu verstehen, aber darum nicht minder zurückzuweisen ist. Unter wissenschaftlichem Arbeiten kann

<sup>5)</sup> Vgl. Zacharias, Ueber Persönlichkeit, Aufgaben und Ausbildung des Richters, 1911, S. 76.

im obigen Sinn nur eine wahre, innere Hingabe an die Forschung verstanden werden. Die Gefahr bleibt gross, dass aus Furcht vor der Prüfung, vor der ungeheuren Ausdehnung des zu bewältigenden Stoffes das liebevolle Vertiefen in Einzelprobleme aufgegeben wird. Die Fülle des Stoffes ist in den letzten Zeiten stets gewachsen. An ein Rückwärts und an eine etwa damit verbundene Erleichterung des Examens ist nicht zu denken. Im Gegenteil. Infolge der Steigerung von Kultur und Technik, der Erweiterung unseres historischen Wissens sind auch die allgemeinen Anforderungen, die man heute an den Juristen stellt und stellen muss, ausserordentlich erweitert. Und neuerdings verlangt man in immer stärkerem Masse, der Jurist soll Psychologe, Landwirt, Kaufmann, Arbeiter, Handwerker, alles in einer Person sein. Wenn man es auch im allgemeinen nicht als die Aufgabe des Studiums ansieht, eine Unmasse von Stoff in die Gehirne zu pflanzen, so haben doch so manche dafür ihre Stimme erhoben, dass der Student wenigstens vielfach in die Anfangsgründe und die Denkweise der betreffenden Gebiete eingeführt werde. Glaubt man so auf der einen Seite die Vorbildung erschweren zu müssen, so wird es eine immer dringendere Notwendigkeit, nach einer anderen Richtung hin dem Studierenden die geeignete Unterstützung angedeihen zu lassen, indem man für eine sachgemässe Wiederholung, Durcharbeitung und Aneignung des gesamten Rechtsstoffes Sorge trägt. Dann mag der Student jedenfalls in den ersten Semestern frei durch Wald und Feld seiner Wissenschaft streifen, ohne von Examensängsten bedrückt zu werden.\*) Nun noch einen Schritt vorwärts und das Repetitorium rechtfertigt sich nicht nur vom Standpunkt der Stoffbeherrschung, sondern, wie wir nachweisen wollten, als Förderung des wissenschaftlichen Arbeitens. Wenn nämlich die Anforderungen in letzter Zeit nicht unbedeutend gestiegen, die Studenten im allgemeinen erheblich fleissiger geworden sind, eine entsprechende Zunahme des wissenschaftlichen Arbeitens nicht zu verspüren ist, so gibt es nur eine Möglichkeit, diesen Zustand zu verbessern und uns vor der, durch den grossen Zudrang noch mehr drohenden Nivellierung zu bewahren. Man muss die Bewältigung des Materials mit geringerem Kraftaufwand für den Einzelnen auf sicherem Wege herbeiführen und so wieder ein freies Gebiet für die Betätigung wissenschaftlicher Energie schaffen. Diese Betrachtungsweise empfiehlt ebenfalls dringend die Tätigkeit des Repetitoriums; mit der die Verhältnisse verdeckenden Redewendung, es komme nur auf die juristische Fähigkeit, nicht auf die Stoffbeherrschung an, schlägt man den Tatsachen ins Gesicht, nur darüber vermag vernünftigerweise gestritten zu werden,

\*) Natürlich darf nicht die Faulheit unterstützt werden, vgl. Paulsen a. a. O., S. 453 ff.

in welchem Masse die eine oder andere Seite hervortreten hat. Tatsächlich wird denn auch heute meist auf beide Seiten Gewicht gelegt, sie stehen in inniger Wechselwirkung, eine scharfe Trennung ist überhaupt nicht möglich und es denkt methodologisch unrichtig, wer auf das Material ganz verzichten will, um damit eine grössere Wissenschaftlichkeit scheinbar für sich in Anspruch zu nehmen.<sup>7)</sup>

Die modernen Lebensverhältnisse haben das ihrige dazu beigetragen, um das Verhältnis zwischen Dozenten und Studenten zu depersonalisieren. Diesen wichtigen, immer dringender werdenden Punkt hat schon beispielsweise Paulsen genügend scharf betont. Eine Eigentümlichkeit der Repetitionskurse bieten nun die persönlichen Beziehungen, in die der Repetitor zu seinen Zuhörern treten kann. Ihre Intensität wächst von Monat zu Monat; und die schöne Zusammengehörigkeit, welche gemeinsame Arbeit hervorzubringen geeignet ist, tritt am stärksten kurz vor dem Examen hervor, zu einer Zeit, da sie sich ja auch gerade, wenigstens in psychischer Hinsicht, vorzüglich zu bewähren hat. Von auktoritativer Seite ist dieser Zug mit Recht als hervorragendstes Charakteristikum mir persönlich gegenüber bezeichnet worden. In pädagogischer Hinsicht ist hierauf entscheidendes Gewicht zu legen.<sup>8)</sup> Der Repetent wird zum Mentor des Anfängers, der ihn schon in früheren Semestern, noch vor Beginn der Kurse über den Gang des Studiums interpelliert. Er berät ihn später, soweit angängig, in allen Fragen und gibt ihm mancherlei geeignete Winke, deren Bedeutung zugleich in einer nicht unerheblichen Zeitersparnis liegt. Nicht selten kommt es vor, dass er ihm mit freundschaftlichem Rat zur Seite steht, ihn bald zur Arbeit ermunternd, ihn bald zur Aussetzung seiner Studien ermahmend, bald endlich ihm überhaupt von weiteren Studien abratend. Gerade dieser letzte Punkt ist von besonderer Wichtigkeit, denn mancherlei ungeeignete Elemente werden so von vornherein zu ihrem eigenen Vorteil und zum Nutzen der Gesamtheit beizeiten ausgeschaltet. Man könnte im allgemeinen vielleicht an den Einwand denken, der junge Student müsse dergleichen beurteilen können und, seine eigenen Wege zu

<sup>7)</sup> Die erstickende Fülle des Materials ist überhaupt ein den wissenschaftlichen Betrieb der Zeit retardierendes Moment. Einen Rückschritt würde es aber bedeuten, wenn man glaubte, man könne z. B. durch künstliche Beschränkung des Stoffes die alten Zeiten wieder erwecken. Richtiger ist es, dem uns gestellten Problem mutig ins Auge zu schauen und an seine Überwindung sich zu wagen. Ähnlich liegt es gegenüber den vielfach neuen Aufgaben, welche unseren Universitäten durch den immer grösseren Zudrang und durch den Hunger immer weiterer Kreise nach wissenschaftlichem Brot erwachsen sind.

<sup>8)</sup> Vgl. hierzu schon Raumer, Geschichte der Pädagogik, Teil IV, Die deutschen Universitäten, 1854, S. 240 ff.

gehen imstande sein; aber auch mancher tüchtige, selbständige Mensch wird sich nicht scheuen, dem guten Rate des Freundes zu folgen. Nur darin zeigt sich der Unterschied zwischen dem Schüler und dem erwachsenen Jüngling, dass der auktoritative Befehl durch den, die Freiheit der Entschliessung nicht berührenden Ratsschlag ersetzt wird. Dementsprechend wird man freilich bedacht sein, den vorsichtig zu erteilenden Rat nicht etwa als eine bindende Verordnung hinzustellen, sondern ihn nur als einen Hinweis auf möglicherweise einzuschlagende Wege wirken zu lassen. Denn auch die Hochschule gewährt der Selbsttätigkeit stets genügenden Spielraum und predigt nicht etwa unumstössliche Lehrsätze. Überhaupt wird der Repetitor unterscheiden zwischen Faulen und Fleissigen, Spezialisten und umfassend wissenschaftlichen Köpfen. Er wird eine offene Aussprache mit dem Studenten über alle einschlägigen Dinge nicht scheuen, ihm feinfühlig als Arzt in Seelennöten oder sonstiger Bedrängnis zur Seite stehen. Dies alles in rein freundschaftlicher, taktvoller Weise abwickelnd, ohne die Freiheit der eigenen Entschliessung zu berühren! Ein so inniges Vertrauensverhältnis kann sich zwischen Dozenten und Zuhörern kaum entwickeln. Aber gerade auf die Stärke einer solchen Beziehung kommt es hier an.

Nach den mannigfaltigsten Richtungen hin würde sich der Betrieb der Repetitorien bei einer richtigen Anlage gewinnbringend ausgestalten. Nur um für eine solche einen guten Boden zu gewinnen und die Wirkungsweise der Repetitorien im Organismus der Erziehung aufzuzeigen, haben wir die Beschaffenheit des Bodens, auf dem die neue Pflanzung angelegt ist, sorgfältig ins Auge gefasst. Aber zur Warnung von Missverständnissen sei hier der Hinweis gebracht, dass wir in der befürworteten Institution nicht etwa das, sondern nur ein Mittel zur Verbesserung juristischer Ausbildung, unbeschadet sonstiger Vorschläge, erblicken.

Bisher war es üblich, den Repetitorienunterricht im wesentlichen nach den zu besprechenden Materien einzuteilen. Zweifellos wird indessen ein stufenweiser Aufbau nach Tüchtigkeit und Fähigkeit der Einzelnen den Vorzug verdienen. Es war mir vergönnt, schon seit Jahren eine klassenweise Absichtung der Zuhörer mit Erfolg und mit einer Konsequenz zu erproben, wie sie sonst noch niemals ins Leben getreten war. Innerhalb eines Jahres werden Unter-, Mittel- und Oberstufe soweit absolviert, dass der Hörer sich die schriftliche Arbeit geben lassen kann, um nachher wieder in den sogenannten Schnellkurs einzutreten. Gewöhnlich beginnen wir mit römischem Recht oder deutschem Privatrecht; daran schliesst sich bisweilen Strafrecht oder Zivilprozess. Später folgt unser bürgerliches Recht in einzelnen Abschnitten. Zwischen diesen pflege ich aber eine



öffentlich-rechtliche Materie einzuflechten. Es wird hiernach nicht etwa der Gang innegehalten, in welchem der Zuhörer den Universitätsunterricht genossen hat, sondern wir weichen vielfach mit gutem Bewusstsein davon ab. Wenn man die Besprechung des bürgerlichen Rechtes von vornherein einsetzen lässt und damit die geschichtlichen Fächer sowie das System des römischen und deutschen Privatrechtes verbindet, so wird man nachträglich eine systematische Wiederholung der historischen Fächer vorzunehmen haben. Das Repetitorium muss möglichst konzentriert in einer Hand ruhen, nicht nur mit Rücksicht auf die persönliche Kenntnis und Fühlung, die den Leiter mit den Kandidaten verknüpfen soll! Ein einheitliches Bild über den Zuhörer lässt sich allein erzielen, wenn man seine Fähigkeiten und Eigenschaften in allen Disziplinen kennen gelernt hat. Sollte man etwa nur in einzelnen Fächern Repetitorien erteilen und den Unterricht in anderen Gebieten einer zweiten Kraft überlassen, so hätte man zweifellos für eine genügende einheitliche Beurteilung und Behandlung der Kandidaten besondere Vorsorge zu treffen. Das Erfordernis der Konzentration erschliesst sich uns aber auch leicht durch folgende Erwägung. Von möglichst vielen Gesichtspunkten aus soll der juristische Stoff durchdrungen werden, möglichst viele Beziehungen sind somit nach vorwärts und rückwärts auszuspinnen. Bedenkt man dabei die grosse Ausdehnung der zu bewältigenden Aufgaben, ferner das Requisit der Zeit und Kraftersparnis, so wird man ohne weiteres einsehen, dass sich nur dann ein einheitliches Netz des Wissens flechten lässt, wenn man genau Bescheid weiss, welche Punkte schon früher im einzelnen erwähnt oder gestreift sind. Die wissenschaftlichen Probleme durchweg eingehend zu behandeln, ist nicht die Aufgabe des Repetitors, sondern der Universität. Diese soll in die wissenschaftlichen Streitfragen und in die Methodik als solche intensiv einführen, sie soll nicht den Stoff als Stoff, sondern als Mittel zur Entscheidung wissenschaftlicher Streitfragen auffassen. Wenn aber der Repetitor sein Augenmerk dem Stoff als solchem zuwendet, so darf man ihn deswegen nicht schelten, weil dies ja auch in wissenschaftlicher Weise vor sich gehen kann und die Teilung der Aufgaben gerade die in Frage stehende Institution bedingt. Überdies ist der Repetitor in der glücklichen Lage, besonders intensiv auf die Einheitlichkeit der juristischen Wissenschaft hinweisen, sowie bei den Wiederholungen eine verhältnismässige innige Verbindung unter den einzelnen Disziplinen herstellen zu können. Auch auf die Verschiedenheiten ihrer Methoden vermag man geeigneten Orts den Blick zu lenken, denn das gesamte Material bildet ja den Gegenstand der Wiederholung. Dies lässt sich klugerweise ausnutzen, um die Rechtswissenschaft als eine Einheitlichkeit



in der Mannigfaltigkeit ihrer Teile den Zuhörern zum Bewusstsein zu bringen, wenn es auch eine der vornehmsten Aufgaben der Universität bleibt, diesen Gedanken etwa im geschlossenen System durchzuführen. Aber noch eins ergibt sich mit Leichtigkeit. Am Anfang der Stunde bespricht man irgend welche Fragen von Gebieten, die erst später eingehend behandelt werden. Hier mögen dann diejenigen, die schon Bescheid wissen, ihre Diskussionskraft erproben, andere lernen sich in neue Probleme hineinzufinden und einem logischen Gedankengang zu folgen. Häufig wird auch der Anfang der Stunde benutzt, um Sachen, die schon besprochen waren, zu repetieren. Der Vorteil der Wiederholung liegt ohne weiteres zutage. Der Vorzug der Neubesprechung einzelner Fragen aus noch bevorstehenden Disziplinen mag vielleicht bezweifelt werden. Indes mit Unrecht. Denn gern erinnert sich der Kandidat, wenn er alsdann an das Gebiet kommt, der Vorbesprechung. Man kann manchen Gesichtspunkt, der die Arbeit erleichtert, der ihm den Neueintritt in das Gebiet erschliesst, schon kundgeben. Das Verfahren dient dazu, das Neue allmählich und nicht plötzlich in grösserer Masse auf ihn einwirken zu lassen. Freilich darf man dieses Prinzip nicht verallgemeinern und was für ein Repetitorium gilt, gilt noch lange nicht für den Universitätsunterricht. Hier muss man viel vorsichtiger vorgehen, nur Andeutungen sind gestattet, wenn man nicht Verwirrung anrichten will. Der Kandidat der Repetitorien, das dürfen wir nicht vergessen, hat ja die meisten und Hauptvorlesungen schon gehört.

Wie wir schon im allgemeinen Teil ausführten, kann der Repetent vielleicht herangezogen werden, um dem Universitätslehrer die durch das äussere Arrangement von Führungen entstehende Arbeitslast abzunehmen; soweit wie möglich muss er auch schon jetzt die Besprechung des bereits in den Hauptvorlesungen gegebenen Stoffes an der Hand anschaulicher Materialien stattfinden lassen.

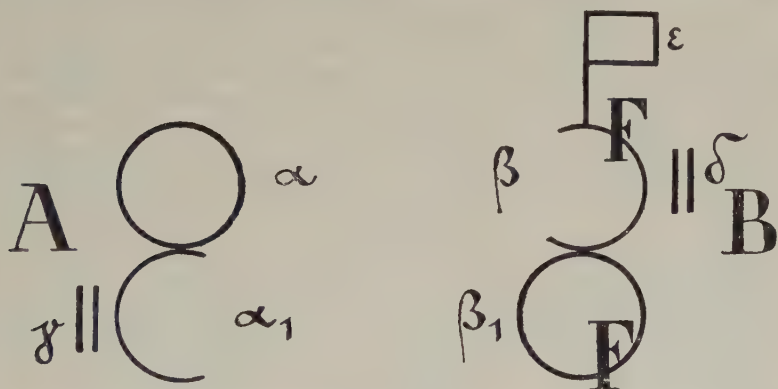
Man hat neuerdings der Ansicht Ausdruck gegeben, unser Studium berücksichtige nicht genügend das Moment der Anschauung. Man soll den jungen Studenten in die Gerichtssäle führen, ein Bankhaus oder eine Fabrik besichtigen lassen. Und auch dagegen ist wieder mancherlei bemerkt worden. Die Vorgänge des Rechts sind unsinnlich, dem menschlichen Auge nicht bemerkbar; der Jurist allein vermag das Hervortreten der verschiedenen Personen, ihre Reden und Bewegungen im Gerichtssaal richtig zu verbinden und ihren bestimmten Sinn zu erfassen. Das Richtige, sagt man gewöhnlich, liegt in der Mitte zweier Extreme und fast möchte man sich diesen Ausweg aus der Streitfrage hier verschaffen. Damit ist indessen auch nicht viel gewonnen. Die Frage ist weit schwieriger. Wie können wir den

Anschauungsunterricht praktisch gestalten, wie die abstrakten Lehrsätze in Anschauung kleiden? Und hier ist auf zweierlei hervorragend zu achten. Die Anschauung, von der wir hier reden, ist nicht die allgemeine wissenschaftliche Anschauung, die man von jeder theoretischen Kenntnis verlangt, sondern sie ist nur ein Begleitmoment, sie dient nur zur Vermittlung des theoretischen Wissens, sie ist aber nimmermehr ein Ersatz dafür. Sie kann dazu verwendet werden, tatsächliches Material dem Gedächtnis zu übermitteln. Aber auch hier übt sie nur unterstützende Funktion. So können wir beispielsweise dem Studenten falsche Wechsel in die Hand geben, im Anschluss an eine richterliche Verfügung das Vormundschaftsrecht erörtern, wir können ihm wohl gelegentlich Gerichtsverhandlungen entrollen, mit ihm Zeitungsausschnitte besprechen oder sogar einen Prozess aufführen, von ihm Quellenstellen interpretieren, Protokolle ausfüllen oder eine Klage selbständig anfertigen lassen und dergleichen mehr. Die Nationalökonomie ist mit Recht ebenfalls als eine für den Juristen wichtige Wissenschaft bezeichnet worden. Für noch bedeutsamer möchte ich etwas anderes erachten, nämlich die Kenntnis des wirtschaftlichen Lebens. Man möge über römisches Sittenleben im weitesten Sinne des Wortes eine besondere Vorlesung für den juristischen Studenten halten, man möge ihm die Kenntnis der deutschen Altertümer überliefern, vor allen Dingen aber sollte man ihn in das Leben der Gegenwart einführen durch kurze anschauliche Schilderungen aus den industriellen und landwirtschaftlichen Begebenheiten der Neuzeit.<sup>8)</sup> Die Theorien der Nationalökonomie sind, wie Z a c h a r i a s mit Recht bemerkt, für den Juristen unvergleichlich weniger wichtig. Ich möchte, nachdem ich gerade auf dem soeben berührten Gebiete mannigfaltige Erfahrungen sammeln konnte, Hilfsvorlesungen über die Realien, speziell für den Juristen, vorschlagen, sogar von der Überzeugung beseelt, dass sich hier noch ein bestimmter Zweig der Forschung und der wissenschaftlichen Behandlung tatsächlicher Vorgänge oder Einrichtungen entwickeln und seinerzeit wieder den dogmatischen Betrieb der Rechtswissenschaft beeinflussen wird.

Wie ich schon auf dem letzten Kongresse zeigen konnte, bin ich mit einem Verfahren beschäftigt, um die abstrakten Gedanken in anschaulichen Symbolen wiedergeben zu können, dadurch die Kombinationsgabe zu fördern und neuen wissenschaftlichen Resultaten den Boden zu bereiten. Diese Methode ist nun aber auch im Unterricht praktisch zu brauchen, ja ich glaube sogar, dass mancher Vortragende daraus Gewinn ziehen wird. Für das Durchsprechen

<sup>8)</sup> Hier kann noch einmal der Kinematograph, in vernünftiger Weise angewandt, einen ausserordentlich grossen Nutzen stiften.

eines bereits vorgetragenen Stoffes kann aber diese Methode sicherlich empfohlen werden. Und es soll jetzt meine Aufgabe sein, Ihnen gerade zu zeigen, wie bei der Wiederholung eines bestimmten Stoffes in anregendster Weise vorgegangen werden kann.<sup>9)</sup> Wenn jemand aufrechnen will, so muss eine bestimmte Situation gegeben sein. Diese wollen wir uns einmal zeichnerisch klar machen. Das Schuldverhält-



nis symbolisieren wir am einfachsten durch einen vollen Kreis und einen Halbkreis, der zu ihm hin geöffnet ist. Der volle Kreis bezeichnet den Gläubiger, weil er der Vollberechtigte ist, der Halbkreis dagegen den Schuldner, weil er die mindere Rechtsposition inne hat. Die Beziehung, welche zwischen den beiden Personen besteht, wird dadurch charakterisiert, dass der Halbkreis mit seiner Öffnung nach dem vollen Kreis gerichtet ist. Was müssen wir also jetzt für Erfordernisse hinzeichnen? Wir müssen zwei Personen fixieren, A und B. Aber in welcher Eigenschaft? Soll A Gläubiger und B Schuldner werden? Was verlangt unser Gesetz? Nicht wahr, dass sie einander schulden! Sie müssen demnach beide zugleich was sein? Gläubiger und Schuldner. A ist also in seiner Eigenschaft  $\alpha$  Gläubiger, in seiner Eigenschaft  $\alpha_1$  Schuldner. Ebenso ist B in seiner Eigenschaft  $\beta$  Schuldner, in seiner Eigenschaft  $\beta_1$  Gläubiger. Ausser dem hiermit geschilderten Erfordernis der Gegenseitigkeit verlangt die Aufrechnungslage noch ein zweites Moment. Welches? Die Gleichartigkeit. Diese wird angedeutet durch einen vertikalen Doppelstrich  $\gamma$  und  $\delta$ , der zur Schuldner-eigenschaft hinzutritt, um anzugeben, dass eben der Schuldner Gleich-

<sup>9)</sup> Die zweite, im mündlichen Vortrag eingehender behandelte Zeichnung muss wegen Raum Mangels fortfallen. Ich verweise hier deshalb auf ein demnächst zu veröffentlichendes Werk.

artiges zu leisten hat. Mit Rücksicht hierauf haben wir zugleich in der Erwägung, dass das BGB. den Schulner stets in den Vordergrund rückt, den Doppelstrich zu  $\alpha_1$  und zu  $\beta$  gesetzt. Sind nun alle Voraussetzungen der Aufrechnungslage erfüllt? Nein, es bedarf noch der Fälligkeit, die wir am besten durch ein F ausdrücken. Aber wohin stellen wir das F?, zu A in seiner Eigenschaft als Gläubiger und ebenso zu B in dieser seiner Eigenschaft? Blicken wir einmal auf die Ausdrucksweise unseres Gesetzes. Danach muss der aufrechnende Teil das Recht haben, die ihm gebührende Leistung zu fordern und die ihm obliegende Leistung zu bewirken. Zunächst bestimmen wir dementsprechend, wer der aufrechnende Teil sein soll, meinetwegen B durch das Hinzusetzen der Fahne  $\epsilon$ ; dann müssen die Leistungen für B forderungsfällig und bewirkungsfällig sein und wir haben der Eigenschaft  $\beta_1$  und  $\beta$  je ein F hinzuzufügen. Nun kann man sehr leicht aus der Figur alle erforderlichen Bedingungen der Aufrechnung ablesen und zwar ganz speziell mittels der Buchstabenbezeichnungen. Auch vermag man in ähnlicher Weise kompliziertere Fälle, wie z. B. die Aufrechnungslage des § 770, Abs. 2 aufzuzeichnen und sich über die verschiedensten Kombinationen ebenso exakt wie anregend zu unterhalten und zu produktiver Tätigkeit anzuregen. Man erreicht eine Klarheit und Deutlichkeit die in der Wortbeschreibung nicht zu gewinnen sind. Man wird aber auch leicht einzelne praktische Fälle an die Zeichnungen anknüpfen können, und öfter ereignet es sich, dass gerade bei solchen Zeichnungen Probleme auftauchen, an die man bisher garnicht gedacht hat.

### III. T e c h n i s c h e s.

Nur kurz kann ich mich den einzelnen technischen Fragen zuwenden. Den obenentwickelten Prinzipien entsprechend möchte ich es empfehlen, schon beim Eintritt in das Repetitorium die Vorbildung des Einzelnen zu kontrollieren und Herren, die nicht genügend Vorlesungen gehört haben, zurückzuweisen. Handelt es sich um eine grössere Anzahl von Zuhörern, so wird man gut tun, sich über jeden eine besondere Karte anzulegen, auf welcher die wichtigsten persönlichen Daten verzeichnet sind. Man wird den Neueintretenden gleich bei der Meldung nach der Schule, die er besucht hat, nach der Zahl der Semester sowie den belegten Übungen und Seminaren befragen müssen. Man wird sich auch beispielsweise erkundigen, welche wissenschaftlichen Vorarbeiten er aufzuweisen hat und ob er sich im Übersetzen von Pandektenstellen geübt hat. Besonders empfehlenswert ist es ferner, die Prädikate bereits gelieferter Klausurarbeiten



sowie die Fähigkeiten seines Gedächtnisses festzustellen sowie sich darüber Aufschluss zu verschaffen, ob der künftige Zuhörer einer Juristenfamilie angehört oder nicht und ob er ein besonderes Interesse für irgend eine der Rechtsdisziplinen mitbringt. Allgemeine Enquêtes, um die Ansichten der Studenten über Studiengang, Examen, besondere Wünsche für den Unterricht festzustellen, sind jedenfalls insofern von grösserem Wert, als sie uns nicht nur manchen trefflichen Einblick in die Seele des jungen Studenten verschaffen, sondern auch wirkliche Anregung für die Unterrichtsmethode zu bieten vermögen. Ferner wird eine statistische Verarbeitung des Materials mancherlei interessante Belehrung über die Bedürfnisse der Studierenden gewähren.<sup>10)</sup> Um eine Kollision mit dem Universitätsunterricht zu vermeiden, fertigt man am besten eine grosse Übersicht sämtlicher Kollegstunden, die in Betracht kommen, an und bespricht mit den Zuhörern die Zeit der einzelnen Kurse.

Wenn auf den ersten Blick der Vorzug der geschilderten Einrichtung allzu stark betont erscheint, mag man dies mit dem vorliegenden Thema entschuldigen, ebenso, wenn wir vielleicht hier und da die tatsächlichen Zustände in Berlin zu stark in den Vordergrund rückten. Wir fassen zusammen: Das Repetitorium bildet nur eine Ergänzung des Universitätsunterrichts, willkommen und notwendig zur Erzielung grösserer Tüchtigkeit. Auf der einen Seite stehen die engeren Beziehungen und die Vertrauensstellung des Repetitors gegenüber dem Studenten, die Möglichkeit einer eingehenden Verarbeitung des theoretischen Lehrstoffes, der moralische Zwang zum Arbeiten, die Gelegenheit zur Auslese besonders tüchtiger Köpfe. Auf der anderen Seite empfiehlt sich das Repetitorium als eines der Vorbeugungsmittel gegenüber den durch das Anwachsen von Studenten und Lehrstoff bedingten Gefahren. Es erscheint als eine erwünschte Hilfe, um die Universität besonders in elementaren Dingen zu entlasten und vor einer etwa drohenden Nivellierung zu bewahren. So ist vielleicht das Repetitorium dazu berufen, der Universität als eine durch die deutschen Verhältnisse bedingte Institution viel eher zur Seite zu treten, als dass man die Hochschule durch Ein-

---

<sup>10)</sup> Bei einer im Dezember 1910 von mir unter 32 Teilnehmern veranstalteten Umfrage haben sich unter anderem 84,4% (26,6% davon mit teilweiser einschränkender Detailierung) für die Einführung von tabellarischen Übersichten und Bildern ausgesprochen. Ferner haben 75% die unbedingte Ausdehnung der praktischen Übung, 71,9% (davon 15,7% mit Einschränkung) die Klausurarbeiten und 84,4 % (davon 6,3% mit Einschränkung) das Zwischenexamen befürwortet. Über eine neuerdings beabsichtigte ähnliche Enquête vgl. Deutsche Juristenzeitung, 1911, S. 746.



führung schulmässigen Zwanges beeinträchtigt. Da die unmittelbare Verbindung zwischen Forschung und Lehre nie aufgehoben werden darf, sind eigentliche Rechtsschulen zu verwerfen. Man sollte nicht die unmittelbare Zirkulation der wissenschaftlichen Errungenschaften hemmen, sondern man muss versuchen, sie zu steigern. Unter solchen Umständen fördere man die Institution nach besten Kräften. An der Freiheit der Repetitorien wird man wohl im Prinzip festhalten. Erwägenswert erscheint mir höchstens der von einer Seite geäusserte Plan, dem Repetitor unter Belassung seiner sonstigen Privatstellung eine besondere, an entsprechende Bedingungen geknüpfte Konzession zu erteilen. Zu diesem Zwecke weise ich auf die in Berlin bereits erlassenen Vorschriften der Fakultät, betreffend die Ankündigung privater Repetitorien, hin, welche das Anzeigerecht von einer besonderen Qualifikation und von der Unterstützung eines ordentlichen Professors sowie von dem Einhalten gewisser Normativbestimmungen abhängig machen. Schwierig sind die Fragen der Vorbildung und nur mit Vorsicht mag der letzte Vorschlag ausgesprochen sein.

Wir glaubten, dass vorzüglich durch inneren, pädagogisch vervollkommeneten Ausbau dem Unterrichtswesen genutzt werden kann. Deshalb wollten wir mit unseren Erfahrungen nicht hinter dem Berge halten. Hoffentlich ist unser Wunsch, zu weiterem Nachdenken anzuregen, in Erfüllung gegangen.

## Die Entscheidung der Geschworenen über die Probestrafaussetzung.

Von

**Dr. P. Pustoroslew,**

o. Professor des Strafrechts an der Universität zu Jurjew (Dorpat).

Nach der allgemeinen Regel sind die Schwurgerichte zuständig für die Verbrechen.

Die Mehrzahl der Personen, die der Verbrechen schuldig sind, ist in moralischer Hinsicht viel verdorben.

Das Kulturvolk muss gegen weitere kriminelle Rechtsverletzungen seitens dieser Leute sicher gestellt werden.

Zur Erreichung dieses Zwecks ist es notwendig, dass das Geschworenengericht diese Angeklagten für schuldig erkennt, dass das Richtergerichte diesen Schuldigerkannten die entsprechenden gesetzlichen Strafen auferlegt und dass diese Strafen in der Wirklichkeit vollzogen werden.

Anders steht es mit der Minderzahl der Personen, die der Verbrechen schuldig sind und unter die Gerichtsbarkeit des Schwurgerichts stehen.

Diese Personen haben auch die Verbrechen begangen, sind aber entweder nicht, oder nur wenig in moralischer Hinsicht verdorben; z. B. sie haben ihre Verbrechen unter dem heftigen Einflusse des Schamgefühls, oder unter dem Drucke des übertriebenen oder falsch verstandenen Liebes- oder Mitleids- oder Ehrgefühls, oder in Folge grosser Armut und Not, schwerer Krankheit usw. begangen.

Diese Leute sind auch der Verbrechen schuldig und darum ist es, in den Interessen der Spezial- und Generalprävention der strafrechtlichen Rechtsverletzungen, des Volkswohls wegen, auch notwendig, dass das Geschworenengericht diese Angeklagten für schuldig erkennt und dass das Richtergericht des Schwurgerichts diesen Schuldigerkannten die entsprechenden gesetzlichen Strafen auferlegt. In Anbetracht aber der geringen oder zuweilen gar keinen Demoralisation dieser Personen, ist es gar nicht notwendig die auferlegten Strafen zu vollstrecken. Vom Standpunkte der soeben erwähnten Interessen der Spezial- und Generalprävention aus, ist es genug, dass diese zur Strafe verurteilten Personen auf einige Zeit, unter der Bedrohung der Vollstreckung der auferlegten Strafen, mit der Hoffnung der vollen Befreiung von derselben, auf die Probe gestellt werden<sup>1)</sup>. Mit anderen Worten, von diesem Standpunkte aus, ist es genug diese zur Strafe Verurteilten einer Probestrafaussetzung zu unterziehen<sup>2)</sup>.

Nach der Schwere der begangenen Verbrechen kann man diese Personen, nach meiner Meinung, in zwei Kategorien teilen.

Jede Person erster Kategorie hat das Verbrechen, beim Vorhandensein der mildernden Umstände und irgend eines der Milderungsgründe oder wenigstens beim Vorhandensein entweder der mildernden Umstände oder irgend eines der gesetzlichen Milderungsgründe, begangen und dieses Verbrechen ist solcher Art, dass es, nach dem Strafgesetze, sogar unter den obenerwähnten Bedingungen, eine Zuchthausstrafe auf eine bestimmte Zeit nach sich zieht.

Jede Person aber zweiter Kategorie hat entweder ein solches Verbrechen oder unter solchen Bedingungen begangen, dass sie,

<sup>1)</sup> P. Pustoroslew, Gerichtliche Verbrecher-Aufprobestellen-Systeme in Europa, Amerika und Australien. Archiv f. Rechts- und Wirtschaftsphilosophie. 1908. I. B. Heft 4; II. B. Heft 1.

<sup>2)</sup> P. Pustoroslew, Die Probestrafaussetzung und die Geschworenen. Archiv f. Rechts- und Wirtschaftsphilosophie. 1910. III. B. Heft 3.

nach dem Strafgesetze, einer minderen Strafe, als einer zeitigen Zuchthausstrafe unterliegt.

Die Interessen der festen Kriminaldeliktenrepression und des grösstmöglichen Volkswohls fordern dringend, dass die Probestraf-aussetzung nur auf solche Personen angewandt wird, die dieses milden Kampfmittels gegen die Kriminaldelikte wirklich würdig sind. Es ist insbesondere notwendig die geeigneten Massnahmen zu treffen um mit Vorsicht und Gründlichkeit die Probestraf-aussetzung auf die Verurteilten erster Kategorie anzuwenden.

Diese Erwägungen lassen uns mit Sicherheit erkennen, dass das Recht der Probestraf-aussetzung hinsichtlich der zu einer minderen, als der zeitigen Zuchthausstrafe, verurteilten Personen dem kompetenten Schwurgerichte selbst anvertraut werden muss, bei Personen aber, die zur zeitigen Zuchthausstrafe verurteilt sind, — nur dem Staatsbegnadigungsorgane, und hinsichtlich dieser Personen muss das Schwurgericht nur das Recht des Gesuchs um die Probestraf-aussetzung bei dem Staatsbegnadigungsorgane haben.

Hier entsteht sogleich die Frage, welchem der beiden Kollegien des Schwurgerichts, d. h. dem Geschworenenkollegium oder dem Richterkollegium, diese beiden Rechte, nämlich das Recht der Probestraf-aussetzung und das Recht des Gesuchs bei dem Staatsbegnadigungsorgane um die Probestraf-aussetzung, anvertraut werden sollen, wenn diese Frage, vom Standpunkte der besten Anwendung der Probestraf-aussetzung und des grösstmöglichen Volkswohls aus, entschieden werden muss.

Auf den ersten Blick scheint es, dass es in den Interessen der Gründlichkeit und der Rechtmässigkeit der Strafrechtspflege notwendig ist, diese beiden Rechte dem Richterkollegium des Schwurgerichts einzuräumen.

Dafür sprechen zwei Erwägungen.

1. Die Frage der Anwendung der Probestraf-aussetzung auf den Schuldigen wird am bequemsten dann entschieden, wenn die von dieser Person verdiente gesetzliche Strafe schon mit Genauigkeit bestimmt ist. Es ist aber das Richterkollegium, das diese Strafe für den Schuldigen festsetzt und tut es nur, nachdem das Geschworenenkollegium die Schuldfragen schon entschieden hat.

2. Die Geschworenen, als Menschen des Lebens und der Erfahrung, meistens ohne juristische Ausbildung, ohne Richterpraxis und Richterroutine, sind zur richtigen Entscheidung der Schuldfragen viel fähiger, als die Professionsrichter. Dagegen sind wieder die Professionsrichter, als gebildete, erfahrene Juristen, zur richtigen Entscheidung der Straffragen viel fähiger, als die Geschworenen.

Jedoch, bei näherer Erörterung, erweist es sich, dass diese Erwägungen keine entscheidende Kraft haben können.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Frage der Probestraf-aussetzungsanwendung auf den Schuldigen dann am bequemsten entschieden wird, wenn die verdiente gesetzliche Strafe für diese Person schon festgesetzt ist. Diese Bequemlichkeit ist aber eben so gross für das Geschworenenkollegium, als für das Richterkollegium.

Es ist auch nicht zu übersehen, dass bei der Konstruierung des Strafprozesses, in Übereinstimmung mit den Forderungen der möglichst richtigen Strafrechtspflege und möglichst vollkommenen Volkswohls, die Bequemlichkeit keine entscheidende Kraft haben kann.

Weiter muss man die Aufmerksamkeit darauf richten, dass die kluge, allgemein angenommene Verteilung der Schuld- und Straffragen zwischen Geschworenen- und Richterkollegium logisch gar nicht zur Anerkennung führt, dass die Entscheidung der Frage der Probestraf-aussetzungsanwendung dem Richterkollegium anstehen muss.

In der Tat sind die juristische Ausbildung und Richterpraxis unentbehrlich für die richtige Bestimmung der Strafe, die nach dem geltenden Strafgesetze dem Schuldigerkannten für sein begangenes Verbrechen auferlegt werden soll; so sind sie aber gar nicht nötig um richtig die Frage zu entscheiden, ob die Probestraf-aussetzung auf einen solchen Schuldigerkannten anwendbar ist, der, nach dem Gesetze, auf die Probe gestellt werden kann.

Um dieses richtig zu entscheiden ist es notwendig zuerst die Frage, ob beide Statthaftigkeitsmerkmale der Probestraf-aussetzung vorhanden sind, zu stellen und zu entscheiden.

Diese Merkmale sind zwei: 1. die Moralunverdorbenheit oder mindestens eine geringe Moralverdorbenheit des Schuldigen und 2. die grosse Wahrscheinlichkeit des Zurückhaltens dieser Person, mittels der Probestraf-aussetzung, ohne Vollstreckung der verdienten gesetzlichen Strafe, von weiteren strafrechtlichen Rechtsverletzungen.

Die Frage der Statthaftigkeitsmerkmale der Probestraf-aussetzung steht den Schuldfragen sehr nah und fordert Lebenskenntnis für seine richtige Entscheidung. Daher wird in den meisten Fällen eine richtige Entscheidung dieser Frage öfter vom Geschworenenkollegium, als vom Richterkollegium gefällt werden.

Es wird besonders dann stattfinden, wenn dem Schwurgerichtsvorsitzenden als Rechtspflicht auferlegt wird, dem Geschworenenkollegium die gesetzliche Statthaftigkeitsmerkmale der Probestraf-aussetzung in jedem Falle zu erklären, wo die Probestraf-aussetzung hinsichtlich des Angeklagten, nach dem Gesetze, zulässig ist.



Es gibt noch eine sehr wichtige Erwägung, die empfiehlt beide Rechte hinsichtlich der Probestrafaussetzung erst dem Geschworenengericht und nur danach, im Falle der Nichtbenutzung dieser Rechte von demselben, dem Richtergerichte des Schwurgerichts anzuvertrauen.

Diese Erwägung besteht darin, dass der Gesetzgeber, diese beiden Rechte dem Geschworenengericht einräumend, ohne Zweifel im hohen Grade die Zahl der tatsachenwidrigen, freisprechenden Sprüche der Geschworenen vermindern wird.

Es sind am meisten die Sprüche, in welchen die Geschworenen, um die Anwendung der gesetzlichen Strafe vom Verbrecher, der dieser Massnahme nach ihrer Überzeugung würdig ist, zu beseitigen, nach schwerem psychischem Kampfe, mit Bewusstsein, trotz der Wirklichkeit und der Logik, die bewiesenen Tatsachen verneinen und die geschehene Tatsache für nicht geschehen, den Täter für nicht Täter, den Schuldigen für nicht schuldig erkennen.

Es ist unmöglich in allen Fällen zu bestimmen, welche Gefühle und Erwägungen die Geschworenen zur Überzeugung führen, dass es ihnen zukommt für die Befreiung des Verbrechers von der gesetzlichen Strafe zu sorgen. Dies kann aber nur in der Mehrzahl dieser Fälle bestimmt werden.

Mit grösster Wahrscheinlichkeit kann man annehmen, dass in den meisten Fällen die Geschworenen unter dem Einflusse des Mitleidsgefühls zu dem Verbrecher, oder unter dem Drucke des Gerechtigkeitsgefühls, oder sogar unter dem Einflusse dieser beiden Gefühle handeln.

An diese Gefühle schliesst sich zuweilen auch das christliche Religionsgefühl mit dem Gebote der Vergebung der Schuld an.

Man kann auch mit grösster Wahrscheinlichkeit erkennen, dass in den meisten Fällen die Geschworenen sich nach folgenden Erwägungen richten.

In einigen Fällen halten sie den Verbrecher für nicht moralverdorben oder wenig verdorben, denken, dass er unter dem Einflusse der erlittenen Unannehmlichkeiten auf der Anklagebank zu sitzen, sogar im Falle seiner Freisprechung, keine strafrechtlichen Rechtsverletzungen begehen wird, und sehen in der Bestrafung nur eine überflüssige Belastung dieser Person.

Hieran schliesst sich zuweilen auch die Meinung der Geschworenen, dass die bedrohende gesetzliche Strafe, wie seine praktischen Resultate es im Leben zeigen, die Mehrzahl der von ihr Bestraften demoralisiert und also ihrerseits eine Quelle der künstlichen Demoralisation für den Angeklagten wird.



In andern Fällen aber findet eine andere Kombination der Erwägungen statt. Die Geschworenen halten den Verbrecher in moralischer Hinsicht für wenig verdorben und denken, dass es sehr gut wäre ihn mit der zweckmässigen Korrekstrafe zu bestrafen. Sie sind aber überzeugt, dass die Strafe, mit der diesem Verbrecher für sein begangenes Verbrechen das Strafgesetz droht, einen demoralisierenden Einfluss auf die Mehrzahl der mit ihr bestraften Personen hat. Die Geschworenen wollen die Gesellschaft durch das kleinere Übel vom grösseren befreien. Ihrer Meinung nach, ist es viel besser diesem Verbrecher mit seiner geringen Moralverdorbenheit gleich, ohne gesetzliche Bestrafung, nur mit Erinnerungen der erlebten Unannehmlichkeiten des Angeklagtenzustands allein, die Freiheit zu geben, als ihn mit der gesetzlichen Strafe zu bestrafen und nur nachdem, mit dem abgestumpften Gewissen, mit den abgestumpften Gefühlen der Scham und der Furcht vor der Strafe und der öffentlichen Meinung, mit der schlechten Verbrecherbekanntschaft, in Freiheit zu setzen.

Diese freisprechenden Verdikte sind mit guten Gefühlen und meistens mit verständigen, wenngleich nicht erschöpfenden Erwägungen motiviert. Stehen aber diese Sprüche in so offenbarem Widerspruche mit den während der gerichtlichen Untersuchung bewiesenen Tatsachen, verletzen sie so schroff das allgemeine strafprozessrechtliche Prinzip der logischen Übereinstimmung zwischen dem beschuldigenden oder freisprechenden Inhalt der Schuldfragenentscheidung einerseits und der wirklichen Schuld oder Unschuld des Angeklagten andererseits, stehen sie der richterlichen Willkür so nah, dass sie, ohne Zweifel, die Achtung und das Vertrauen der Regierung, mehrerer Richter und sogar der Bevölkerung zur Rechtspflege der Geschworenenkollegien abschwächen, die Herrschaft der Rechtsordnung im Kulturstaae in gewissem Grade verletzen und dadurch das Volkswohl vermindern.

Wenn aber diese freisprechenden Sprüche der Geschworenen diejenigen Verbrecher von der Strafe befreien, die entweder wenig, oder gar nicht moralverdorben sind und, wahrscheinlich, sogar ohne Strafverbüssung, keine weiteren kriminellen Rechtsverletzungen begehen werden; so handeln diese Verdikte zu Gunsten des so wichtigen Prinzips des kulturellen Strafrechts, wie das Prinzip der Behütung der Person vor dem überflüssigen und um so mehr schädlichen Staatszwange bei der Aufrechterhaltung der Rechtsordnung, und unterstützen also ihrerseits in gewissem Grade das Volkswohl.

Wenn die Geschworenen ihre freisprechenden, tatsachenwidrigen Sprüche fällen; so fühlen und erkennen sie selbst, dass sie nicht ganz richtig handeln. Daher fällen sie diese Sprüche gewöhnlich

nach schwerem innerem Kampfe und bemühen sich selbst, um diese Entscheidungen in der Gesellschaft zu erklären und zu rechtfertigen. Sie beschreiben ihren schweren psychischen Zustand, ihre Gefühle und Erwägungen.

Was kann wohl mehr den Interessen der Strafjustiz und des Volkswohls entsprechen, als auf gesetzlichem Wege neue Einrichtungen einzuführen, die denselben Nutzen, wie diese freisprechenden tatsachenwidrigen Sprüche der Geschworenen gewähren, ohne aber denselben Schaden zu bringen, und zugleich in den meisten Fällen für die Geschworenen alles Bedürfnis beseitigen, diese Entscheidungen zu fällen!

Diese neuen Einrichtungen sind zwei.

Die erste ist das Recht des Gesuchs bei dem Staatsbegnadigungsorgane um die Probestrafaussetzung eines solchen Angeklagten, der vom Geschworenengericht für schuldig eines mit der zeitigen Zuchthausstrafe gesetzlich bedrohten Verbrechens schon erkannt ist und des Aufdieprobstellens, nach der Überzeugung der Geschworenen, würdig ist.

Die zweite ist das Recht der Entscheidung der Probestrafaussetzungsfrage hinsichtlich des Angeklagten, der vom Geschworenengericht für schuldig schon erkannt ist und nach dem Strafgesetze, in Übereinstimmung mit dem beschuldigenden Verdict, einer minderen, als der zeitigen Zuchthausstrafe unterliegt.

Diese beiden Rechte müssen dem Geschworenengericht anvertraut werden.

Dem Geschworenengericht muss eingeräumt werden diese Rechte in zwei bestimmten Zeitpunkten zu benutzen: 1. nach der Abstimmung der ihm vorgelegten Schuldfragen und 2. nach dem Anhören der Verkündung des Strafurteils vom Richtergerichte.

Wenn das Geschworenengericht die ihm vorgelegten Schuldfragen beantwortet und den Angeklagten für schuldig eines mit der zeitigen Zuchthausstrafe gesetzlich bedrohten Verbrechens erkannt hat; so hat es das Recht, in seinem Schuldspruche sein Gesuch um die Probestrafaussetzung bei dem Staatsbegnadigungsorgane hinzuzufügen.

Dem Richtergerichte des Schwurgerichts muss als Rechtspflicht auferlegt werden dieses Gesuch der Geschworenen dem Staatsbegnadigungsorgane in gehöriger Weise zu überreichen.

Wenn aber das Geschworenengericht den Angeklagten für schuldig eines mit der minderen, als der Zuchthausstrafe gesetzlich bedrohten Verbrechens oder eines anderen leichteren Kriminaldelikts erkannt hat und diesen Schuldigen der Probestrafaussetzung für würdig hält; so hat es das Recht in seinem Schuldspruche seine

Entscheidung hinzuzufügen, dass hinsichtlich des Schuldigerkannten die Probestrafaussetzung stattfinden soll.

Hat das Richterkollegium des Schwurgerichts den rechtmässigen Schuldspruch des Geschworenenkollegiums mit der rechtmässigen Entscheidung der Probestrafaussetzungsfrage erhalten und den Schuldigerkannten zu einer minderen, als der zeitigen Zuchthausstrafe verurteilt; so hat das Richterkollegium die Rechtspflicht, in seinem Urteile die Probestrafaussetzung festzusetzen.

Wenn das Geschworenenkollegium bei seiner Schuldspruchfällung entweder das Recht des Gesuchs um die Probestrafaussetzung bei dem Staatsbegnadigungsorgane oder das Recht der Probestrafaussetzung nicht benutzt hat; so hat dieses Kollegium das Recht, nach Anhören der Verkündigung des Strafurteils seitens des Richterkollegiums jedes dieser beiden Rechte in gehöriger Ordnung auszuüben. Es ist nur notwendig, dass einer der Geschworenen gleich nach dem Anhören der Verkündigung dieses Strafurteils dem Schwurgerichtsvorsitzenden eine rechtmässige, öffentliche, mündliche oder schriftliche Anzeige macht, dass die Beratung der Probestrafaussetzungsfrage in dem Geschworenenkollegium wünschenswert ist.

Im Falle rechtmässiger Anzeige fordert der Schwurgerichtsvorsitzende das Geschworenenkollegium auf, sich in das Beratungszimmer zurückzugeben, um zu entscheiden, ob es für notwendig erachtet, sein Recht hinsichtlich der Probestrafaussetzung zu benutzen und im Falle der bejahenden Antwort dieses Recht auszuüben, nämlich — das Gesuch um die Probestrafaussetzung bei dem Staatsbegnadigungsorgane oder die Entscheidung hinsichtlich der Probestrafaussetzung gehörigerweise dem Richterkollegium vorzustellen.

Das Recht des Gesuchs um die Probestrafaussetzung bei dem Staatsbegnadigungsorgane in einigen Fällen und das Recht der selbständigen Anwendung der Probestrafaussetzung in den anderen muss in den Interessen der Strafrechtspflege und des Volkswohls auch dem Richterkollegium des Schwurgerichts anvertraut werden.

Die Benutzung dieser Rechte aber muss dem Richterkollegium des Schwurgerichts nur unter einer Beschränkung eingeräumt werden und nämlich muss das Richterkollegium das Recht, diese Rechte zu benutzen, nur dann haben, wenn das Geschworenenkollegium seine entsprechenden Rechte bei seiner Spruchfällung nicht ausgeübt hat.

Es ist sehr wünschenswert, dass die Juristen, Theoretiker und Praktiker ihre Aufmerksamkeit auf die dem Geschworenenkollegium anzuvertrauenden Rechte hinsichtlich der Probestrafaussetzung richten und diese wichtige Frage einer allseitigen Bearbeitung unterziehen.

---

# Akkordarbeit und Volkskraft

von

**Dr. Richard Ehrenberg.**

o. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Rostock.

## I.

Das neuzeitliche Erwerbsleben wurde bekanntlich vom englischen Individualismus überwiegend optimistisch beurteilt. Jetzt dagegen ist, unter dem Einflusse des Sozialismus und der Sozialethik, namentlich in Deutschland, das Urteil ein überwiegend pessimistisches, oft ein sehr pessimistisches geworden. Das gilt naturgemäss auch vom Akkordlohn. Er ist diejenige Verkörperung des Erwerbsprinzips, die im heutigen hochentwickelten Erwerbsleben zur Entlohnung der meisten unselbständigen Arbeitskräfte verwendet wird, gegenüber der Zeitlohnung, welche charakteristisch ist für einen wenig entwickelten Zustand des Erwerbslebens. Diese Entwicklung vom Zeitlohn zum Akkordlohn ist dadurch erzeugt worden, dass beim Akkordlohn das eigene wirtschaftliche Interesse des Arbeiters an der Erzielung einer möglichst hohen Leistung ein weit stärkeres ist, als beim Zeitlohn. Der Akkordlohn ist also eine vollkommenere Verkörperung des Erwerbsprinzips als der Zeitlohn, er steht dem Unternehmerlohn, der reinsten Verkörperung des Erwerbsprinzips, wesentlich näher.

Deshalb muss der Akkordlohn vom zielbewussten Sozialismus mit Notwendigkeit bekämpft werden. Nicht der angebliche „kapitalistische“ Charakter des Akkordlohns ist die Ursache des sozialistischen Kampfes gegen diese Lohnart — denn der sogenannte „Kapitalismus“ ist ein sozialistisches Hirngespinnst —; nein, der Sozialismus bekämpft den Akkordlohn durchaus folgerichtig, weil er jede Bemessung des Lohns nach der Leistung grundsätzlich verwerfen muss.

Weniger klar und folgerichtig ist die Stellung der deutschen Sozialethiker zum Akkordlohn. So sucht z. B. Schmoller einerseits den guten Seiten des Akkordlohns nach Kräften gerecht zu werden. Und dennoch betrachtet er den Zeitlohn offenbar als eine höhere Art der Entlohnung; unter Berufung auf die Tatsache, dass alle Beamten Zeitlohn haben, spricht er die Hoffnung aus, dass es künftig möglich sein wird, auch bei den Handarbeitern zum Zeitlohn zurückzukehren; er hofft dies, weil für ihn die Schattenseiten des Akkordlohns schwerer ins Gewicht fallen als seine guten Wirkungen; und das ist der Fall, weil das Gerechtigkeitsideal Schmollers, weil die Weltanschauung, die im Hintergrunde aller seiner einzelnen Urteile verborgen liegt, der Bemessung des Lohnes nur nach der Leistung



irgendwie widerstrebt. Insoweit ist also die Weltanschauung Schmollers ebenfalls eine sozialistische.

Deutliche Äusserungen über diesen wichtigen Punkt und zwar gerade in bezug auf den Akkordlohn findet man bei einem Schüler Schmollers, der im übrigen am weitesten geht in der Wertschätzung des Akkordlohns, bei Ernst Günther, in seiner Untersuchung über „Die Entlohnungsmethoden in der bayerischen Eisen- und Maschinen-Industrie“. Er sagt dort gradezu:

Der neuzeitliche Industriearbeiter kann beim besten Willen nicht in seiner arbeitsteiligen Spezialistentätigkeit seine ganze Persönlichkeit einsetzen. Die paar armseligen Handgriffe, die er jahraus jahrein auszuführen hat, gründen nicht in so wesentlichen und charakteristischen Eigenschaften, dass es anginge, aus der grösseren oder kleineren Geschicklichkeit, mit der er diese Handgriffe ausführt, sich ein Urteil über seinen menschlichen Wert, über seine Gesamtpersönlichkeit zu machen. Die Wertbemessung ausschliesslich nach den wirtschaftlichen Leistungen bedeutet daher gegenüber dem Arbeiter, der dabei meist nur untergeordnete und nebensächliche Seiten seines Wesens betätigen kann, eine unerträgliche Ungerechtigkeit.

Ich möchte hier noch nicht zu diesen Äusserungen endgültig Stellung nehmen, sondern nur folgendes feststellen: das Gerechtigkeitsideal, welches bei Schmoller und Günther einer konsequenten Anwendung des Akkordlohns widerstrebt, wurzelt in der Anschauung, dass die Einzelpersönlichkeit dabei nicht zu ihrem Rechte kommt.

Demgegenüber sagt nun aber Günther an anderer Stelle zugunsten der Akkordarbeit, dass sie dem Arbeiter ein erhöhtes Interesse am Erfolg der Arbeit gewähre und hierdurch den verderblichen Wirkungen des „Kapitalistischen Systems“ entgegenwirke, dessen Vollendung dahin führen müsste, dass alles Interesse am Erfolg der Arbeit sich ausschliesslich im Unternehmer oder in den Besitzern des Geschäftskapitals konzentriere, während die Arbeiter nichts als Träger und Verkäufer von Arbeitskraft sein, gar kein weiteres Interesse am Erfolge der aufgewendeten Arbeit haben würden. Beiläufig gesagt: diese Äusserung eines Mannes, der selbst lange Zeit praktisch tätig gewesen ist, zeigt wieder einmal so recht deutlich, wohin selbst ein solcher Mann gelangt, wenn er sich von einer so wesenlosen Vorstellung leiten lässt, wie es diejenige des sogenannten „Kapitalistischen Systems“ ist. Von dieser falschen Vorstellung irregeleitet, übersieht er hier die ihm sonst natürlich wohlbekannte Tatsache, dass es gerade der neuzeitliche Unternehmer gewesen ist, der die Akkordarbeit allgemein durchgeführt hat, der Unternehmer, also der eigentliche Träger jenes angeblichen „Kapitalistischen Systems“; er hat gerade das stärkste Interesse daran, auch dem letzten Arbeiter ein eigenes Interesse am Erfolge seiner Arbeit zu



geben; deshalb führt er das Akkordsystem ein, wo es irgend nur möglich ist. Doch nicht das ist es, worauf es hier ankommt, sondern etwas anderes.

Einerseits wirft die Sozialethik dem Akkordlohn vor, dass er sich anschliesst an Leistungen, welche für die Bewertung von Gesamtpersönlichkeiten unwesentlich sind, und dass seine Art der Bewertung deshalb eine unerträgliche Ungerechtigkeit ist. Andererseits wird der Akkordlohn gerühmt, weil er das Interesse des Arbeiters am Erfolge der Arbeit steigert. Wenn das geschieht und ebenso wenn es nicht geschieht, so ist damit offenbar ein Massstab gegeben, der sehr bedeutsam ist für die Bewertung der Gesamtpersönlichkeit eines Arbeiters. Ist etwa der Zeitlohn, der Gehalt eines Beamten besser geeignet, die Gesamtpersönlichkeit zu bewerten? Offenbar ist das Gegenteil der Fall. Wie unsicher und widersprechend sind solche, zunächst doch rein individualistischen Gedankengänge! Wie soll man hoffen, durch sie allmählich zu einem befriedigenden Schlussurteil über den Akkordlohn zu gelangen? Dabei greift Günther wesentlich tiefer, als es sonst im Gebiet der deutschen Sozialethik zu geschehen pflegt. Früher begnügte man sich damit, auf Grund allgemeiner Erfahrungen, d. h. sehr ungenauer Beobachtungen festzustellen, dass der Akkordlohn die Tendenz hat, die Arbeitsintensität zusteigern, die Arbeitsqualität zuschädigen, dass er „atomistisch“ wirkt und dergleichen. Neuerdings sucht man tiefer einzudringen. Zunächst erschienen die Monographien von Schloss und Bernhard, die allerdings im wesentlichen nur deskriptiv zu Werke gingen; aber man ersah daraus, wie gross und verwickelt die Materie ist. Infolgedessen begann man, die einzelnen Teile der Akkordarbeit auf Grund spezieller Erfahrungen in einzelnen Betriebszweigen zu analysieren. Hierher gehören namentlich die von Schmoller, Bernhard und Anderen herausgegebenen „Untersuchungen über die Entlohnungsmethoden in der deutschen Eisen- und Maschinen-Industrie“ (seit 1905). Diese Untersuchungen waren anfangs noch sehr oberflächlich, werden neuerdings aber sichtlich gründlicher und exakter. Doch jetzt erst stellt sich heraus, wie wenig wir bisher wissen, und auf wie unsicherer Grundlage jene Urteile beruhen, welche auf die öffentliche Meinung so grossen Einfluss ausgeübt haben. Die neueste Untersuchung ist gerade diejenige Günthers; sie steht hoch über ihren Vorgängerinnen. Günthers Ergebnisse widersprechen in einigen Punkten den bisherigen Anschauungen; aber meist sind es noch keine wirklichen Ergebnisse, weil auch er noch überwiegend mit recht ungenauen Beobachtungen arbeitet. Die Lehre von der Akkordarbeit hat so wenig, wie andere Teile der Wirtschaftslehre, ihren noch stark problematischen Charakter abzustreifen vermocht. Ich möchte dies an einigen Beispielen erläutern.

## II.

Ich greife aus dem umfangreichen Gebiet einige Spezialfragen heraus, die von jeher besonders stark bestritten waren: erstens die Feststellung der Akkordsätze durch die Werkmeister, sodann die sogenannte „Lohndrückerei“, ferner die sogenannte „Akkordgrenze“, endlich die Verteilung des Akkordverdienstes bei Gruppenakkord.

Der Werkmeister der Fabrik ist der alte Meister des Handwerks und der Hausindustrie, minus der kaufmännischen und spekulativen Funktionen, soweit dieser Meister sie hatte, minus ferner eines Teils seiner organisierenden Arbeit; aber ein Teil der letzteren ist ihm geblieben; er ist auch in der Fabrik eine sehr wichtige Persönlichkeit; doch werden ihm neuerdings wiederum manche Aufgaben abgenommen und besonderen Organen der Fabrik übertragen: die Annahme der Arbeiter, die Festsetzung der Lohnsätze und anderes. Die Wissenschaft weiss über den Werkmeister bisher noch recht wenig; sie hat ihn bisher im wesentlichen nur von der Seite aus betrachtet, welche dem Arbeiter zugekehrt ist, nicht von der Seite des Betriebs, dem er dient; infolgedessen kennt sie bisher weder die Ursachen seiner bedeutsamen Stellung noch die Ursachen der Veränderungen, welche diese Stellung neuerdings erleidet. Trotzdem hat sie häufig über die Art, wie er einzelne Funktionen ausübt, hart geurteilt, z. B. gerade über die Festsetzung der Akkordsätze durch den Meister, und hat die Art, wie sie erfolgt, benutzt, um ihre Forderung nach kollektiven Tarifverträgen zu begründen. Nun kann die Art, wie der Meister mit den Arbeitern die Akkordsätze vereinbart, gewiss manche Missbräuche zur Folge haben, namentlich Günstlingswirtschaft, Willkürlichkeiten und dergleichen. Aber demgegenüber macht jetzt Günther mit Recht darauf aufmerksam, dass der Meister die einzige Person ist, welche die individuellen Fähigkeiten der Arbeiter, sowohl der tüchtigen wie der mindertüchtigen, kennt, und welche infolgedessen dafür sorgen kann, dass sie bei Normierung der Akkordsätze nicht unberücksichtigt bleiben. Der kollektive Arbeitsvertrag dagegen befördert ganz ausnehmend die Übertragung der Akkordfestsetzung an zentrale Kalkulations-Bureaus, welche nur die Aufgabe haben, die Betriebsinteressen schematisch zu vertreten; ihnen gegenüber liegt es gerade im Interesse der Arbeiter, den Einfluss des Meisters nicht auszuschalten. Welche Erfahrungen aber bisher in dieser Hinsicht gemacht worden sind, wie z. B. bei kollektiven Arbeitsverträgen die Interessen der leistungsfähigen Arbeiter gewahrt werden, darüber wissen wir bisher noch so gut wie nichts.

Auch die sogenannte „L o h n d r ü c k e r e i“, d. h. das Herabschrauben des Akkordlohnsatzes zur Erzielung höherer Leistungen, wird regelmässig nur vom Standpunkt des Arbeiters aus beurteilt,

was unausbleiblich dahin führt, sittliche Entrüstung zu erzeugen. Wenn man hört, wie die armen Leute sich anstrengen, um mehr zu verdienen, und wie ihre Mehrleistung dann benutzt wird, um den Lohnsatz zu drücken, — so kann niemand, der den Verhältnissen fernsteht, sich der Entrüstung erwehren; um so weniger, da jenes Verfahren stets als Ausgeburt der „Profitsucht“ der „Kapitalisten“ erscheint. Es fehlt aber bisher noch so gut wie vollständig an Untersuchungen, welche das Verfahren von der anderen Seite beleuchten, d. h. als Bestandteil der gesamten Betriebsführung verständlich machen, und welche dabei nicht nur Konjunkturwechsel, Konkurrenz usw. gebührend berücksichtigen, sondern vor allem auch die natürliche Abneigung der Menschen gegen Anspannung ihrer Arbeitskraft und die Möglichkeit starker Steigerung der Leistungen ohne Überanstrengung. Ernst Günther macht mit Recht auf diese so überaus wichtigen Momente aufmerksam, ohne indes sie irgendwie zahlenmässig zu erfassen, und ohne andererseits auf die unerlässliche *G r e n z e* des Verfahrens näher einzugehen; er sagt über diese Grenze nur, die Arbeiter seien heutzutage meist stark genug, um sich gegen Überbeanspruchung zu wehren. Das ist gewiss im grossen und ganzen richtig, entbindet uns aber nicht von der Pflicht zu untersuchen, inwieweit eine solche Annahme zutrifft; denn es handelt sich dabei um nichts Geringeres als um die Kraft des Volkes. Nur soll man sich davor hüten, die grosse Frage in der bisherigen Weise mit sittlicher Entrüstung zu behandeln; sie bedarf sehr ruhiger, nüchterner, strenger Untersuchung. Ebenso andererseits die Frage, inwieweit umgekehrt die Arbeiter durch willkürliches „*B r e m s e n*“ das Akkordsystem illusorisch machen, d. h. die notwendige Anspannung der Kraft hindern. Auch hinsichtlich dieses Verfahrens fehlt es noch völlig an wissenschaftlichen Untersuchungen, obwohl es sich dabei ebenfalls um eine Frage handelt, die für das ganze Volksleben unermessliche Tragweite hat.

Ungeklärt sind ferner die Ansichten über die sogenannte *A k k o r d g r e n z e*. Es besteht nämlich sehr oft die Einrichtung, dass die Akkordverdienste der einzelnen Arbeiter nur um bestimmte Prozente ihre Stundenlohnsätze überschreiten dürfen, z. B. um 500/0. Das scheint dem Zweck des Akkordsystems direkt zu widersprechen und pflegt deshalb als besonders kurzsichtig verurteilt zu werden. *J e i d e l s*, der unmittelbare Vorgänger *G ün t h e r s* in der Untersuchung dieser Materie, betrachtet die schematische Akkordgrenze nur als Ergebnis der Bequemlichkeit von Fabrikleitungen. *G ün t h e r* rühmt ihr nur nach, dass sie die Arbeiter vor Überanstrengung schütze, weil sie bei Annäherung an die Akkordgrenze in ihrer Kraftanspannung nachlassen. Wahrscheinlich aber liefert die Akkordgrenze

bei zweckentsprechender Anwendung vor allem ein Mittel, dasjenige, was sonst durch Herabsetzung der Akkordsätze erstrebt wird, einfacher und vollständiger zu erreichen: wird bei gleichbleibender Akkordgrenze und gleichbleibendem Akkordsatz der Stundenlohnsatz eines Arbeiters heraufgesetzt, so wird seine Leistung wahrscheinlich wachsen, weil er nach wie vor bestrebt sein wird, die Akkordgrenze zu erreichen; indes fehlt es uns bisher auch an wissenschaftlichen Bearbeitungen der hierher gehörigen Betriebserfahrungen.

Endlich die Verteilung des Akkordverdienstes bei Gruppenakkord. Wie Bernhard nachgewiesen hat, gibt es recht verschiedene Arten des Gruppenakkordes, die früher nicht genügend von einander getrennt wurden. Noch jetzt begeht man in dieser Hinsicht manche Irrtümer, und doch ist es für die Zusammensetzung der Akkordgruppen, sowie für die Verteilung des Akkordüberschusses von entscheidender Bedeutung, welche Art des Gruppenakkordes vorliegt. Oft sind es nur Zusammenfassungen einer Anzahl Arbeiter gleicher Art, von denen jeder für sich arbeitet, ohne die andern in ihren Leistungen beeinflussen zu können. Oft dagegen handelt es sich um festgeschlossene Gemeinschaften von Arbeitern, die einander in die Hände arbeiten. Diese bedürfen einer durchaus homogenen Zusammensetzung, jene weit weniger. Bei den festgeschlossenen Arbeitsgemeinschaften ist Einverständnis aller Mitglieder über den Verteilungsmodus erforderlich, bei den lockeren Gemeinschaften der anderen Art kann der Verteilungsmodus vom Betriebe angeordnet werden. Gerade die Lehre vom Gruppenakkord ist durch Bernhard, Günther u. A. neuerdings wesentlich gefördert worden. Aber sie bedarf noch immer sehr der weiteren Ausgestaltung auf Grund genauer Ermittlung von Betriebserfahrungen. Die Ansichten über Wert und Wesen der Gruppenakkorde gehen noch immer weit auseinander. Es würde deshalb recht schwierig sein und jedenfalls ein ungewöhnliches Mass von wirtschaftlichem Verständnis erfordern, diese fein verästelte und noch überaus flüssige Materie für Zwecke der Gesetzgebung und Rechtsprechung zu schematisieren, ohne dadurch Leben und Entwicklung zu schädigen.

### III.

Zu einem sicheren Urteil über Erscheinungen, wie ich sie eben geschildert habe, kann man nur gelangen, wenn es möglich ist, ihre Wirkungen genau zu bestimmen, sie loszulösen von den Wirkungen anderer Erscheinungen und vor allem gemeinsame Massstäbe für Bewertung aller dieser Wirkungen zu finden. Subjektive ethische



Vorstellungen von Sozialpolitikern sind keine sicheren Wegweiser; sie erzeugen von vornherein leidenschaftlichen Reformeifer und verhindern hierdurch die Entstehung ruhiger wissenschaftlicher Erkenntnis. Wer unter dem Einflusse seines Ideals, seiner „Weltanschauung“, den jetzigen Zustand als einen grundschlechten empfindet, der kann ihn nicht verstehen, sondern nur hassen. Um auf das Beispiel von Schmoller und Günther zurückzugreifen: wer es als eine unerträgliche Ungerechtigkeit empfindet, dass die heutigen Industriearbeiter nur nach ihren Leistungen entlohnt werden, wie soll der imstande sein, die unendliche Mühe und Liebe aufzuwenden, welche nötig ist, um die Wirkungen des Akkordsystems für die Volkskraft loszulösen von den anderen mitwirkenden Faktoren (Technik, Betriebsorganisation, Gewerkvereins-Politik usw.) und um hierdurch ihre Wirkung zu erkennen? Und doch ist gerade dies nötig; es fragt sich: wie wirkt die Akkordarbeit auf die Volkskraft? Ein anderer Massstab ist nicht anwendbar; denn die Volkskraft ist es, auf der die ganze Existenz des Volkes beruht; von ihr muss daher jede wirtschaftswissenschaftliche Untersuchung ausgehen und zu ihr muss sie zurückkehren.

Wie aber lässt sich der Einfluss der Akkordarbeit auf die Volkskraft feststellen? Wobin muss man sich überhaupt wenden, wenn man wirkliche, klärende Einblicke gewinnen will in die vielverschlungenen Existenzbedingungen unseres sozialen Lebens? Darauf hat schon Goethe ein für allemal die rechte Antwort gegeben:

Da, wo die Sache zu Hause ist, die du lernen willst. Den besten Unterricht zieht man aus vollständiger Umgebung. Lernst du nicht fremde Sprachen in den Ländern am besten, wo sie zu Hause sind?

Diese Lebensregel hat Goethe bekanntlich selbst trefflich befolgt. Der Freiherr von Stein, Fürst Bismarck, alle grossen Staatsmänner sind so zu Werke gegangen. Sie waren schon von der Natur mit besonders dafür geeigneten Organen ausgestattet. Wir gewöhnlichen Sterblichen aber müssen uns dafür besondere Methoden des Beobachtens und Schliessens künstlich anschaffen; ohne sie würden wir unausgesetzten Irrtümern unterliegen. Die Wissenschaft strebt jetzt immer bewusster nach Ausbildung solcher Methoden; wir stehen aber noch in den ersten Anfängen dieser Entwicklung. Lassen Sie mich wiederum an einigen Beispielen Ihnen zeigen, wie wir auf einem so schwierigen Wege allmählich vorwärts gelangen können.

Alfred Krupp äusserte einmal, er habe sich seine ersten Arbeiter vom Pfluge, als beschäftigungslose Handwerker usw. geholt; eine Reihe solcher Leute führt er an und knüpft daran die Bemerkung:

Das soll nur illustrieren, mit welchen Kräften die Fabrik zu Ansehen gelangt ist, dass das Gedeihen nicht in den verwendeten Kräften, sondern im Wesen und Geist des Unternehmens lag.



Wir besitzen noch Krupp'sche Arbeitsverzeichnisse aus den 30er und 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts, mit kurzen Bemerkungen über die Verwendbarkeit der Leute. Sie zeigen deutlich, wie bunt zusammengewürfelt die Krupp'sche Arbeiterschaft war, und wie viele unbrauchbare oder noch unerzogene Elemente sie anfangs enthielt. Zu den Mitteln, mit denen diese Elemente teils zu höherer Kraftentwicklung gebracht, teils ausgeschieden wurden, gehörte vor allem auch die Einführung der Akkordarbeit. Ein alter Krupp'scher Obermeister sagt darüber:

Durch Einführung des Akkordsystems stellten sich die Fähigkeiten der Arbeiter am besten heraus.

Wie sich das im einzelnen vollzog, habe ich untersucht. Ich fasse hier nur das Schlussergebnis zusammen:

Die Verdienstdifferenzierung vollzog sich hauptsächlich bei den gelernten und angelernten Arbeitern und zwar besonders nach oben, auf der Grundlage von Durchschnittsverdiensten, die schon höher waren als der ortsübliche Tagelohn. An der Spitze der ganzen Entwicklung marschierten hervorragend tüchtige Männer, die zu bedeutsamen Vertrauensstellungen aufrückten, und deren Kinder meist eine weitere wesentliche Verbesserung ihrer sozialen Lage erzielten. Dieser Elitetruppe folgte eine Schicht überdurchschnittlich verdienender Arbeiter, die schon 30—40% der ganzen Krupp'schen Arbeiterschaft umfasste. Die übrigen Verdienste hielten sich fast durchweg in der Zone zwischen dem ortsüblichen Tagelohn und dem Durchschnittsverdienste der Krupp'schen Arbeiterschaft, waren also wesentlich schwächer differenziert wie die ersten beiden Schichten; doch auch hier war ein starkes Aufwärtstreben unverkennbar.

Ein anderes Beispiel. Als der Berg-Ingenieur Engel, der spätere grosse Statistiker, 1848 die damaligen Existenzbedingungen der deutschen und der französischen Glasindustrie vergleichend untersuchte, fasste er seine Beobachtungen schliesslich folgendermassen zusammen:

Es ist nur die vollkommene Benutzung der Kräfte, welche die gesteigerte Produktionsfähigkeit der ausländischen Hütten möglich macht.

Eine der sächsischen Glashütten, bei denen Engel damals dieses Organisationsprinzip vermisste, gelangte später in den Besitz von Hans Siemens, einem wirtschaftlich wenig begabten Angehörigen dieses Geschlechts grosser Erfinder und Unternehmer; auch er vermochte nicht, die Glashütte zur Blüte zu bringen, und zwar, wie sein Bruder Karl sagte, u. a. deshalb, weil er nicht genug darauf achtete, dass jeder Arbeiter das Möglichste leistete. Erst als schliesslich Friedrich Siemens, ein dritter Bruder, die Hütte übernahm, blühte sie auf. Friedrich Siemens selbst führte dies zurück auf eine von ihm eingeführte neue Technik, welche u. a. es den fleissigen Arbeitern ermöglichte, ihre Kräfte nach Herzenslust zu entfalten; sie bewirkte das aber nicht automatisch, sondern durch konsequente

Anwendung des Akkordsystems. Im einzelnen war die Wirkung ganz ähnlich wie in der Krupp'schen Arbeiterschaft.

Etwas weiter führen uns die bekannten, von Göhre herausgegebenen Lebenserinnerungen des Arbeiters Fischer. Dieser berichtet, dass er in der Zeit der Hochkonjunktur 1870—1873 in einer Steinfabrik mit Leichtigkeit bis zum Frühstück schon einen Taler verdienen konnte:

Die Akkordlöhne waren viel zu hoch und konnten keinen ewigen Bestand haben; denn die Arbeit brachte das unmöglich ein, was sie kostete.

Dabei hatte Fischer das Steinemachen nicht einmal ordentlich gelernt; die in der Fabrik hergestellten Steine waren denn auch sehr mangelhaft, und wie wir auch aus anderer Quelle wissen, war das Unternehmen wirtschaftlich mangelhaft fundiert. Als 1873 die grosse Krisis hereinbrach, mussten alle Kräfte angespannt werden, um das Unternehmen existenzfähig zu machen, was tatsächlich gelungen ist. Dazu gehörte auch ein zeitweiliges starkes Herabdrücken der Akkordsätze; Fischer berichtet, wie er selbst dabei half, ohne sich freilich der Tragweite seiner Handlungsweise bewusst zu sein, wie dann namentlich ein von auswärts kommender besonders tüchtiger Arbeiter durch seine Leistungen den Akkord immer weiter drückte:

Andere sahen sich das bei ihm ab und machten es nach und nach ebenso; mich hatte er aber durch seine rücksichtslose Habgier schon so abgestossen, dass ich es nicht über mich gewinnen konnte, hinzugehen und ihm zuzusehen; soviel war dabei: er kriegte seine Steine etwas schneller fertig als ich. Ich hatte also selbst den Schaden davon.

Schliesslich aber wurde das Lohndrücken namentlich durch den Buchhalter (der von der Arbeit soviel verstand, „wie die Kuh vom Sonntag und die Menschen waren ganz und gar Nebensache“) so arg, dass die Qualität der Arbeit litt und die Kraft der Menschen sich erschöpfte:

Was war für eine Arbeit daraus geworden, da wurde ja keine Frühstücks- und keine Mittagszeit mehr eingehalten! — — Und die Arme hingen einem lang, und es zuckte darin bald hier, bald da, und man achtete es anfänglich nicht, aber mit den Jahren wurde es schlimmer — —.

Hier kommt die Kehrseite der Medaille zum Vorschein. Zuerst wirkte das Akkordsystem kraftsteigernd, zuletzt krafterschöpfend. Wenn ich hier von „Kraft“ spreche, so meine ich selbstverständlich nicht, dass irgendwie Kraft ganz neu erzeugt oder wieder vernichtet werden kann. Das Wort „Kraft“ wird hier nie im naturwissenschaftlichen, sondern stets im wirtschaftswissenschaftlichen Sinne gebraucht, d. h. es wird „n u t z b a r e Kraft“ darunter verstanden.

Die Menschen lernen die Kräfte, welche ihnen zur Produktion dienen, erst allmählich kennen, sowohl die Naturkräfte, wie die

eigenen Menschenkräfte; erst dadurch gelangen diese Kräfte in die menschliche Verfügungsgewalt, werden nutzbar. Die menschliche Wirtschaft muss stets mindestens über so viele Natur- und Menschenkraft verfügen, um diese Kraft selbst zu erhalten; ist dies nicht mehr möglich, geht also die nutzbare Kraftmenge zurück und schliesslich verloren, so entsteht „Raubwirtschaft“; wenn dagegen mehr Kraft verfügbar ist, als ihre Erhaltung beansprucht, entsteht „Kraftüberschusswirtschaft“ oder „Kraftkultur“. Letzteres ist der normale Zustand jeder noch entwicklungsfähigen Volkswirtschaft; dies schliesst aber nicht aus, dass doch zeitweilig Raubwirtschaft getrieben werden kann und muss, z. B. in Krisenzeiten; erst wenn sie nicht mehr aufhört, hat der endgültige Verfall der Volkskraft begonnen.

Ob das Akkordsystem kraftsteigernd oder kraftmindernd wirkt, lässt sich erkennen einerseits aus den Berufsleistungen der Arbeiter, andererseits aus den Kraftmengen, welche ihnen durch ihre Verdienste sowie durch ihre Ruhezeit zugeführt werden, und deren Ausnutzung im körperlichen und geistigen Zustande der Arbeiter sichtbar wird. Dies sind sämtlich objektiv erfassbare und mindestens zum grossen Teil sogar messbare Tatsachen. Nur ist es nötig, den Einfluss des Akkordsystems von den Wirkungen anderer Faktoren zu trennen, eine schwierige, aber keineswegs unlösbare Aufgabe der Wissenschaft. Dass sie nicht unlösbar ist, geht schon hervor aus den wenigen Materialien und Untersuchungen, von denen ich hier einzelnes herausgehoben habe. Es handelt sich erstens um genaue Untersuchung der Existenzbedingungen wirtschaftlicher Betriebe nach dem Vorbild Johann Heinrich von Thünen's und zweitens um ebenso exakte Untersuchung der Existenzbedingungen von Familienwirtschaften, wofür Le Play, Engel, Schnapper-Arndt und andere bereits wichtige Vorarbeiten geliefert haben. Das Wesentliche dieser „exakt-vergleichenden Methode“ liegt darin, dass der Vergleich zu einem exakten Forschungsmittel ausgebildet wird, indem die wirtschaftlichen Einzelercheinungen isolierend studiert werden und zwar in den Einheiten, aus denen sich das ganze wirtschaftliche Leben zusammensetzt, in den Unternehmungen, Haushaltungen und Körperschafts-Wirtschaften.

Die Aufgabe ist überaus wichtig; denn nur ihre Lösung kann uns befreien von dem verwirrenden Einflusse der subjektiven Vorstellungen, sowohl der optimistischen wie der pessimistischen, welche bisher die Wissenschaft und hierdurch auch das Leben beherrscht haben. Nicht „Individualismus“ oder „Sozialismus“, auch nicht „Sozialethik“ ist es, was uns frommt, sondern möglichst objektive und möglichst exakte Erfassung der Wirkungen, welche die indi-

vidual- wie die gemeinwirtschaftlichen Elemente unseres Wirtschaftslebens tatsächlich ausüben. Die Akkordarbeit ist ein Gebiet, auf dem die exakt-vergleichende Methode früher als auf manchen anderen Gebieten sichere weitere Ergebnisse liefern kann, wenn sie kräftig gefördert und auf eine möglichst breite Basis gestellt wird. Das kann nur der Staat mit Erfolg tun.

In der grossartigen Dresdner Hygiene-Ausstellung befinden sich ganze Arsenale von Mitteln zum Messen der Volkskraft und von Ergebnissen, die mit ihrer Hilfe gewonnen sind. Man kann den Einfluss körperlicher (neuerdings sogar geistiger) Anstrengungen auf den Kraftzustand messen, ebenso andererseits den Kaloriewert von Nahrungsmitteln, den Nutzen und Schaden bestimmter Getränke, bestimmter Arten der Säuglingsernährung. Man kann auch ermitteln, wieviel Wohnraum die Aufrechterhaltung der Gesundheit beansprucht, wie diese durch bestimmte Arten der Kleidung beeinflusst wird, wie Sport, Baden usw. auf die Gesundheit wirken. Alle diese Methoden sind noch neu und bedürfen noch sehr der weiteren Austattung, die ihnen nur zuteil werden kann, wenn der Staat erst vollständig erkennt, dass es sich hier um nichts Geringeres handelt, als darum, seiner Sozialpolitik eine sichere Grundlage zu geben. Und warum sollen die gleichen Mittel nicht auch in industriellen Betrieben angewendet werden, um die Grenzen zu erkennen, welche die Ansprüche an die Leistungen der Arbeiter nicht dauernd überschreiten dürfen, wenn keine Entkräftung eintreten soll?

Die Volkswirte werden künftig mehr als bisher mit Hygienikern und Physiologen zusammenarbeiten müssen. Sie selbst aber bedürfen ebenfalls eigener, mit reichen Mitteln ausgestatteter Institute, um sowohl in den Erwerbswirtschaften wie in den Verbrauchswirtschaften die Tragweite der einzelnen auf die Volkskraft wirkenden wirtschaftlichen Tatsachen genau, d. h. isolierend zu ermitteln. Wie wirken die verschiedenen Lohnungsmethoden auf die Leistungen, andererseits auf den Gesundheitszustand? Wie wirkt eine bestimmte Regelung der Arbeitszeit auf Leistungen und Gesundheit? Wie haben Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung nach beiden Richtungen gewirkt? Wie ein bestimmtes Verhalten der Gewerkschaften, ein Tarifvertrag usw.? Auf solche Weise werden wir zuverlässigere Ergebnisse gewinnen als auf dem bisherigen Wege.

---



# Die Frauenerwerbsarbeit und ihre Aufgaben für die Gesetzgebung.

Referat

von

Privatdozent Dr. Hanns Dorn, München.

In der Frage der Frauenerwerbsarbeit laufen Urteile und Vorschläge heute noch ungefähr ebensoweit auseinander wie vor einem Menschenalter in der Industriearbeiterfrage.

„Die Frauenerwerbsarbeit drückt den Lohn der Männerarbeit . . . schädigt die Frau . . . zerstört die Familie . . . gefährdet die kommende Generation“ —

„Die Frauenerwerbsarbeit steigert die volkswirtschaftliche Produktionskraft des Volkes . . . gibt der einzelnen Frau ökonomische Selbständigkeit, schafft ihr wertvolle Möglichkeiten freier Persönlichkeitsentfaltung“:

Zwischen diesen beiden äussersten Gegensätzen wechseln die Urteile und mit ihnen die praktischen Vorschläge für Gesetzgebung und Verwaltung.

Wie erklären sich solche Gegensätze? Aus mehr als einer Ursache. Die Frauenerwerbsarbeit in ihrer heutigen Gestalt und Ausdehnung ist eine junge Erscheinung. Noch haben wir kaum Zeit gehabt, ausreichendes und verlässiges Material zu sammeln über ihren Stand und ihre Entwicklung.

Dazu kommen noch mannigfache andere Schwierigkeiten: Historische Parallelen und internationale Vergleiche von Land zu Land — diese beiden wichtigen Hilfsmittel sozialer Erkenntnis — haben hier nur einen eng umgrenzten Wert.

Und doch bedarf die Beurteilung der Frauenerwerbsarbeit ganz besonders gediegener wissenschaftlicher Ausrüstung. Denn die Frage reicht weit hinaus über das Gebiet einer Wissenschaft. Anthropologie und Rassenbiologie, Sozialpsychologie und Sozialethik haben hier neben der Wirtschaftswissenschaft ihr Votum abzugeben.

Und schliesslich ist es — leider — überhaupt nicht immer die Wissenschaft allein, die heute in dieser Frage die Stimme erhebt: Erbitterte Freiheitskämpfe, heisser Lebensdrang, hochgespannte Zukunftshoffnungen in den Reihen der Feministen — verletzte Gefühle, erschütterte Traditionen, gefährdete Ideale bei den Vertretern der alten „historisch gewordenen“ Wirtschafts- und Lebensformen: allzu häufig reden alle diese psychologischen Imponderabilien das lauteste



Wort im Streit der Meinungen, verdichten sich, dem Einzelnen oft unbewusst, zu Gründen und Gegengründen, und verwischen hier noch weit mehr als in anderen sozialen Fragen die Grenzlinien zwischen wissenschaftlicher Forschung und praktisch-politischer Agitation.

Wenn ich heute den Versuch mache, Ihnen Vorschläge zu unterbreiten bezüglich der Aufgaben der Gesetzgebung gegenüber der Frauenerwerbsarbeit, so gründen sich diese Vorschläge auf wirtschaftswissenschaftliche Untersuchungen. Ich bin eben daran, die Vorarbeiten zu einer grösseren nationalökonomischen Arbeit über die Frauenerwerbsarbeit abzuschliessen. Das Material, über das ich bis heute verfüge, wird jedoch noch nach verschiedenen Richtungen eine Ergänzung erfahren.

Schon aus diesen Gründen kann der heutige Vortrag nur auf den wirtschafts-statistischen Teil meiner Untersuchungen aufgebaut werden. Im wesentlichen werde ich mich leider auch auf die Frauenerwerbsarbeit in Deutschland beschränken müssen. Liegen doch die Verhältnisse in den einzelnen Ländern so verschieden, dass schon bei der rein beschreibenden Darstellung die internationale Vergleichung Schwierigkeiten macht. Völlig unmöglich aber wäre es, rechts- und verwaltungspolitische Forderungen von internationalem Charakter in dem Rahmen eines einzelnen Vortrags unterzubringen. Denn was in dem einen Lande heute als eine Notwendigkeit gefordert werden kann, oder gar schon als eine Selbstverständlichkeit verwirklicht ist, — dieselbe Massregel ist in einem anderen Lande noch durchaus entbehrlich, ja mitunter sogar schädlich oder unmöglich. —

Auch von den wirtschafts-statistischen Grundlagen meiner Untersuchung kann ich heute hier natürlich nur den kleinsten Teil im Endergebnis mitteilen. Es ist aber vielleicht am Platze, einiges über die Anlage meiner übrigen Untersuchungen hier mitzuteilen: Ich habe die Entwicklung der Frauenerwerbsarbeit nach den drei Zählungen für alle 209 Berufsarten im einzelnen untersucht. Dabei habe ich auch ausgiebig die Berufslisten der drei Zählungen beigezogen. Die Anzahl der Berufsbezeichnungen ist bekanntlich von 1882 auf 1907 ganz ungeheuer gewachsen. Die Berufsliste von 1882 enthält 6179 Berufsbezeichnungen; die von 1895: 10 397, die von 1907 nahezu 15000. Eine vorsichtige Untersuchung des Anteils der beiden Geschlechter an diesen Berufsbezeichnungen gibt wertvolle Anhaltspunkte für die Beurteilung des sehr verschiedenen Tempos der Arbeitsdifferenzierung bei Männern und Frauen.

Ich habe mich nun natürlich nicht darauf beschränkt, die Entwicklung dieser einzelnen Berufsarten nur für das Reich zu untersuchen, sondern ich bin jetzt dazu übergegangen, dieselbe Untersuchung

auch im einzelnen durchzuführen für die grösseren Bundesstaaten für die Provinzen, für die kleineren Verwaltungsbezirke, für die Grossstädte und für das platte Land. Soweit sich das Ergebnis dieser Untersuchung schon übersehen lässt, scheint gerade eine solche territoriale Vergleichung innerhalb des deutschen Reiches und namentlich der Vergleich zwischen Grossstadt und plattem Land manch neue Einblicke in die Entwicklungsbedingungen der Frauenarbeit zu öffnen.

Ich versuche dabei auch für Grossstädte, plattes Land und kleinere Verwaltungsbezirke die Intensität der Frauenerwerbsarbeit festzustellen; und zwar für die Frauenarbeit im ganzen, für jede Berufsabteilung im besonderen und ausserdem auch noch für einzelne in den betreffenden Verwaltungsbezirken irgendwie auffallende Berufsarten. Dabei zeigt sich natürlich, dass der Anteil der beiden Geschlechter an den einzelnen Berufsarten in manchen Gegenden oft sehr stark abweicht von dem durchschnittlichen Anteil der beiden Geschlechter an demselben Berufe im ganzen Deutschen Reiche. Ist die Tabakindustrie z. B. im ganzen Reiche zu 56% weiblich, so begegnen uns Verwaltungsbezirke oder Städte, in denen die Tabakindustrie nur zu 35 %, andere dagegen, in denen sie zu 80 % mit Frauen besetzt ist. Natürlich erfordert die Aufklärung des Ursachenzusammenhanges in jedem solchen Falle die Beachtung der verschiedenartigsten Momente und in sehr vielen Fällen kann ich nur zu einer Klarheit kommen durch individuelle Umfragen in der betreffenden Gegend und bei der betreffenden Industrie, wo solche Anomalien auftreten.

Habe ich so unter möglichster Berücksichtigung der territorialen Verschiedenheiten ein Bild von den Grundtatsachen der Frauenerwerbsarbeit in den einzelnen Berufen gewonnen, so gehe ich in einer weiteren Untersuchung dazu über, die soziale Gliederung in die Berufsschichten der Selbständigen, Angestellten und Arbeiterinnen genauer zu studieren. Daran schliesst sich ein Kapitel über den Altersaufbau der Berufstätigen, wobei natürlich die Altersgliederung soweit irgend möglich wieder bis in die einzelnen Berufsarten verfolgt und mit der sozialen Schichtung kombiniert wird. Altersaufbau und soziale Schichtung rücken aber erst in das richtige Licht, wenn ich auch den Familienstand der erwerbstätigen Frauen — ihre Gliederung in Ledige, Verheiratete, Verwitwete und Geschiedene — bis in die Berufsarten hinein verfolge. Auch die Verteilung der Erwerbstätigen auf die einzelnen Konfessionen gibt neue Einblicke. Den Nebenerwerb der weiblichen Erwerbstätigen betrachte ich gesondert.

Das ist im wesentlichen die Konstruktion meiner berufsstatistischen Grundlegung für die Untersuchung der Frauenerwerbsarbeit. Auf diese berufsstatistische Untersuchung baut sich dann natürlich erst das reinnationalökonomische und sozialpolitische Studium der Frage auf. Dieses rein Nationalökonomische und Sozialpolitische aber werde ich heute überhaupt nur streifen können.

Unsere wirtschafts-statistische Kenntniss von der Entwicklung der Frauenerwerbsarbeit in Deutschland beruht bekanntlich auf der Berufszählung vom 5. Juni 1882, auf der Berufs- und Gewerbezählung vom 14. Juni 1895 und auf der Berufs- und Betriebszählung vom 12. Juni 1907.)\*

Für die Zeit vor 1882 besitzen wir keine eingehenderen vergleichbaren Angaben. Bei der Volkszählung vom 1. Dezember 1871 wurde zwar nebenbei auch der „Beruf oder Erwerbszweig“ ermittelt. Doch lassen die Übersichten, die aus diesem Material bearbeitet wurden, nur eine ganz oberflächliche Betrachtung der Berufsverhältnisse zu. In Verbindung mit der Volkszählung von 1875 gelangte dann eine Gewerbestatistik zur Erhebung. Aber auch diese ergab keine für unsere Zwecke brauchbaren Angaben über die Berufsgliederung der weiblichen Bevölkerung.

Die Zählungen von 1882, 1895 und 1907 sind im allgemeinen nach einheitlichen Gesichtspunkten durchgeführt worden, ebenso die Verarbeitung des aus diesen Zählungen gewonnenen Materials.

1882 wurden in Deutschland  $5\frac{1}{2}$  Millionen, 1895  $6\frac{1}{2}$  Millionen und 1907  $9\frac{1}{2}$  Millionen erwerbstätiger Frauen, einschliesslich der Dienenden in häuslichen Diensten, gezählt. Somit betrug die Zunahme der erwerbenden Frauen von 1882 auf 1895 rund 1 Million oder 19%, von 1895 auf 1907 nahezu 3 Millionen oder 44%. Die Zahl der weiblichen Erwerbstätigen ist also heute nahezu zweimal so gross als vor 25 Jahren. (Tabelle I.)

#### I. Die erwerbstätige und die nicht erwerbstätige Bevölkerung:

Erwerbstätige:	1907	1895	1882
M.	18583864	15506482	13372905
W.	8243498	5264393	4259103
	<u>26827362</u>	<u>20770875</u>	<u>17632008</u>
Berufslose Selbständige:			
M.	1612776	1027259	652361
W.	1792207	1115549	702125
	<u>3404983</u>	<u>2142808</u>	<u>1354486</u>

\*) Statistik des Deutschen Reiches, Neue Folge, Bd. 2—4; 102—111; 204—209.

Angehörige:	1907	1895	1882
M.	10249088	8850061	8082973
W.	19974341	18667224	16827722
	30223429	27517285	24910695
Dienende (bei der Herrschaft wohnend):	M.	25359	42510
	W.	1313957	1282414
	1264755	1339316	1324924
Ortsanwesende Bevölkerung:	M.	25409161	23150749
	W.	26361123	23071364
	61720529	51770284	45222113

Wesentlich anders entwickelten sich im gleichen Zeitraum die weiblichen Angehörigen: ihre Zahl war 1907 nur ungefähr um ein Viertel grösser als 1882.

Stellt man die erwerbstätigen Frauen — einschliesslich der Dienenden —  $9\frac{1}{2}$  Millionen — den angehörigen Frauen gegenüber, so gibt es heute in Deutschland nahezu halb so viel erwerbstätige Frauen wie angehörige Frauen. Vergleicht man aber die erwerbstätigen Frauen nur mit den angehörigen Frauen im erwerbsfähigen Alter, so kommen die beiden Kategorien einander annähernd gleich an Zahl. Demnach ist die Hälfte aller Frauen im erwerbsfähigen Alter heute in Deutschland erwerbstätig. Einer erwerbstätigen Frau steht nur eine angehörige Frau im erwerbsfähigen Alter gegenüber.

In das richtige Licht rückt diese Entwicklung erst durch den Vergleich mit dem männlichen Geschlecht. Den  $5\frac{1}{2}$ ,  $6\frac{1}{2}$  und  $9\frac{1}{2}$  Millionen erwerbender Frauen standen je  $13\frac{1}{3}$ ,  $15\frac{1}{2}$  und  $18\frac{1}{2}$  Millionen erwerbstätiger Männer gegenüber. Machten die erwerbenden Frauen 1882 nicht einmal ein Viertel aller Erwerbstätigen aus, so wuchs ihr Anteil an der gesamten Erwerbstätigkeit 1907 auf nahezu ein Drittel. (Tabelle II.)

Es wird freilich sogleich zu zeigen sein, dass diese Mehrung zum grossen Teil nur eine formalstatistische ist. Immerhin muss man beim Vergleich der Erwerbstätigkeit beider Geschlechter in Deutschland für die Gegenwart und für die nächste Zukunft als Grundverhältnis festhalten, dass rund ein Drittel aller Erwerbstätigen weiblich ist. Auf zwei erwerbende Männer kommt heute in Deutschland eine erwerbende Frau.



## II. Verteilung der Bevölkerung auf die einzelnen Kategorien der Erwerbstätigen, berufslosen Selbständigen usw.

Von 100 männlichen bezw. weiblichen Einwohnern entfallen auf Erwerbstätige, berufslose Selbständige usw.

	1907		1895		1882	
	M.	W.	M.	W.	M.	W.
Erwerbstätige	61,1	26,4	61,0	19,9	60,4	18,5
Berufslose Selbständige	5,3	5,7	4,0	4,3	2,9	3,0
Angehörige	33,6	63,9	34,8	70,8	36,5	72,9
Dienende (bei der Herrschaft wohnend)	0,05	3,9	0,1	4,9	0,2	5,6
	100	100	100	100	100	100

An dieser Entwicklung der Frauenerwerbsarbeit nahmen nun aber die einzelnen Berufsabteilungen sehr verschiedenen Anteil. Weitaus die grösste absolute Zunahme an erwerbstätigen Frauen zeigt bekanntlich die Landwirtschaft: 1882 2 $\frac{1}{2}$  Millionen, 1907 4 $\frac{1}{2}$  Millionen; also nahezu eine Verdoppelung.

Und doch wäre es ein Irrtum, aus dieser ungewöhnlichen Vermehrung auf einen besonders starken Zug der erwerbstätigen Frauen in der Richtung zur Landwirtschaft schliessen zu wollen. Von den 4 $\frac{1}{2}$  Millionen erwerbstätiger Frauen in der Landwirtschaft sind nämlich 2,8 Millionen sogenannte „mittätige Familienangehörige“. Also Frauen, die nur „mit einem Arm in der Erwerbsarbeit, mit dem andern in der Hauswirtschaft“ tätig sind. Diese mittätigen Familienangehörigen haben von 1895 auf 1907 um 1,8 Millionen zugenommen, also gerade soviel wie die Frauen in der Landwirtschaft überhaupt. Diese 1,8 Millionen sind aber natürlich nicht etwa Frauen, die früher gar nicht landwirtschaftlich gearbeitet haben. Sie wurden nur in der Berufszählung nicht als erwerbstätig aufgeführt. Neu ist nicht die Tätigkeit dieser Frauen, sondern nur ihre berufsstatistische Verzeichnung.

Diese weitgehende Verzeichnung der landwirtschaftlich tätigen Frauen aber hat ihre wichtigste Ursache bekanntlich in dem aus politischen Motiven hervorgehenden Bestreben der ganzen Zählung, die volkswirtschaftliche Bedeutung der Landwirtschaft gegenüber Industrie und Handel möglichst stark zu betonen.

In der Industrie waren 1882 1 $\frac{1}{10}$  Million, 1907 2 $\frac{1}{10}$  Millionen Frauen erwerbstätig. Die mittätigen Familienangehörigen spielen hier nur eine geringe Rolle, sodass in der Industrie nicht nur eine statistische, sondern auch eine tatsächliche bedeutende Mehrung vorliegt. In den 25 Jahren von der ersten zur dritten Zählung haben sich die Frauen in der Industrie nahezu verdoppelt.

In der Berufsabteilung Handel und Verkehr waren 1882 rund 300 000, 1907 900 000 Frauen tätig. So haben sich die Frauen im Handel und Verkehr innerhalb der letzten 25 Jahre reichlich



verdreifacht. Freilich sind auch hier wieder mittätige Familienangehörige in beträchtlicher Zahl mit inbegriffen, aber sie spielen in Handel und Verkehr doch immerhin eine weit geringere Rolle als in der Landwirtschaft.

In der Berufsabteilung der Öffentlichen Dienste und Freien Berufe haben die Frauen, wenn man von der Landwirtschaft absieht, seit 1895 verhältnismässig am stärksten zugenommen.

Die geringste Zunahme verzeichnen die Frauen in den Häuslichen Diensten, soweit sie nicht bei der Herrschaft wohnen, zusammen mit den Frauen in der Lohnarbeit wechselnder Art.

### III. Die einzelnen Berufsabteilungen der Erwerbstätigen:

		1907	1895	1882
Landwirtschaft:	M.	5284271	5539538	5701587
	W.	4598986	2753154	2534909
Industrie:	M.	9152330	6760102	5269489
	W.	2103924	1521118	1126976
Handel und Verkehr:	M.	2546253	1758903	1272208
	W.	931373	579608	298110
Häusliche Dienste (soweit nicht beider Herrschaft wohnend) und Lohnarbeit wechselnder Art:	M.	150791	198626	213746
	W.	320904	233865	183836
Öffentliche Dienste und freie Berufe:	M.	1450219	1249313	915875
	W.	288311	176648	115272

Abgenommen haben nur die bei der Herrschaft lebenden Dienenden in häuslichen Diensten.

Es entfällt also heute nahezu die Hälfte aller erwerbstätigen Frauen auf die Landwirtschaft, nahezu ein Viertel auf die Industrie, ungefähr ein Zehntel auf Handel und Verkehr, und noch nicht ein Dreissigstel auf die öffentlichen Dienst und freien Berufe. Auf die Dienenden in häuslichen Diensten (in und ausser dem Hause der Herrschaft) etwas mehr als ein Siebtel.

### IV. Anteil der Erwerbstätigen des betr. Geschlechtes an den einzelnen Berufsabteilungen

Von 100 Erwerbstätigen entfallen auf Landwirtschaft etc.:

	1907		1895		1882	
	M.	W.	M.	W.	M.	W.
Landwirtschaft:	28,4	55,8	35,7	52,3	42,6	59,5
Industrie:	49,2	25,6	43,6	28,9	39,4	26,5
Handel:	13,7	11,3	11,3	11,0	9,5	6,9
Öffentliche Dienste und freie Berufe:	7,8	3,5	8,0	3,3	6,8	2,7
Häusliche Dienste (soweit nicht beider Herrschaft wohnend) und Lohnarbeit wechselnder Art:	0,8	3,9	1,3	4,4	1,6	4,3
	100	100	100	100	100	100

Stark verschoben hat sich in den letzten 25 Jahren bei den einzelnen Berufsabteilungen das Verhältniß der Frauen zu den Männern: Der Anteil der Frauen an der Landwirtschaft ist von 31 auf 47<sup>0</sup>/<sub>100</sub> gestiegen. 1882 waren in der Landwirtschaft noch nicht einmal ein Drittel aller Erwerbstätigen weiblich 1907 nahezu die Hälfte. Bei Beurteilung dieser Verschiebung muss natürlich wieder der „mittätigen Familienangehörigen“ gedacht werden. (Tabelle V.)

Auch in der Industrie haben sich die Frauen neues Feld erobert; freilich ändern hier die Verschiebungen wenig am Gesamtbild. Noch immer kommen in der Industrie 4 bis 5 Männer auf 1 Frau.

Ungleich stärker tritt das Wachstum der Frauen, verglichen mit dem der Männer, in Handel und Verkehr hervor: 1882 war hier noch nicht ein Fünftel aller Erwerbstätigen weiblich, 1907 mehr als ein Viertel.

Auch in den öffentlichen Diensten und freien Berufen hat die Frauenerwerbsarbeit stark an Boden gewonnen: sie stieg von 11 auf 17<sup>0</sup>/<sub>100</sub>. 1882 kamen in den öffentlichen Diensten und freien Berufen noch 8, 1907 nur noch 5 Männer auf 1 Frau.

#### V. Anteil der beiden Geschlechter an den Erwerbstätigen der einzelnen Berufsabteilungen

Von 100 Erwerbstätigen in der Landwirtschaft, Industrie usw. sind männlich bzw. weiblich:

	1907	1895	1882
Landwirtschaft:	M. 53,5	66,8	69,2
	W. 46,5	33,2	30,8
Industrie:	M. 81,3	81,6	82,4
	W. 18,7	18,4	17,6
Handel und Verkehr:	M. 73,2	75,2	81,0
	W. 26,8	24,8	19,0
Häusliche Dienste (soweit nicht bei der Herrschaft wohnend) und Lohnarbeit wechselnder Art:	M. 32,0	45,9	53,8
	W. 68,0	54,1	46,2
Öffentliche Dienste:	M. 83,5	87,6	88,8
	W. 16,5	12,4	11,2

Eine solche Übersicht über die fünf grossen Berufsabteilungen zeigt nun freilich die Entwicklung der Frauenerwerbsarbeit nur in den allergrössten Umrissen. Erst die differenzierte Untersuchung der 26 verschiedenen Berufsgruppen und der 209 Berufsarten gibt einigermaßen zuverlässige Anhaltspunkte für die wirtschaftsstatistische Beurteilung der Frage in der Gegenwart und für die Zukunft. Soweit ins einzelne zu gehen, ist aber natürlich heute an dieser Stelle nicht möglich. Auf die Verfolgung einzelner Berufsarten muss ich hier überhaupt verzichten.

Von den Berufsgruppen nur noch einige allgemeine Bemerkungen: Wenn man von der Landwirtschaft absieht, finden sich in keiner Berufsgruppe mehr als eine Million Frauen. Über  $\frac{1}{2}$  Million sind je im Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe und im Handelsgewerbe, sowie in der Textilindustrie, eine drittel Million in Gast- und Schankwirtschaft, eine viertel Million in der Nahrungs- und Genussmittelindustrie, in jeder der übrigen Berufsgruppen weniger als 100 000.

Damit weicht die berufliche Gliederung der erwerbstätigen Frauen ganz wesentlich ab von jener der Männer. Wenn man mit runden Zahlen rechnet, so steht heute in der Gast- und Schankwirtschaft und im Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe, in der Textilindustrie und in der Landwirtschaft je 1 Mann 1 Frau gegenüber. In der Papierindustrie und im Handelsgewerbe kommt auf 2 Männer 1 Frau; in der Nahrungs- und Genussmittelindustrie, in der Fabrik- und Gehilfenarbeit (ohne nähere Berufsbezeichnung) und in den polygraphischen Gewerben auf 4 Männer 1 Frau, in der Chemischen Industrie auf 5 Männer, in der Metallverarbeitung auf 15 und in der Maschinenindustrie auf 19 Männer 1 Frau. Im Verkehrsgewerbe kommen auf 1 Frau 24 Männer, im Bergbau 50 und im Baugewerbe 100. So sind in der Tat die grossen entscheidenden Industrien, auf denen die Zukunft und namentlich die weltwirtschaftliche Stellung unserer Volkswirtschaft ruht, nahezu frauenlos.

In dieser Beziehung ist seit 1882 kein entscheidender Wandel eingetreten. Auch die Hauptgebiete weiblicher Erwerbstätigkeit sind heute ungefähr dieselben wie vor 25 Jahren. Die Veränderung bestand hier nur in einer besonders starken Zunahme der weiblichen Erwerbstätigen und in einer Verschiebung in der Grössenfolge der einzelnen Hauptgebiete. —

In den sogenannten Männerberufen (Berufe, in denen die Frauen nur 10% oder weniger als 10% aller Erwerbstätigen ausmachen) zeigt die Frauenerwerbsarbeit die schwächste Entwicklung: Unter den Feldmessern und den Mühlenbauern, den Stubenmalern, Grob- und Hufschmieden, unter den Steinmetzen und Steinhauern, den Dachdeckern, Maurern und Zimmerleuten, in der See- und Küstenschifffahrt, im Hafen- und Lotsendienst: in all diesen Berufsarten mit schwächster weiblicher Besetzung weist der Frauenanteil keine nennenswerte Zunahme auf. Anders steht es mit der Entwicklung der Frauenberufe“, d. h. jener Berufsarten, in denen mehr als die Hälfte aller Erwerbstätigen weiblich ist. Eine ganze Reihe von Berufsarten, die 1882 noch überwiegend von Männern besetzt waren, sind in den letzten 25 Jahren stark „verweiblicht“. So ist

— um nur einige Beispiele zu erwähnen — der Anteil der Frauen in der Weberei seit 1882 von 29 auf 46<sup>0</sup>/<sub>0</sub> gestiegen, in der Bleicherei von 32 auf 50<sup>0</sup>/<sub>0</sub>, in der Strickerei und Wirkerei von 38 auf 59, in der Tabakindustrie von 39 auf 56<sup>0</sup>/<sub>0</sub>.

## VI. Anteil der beiden Geschlechter an den einzelnen Berufsarten

Von tausend Erwerbstätigen jeder Berufsart waren weiblich:

	1907		1895		1882	
	Ordnungs- zahl		Ordnungs- zahl		Ordnungs- zahl	
Näherinnen .....	1.	996,7	1.	1000	1.	1000
Putzmacherei, künstliche Blumen	2.	923,8	3.	919,5	3.	930,6
Wäscherei, Plätterei, Reinigerei	3.	892,5	2.	944,9	2.	959,2
Häusliche Dienste .....	4.	883,6	4.	789,3	5.	718,6
Spielwaren aus Filz .....	5.	828,6	—	—	—	—
Schreibfedern aus Stahl .....	6.	736,7	8.	630,6	—	—
Glühstrümpfe .....	7.	714,4	—	—	—	—
Handschuhe, Krawatten, Korsetts	8.	714,2	7.	658,3	9.	554,8
Puppen .....	9.	698,9	6.	674,1	—	—
Häkelei, Stickerei und Spitzenfabrikation .....	10.	641,2	5.	747,5	2.	830,5
Gesundheitspflege .....	11.	621,9	9.	616,7	6.	630,0
Spinnerei, Hechelei, Haspelei etc.	12.	600,1	11.	583,6	7.	599,7
Strickerei, Wirkerei etc. ....	13.	592,3	15.	532,2	13.	382,4
Tabak .....	14.	561,7	18.	473,6	12.	392,2
Spielwaren aus Metall .....	15.	559,7	14.	563,2	—	—
Spielwaren aus Kautschuk .....	16.	559,7	24.	307,4	—	—
Konserven .....	17.	558,6	—	—	—	—
Netze, Segel, Säcke und dgl. ...	18.	553,2	20.	416,1	—	—
Zeitungsverlag .....	19.	551,9	17.	503,3	—	—
Posamenten .....	20.	537,2	13.	565,0	10.	498,2
Wäsche- u. Kleiderkonfektion, Schneiderei .....	21.	536,8	22.	409,4	17.	293,9
Gast- und Schankwirtschaft ....	22.	521,6	16.	530,7	14.	387,2
Gummi- und Haarflechtereie ....	23.	509,9	10.	585,8	11.	458,1
Spielwaren aus Leder .....	24.	501,8	12.	571,9	—	—
Spinn- und Faserstoffe .....	25.	500,2	19.	471,8	8.	588,4
.....						
Kupferschmiede .....	190.	10,0	162.	18,8	87.	13,9
Büchsenmacher .....	191.	9,0	190.	5,8	—	—
Feldmesser, Geometer .....	192.	8,2	183.	8,3	90.	8,8
Mühlenbauer .....	193.	7,2	186.	7,1	—	—
Grob- und Hufschmiede .....	194.	6,0	185.	7,2	88.	10,2
Stubenmaler, Stukkateure .....	195.	5,9	189.	5,9	95.	6,7
Schlosserei .....	196.	5,6	194.	4,2	96.	6,3
See- und Küstenschiffahrt .....	197.	5,5	188.	6,2	91.	8,2
Steinsetzer, Brunnenmacher ....	198.	5,5	193.	5,2	98.	3,9
Salzgewinnung .....	199.	5,4	173.	10,7	89.	9,8



	1907		1895		1882	
	Ordnungs- zahl		Ordnungs- zahl		Ordnungs- zahl	
Hafen- und Lotsendienst .....	200.	4,8	196.	3,4	101.	1,3
Dachdecker .....	201.	4,5	195.	3,9	97.	4,7
Schiffsbau .....	202.	2,9	198.	2,2	99.	2,8
Maurer .....	203.	2,7	192.	5,4	100.	2,6
Zimmerer .....	204.	1,5	197.	3,0	102.	1,2

Das gleiche gilt auch für zahlreiche Berufe geistiger Arbeit: unter den Malern und Bildhauern und in ähnlichen künstlerischen Berufen wuchs der Anteil der Frauen, verglichen mit dem der Männer, von 4 auf 13%; in Erziehung, Bildung und Unterricht von 27 auf 33%.

Überschaute man freilich die Entwicklung der Berufe im ganzen, so ergibt sich ein bemerkenswertes Endergebnis, auf dessen Begründung im einzelnen ich hier leider verzichten muss: Die Zunahme der Frauenerwerbsarbeit fällt — von den wegen der mittätigen Familienangehörigen unvergleichbaren Verhältnissen in der Landwirtschaft abgesehen — zum weitaus grössten Teil auf solche Berufsarten, für die eine besondere Ausbildung nicht erforderlich ist. In den Berufen, die eine länger dauernde, schulmässige, handwerksmässige oder fachgewerbliche Ausbildung benötigen, hat die Frauenarbeit seit 1882 verhältnismässig geringe Fortschritte gemacht.

So wird die Frauenarbeit als Gesamterscheinung jedenfalls nicht charakterisiert durch ein Aufsteigen zu höheren Leistungen, sondern weit eher durch ein Sinken ihrer volkswirtschaftlichen Durchschnitts-Qualität.

Ein ähnlich unerfreuliches Bild zeigt die Entwicklung der sozialen Schichtung der Frauenarbeit. Die soziale Schicht der weiblichen Angestellten wuchs seit 1882 von 0,3 auf 2% aller Erwerbstätigen, die Schicht der Arbeiterinnen — einschliesslich der mittätigen Familienangehörigen — von 74 auf 84%; die Schicht der selbständigen erwerbenden Frauen dagegen sank von 25 auf 14%.

Allerdings stieg im selben Zeitraum bekanntlich auch bei den Männern die Schicht der Angestellten (von 2 auf 7%), die Schicht der Arbeiter (von 63 auf 67%) und sank auch die Schicht der männlichen Selbständigen (von 34 auf 26%). Auch ist richtig, dass die starke Zunahme der Schicht der Arbeiterinnen zum weitaus grössten Teile wieder auf Rechnung der mittätigen Familienangehörigen gesetzt werden muss. Aber bemerkenswert bleibt doch bei den Frauen das viel intensivere Zurückweichen der Schicht der Selbständigen. Rechnet man bei der Schicht der Selbständigen die Hausgewerbe-

treibenden ab, so tritt die starke Abnahme der weiblichen Selbstständigen — verglichen mit jener der Männer — noch deutlicher zutage; denn seit 1882 ist ja die Zahl der Hausgewerbetreibenden bei den Männern beträchtlich zurückgegangen, während sie bei den Frauen noch zugenommen hat.

Natürlich muss man sich gerade bei der Beurteilung dieser sozialen Schichtung sehr vor übereilten weitgehenden Schlüssen hüten. Aus der Zugehörigkeit zur sozialen Schicht der Selbstständigen, der Angestellten, der Arbeiter lässt sich zunächst nur sehr wenig für die wirkliche soziale Lage entnehmen, solange man nicht noch weitere Untersuchungen anstellt, solange man nicht mindestens hinuntersteigt bis in die einzelnen Berufsarten und darnach wieder neue Gruppierungen vornimmt. Umfasst doch z. B. die Schicht der „Selbstständigen“ — auch nach Abzug der Hausgewerbetreibenden — noch genug Existenzen, die in ihrer ganzen Lebensführung sich kaum von den Zugehörigen der Arbeiterschicht unterscheiden. Umgekehrt umschliesst natürlich die Arbeiterschicht — namentlich wenn man etwa die weiblichen „mittätigen Familienangehörigen“ nicht ausscheidet — viele Tausende von Individuen, die in der Obhut der Familienangehörigkeit von proletarischen Lebenskämpfen gänzlich unberührt bleiben.

Der verhältnismässig geringe Anteil der Frauenarbeit an qualifizierten Berufen und an höheren Berufsstellungen kann selbstverständlich nicht einfach mit geringerer natürlicher „Veranlagung“ erklärt werden. Gewiss sind auch die Grenzen, die Recht und Sitte der Frauenerwerbsarbeit gezogen haben, mit ein wichtiger Punkt. Aber die entscheidende Ursache liegt in der minder häufigen und minder guten beruflichen Ausbildung der Frau.

Dieses Zurückbleiben der Frauen in der Berufsausbildung steht in Wechselwirkung mit der Altersgliederung der weiblichen Erwerbstätigen. Die Frauen treten bedeutend jünger in den Beruf ein als die Männer, und die Mehrzahl von ihnen verlässt ihn auch ungleich früher. Noch 1907 war die Hälfte aller erwerbenden Frauen weniger als 30 Jahre alt; 24% hatten noch nicht einmal das 20. Lebensjahr erreicht.

Freilich ist gerade im Altersaufbau der Frauenerwerbsarbeit eine bedeutsame Verschiebung im Gange. Die jugendlichen Altersschichten werden allmählich schwächer besetzt und die Erwerbstätigen mittleren Alters (von 30—40 und von 40—50 Jahren) nehmen besonders stark zu. (Natürlich darf auch hier wieder der Einfluss der mittätigen Familienangehörigen, namentlich in der Landwirtschaft, nicht unbeachtet bleiben. Bemerkenswert ist, dass sich bei den Männern der Altersaufbau genau in der umgekehrten Richtung verschiebt.)

Nicht uninteressant ist auch das Verhältnis der Erwerbstätigen jeder Altersschicht zur Gesamtbevölkerung derselben Altersschicht. Bei den Männern ist der grösste Bruchteil der Gesamtbevölkerung in den Altersschichten von 25—30 und von 30—40 erwerbstätig; in den folgenden Altersschichten sinkt bei den Männern der Anteil der Erwerbstätigen an der Gesamtbevölkerung ununterbrochen.

Bei den Frauen ist der grösste Prozentsatz in der Altersschicht von 16—18 Jahren erwerbstätig, annähernd ebensoviel noch von 18—20 Jahren. Dann sinkt der Prozentsatz der Erwerbstätigen an der Gesamtbevölkerung in den beiden Jahrzehnten von 20—40 Jahren. In den höheren Altersschichten dagegen, von 40—50 und auch noch von 50—60 Jahren, zeigt sich noch einmal ein bedeutendes Steigen des Bruchteils der Erwerbstätigen.

Das führt noch zu einer letzten Frage: der Schichtung der weiblichen Erwerbstätigen nach dem Familienstande. Im Jahre 1882 waren unter den 5½ Millionen erwerbender Frauen nur etwas über 700 000 Ehefrauen, 1895 rund 1 Million, 1907 dagegen 2,8 Millionen. Freilich darf auch hier wieder nicht übersehen werden, dass ein sehr grosser Teil dieser Ehefrauen in mittätigen Familienangehörigen besteht.

Die mittätigen Familienangehörigen eingeschlossen, wuchsen die ledigen erwerbenden Frauen von 1895 auf 1907 um 24%, die verheirateten um 116%.

Zur Beantwortung der Frage, wie weit das Eingehen einer Ehe einer Frau die Aussicht bietet, vor dem Schicksal der Erwerbsarbeit bewahrt zu sein, ist es nicht unzweckmässig, die ledigen den nicht-ledigen, d. h. den verheirateten, verwitweten und geschiedenen zusammen gegenüber zu stellen: Den 5,6 Millionen erwerbender lediger Frauen stehen dann 3,8 Millionen verheirateter und verheiratet gewesener erwerbstätiger Frauen gegenüber.

Das deutlichste Bild erhält man, wenn man die Frage endlich so stellt: Wieviel von hundert verheirateten oder verheiratet gewesenen Frauen in jeder Altersschicht sind erwerbstätig?

Im Alter von 20—30 Jahren waren 1882 von 100 Ehefrauen und gewesenen Ehefrauen nur 9 erwerbstätig, 1907 dagegen 23. Im Alter von 30—40 Jahren arbeiteten noch vor 25 Jahren von 100 Ehefrauen erst 12 im Erwerb, heute dagegen 27. Für die Altersschicht von 40 bis 50 Jahren stieg in diesen 25 Jahren der Prozentsatz der erwerbenden Ehefrauen von 18 auf 33, für die Altersschicht von 50—60 gar von 22 auf 35.

Das will sagen: Vor 25 Jahren stand von allen verheirateten und verheiratet gewesenen Frauen zwischen 50 und 60 Jahren nur

etwas mehr als ein Fünftel in der Erwerbsarbeit, heute dagegen mehr als ein Drittel. Gewiss werden auch diese Zahlen wieder ganz wesentlich durch die mittätigen Familienangehörigen bestimmt; aber das ändert nichts an der Richtung der Entwicklung.

Für die Richtung der zukünftigen Entwicklung ergibt sich demnach, wenigstens was die nächsten Jahrzehnte betrifft, die Aussicht auf weitere — absolute und verhältnismässige — Zunahme der Frauenerwerbsarbeit; namentlich auch die Aussicht auf Zunahme der Ehefrauenerwerbsarbeit.

Soviel von dem, was heute ist. Ich muss hier darauf verzichten, zu zeigen, wie es geworden ist und warum es so geworden ist. Ich konnte Ihnen, wie ich schon im Eingang sagte, nur einige wenige formalstatistische Ergebnisse bringen. Noch keine geschichtlichen Entwicklungen und noch keine Kausalerklärungen. Das wird Aufgabe der wirtschafts- und sozialpolitischen Untersuchung sein, an die ich im einzelnen erst herangehe, wenn ich die berufsstatistische Grundlage vollständig ausgebaut habe. Natürlich wird auch diese nationalökonomische und sozialpolitische Betrachtung nur das Seiende in seiner geschichtlichen Entwicklung und in seinen Ursachenzusammenhängen darstellen. Aus dieser Darstellung des Seienden werden sich aber von selbst gewisse Anhaltspunkte ergeben für Schlussfolgerung auf die Zukunftsentwicklung; Schlussfolgerungen, die sich natürlich auch in die Form von rechts- und verwaltungspolitischen Postulaten kleiden lassen. Solche rechts- und verwaltungspolitischen Postulate kann ich in den grössten Umrissen schon nach dem jetzigen Stand meiner Untersuchungen aufstellen; aber selbstverständlich nur vorbehaltlich all der Korrekturen, zu denen etwa die weitere Untersuchung der Frage nötigen wird.

Ich betone aber ausdrücklich: Ich gebe hier nach dieser knappen berufsstatistischen Grundlegung nur in ganz grossen Grundlinien den A b s c h l u s s meines Gedankenganges, ohne das Zwischenglied der nationalökonomischen und sozialpolitischen Auswertung und Ergänzung der Berufsstatistik. Im Gegensatz zu meiner wissenschaftlichen Untersuchung des Seienden, seiner Entwicklung und seiner Ursachenzusammenhänge überschreite ich im folgenden bewusst die Grenze wissenschaftlicher Tatsachendarstellung, und betrete das Gebiet rechts- und verwaltungspolitischer Forderungen.

Es ist keine Frage und es ist oft genug ausgesprochen worden, dass die Zunahme der Frauenerwerbsarbeit schwere Gefahren in sich birgt. Gefahren volkswirtschaftlicher Natur: Ueberschwemmung unserer ganzen Volkswirtschaft mit einer allzu grossen Masse ungelernter oder schlecht gelernter und darum minderwertiger



weiblicher Arbeitskräfte. Dazu der L o h n d r u c k solcher minderwertigen weiblichen Arbeitskräfte gegenüber besser geschulten, höherwertigen männlichen Arbeitern.

Sodann rein privatwirtschaftlich gesehen: Gefährdung von grossen Massen wirtschaftlicher Einzelexistenzen, die ungenügend oder gar nicht ausgerüstet in den materiellen Daseinskampf eintreten.

Namentlich aber rassenbiologische, sozialethische und allgemein kulturelle Gefahren: Verschlechterung der Rasse, Gefährdung der kommenden und der heranwachsenden Generation, Lockerung der Familienbände, Vernichtung alter und wertvoller Kulturgüter mancherlei Art.

Ich kann hier nicht untersuchen, wie weit solche in wissenschaftlichen und in politischen Diskussionen behaupteten Gefahren wirklich mit der Frauenerwerbsarbeit überhaupt oder mindestens mit der einen oder anderen Berufsart verknüpft sind. Oder wie weit etwa da und dort nur die ängstliche Scheu vor der neuen und fremden Erscheinung die Dinge allzu schwarz sieht.

Eine solche reinliche Scheidung zwischen „begründeten“ und „unbegründeten“ Sorgen ist hier heute natürlich unmöglich. Ebenso unmöglich ist darum aber auch die Aufstellung von Reformvorschlägen, die ins einzelne gehen. Ich muss darauf verzichten, etwa Vorschläge zu machen, die nur einzelne Berufe oder Berufsgruppen betreffen. Ich kann nichts tun als einige ganz allgemeine prinzipielle Linien aufzeigen. Diese paar Prinzipien will ich hier aufstellen zunächst ganz ohne Rücksicht darauf, wieviel zu ihrer Verwirklichung Gesetzgebung und öffentliche Verwaltung beizutragen vermögen. Erst darnach will ich dann sehen, wie weit Gesetzgebung und Verwaltung hier mit Erfolg eingreifen können.

Solche Prinzipien werden sich beziehen müssen einmal auf die Bildung der Frauen für die Erwerbsberufe, und dann auf die Stellung der Frauen in den Berufen.

Was die Bildung angeht, so werden wir wünschen müssen, dass überhaupt schon die ganze Allgemeinbildung in Zukunft noch mehr als bisher nicht nur auf hauswirtschaftliche Tätigkeit, sondern auch auf die eventuelle Notwendigkeit künftiger Erwerbsarbeit ausgerichtet werde. Welche Reformen sich aus einer solchen Zielrichtung etwa nun im einzelnen für unsere Schulen — namentlich für unsere Volks- und Fortbildungsschulen — ergeben, das festzustellen ist nicht mehr die Aufgabe des Nationalökonomen, sondern Sache unserer Pädagogen und Schulmänner.

Nicht weniger als in der Allgemeinbildung wird auf den verschiedenen Gebieten spezieller Berufsbildung geschehen müssen. Soll die Berufsausbildung der Frauen ihnen die Möglichkeit

bieten als gleichwertige Arbeitskräfte neben den Männern im Wirtschaftsleben tätig zu werden, so wird auch ihre Berufsausbildung der der Männer zwar vielleicht nicht gleichartig, aber jedenfalls gleichwertig sein müssen.

Dieser Gedanke schliesst eine Reihe von Einzelforderungen in sich: einmal die Lückenlosigkeit des Systems der Berufsausbildungs-Gelegenheiten für das weibliche Geschlecht.

Auch in der Qualität der Ausbildung, namentlich in der Qualität der Lehrkräfte und Lehrmittel müssen diese weiblichen Ausbildungsgelegenheiten den männlichen ebenbürtig sein.

Mit der Qualität der Berufsbildung ist eng verknüpft die Frage ihrer Dauer. Nur eine Berufsbildung, die sich im Prinzip auf annähernd dieselbe Dauer erstreckt wie die für die Männer bestimmte Ausbildung, nur eine solche wird imstande sein, auch aus den Frauen vollwertige Arbeitskräfte zu machen.

Wichtig ist dabei natürlich auch die Verbreitung und Verteilung solcher Bildungsgelegenheiten über das ganze Land.

Die Verbreitung und Verteilung der Bildungsgelegenheiten hängt aufs engste zusammen mit der Frage der Kosten der Ausbildung. Die vollste Lückenlosigkeit, die beste Qualität, die ausgedehnteste Dauer und die weiteste Verbreitung der Bildungsgelegenheiten nützen nichts, wenn die Kosten — wie dies heute noch vielfach der Fall ist — für die Mädchen und Frauen in vielen Berufen so viel höher sind als für das männliche Geschlecht.

Soviel von der Ausbildung der Frauen für die Berufe. Bei der Stellung in den Berufen denke ich zunächst an die materielle Stellung: Will man hier — einen Augenblick wieder ganz ohne Rücksicht auf die Leistungsmöglichkeiten der Gesetzgebung und Verwaltung — wirtschaftliche Zielpunkte aufstellen, so liegt es am nächsten, zu verweisen auf die viel besprochene Forderung der gleichen Entlohnung von Mann und Frau bei gleicher Leistung. Nicht als Gerechtigkeitsforderung, sondern allein schon aus wirtschaftspolitischen Gesichtspunkten wird man dieses Prinzip anerkennen müssen, wenn die Frauen nicht durch Unterbieten der Männerarbeit den Männern als Lohndrückerinnen gefährlich werden sollen.

Nun ist aber freilich zu bedenken, dass in der Lohnfrage die Aufstellung solcher wirtschaftspolitischen Prinzipien die allergeringste praktische Bedeutung hat. Als Lohnbestimmungsgründe sind ja bekanntlich eine ganze Reihe von Faktoren massgebend. Allein schon die Tatsache des Familienbedarfes des Mannes und des Individualbedarfes der Frau bildet in unzähligen Fällen ein unüber-

windliches Hindernis für alle Bestrebungen, die das Prinzip der gleichen Entlohnung von Mann und Frau bei gleicher Leistung verwirklichen wollen. Aber immerhin können mit der Zeit manche Lohnbestimmungsgründe — wenn ich mich so ausdrücken darf — überwunden, ausser Kraft gesetzt oder wenigstens in ihrer Kraft gemildert werden; namentlich die kurze Dauer und die häufige Unterbrechung der Berufungsausübung der Frau, oder ebenso gewisse rein traditionelle Vorstellungen bei Bemessung der Vergütung für weibliche Arbeit und anderes mehr.

Von der rein materiellen Berufstellung der Frau möchte ich unterscheiden: die soziale Stellung der Frau innerhalb ihres Berufes. Hier liesse sich eine erste Forderung ungefähr so formulieren: Prinzip der gleichen Stellung und Tätigkeit von Mann und Frau bei gleicher Vorbildung und Befähigung. Das schliesst in sich die Forderung: es sollen feiner gebildete und hochwertige Arbeitskräfte nicht — wie dies heute in der Frauenarbeit sehr häufig geschieht — verwendet werden für Arbeiten, die von sehr viel weniger gebildeten und geringerwertigen Arbeitskräften versehen werden können.

Umgekehrt sollen aber auch nicht ungenügend befähigte und vorgebildete Arbeitskräfte zu Funktionen herangezogen werden, für die, wenn sie von einem Mann ausgeübt werden, eine bedeutend intensivere Vorbildung und weit höhere Befähigung verlangt wird. Auch eine solche Praxis ist im heutigen Wirtschaftsleben nicht selten und sie ist schädlich in mehrfacher Richtung: sie bewirkt eine Degradation der betreffenden Tätigkeit; sie gefährdet aber damit ausserdem den Kredit der Frauenarbeit überhaupt.

Werden so der Frau im ökonomischen Leben heute vielfach bald zu niedrige, bald zu hohe Leistungen zugemutet, so fehlt ausserdem der sozialen Berufsstellung der Frau noch ein Wichtiges: die Möglichkeit eines Aufsteigens von Stufe zu Stufe, die Möglichkeit einer Fortentwicklung von einer einfacheren zu einer schwereren, von einer niedrigen zu einer höheren Tätigkeit. Die Frauen pflegen heute ganz allgemein — im Gegensatze zu den Männern — in derselben Berufsbetätigung, in die sie mit 20 oder 25 Jahren eingetreten sind, ihr ganzes Leben hindurch zu verbleiben. Es wäre von grossem Werte, wenn sich allmählich auch für die hervorragenden und strebsamen Elemente unter den weiblichen Arbeitskräften die Möglichkeit eines solchen Aufsteigens herausstellte.

Solche Forderungen in der sozialen Stellung der Frauen im Berufe führen dann auch zu gewissen Reformen in der öffentlichen Stellung der Frau in ihrer Erwerbstätigkeit. Das Endziel dieser Reformen sehe ich persönlich in der

Vollberechtigung der Frau in allen öffentlichen Rechten, die mit der Berufstätigkeit zusammenhängen: Vollberechtigung nicht nur in der Verwaltung unserer sozialen Versicherung, sondern ebenso auch in den halb öffentlich-rechtlichen Interessenvertretungen und Berufsorganisationen verschiedenster Art — wie etwa Handels-, Gewerbe- und Handwerkskammern u. dgl. Schliesslich auch in beruflichen Sondergerichten, wie Kaufmanns- und Gewerbegerichten.

Ohne Zweifel die schwierigste Fragen schliesst in sich die Stellung der erwerbstätigen Frau als Gattin und Mutter. Das Problem hat eine positive und eine negative Seite: einmal die Gewährung der Möglichkeit an die erwerbende Frau, Gattin und Mutter überhaupt zu werden, mit anderen Worten: die Beseitigung des heute für manche Berufe bestehenden Zwangszölibates für die erwerbenden Frauen. Wenn das Zwangszölibat die Frau von der Ehe abhält, so bedeutet das unter Umständen beträchtliche bevölkerungspolitische Nachteile. Bestimmt das Zwangszölibat die Frau zum Verzicht auf den Beruf, den sie ohne Zwang vielleicht mit Lust und Erfolg auch in der Ehe weiter geführt hätte, dann bedeutet ihr Ausscheiden volkswirtschaftlich häufig einen Entgang wertvoller Produktionskraft; bedeutet ausserdem aber oft eine schwere ökonomische Benachteiligung der betreffenden Einzelfamilie und wirkt nicht selten als Hinausrückung der Heiratsmöglichkeit.

So ist hier eine F r e i h e i t zu fordern, daneben aber auch eine S c h r a n k e. Die Freiheit: dass jede erwerbende Frau heiraten und doch im Erwerb bleiben kann. Die Schranke: dass sie — im eigenen Interesse und mit Rücksicht auf die kommende Generation — nicht zur Erwerbsarbeit zugelassen werden darf, soweit sie oder ihre Nachkommenschaft darunter Schaden leidet. Diese Forderung ist ja heute schon allgemein anerkannt und zum grössten Teil auch schon verwirklicht: durch den gänzlichen Ausschluss der Frauen von gewissen besonders gefährlichen Berufen; durch das Verbot der weiblichen Nachtarbeit und durch den besonderen Schutz der Frau vor und nach der Geburt eines Kindes. Gerade in diesem letzten Punkte bleibt freilich noch sehr viel zu tun übrig.

So habe ich nun versucht, auf Grundlage der wirtschaftsstatistischen Erkenntnis der Frauenerwerbsarbeit einige Prinzipien vorzuschlagen im Hinblick auf die Bildung der Frauen für die Berufe und auf ihre Stellung in den Berufen. Es ist klar: Gesetzgebung und öffentliche Verwaltung — der rein formale Unterschied, ob Gesetz oder Verwaltungsmassregel, interessiert uns hier ja nicht — Gesetzgebung und Verwaltung sind gänzlich ausserstande, a l l e diese Prinzipien zu verwirklichen. Was für die A l l g e m e i n-



bildung und für die spezielle Berufsbildung verlangt wurde, kann zum grossen Teil — freilich auch nicht im ganzen Umfang — vom Staat und von den öffentlichen Körperschaften gegeben werden.

Für die Hebung der materiellen Stellung der Frauen in den Berufen können Gesetzgebung und Verwaltung nur verhältnismässig wenig tun. Die Regelung dieser Frage wird in der Hauptsache den Einzelwirtschaften selbst, sowie den Arbeitgebern und Arbeitnehmer-Organisationen überlassen bleiben.

Dasselbe gilt auch von der sozialen Stellung der Frau im Berufe. Dagegen sehe ich wichtige Aufgaben für Gesetzgebung und Verwaltung darin: einmal die Frauen in den Genuss aller jener öffentlichen Rechte zu setzen, die mit der Erwerbsarbeit in Zusammenhang stehen; ausserdem aber die Frauen in ihrer Eigenschaft als Gattinnen und Mütter eines ausreichenden Schutzes teilhaftig werden zu lassen. Dies aber nicht nur negativ durch einen organischen Ausbau unserer Arbeiterinnen-Schutzgesetzgebung, sondern — was vielleicht noch wichtiger ist — positiv durch Ausgestaltung und Förderung aller Einrichtungen, die der erwerbenden Frau die Übernahme der Mutterschaft erleichtern.

Darüber hinaus aber obliegen dem Staat und der öffentlichen Verwaltung noch besondere Aufgaben als Arbeitgeber zahlreicher erwerbstätiger Frauen: Gleiche Entlohnung der öffentlichen Beamtinnen bei gleicher Leistung wie die männlichen Beamten; Verwendung der Beamtinnen entsprechend ihrer Begabung und Vorbildung; Ermöglichung des Aufstiegens von Beamtinnen zu höheren Stellungen und endlich Beseitigung des Zwangszölibates der Beamtin. Alle diese Forderungen können für die in Einzelwirtschaften tätigen Frauen nicht durch Gesetz und Verwaltung erfüllt werden. Aber von Staat und Gemeinde als Arbeitgeber sollten diese Aufgaben zuerst und in vorbildlicher Form gelöst werden.

Je nach der politischen Parteistellung werden natürlich die Meinungen, ob und wie weit solches Eingreifen in die Frauenarbeit am Platze sei, in Einzelfragen oft weit auseinander gehen. Eines aber müssen die Vertreter aller Parteien und Richtungen festhalten: Alle Versuche, die Frauenerwerbsarbeit überhaupt oder auch nur die Ehefrauenarbeit in ihrem Wachstum aufzuhalten oder auf einen engen Kreis von Berufen einzuschränken; alle Versuche, etwa durch Verbot der eheweiblichen Fabrikarbeit oder durch Erschwerung der Freizügigkeit, durch gesindezwangsähnliche Einrichtungen und wie diese Vorschläge sonst noch alle lauten: alle Versuche, mit solchen Gewaltmitteln auf die Frauenarbeit einzuwirken, sind vergeudete Kraft und werden ohne ernsthafte und dauernde Wirkung bleiben.

Ebenso naiv ist natürlich auch jener Weisheit letzter Schluss, der unlängst von einem deutschen Sozialpolitiker entdeckt worden ist: dass die Frage der Frauenerwerbsarbeit nur eine Frage der Männerlöhne sei und dass man nur bei der Verteilung des Arbeitsertrages die Grenzlinie zwischen Lohn und Rente etwas zu verschieben brauche — nämlich den Lohn zu erhöhen und die Rente zu erniedrigen brauche — um die Frauen vor einem weiteren Vordringen der Erwerbsarbeit zu bewahren.\*)

Wer als Gesetzgeber oder Verwaltungsbeamter auf diese Frage einwirken will, der muss sich darüber klar sein: dass man mit der Frauenarbeit — auch mit der Ehefrauenarbeit — r e c h n e n muss als mit einer Tatsache, die durch die Grundrichtung unserer ökonomischen Entwicklung unabänderlich gegeben ist, und die man nur in Einzelheiten beeinflussen oder regulieren kann. Die Einzelheiten aber, die man bei richtigem Verständnis für die Grundrichtung der Entwicklung wirklich ändern und bessern kann, die ändert und bessert man auch nur zum kleinen Teil durch Gesetzgebung und Verwaltung.

Familienerziehung, Selbsterziehung und Selbsthilfe, namentlich auf dem Wege der Genossenschaft und der Berufsorganisation, müssen ein grosses Stück — vielleicht das grösste — mithelfen zur Lösung der schwierigen Frage. Mögen alle diese Kräfte zusammenhelfen, so bleibt die Frage doch immer noch schwierig und dunkel genug. Aber sie öffnet auch helle und weite Blicke in neues Kulturland.

---

## Diskussionsbeiträge.

---

### Diskussionsbeitrag

zum

### Referat: Pollack, Juristisches Repetitorium.

Alles ist darüber einig, dass ein Repetitorium segensreich wirkt, wenn es in wissenschaftlichem Geiste gehalten ist und nur zur Ergänzung des wissenschaftlichen Studiums dient. Leider zeigt die Wirklichkeit in beiden Richtungen vielfach ein unerfreuliches Bild. Oft wird nur toter Wissensstoff mitgeteilt, ohne Verständnis zu erwecken, oft werden die Kandidaten lediglich auf das Examen und die Examinatoren eingestellt. Dass die Fakultäten ein-

---

\*) Vgl. Heinz Potthoff, Soziale Rechte und Pflichten. Jena 1911.

zelen Repetitoren eine Art Genehmigung geben, scheint mir auch kein aussichtsreicher Weg. Denn ihnen steht nicht die Möglichkeit zu, sich über die wissenschaftliche Methode des Repetitors zu unterrichten; auch würde die nötige Zahl solcher geeigneter Repetitoren nicht zu gewinnen sein. Der Methode, die Rechtssätze wesentlich durch Figuren zu vermitteln, ziehe ich die andere vor, ihre praktischen Grundgedanken darzulegen und so das juristische Verständnis der Schüler zu wecken und zu üben.

Marburg.

Professor Dr. Franz Leonhard.

## Diskussionsbeitrag

von

Hofrat Dr. Erwin Grueber, o. Professor d. R. an der Univ. München  
zu den Referaten:

### Reform des Rechtsunterrichts und der Richtervorbildung.

Es ist in diesem Saale mit Recht auf die Tradition des altpreuussischen Juristenstandes hingewiesen worden. Das preussische Landrecht hat die preussischen Lande dem Geltungsbereich des gemeinen Rechts entzogen. Dagegen ist nach wie vor das nicht mehr geltende gemeine Recht Gegenstand des Referendarexamens geblieben. So ist die Referendarprüfung leicht und das Referendariat zugleich zur Zeit der wissenschaftlichen Vorbereitung auf das Assessorexamen geworden. Der Gegensatz, welchen Preussen infolge seines Prüfungswesens zu den Ländern des gemeinen Rechtes bildete, ist mir lebendig vor Augen getreten, als ich im Winter 1867/68 in Berlin Pandekten bei Georg Bruns hörte. Die Altpreuussen haben die Vorlesung alsbald verlassen, die Angehörigen der neuen Provinzen sie mit andauerndem Fleisse bis zum Schluss besucht. Naturgemäss hat der preussische Einfluss alsbald nivellierend eingewirkt und das Examen ist allenthalben leicht oder doch ziemlich leicht geworden. Freilich haben sich diese Verhältnisse in den letzten anderthalb Dezennien sehr geändert. Der Fleiss der Studierenden ist viel grösser geworden, aber die alte Tradition wirkt doch noch nach und schon aus diesem Grunde, dem Unterschiede in dem Grade der Vorbildung, ist zurzeit eine reichsrechtliche Regelung nicht wünschenswert und scheint auch von Preussen nicht angestrebt zu werden. Ein dringendes Bedürfnis dafür ist nicht vorhanden. Auf Grundlage der preussischen Vorschriften vom 18. Januar 1897 (bez. in Anlehnung an dieselben) sind Vorlesungen und Übungen an allen deutschen Universitäten so gleichmässig gestaltet, dass (abgesehen etwa vom Landesprivat- und Landesstaatsrecht) jeder Student an jeder deutschen Universität alles findet, was er braucht.

Unter Einwirkung dieser Vorschriften ist inzwischen der Unterricht methodisch und praktisch ungemein verbessert worden. Die Reform hat daher, wie Professor Mittermaier mit Recht betont, an diese Fortschritte nur anzuknüpfen, den Unterricht methodisch zu vervollkommen, der praktischen Natur der Rechtswissenschaft durch Anknüpfung an die Lebensverhältnisse möglichst zu entsprechen. Dieser Aufgabe kann schon der in den Leitsätzen geforderte zweifache Anfangsunterricht gerecht werden: der theoretische,

indem der Dozent aus dem offenbaren Bedürfnis jeder Zweckgemeinschaft nach Regelung heraus die Grundbegriffe des Rechts und der Rechtsverhältnisse, sowie deren Inhalt entwickelt (eine juristische Enzyklopädie und Methodologie bietet); der praktische, indem der Lehrer durch geeignete Fragestellung den Anfänger anleitet, die einfachsten Vorgänge des täglichen Lebens in ihrer juristischen Bedeutung zu erfassen und zu beurteilen. Dafür sind Vorgänge privatrechtlicher Natur vor allem geeignet. Jedes Kind glaubt, der von ihm gefangene Schmetterling, der ihm von der Mutter übergebene Apfel gehöre ihm; jeder Student bringt ein Verständnis für die gewöhnlichen Schuldverhältnisse aus Verträgen und Delikten und deren verpflichtende Wirkung mit an die Universität, ein Verständnis, das sich auch auf die strafrechtliche Seite der Delikte, z. B. der vorsätzlichen Sachbeschädigung im Gegensatze zur fahrlässigen miterstreckt. Derartige Übungen müssen sich mangels jeglichen positiven Wissens der Teilnehmer an das natürliche Gerechtigkeitsgefühl derselben wenden und sind daher besonders geeignet, von Anfang an den Sinn für eine den Verhältnissen angemessene Entscheidung zu fördern, somit im Anfänger den festen Willen zur Gerechtigkeit, diese wichtigste Charaktereigenschaft des Juristen zu wecken und zu entwickeln; zugleich weist die grosse Verschiedenheit der zu beurteilenden Lebensverhältnisse auf die Notwendigkeit allgemeiner Bildung für den Juristen hin.

An den zweifachen Anfangsunterricht schliessen sich noch im ersten Semester die Vorlesungen über das System des römischen Privatrechts, im zweiten Semester diejenigen über die Grundzüge des deutschen Privatrechts an. Aufgabe derselben ist es, die Grundsätze des römischen und deutschen Privatrechts in ihrer fortwirkenden praktischen Bedeutung in unserem modernen Reichs- und Landesprivatrecht darzustellen (neben möglichst kurz gehaltenen Vorlesungen über römische und deutsche Rechtsgeschichte) und damit zugleich der Vorbereitung für das besonders schwierige und komplizierte bürgerliche Recht zu dienen. Neben dem deutschen Privatrecht aber müssen wir an dem römischen Privatrecht, den Institutionen des römischen Rechts auch deshalb festhalten, weil sie uns den Zugang zur gemeinrechtlichen Theorie und damit der Grundlage der modernen Rechtswissenschaft offen halten und zugleich die innere Verbindung wahren, in welcher das deutsche Reich zu allen anderen zivilisierten Nationen der Welt dadurch steht, dass, soweit ich blicken kann, ohne Ausnahme die Institutionen des römischen Rechts die Grundlage des Rechtsunterrichts bilden.

Die uns vorgelegten Leitsätze befürworten ein Zwischenexamen, welches frühestens nach dem dritten Semester abgelegt werden soll. Der deutsche Juristentag hat es 1904 in Berlin nahezu einstimmig abgelehnt. Heute scheint die Majorität sich dafür auszusprechen. Die damals geltend gemachten Bedenken bleiben bestehen. Ich will sie hier nicht wiederholen. Ich hebe nur hervor, dass das Zwischenexamen in jedem Falle die Freizügigkeit beschränken muss, dass es, wie Professor Wenger in der Zeitschrift für Rechtspflege in Bayern (vom 1. Oktober 1910) anschaulich darstellt, zu einer Abrichtung auf die Examinatoren führt, das Einpaukerwesen also enorm stärkt; und dass die dafür vorgeschlagenen drei Semester — wie die Erfahrungen in Bayern zeigen — nicht ausgenutzt werden. Fleissige Studenten hören zwar in dieser Zeit auch bürgerliches Recht und Strafrecht, verschieben aber Studium und dazu gehörende



Übungen auf spätere Zeit und so gehen die Anregungen der Vorlesungen meist verloren.

Richtig wäre meines Erachtens, den Nachweis erfolgreicher Beteiligung, welcher jetzt für die Übungen im bürgerlichen Recht erfordert wird, auf die elementaren, die römisch- und deutschrechtlichen Übungen zu erstrecken. Diese Übungen würden den Studenten zu eigener spezifisch-juristischen Arbeit und damit zugleich zur Durcharbeitung der grundlegenden Vorlesungen über Einführung in die Rechtswissenschaft, über römisches und deutsches Recht bestimmen und zwar völlig zureichend, wenn ein wirklich strenges Referendar-examen den Abschluss des Studiums bilden würde.

Ein so gestaltetes Examen legt den Wunsch nahe, den Kandidaten, der darin Rechenschaft ablegen muss über alle praktischen Rechtsdisziplinen, von einer eingehenden (Sonder-)Prüfung über die historisch-propädeutischen Fächer zu befreien. Eine solche Befreiung könnte die Prüfungs-Kommission beim Nachweise erfolgreicher Beteiligung an den propädeutischen Vorlesungen und Übungen gewähren. Das würde zweckmässigerweise voraussetzen, dass jeder Dozent, der eine dieser Vorlesungen oder Übungen abhält, am Schlusse derselben seinen Hörern Gelegenheit bieten würde, ihr Wissen und Können in einer Klausurarbeit darzulegen und dass die (vom Dozenten zensierten) Arbeiten der Kommission nebst den (vervielfältigten) Fragebogen vom Kandidaten in Vorlage gebracht würden. Diese Berücksichtigung würde selbstverständlich die Examinatoren nicht verhindern, die Prüfung in den praktischen Disziplinen auch auf die historische Entwicklung der Institute zu erstrecken. Der wünschenswerte Zusammenhang des geltenden Rechts mit seinen geschichtlichen Grundlagen bliebe gewahrt.

## Diskussionsbeitrag

von

Hofrat Dr. **Erwin Grueber**, o. Professor d. R. an der Univ. München

zum

### Referat: **Pollack, Juristisches Repetitorium.**

Das Repetitorium bildet zweifellos eine Ergänzung unseres akademischen Unterrichts. Es entspricht dem Bedürfnis nach zusammenfassender übersichtlicher Erkenntnis des gewaltigen Rechtsstoffes, dem Verlangen nach Vergleichung, Verbindung, Trennung der einzelnen Rechtsgebilde und Begriffe. Es hat schon im Mittelalter, an den italienischen Universitäten eine besondere Form des Unterrichts gebildet. Die Vorlesung „lectio“ wurde ergänzt wie fortlaufend durch die konversatorische Übung, die „disputatio“, so die von Zeit zu Zeit einsetzende „repetitio“. Solange ich zurückdenken kann, haben sich selbst hervorragend tüchtige Kandidaten der Hilfe eines Repetitors bedient, so schon in den sechziger Jahren mein Freunde in Vorbereitung auf das schwierige Doktorexamen in Berlin. Zu verwerfen aber ist das Einpaukertum, das einen begrenzten Wissensstoff, bestimmte Antworten auf bestimmte Fragen für Examen und Examinator einzuprägen unternimmt. Äusserst bedenklich wäre es das Repetentenwesen zu organisieren als eine Art von Ergänzung des akademischen

Unterrichts. Sie müsste mit Notwendigkeit zur Verdrängung der Professoren, d. h. der Universitätsdozenten überhaupt führen („professorial system“). Schon im Jahre 1886 hat Landgerichtsdirektor Dr. Aschrott in Würdigung des sog. „tutorial system“ der englischen Universitäten in der Juristischen Gesellschaft zu Berlin einen Vorschlag verwandter Natur gemacht. Ich habe ihn 1888 an derselben Stelle in meinem Vortrage „Über das römische Recht als Teil des Rechtsunterrichts an den englischen Universitäten“ zurückgewiesen und betont, dass unser Professor berufen ist, der Tutor, Führer und Leiter unserer akademischen Jugend zu sein. Das erfordert selbstverständlich, dass er sich von didaktisch-pädagogischen Gesichtspunkten leiten lässt. Diese Gesichtspunkte können aber, wie Prof. Leonhard hervorgehoben hat, einen Unterschied zwischen dem Unterricht des Universitätslehrers und des Repetitors nicht begründen. Keinesfalls dürfen wir in unser für die Welt vorbildliches Universitätswesen einen Gegensatz hineinragen, welchen man dort, wo er zu Hause ist (wenn ich die Entwicklung in England recht verstehe) mit aller Kraft zu überwinden bestrebt ist.

---

### III.

## Rechtsphilosophie.

---

### Hegels Rechtsphilosophie.

Von

Josef Kohler.

Die Hegel'sche Rechtsphilosophie, zuerst 1821 erschienen, dann 1833 von Gans herausgegeben (2. Auflage 1840) hat eine Wiederbelebung erfahren. Zwar erschien bereits im Jahre 1902 eine Auflage von Bolland in Leyden, die aber, wie ich sehe, bei uns keinen weiteren Anklang gefunden hat. Nunmehr hat der verdienstvolle Herausgeber der Enzyklopädie und der Phänomenologie auch dieses Wunderwerk zu einer Neuauflage bearbeitet, den etwas verderbten Text verbessert, das ganze mit Noten und vor allem mit einer höchst schätzenswerten Einleitung versehen.<sup>1)</sup>

Dass sich heutzutage Leute mit Rechtsphilosophie befassen, ohne dies Werk zu kennen, ist immerhin seltsam; dass man Werke

---

<sup>1)</sup> Grundlinien der Philosophie des Rechts v. Dr. Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Berlin 1821. Mit den von Gans redigierten Zusätzen aus Hegels Vorlesungen neu herausgegeben von Georg Lasson (1911 Leipzig, Verlag von Meiner).

wie Jherings Zweck im Recht beurteilte, als ob Hegel sein Meisterwerk niemals geschrieben hätte, ist noch mehr zu verwundern: es verhält sich zu Jherings Tischgesprächen etwa wie Spinozas Traktat zu Haeckels Welträtsel: an platter Gemeinverständlichkeit können diese mit Jherings Rechtsphilosophie konkurrieren. Dass man ein richtiges Recht darstellen, dass man zu Kant zurückkehren wollte, ohne auf diese tiefsinnige Arbeit Hegels zu bauen, mag als Zeichen gelten, wie die Art der historischen Rechtsschule die philosophische Bildung zurückgedrängt hat. Ideen waren ja in der letzten Zeit in der historischen Schule verpönt, sie galten mehr oder minder als unwissenschaftlich, und die Jahreszahl, in welcher ein Ulpianisches Werk geschrieben, erschien wichtiger als die Darstellung der Entwicklungsgeschichte des Rechtes.

Nur das Strafrecht hat sich einigermaßen auf philosophischer Höhe erhalten. Zwar fehlen auch hier nicht solche, welche es in das Bereich des öden Historismus versenken wollten, doch diese Angriffe sind sofort abgeglitten; und wenn in neuerer Zeit die Abschrenkungstheorie wieder einigen Boden fasste, so konnte man doch an dem philosophischen Fels, auf dem das Strafrecht gegründet war, nicht rütteln. Mit dem Aufkommen der vergleichenden Rechtswissenschaft und mit den Studien des griechischen Rechtes und des römischen Weltrechts sind die Rechtshistoriker in der Art Pernices überhaupt bei Seite gesetzt, und die philosophische Richtung führt auf Hegel zurück, allerdings auch über Hegel hinaus.

Ist die Phänomenologie das geistreichste Werk Hegels, in der Vollkraft der Jugend erdacht, in dem Schwung der Begeisterung geschrieben, der in ihm zu einer Zeit lohte, als Napoleon wie eine Verkörperung des Schicksals erschien, so ist die Rechtsphilosophie ein Werk der reifsten Mannesjahre, mit der abgeklärten Bedächtigkeit des Fünfzigers, immer aber durchglüht von dem Idealismus der Jugend und durchbebt von dem Freiheitstrieb des Mannes, der einst in Tübingen den Freiheitsbaum aufgepflanzt; denn es ist der nämliche Hegel, der in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts die konstitutionelle Monarchie als die richtige Staatsform erklärte, der den Satz aussprach, dass der König zwar in wesentlichen Dingen die letzte Unterschrift geben, aber die Einzelheiten der Regierung ändern überlassen sollte, der über das Verhältnis von Staat und Religion so bedeutungsvolle Worte sprach und den Herrn von Haller in so köstlicher Weise abkanzelte. Dass dieser Mann ein Rückwärtser gewesen sei, konnte nur das grösste Missverständnis behaupten.

Natürlich war auch Hegel ein Mann seiner Zeit, und namentlich die Form, in der er seine Ideen aufstellte, ist uns heutzutage schwerer verständlich als jener Zeit; denn wir sind durch Schopenhauer und Nietzsche an eine andere philosophische und durch sonstige Schriftsteller an eine andere juristische Sprache gewöhnt. Auch ist es richtig, dass Hegel, wie alle Männer, welche grosse Ideen neu aufstellen, sie nicht vollständig folgerichtig durchzuführen vermochte; denn die Last einer neuen Idee ist zu schwer, als dass sie ein einzelnes Menschenleben zu tragen vermöchte. Aber, so viel auch in seinen Werken neu zu gestalten ist, jedenfalls enthält fast alles, was er sagt, einen ungeheuren Fortschritt gegenüber seinen Vorgängern, vor allem gegenüber Kant, dessen Rechtslehre ein ganz veraltetes Produkt ist, und neben Fichte, der neben manchen Lichtgedanken Ideen von einer erstaunlich unpraktischen Verquertheit zutage förderte, während wir bei Hegel nicht nur den philosophischen Denker, sondern auch den praktischen Schwaben bewundern können.

Die Grundlagen des Hegelschen Denkens sind uns geblieben: die Einheit des Subjektobjekts, die Bewegung des allgemeinen Geistes, seine Verwirklichung in einer unendlichen Zahl von Einzelwesen und der ständige Fortschritt zu den immer neuen Ergebnissen der Geschichte, die er in § 341 der Rechtsphilosophie so deutlich darstellt als: Kunst, Religion und Philosophie, (an Stelle dieser setzen wir Wissenschaft und Technik).

Daher auch sein grosser Satz „Was wirklich ist, ist vernünftig und was vernünftig ist, ist wirklich“. Dies will nicht heissen, dass, was ist, auch bleiben soll und Anspruch auf Hochschätzung und gesellschaftliche Achtung verdient; es will heissen: was ist, ist ein Moment in der ungeheuren Entwicklung der Menschheit; es könnte allerdings manches besser sein, und es gibt in der Menschheit auch pathologische Zustände, aber das Unvollkommene ist die notwendige Vorstufe des Vollkommeneren, und die pathologischen Zustände sind nötig zur Gesundung der Menschheit, welche auf Abwege geraten ist und vermöge ihrer Sinnesnatur auf Abwege geraten musste. Darum arbeiten wir weiter an der Entwicklung der Menschheit, evolutionistisch das Neue an das Vergangene anreihend: gerade dadurch, dass wir das Alte überwinden, zeigen wir, dass es im Strom der Entwicklung seine Aufgabe erfüllt hat, indem es uns Anknüpfungspunkte zur Weitergestaltung bot. Keine geschichtliche Entwicklung kann mit dem Nichts beginnen, jede muss sich an das Gegebene anschliessen; das ist die grosse Bedeutung des Hegelschen Wortes. Allerdings finden wir auch bei Hegel irre-



führende Ausdrucksformen, so z. B. in § 274 den Satz: jedes Volk habe die Verfassung, die für es angemessen ist und für es gehört. Das wäre falsch, wenn es wörtlich gemeint wäre und nicht in dem obigen Sinne umgedeutet würde.

In dieser grossen Bewegung des Geistes spielt das Recht ebenso wie die Moralität eine Rolle; das Recht insofern, als es das Gefüge bildet, in welchem sich die Endlichkeit und Unendlichkeit der Weltgeschichte bewegt. Und so sind auch in Hegels Philosophie jene Kapitel die tiefsten und reichsten, welche von der menschlichen Gemeinschaft und vor allem vom Staate sprechen. Auch die Darstellung der Familie und der Ehe gehört zum glänzendsten, was je geschrieben worden ist. Wie herrlich ist seine Ausführung, dass in der Ehe die Einheit der natürlichen Geschlechter in eine geistige Einheit umgewandelt wird und dass wenn die Ehegatten schliesslich eine Person ausmachen, sie zwar ihre natürliche ureigene Persönlichkeit zu einer Einheit aufgeben (was an sich eine Selbstbeschränkung wäre), dass sie aber hierdurch ihre Befreiung finden, nämlich die Befreiung von der Einseitigkeit des Daseins (§ 162, 163). Wenn Hegel hierbei in mancher Einseitigkeit befangen ist, insbesondere wenn er das Institut der Ehe, wie es unsere Kultur kennt, als eine absolute Form behandelt, wenn er uns nicht ausführt, wie andere Kulturstufen notwendig eine Ehe anderer Bildung erzeugen mussten, wenn er keinen Ausblick dahin gibt, dass die Ehe künftiger Geschlechter möglicherweise nach ganz anderen Gestaltungen hindrängt, wenn er die Scheidbarkeit der Ehe als absolutes Erfordernis aufstellt, weil die Ehe Zufälligkeiten unterworfen ist (§ 176): so beruht dies theils in der mangelhaften ethnologischen Kenntnis jener Zeit, theils in der Inconsequenz, die das Hegel'sche System überhaupt enthält, theils auch in der Abneigung seines etwas philiströsen Wesens gegenüber den geschlechtlichen Freiheiten der Romantik; wie ja die Briefe Schleiermachers über Schlegels Lucinde seine besondere Abneigung erregten. Aehnliche Einseitigkeiten finden wir auch sonst; aber was wollte man von uns sagen, wenn wir in den 90 Jahren, seitdem sein Werk erschienen ist, nicht in manchen Punkten weiter gediehen wären!

Wenige Partien seines Werkes sind glänzender als die Kapitel über die Nationalökonomie. Diese damals neu erstandene Wissenschaft bot einen einleuchtenden Beweis für die Selbstdialektik der Entwicklung; sie zeigte ad oculos, wie die Vermögensbestrebungen der Einzelnen, kraft der allgemeinen Weltvernunft, von selbst in gewissen vernünftigen Bahnen verlaufen

(§ 189); wobei wir allerdings in Kauf nehmen müssen, dass er, in Uebertreibung seiner Ideen, Ansichten über die soziale Fürsorge und ähnliche Dinge äussert, die wir nicht mehr teilen können (245).

Nichts aber gleicht an Grossartigkeit seiner Aufstellung vom Staat als der Wirklichkeit der sittlichen Idee, als dem in der Organisation der Welt sich entfaltend Geist, als der Hieroglyphe der Vernunft, (§ 257, 270 und Zusatz zu 279). Gewiss war Hegel wie jedem historischen Geiste nichts mehr zuwider, als die Anschauung vom Staat als etwas äusserlichem, als ob er bloss eine negative Anstalt wäre, um das Böse zu verhindern, gleichsam ein System von Dämmen oder von schlauerweise ausgeklügelten Beschränkungsmassregeln. Eine derartige Anschauung meint, er, sei für den Pöbel. Der Staat ist eben die Verwirklichung des heiligen Geistes der Geschichte und damit die Anstalt, in welcher die höchsten Ziele der Menschheit zum Ausdruck gelangen. Diese Staatslehre steht über allem, was seit Naturrechtzeiten dagewesen und reiht sich an die Lehre antiker Denker an. Darum sind nicht einzelne Zwecke des Staates aufzustellen, sondern es ist der Gesamtzweck der geschichtlichen Vernunft, der sich im Staate kundgibt: der Staat ist das Hauptmittel der menschlichen Kultur. Diese Idee des Staates muss in die Gesinnung der Bürger übergehen, welche ihre Interessen mit denen des Staates verknüpfen (§ 269). Hegel ist auch Praktiker genug, um die Lehre von der Teilung der Gewalten anzuerkennen; aber sie darf nicht eine Aeusserung gegenseitigen Misstrauens sein: sie muss vielmehr auf der notwendigen Selbstbeschränkung der staatlichen Wirkungskräfte beruhen (§ 272).

Allerdings muss unser universalgeschichtlicher Standpunkt auch hier manche Einseitigkeit rügen. Der Staat ist nicht die Verwirklichung der vernünftigen Idee überhaupt. Neben dem Staate gibt es eine Reihe von Veranstaltungen, welche die Kulturzwecke ebenso verfolgen wie er, nur dass allerdings der Staat eine privilegierte Stellung einnimmt. Auch ist der heutige Staat nicht mehr ein isolierter Staat: die Kulturkräfte der verschiedenen Staaten müssen zusammen wirken und sich die Hand reichen, um unsere Lebensaufgaben zu erfüllen. Schon das ist unrichtig, dass in den alten Zeiten, als ein Staat in unserem Sinne noch nicht entwickelt war, als Familiengemeinschaften und religiöse Verbände die Bildung beherrschten und die über den Familien schwebende Gesamtheit nur eine untergeordnete Bedeutung hatte, die geschichtliche Kulturidee noch keine

vernünftige Gestaltung gewonnen hätte. Sodann ist es unrichtig, anzunehmen, dass die Staaten mit getrennten Souveränitäten das Alpha und Omega der menschlichen Existenz bildeten: schon die Staatenbünde streben darüber hinaus, und noch mehr der Bundesstaat, welcher die Souveränität der einzelnen Staaten zwar nicht aufhebt, aber wesentlich beschränkt, eine Form, welche in der Zukunft eine noch grössere Rolle spielen wird, als heute. Und ebenso können wir dem nicht zustimmen, dass die Kriege eine stete Notwendigkeit seien, dass der Staat seine Unendlichkeit und Ehre in jede Einzelheit legen könne, dass schon die blossе Gefahr Anlass zum Kriege geben dürfe, und dass die Schiedsverträge mit lauter Zufälligkeiten behaftet seien (Vgl. § 334, 335). Es ist ein wenig erbaulicher Gedanke, dass mitunter ein Krieg geführt werden müsse, um durch Schwenkung nach aussen innere Unruhen zu beseitigen; es ist eine veraltete Vorstellung, dass der Krieg nötig sei, um die im Frieden eintretende Erschlaffung zu hindern, um die sittlichen Miasmen zu zerstreuen und die Menschheit aufzurütteln. Dazu gibt es andere mächtige Faktoren der Wissenschaft, der Politik, der Technik. In dieser Beziehung müssen wir der Kantschen Idee von dem ewigen Frieden mehr Weisheit zuschreiben und die Hegelschen Vorstellungen als Einseitigkeiten seiner Zeit kennzeichnen; und so wird auch heutzutage niemand mit § 332 annehmen, dass der Stoff der Staatsverträge nur eine geringe Mannigfaltigkeit habe! Richtig ist es dagegen, wenn er in § 336 die *clausula rebus sic stantibus* verteidigt, sofern das Wohl des Staates das höchste Gesetz ist.

Von grosser geschichtlicher und politischer Bedeutung sind seine Ausführungen über die Staatsorganisation. Es bleibt sein Verdienst, in dem Preussen des Jahres 1820 die Bedeutung der konstitutionellen Monarchie dargelegt zu haben. Allerdings finden wir auch hier manche Einseitigkeit. Die konstitutionelle Monarchie mit einem erblichen Souverän an der Spitze hat ihre Vorzüge, sie beruht vielfach auf eingewurzelten und tiefbegründeten Organisationsgedanken; und wenn diese Gedanken auch in alter Zeit mit patriarchalischen Vorstellungen angehoben haben, die wir längst aufgaben, so ist diese Staatsform immer noch eine grossartige Verwirklichung der staatlichen Ideen mit bedeutender Garantie einer ruhigen, nicht durch ständige Stösse unterbrochenen Entwicklung. Aber deswegen die republikanischen Einrichtungen einfach zu beseitigen, weil hier die ungeordnete Masse die Hauptrolle spielt, ist ungeschichtlich und steht im Widerspruch damit, dass auch hier in vielen

Fällen die höchste Vernunft der Völker zur Geltung gelangt ist.

In der Lehre von den Rechtsquellen steht Hegel streng auf der Bahn des Gesetzes. Die Gesetzgebung ist ihm die vollkommenste Art der Schöpfung des Rechts. Das Gewohnheitsrecht, dieses Lieblingskind der historischen Schule, findet bei ihm, dem Gegner der ungeordneten Masse, einen besonderen Widerwillen, und Savignys Schrift über den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung erklärt er als einen der grössten Schimpfe, die der Nation angetan werden können. Hier wird man ihm in vielem Recht geben müssen, wenn auch die Weise, wie er über die englische Jurisprudenz spricht, für uns nicht mehr überzeugend ist; aber man muss berücksichtigen, dass damals das Festland erst eine unvollständige Kenntniss der englischen Rechtsentwicklung hatte und dass die englische Jurisprudenz selbst erst in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts ihren Formalismus abgestreift hat.

Die Ausführungen über Moralität gehen über das Recht hinaus, sie berühren es nur, sofern das Recht sich in gewissem Sinne innerhalb der Moralität halten muss; aber, was hier Hegel darstellt, ist von dauernder Bedeutung: insbesondere wendet er sich in § 124 treffend gegen die Kant'sche Vorstellung, welche in allem Sittlichen ein Opfer erblickt, als ob nur derjenige gut handelte, der mit Selbstüberwindung handelt, und als ob die Mitfaktoren, wie das Streben nach Ehre und Ruhm das Verdienst der Tat aufheben. Wer hier kleinlich bloss nach der einen Seite hinblickt beurteilt, wie Hegel richtig bemerkt, den Helden wie ihn ein Kammerdiener taxiert, der ihn nicht als Helden verstehen kann. Man glaubt hier manchmal schon Nietzsche zu hören.

Weniger zutreffend sind seine Ausführungen über das abstrakte Recht, welche zwar eine Reihe von Ansätzen zur gesunden Weiterentwicklung enthalten, aber in der Hauptsache noch auf dem veralteten naturrechtlichen Standpunkt stehen; mit Ausnahme seiner strafrechtlichen Lehre, die noch heute staunenswert ist. Wir unsererseits gehen davon aus, dass auch das Vermögensrecht an der Relativität der Rechtssätze teilnimmt, dass sich über Eigentum und Eigentumserwerb abstrakte Regeln nicht feststellen lassen, dass auch hier die Grundgedanken stets von der Betrachtung der Gesamtheit und ihrer geschichtlichen Gestaltung ausgehen müssen. Allerdings spricht für die Vorstellung: „wer seine Kraft in eine Sache hineingelegt und sie in seinen Besitz gebracht hat, soll ein Vorrecht an der Sache erlangen“, eine gewisse Regel der Billigkeit; allein dieses Billig-



keitsgefühl taucht erst auf, wenn der Individualismus so weit gediehen ist, dass der Einzelne nicht mehr für seine gesamte Horde oder Familie arbeitet, sondern für sich selbst; eine Entwicklung, die sich erst im Laufe der Jahrhunderte vollzieht. Ursprünglich betrachtet es jeder als selbstverständlich, dass das, was er schafft, seiner Horde und Familie gehört, ganz wie die Arbeitsbiene ohne weiteres für den Bienenstaat arbeitet. Sodann dringt in alten Zeiten der Gedanke der Götterweihe so sehr durch, dass gewisse Gegenstände dem A oder B von selber zukommen und dem C entzogen sind; vor diesem Prinzip muss Jahrhunderte lang jeder Billigkeitsgedanke vollständig die Segel streichen.

Hierbei muss noch eines bemerkt werden. Gewöhnlich pflegt man sich bei solchen Argumenten zwei Kolonisten vorzustellen, die, in einem staatenlosen Lande lebend, Gold graben, Holz fällen oder andere Produktionshandlungen vornehmen, und man kann sich des Gefühles nicht erwehren, dass, wenn der eine dem anderen seinen Erwerb wegnimmt, er ein Unrecht begehe, trotzdem das Gebiet, in welchem es geschieht, unter keiner Staatsgewalt und daher unter keiner Gesetzgebung stehe. Diese und ähnliche Geschehnisse haben gewiss auch bei Hegel dazu beigetragen, die Idee eines abstrakten, staatenlosen Rechtes zu erzeugen. Aber der Gedanke, dass hier staatenlose Zustände vorliegen, ist eben unrichtig. Wo zwei Angehörige von Kulturländern zusammen kommen und es an territorialer Staatsgewalt fehlt, muss das Recht ihrer Staatsangehörigkeit in Betracht kommen; wer Mitglied eines Kulturstaaes ist, der ist niemals staatenlos, weshalb hier ohne weiteres deutsches, englisches, französisches oder ein anderes Recht gilt; — welches dieser Rechte, das ist nach den Regeln des zwischenstaatlichen Privatrechtes zu entscheiden. Auch der Satz in § 36 der Rechtsphilosophie: „sei eine Person und respektiert die anderen als Personen“, ist zwar ein Kultursatz, der unsere Zeit beherrscht, aber er ist kein Satz aller Zeiten. Es ist unrichtig anzunehmen, dass die Sklavenverhältnisse der alten Zeit rechtlose Verhältnisse gewesen wären. Ich hätte eine Kultur des Altertums sehen mögen, die ohne Sklaven auskommen konnte!! Die Sklaverei brauchte darum nicht so brutal zu sein, wie in Rom! Und auch hier darf man nicht damit argumentieren, dass unser modernes Recht die Sklavenjagden verbietet und bestraft, auch wenn sie auf staatenlosem Gebiete stattfinden; denn in dieser Beziehung haben unsere Kulturvölker auch die staatenlosen Gebiete in das Bereich ihrer Rechtsordnung gezogen — auch hier zeigt

sich zu wiederholten Malen, dass die Lehre vom absoluten Staat nicht zureicht.

Vorzügliche Ausführungen finden sich dagegen über die positive Natur des Eigentums in § 59: das Eigentum ist nicht bloss negativ, denn die Negation ist nur Folge des positiven Rechts; die Lehre der grundsätzlichen Verbotsnormen, als ob das Recht an der Sache nur in dem Gebot an die Mitlebenden bestände, den Eigentümer nicht zu verletzen, eine Lehre, die bisweilen noch heutzutage spukt, wird richtig abgelehnt. Für das Besitzinstitut aber ist bei Hegel kein richtiges Verständnis vorhanden; dieses fehlte jener Zeit durchaus: auch bei Savigny, dem Mann des Besitzes par excellence, findet sich nichts brauchbares. Der Besitz kann nur in Verbindung mit der Lehre vom Prozess erkannt werden, er ist ein Erzeugnis der Friedensordnung und ist nur mit ihr verständlich.

Vorzüglich wird aber der Unterschied zwischen der Sache als Sache und der Sache als Wertträger in § 63 entwickelt, welcher Unterschied juristisch die Theorie der Wertrechte gezeitigt hat; treffend ist ferner die Bemerkung über Ersitzung und Verjährung § 64. Andererseits bleibt auch die Beziehung des Eigentums zum Individualismus und zur Entwicklung des Einzelwesens nicht ganz unerwähnt, ebenso die Zufälligkeit, welche das Eigentumsinstitut beherrscht § 49. Selbst für die Lehre der Immaterialrechte zeigt Hegel § 68 und 69 einiges Verständnis, wenn er auch in der Auffassung seiner Zeit befangen ist. Treffend bemerkt er, der Erwerber des Druckexemplars erlange das Exemplar zum freien Gebrauch, der Autor und Erfinder aber habe das allgemeine Recht, derartige Sachen oder Produkte zu vervielfältigen. Dabei wirft er die sehr verständige Frage auf, ob es möglich sei, vom Eigentum der Sache das Recht der Reproduktion zu trennen; was er bejaht, während Juristen wie Gerber daran strauchelten. Im übrigen glaubt er, dass das Autorrecht keinen grossen praktischen Wert habe, da stets viele Möglichkeiten vorhanden seien dem Werk eine andere Form zu geben und ihm dadurch einen neuen Stempel aufzudrücken! Es war die Skeptik einer Zeit, der es an theoretischer und praktischer Entwicklung des Autorrechts fehlte! Richtig erkennt er jedoch, dass das Alleinrecht des Autors nicht auch die wissenschaftlichen Ergebnisse erfassen könne, da der Fortschritt der Wissenschaft wesentlich auf der Freiheit der Gedanken beruht. Wir finden hier treffende Ansätze, befangen in dem Geiste früherer Zeiten und freuen uns, gerade in dieser Beziehung weiter gediehen zu sein.

Auf die Lehre vom Eigentum folgt die Lehre vom Vertrag, wir Juristen würden sagen vom Rechtsgeschäft. Hierbei fließt manche Ungenauigkeit unter. Schenkungsvertrag und Tauschvertrag sind richtig als zwei Antipoden behandelt, aber beiden müsste notwendig der Gesellschaftsvertrag als dritter beigefügt werden. Die Idee Fichtes, dass die Verbindlichkeit des zweiseitigen Vertrages erst mit dem Beginn der einen Leistung anhebe, ist zwar für unsere Tage abzulehnen, aber eine derartige Gestaltung bestand in früheren Zeiten und ist für jene Zeiten zutreffend gewesen; die Bindung an das tatenlose Wort setzt schon eine recht entwickelte Kultur voraus: im Anfang war die Tat, und nicht das Wort. Die Einteilung der Verträge in § 80 ist im ganzen zutreffend, insbesondere wird auch das Darlehen richtig mit Miete und Leihvertrag zusammengestellt, womit es gewisse Ähnlichkeiten hat; der Versicherungsvertrag aber findet bei Hegel noch keine Stätte, obgleich er schon damals im Aufblühen begriffen war.

Die höchste Bedeutung aber hat die durch Originalität ausgezeichnete Lehre vom Unrecht. Schon der Unterschied zwischen dem unbefangenen und schuldhaften Unrecht ist hervorragend; die Zweiteilung des schuldhaften Unrechts in Betrug und Zwang ist ebenfalls bedeutsam, wenn sie auch nicht erschöpfend ist: denn es gibt viele Deliktsformen, welche weder der einen oder der anderen Kategorie angehören.

Glänzend ist die strafrechtliche Idee von der Strafe als der Negation der Negation, als der Verletzung der Verletzung, als der Wiederherstellung des Gesetzes (des allgemeinen Willens) durch Aufhebung des sich dagegen aufbäumenden ungesetzlichen Sonderwillens. Es fehlt bei Hegel allerdings die Erklärung, warum die Ungesetzlichkeit des Sonderwillens gerade durch Zufügung eines Übels negiert werden muss. Die Antwort darauf habe ich in meiner Schrift über das „Wesen der Strafe“ gegeben: sie fließt aus der Erkenntnis der läuternden und reinigenden Natur des Schmerzes.

Das Verhältnis zwischen Strafe und Vergehen wird, da von einer Gleichheit (Talion) im Sinne von Aug um Auge, Zahn um Zahn nicht die Rede sein kann, richtig in die Gleichwertige verlegt; sehr wichtig ist es aber, diese Gleichwertigkeit nicht nur in allgemeinen Formeln auszusprechen, sondern sie aus der Eigenheit einer jeden Kulturordnung und ihres Gefühlslebens heraus zu entwickeln: dann erst hat der Satz von der Gleichwertigkeit richtigen Sinn; auch hier ist alles relativ, nichts absolut.

Der Unterschied zwischen Strafe und Rache wird zwar im allgemeinen richtig erkannt, aber das Institut der Blutrache in seiner universalgeschichtlichen Bedeutung kann bei Hegel noch nicht zu seinem Rechte kommen.

Nach verschiedenen Einzelrichtungen jedoch gibt er dem Kriminalisten brauchbare Anhaltspunkte. Er hebt in § 182 zutreffend hervor, dass, wenn der Täter für die Folgen seiner Tat verantwortlich ist, es ihm auch zugute kommen muss, wenn vermöge des zufälligen Geschehens seine Tat minder schlimme Folgen zeitigt. Er führt in § 119 aus, dass die Tat als Ganzes aufzufassen ist, nicht in ihren einzelnen Teilen, und dass darum, was das Verhältnis von Wille und Ausführung betrifft, die Tat nicht zerstückelt und nicht in ihre Atome gespalten werden darf, dass es darum zur Vollendung des Verbrechens genügen muss, wenn die Ausführung in ihrer Gesamtheit (ob auch nicht in ihren Einzelheiten) dem Willen des Täters entspricht.

Das Notrecht wird in § 127 richtig betont, nicht als Billigkeit, sondern als Recht, allerdings mit der Beschränkung des Notrechtes auf die Verteidigung des Lebens: in der Not zeige sich die Endlichkeit und Zufälligkeit des Rechtes.

Soweit das Wunderwerk Hegels, die grösste Darstellung der Rechtsphilosophie des 19. Jahrhunderts. Keine Leistung jener Zeit kommt ihm gleich; vieles von seinen Grundlagen besteht noch heutzutage, und wo es überholt ist, finden wir bei ihm überall richtige Ansätze, jedenfalls aber einen Fortschritt über alles, was vor ihm gewesen. Zu hoffen ist, dass das Werk bei den heutigen Juristen eingehendes Studium findet als bisher und dass, wo ich mich in meinem Lehrbuch an Hegel anlehne und auf Hegel berufe, man mir nicht in völligem Missverständniss vorwirft, für Dinge keine Erklärung gegeben zu haben, die sich bereits in Hegels Meisterschrift findet.

Die Ausgabe Lassons ist mustergültig. Die Einleitung S. 7—93 gehört zu dem Schätzenswertesten, was in unserer Zeit über Hegel geschrieben wurde. Neben den ausserordentlichen Seiten des grossen Werkes werden seine Schwächen unverhohlen zur Darstellung gebracht, so namentlich auch die Stellung, welche er der objektiven Idee gibt; auch die Annahme des abstrakten Rechtes, die Ueberschätzung des Staates, die Verleugnung des Relativismus durch Aufstellung absoluter Grundsätze wird richtig hervorgehoben. Ueberall aber blickt die Verehrung gegenüber dem Meister durch und das Bestreben, dem grössten Denker des vorigen Jahrhunderts zu seiner gerechten Anerkennung zu verhelfen.

---



# Dantes Philosophie des Eigentums.

Von

**Anton von Kostanecki,**

o. Professor der Nationalökonomie an der k. k. Technischen Hochschule  
in Lemberg.

(Fortsetzung.)

V.

## Eigentumstheorie.

Im Purgatorio behandelt Dante die sieben Todsünden und hält sich dabei ganz genau an die gregorianische Anordnung,<sup>99)</sup> so dass nacheinander Stolz, Neid, Zorn, Trägheit, Geiz, Schwelgerei und Wollust zur Darstellung kommen.

Nach Erledigung von Stolz, Neid und Zorn, die in seinen Augen als eine einheitliche Gruppe erscheinen, und vor dem Übergange zu den vier letzten Todsünden, die als eine zweite Gruppe aufgefasst werden, sucht er aber — im siebzehnten Gesange, also gerade in der Mitte des Purgatorio — durch eine Ausführung, die er Virgil in den Mund legt, die Eigenart der beiden Gruppen näher zu beleuchten.<sup>100)</sup>

Was zunächst die erste anlangt, so erfahren wir aus jener Ausführung, das Charakteristische bestehe darin, dass sich die Liebe des Menschen einem falschen Gegenstande zuwende, indem sie das Übel des Nächsten wolle,<sup>101)</sup> und wir erfahren ferner, wie sich das gegenseitige Verhältnis der drei hier in Betracht kommenden Todsünden gestalte. Denn wenn gesagt wird, dass der Stolze den Mitmenschen herunterdrücke, der Neidische aber dessen Aufsteigen befürchte, und wenn, nachdem so angedeutet worden ist, dass der Neidische dem Wohle des Mitmenschen widerstrebe, alsdann hinzugefügt wird, dass der Zornige ihm Böses anzutun gewillt sei,<sup>102)</sup> so heisst dies, dass der Neid zu dem Stolze wie zu

<sup>99)</sup> Vossler, l. c. S. 398.

<sup>100)</sup> Purg. XVII v. 91—139.

<sup>101)</sup> Purg. XVII v. 95 und v. 113.

<sup>102)</sup> „È chi per esser suo vicin soppresso  
Spera eccellenza; e sol per questo brama  
Ch'el sia di sua grandezza in basso messo:  
È chi podere, grazia, onore e fama  
Teme di perder perch' altri sormonti;  
Onde s'attrista sì, che il contrario ama:  
Ed è chi per ingiuria par ch'adonti  
Sì, che si fa della vendetta ghiotto;  
E tal convien che il male altrui impronti.“

Purg. XVII v. 115—123.

dem Zorne in einem eigentümlichen Komplementärverhältnis stehe, dass er, nach Massgabe dieses Verhältnisses, sowohl nach dem einen als nach dem anderen hinstrebe, dass er unter den Todsünden der ersten Gruppe als die eigentliche Ursünde erscheine.

Hinsichtlich der zweiten Gruppe erfahren wir aber soviel, dass es hier zwei verschiedene Untergruppen gebe. Auch dann nämlich, wird weiter gesagt, wenn die Liebe sich einem an sich richtigen Gegenstande zuwendet, kann sie insofern fehlgehen, als sie diesen mit einer zu geringen oder zu grossen Kraft erfassen kann.<sup>103)</sup> Nun tue aber jenes der Träge, dieses der Geizige, der Schwelger, der Wollüstige.<sup>104)</sup> Indessen wird dabei auch auf einen vereinheitlichenden Gesichtspunkt hingewiesen. Denn unter dem richtigen Gegenstande, dem sich die Liebe mit zu geringer Kraft zuwenden könne, werden insbesondere die von dem Trägen vernachlässigten hohen Güter verstanden. Der Gegenstand aber, bei dem ein zu grosser Kraftaufwand drohe, das seien die dem Geizigen, Schwelger, Wollüstigen vorschwebenden Güter niederer Art. Und somit handelt es sich durchweg um eine falsche Beziehung zu den höheren bzw. niederen Gütern, um eine falsche Stellungnahme zu dem Gegensatze dieser und jener, so dass, wenn die zweite Gruppe als ein Ganzes ins Auge gefasst wird, der ebengenannte Gegensatz geradezu als das für sie massgebende Grundmotiv sich darstellt.

Alles in allem, zeigt also jede der beiden Gruppen eine gewisse Einheitlichkeit, aber ein Band zwischen der ersten und der zweiten ist nicht vorhanden, und so bleibt — im Sinne der Ausführung Virgils, die ihn ex officio darzulegen bestimmt ist — der Gesamtplan des Purgatorio durchaus dualistisch.

Gerade dieser Dualismus wird aber durch etwas bereits früher Beigebrachtes in sehr entschiedener Weise überwunden. Denn bereits bei der Darstellung des Neides lässt Dante, im vierzehnten Gesange, einen der Neidischen, nämlich Guido del Duca, der sich selber wegen seiner moralischen Verirrung mit Vorwürfen überhäuft, einen ganz unerwarteten Ausruf tun, dessen Sinn zuletzt dahin geht, dass die Menschen ihr Herz an niedere Güter anzuheften pflegen.<sup>105)</sup> Und als dann, im fünfzehnten Gesange, Dante an Virgil mit dem Ersuchen herantritt, ihm jenen Ausruf näher zu erklären, da hört er, Guido del Duca habe das Trachten nach niederen Gütern als das Moment hinstellen wollen, welches den Neid unter den Menschen erwecke und nähre.<sup>106)</sup> Schliesslich wird also der Neid auf die Über-

<sup>103)</sup> Purg. XVII v. 96.

<sup>104)</sup> Purg. XVII v. 136—139.

<sup>105)</sup> Purg. XIV v. 86/87.

<sup>106)</sup> Purg. XV v. 43—51.

schätzung solcher niederer Güter zurückgeführt, und damit wird ein Gedanke ausgesprochen, der, an die Ursünde der ersten Gruppe anknüpfend, zu dem Gegensatze der höheren und der niederen Güter, also zu dem Grundmotiv der zweiten Gruppe hinüberleitet, und der, da er das vorher vermisste Band vorweg herstellt, als der den Gesamtplan des Purgatorio vereinheitlichende Gedanke bezeichnet werden dürfte und auch als solcher aufzufassen ist.

Nur ist er, allerdings, in einer Weise ausgestaltet, dass man notwendigerweise zufügen muss: Der Zweck, den Gesamtplan des Purgatorio zu vereinheitlichen, hat ihn nicht allein hervorgerufen. Vielmehr hat noch ein andrer Zweck hineingespült.

Denn zunächst weicht er, obwohl er den Gesamtplan des Purgatorio zu vereinheitlichen hat, doch von letztem, gerade im massgebenden Punkte, sehr weit ab. Dort nämlich, wo der Gesamtplan festgelegt wird, also im siebzehnten Gesange, wird der Gegensatz der höheren und der niederen Güter nach dem Vorgange des Convito<sup>107)</sup> dahin umschrieben, dass jene den Geist besänftigen, diese aber im Grunde nicht glücklich machen.<sup>108)</sup> Hingegen wird im vierzehnten und im fünfzehnten Gesange, mag nun Guido del Duca oder Virgil zu Worte kommen, nicht dieselbe, sondern eine durchaus andere, ja von ihr grundverschiedene Umschreibung gewählt. Offenbar handelt es sich also um etwas der Vereinheitlichung Zuwiderlaufendes, was schon auf einen anderen — wenn auch einstweilen nur auf irgend einen anderen — Zweck zu deuten scheint.

Weiterhin besteht die abweichende Umschreibung, die wir gleich in ihrem Wortlaut hören werden, in letzter Linie darin, dass gesagt wird: „Die höheren Güter sind nicht erschöpfbar, die niederen sind es.“ Das heisst aber, dass die materiellen Güter, d. h. die Sachgüter einerseits nicht allein in Betracht gezogen, sondern mit anderen niederen Gütern, wie Ansehn, Ruhm, Sinnesgenüsse usw. zusammengeworfen werden, und dass sie andererseits nicht ganz zur Geltung kommen, sondern lediglich insoweit, als sie erschöpfbare, oder, wie wir heute sagen würden, nicht freie, wirtschaftliche sind. Und dieser Widerspruch muss den Eindruck machen: Dante spricht von niederen Gütern im allgemeinen, denkt aber an materielle und speziell an wirtschaftliche Güter. Er spricht von jenen, weil es der Vereinheitlichungszweck erfordert, denkt aber an diese, weil ihn ein anderer — sich hier schon sichtbar loslösender — Zweck dazu veranlasst.

Endlich wird die Erschöpfbarkeit der wirtschaftlichen Güter durch Wendungen gekennzeichnet, welche die Verteilung dieser

<sup>107)</sup> IV, 13.

<sup>108)</sup> Purg. XVII v. 127—129 und v. 133—135.

Güter im Unterschiede von derjenigen der unerschöpflichen, freien, oder bestimmter die bei ihr, eben nur bei ihr obwaltenden Schwierigkeiten betreffen und welche dementsprechend zunächst ganz konkret sind. Und doch werden diese Wendungen, gleichsam erzwungenermassen, auf einen Grundton abgestimmt, der durchaus abstrakt ist.

Im fünfzehnten Gesange, da wo Virgil die Worte Guidos ausführlich paraphrasiert, werden nämlich die niederen Güter als diejenigen bezeichnet, bei welchen durch Gesellschaft der Anteil geschmälert werde,<sup>109)</sup> d. h. bei welchen dieser Anteil bei zunehmender Teilhaberzahl sich vermindere. Bei den höheren, himmlischen Gütern verhalte es sich aber in dieser Beziehung durchaus anders. Da besitze, je grösser die Teilhaberzahl werde, jeder umso mehr.<sup>110)</sup> Was aber die Guidoschen Worte selbst anlangt, so sind diese, die, wie wir wissen, bereits im vierzehnten Gesange fallen, dahin zu deuten, dass die niederen Güter solche seien, welche keine Genossenschaft zulassen, weil, was dem einen von diesen Gütern zufällt, dem anderen abgeht.<sup>111)</sup> Denn sehr lakonisch, aber umso präziser, werden hier die niederen Güter als Dinge hingestellt, bei welchen notwendig ein „Verbot des Mitgenossen“ (*divieto del consorto*) in Erscheinung trete.<sup>112)</sup>

Und es ist deutlich sichtbar, wie dieses Schlagwort in den Vordergrund gerückt wird. Zunächst fällt es als etwas Unerwartetes und Rätselhaftes. Dann, im nächsten Gesange, kommt es in einer Anfrage wiederum zum Vorschein und stachelt die Neugierde zum Anhören der antwortweise nachgeschickten Ausführungen an. Aber auch aus diesen scheint es immer wieder herauszuklingen. Es schwingt, als Grundton, stets vernehmbar nach.

<sup>109)</sup> „Perchè s'appuntan li vostri disiri  
Dove per compagnia parte si scema,  
Invidia muove il mantaco ai sospiri.“

Purg. XV v. 49—51.

S. auch L. G. Blanc, Versuch einer bloss philologischen Erklärung mehrerer dunklen und streitigen Stellen der göttlichen Komödie. II. Das Fegefeuer. Halle 1865. S. 52.

<sup>110)</sup> „Ma se l'amor della spera suprema  
Torcesse in suso il desiderio vostro,  
Non vi sarebbe al petto quella tema;  
Chè, per quanti si dice più il „nostro“,  
Tanto possiede più di ben ciascuno,  
E più di caritate arde in quel chiostro.“

Purg. XV v. 52—57.

<sup>111)</sup> Blanc, l. c. S. 51/52.

<sup>112)</sup> „O gente umana, perchè poni il core  
Là v'è mestier di consorto divieto?“

Purg. XIV v. 86/87.



Dieser Grundton ist aber ausgesprochen abstrakt. Er ist, da durch das Verbot des Mitgenossen die individuelle Einzelperson isoliert wird, nichts anderes als ein negativer Ausdruck für „Person“. Und dass er dieses in Dantes Sinne auch tatsächlich sein sollte, das zeigt die Art und Weise, wie das Gegenstück zum Verbot des Mitgenossen vorgeführt wird, wie insbesondere Virgil, in einer weiteren erläuternden Ausführung, die er der bisher behandelten hinzufügt, über die höheren, himmlischen Güter sich verbreitet.<sup>113)</sup> Solche Güter, sagt Virgil, teilen sich allen, die sie verlangen, sofort mit und wachsen dadurch nur beständig an. „Und je mehr Leute sich dort oben (im Himmel) verständigen, umsomehr ist zu lieben und umsomehr wird geliebt, und wie ein Spiegel gibt der eine dem anderen (die Liebe) zurück.“<sup>114)</sup> Es handelt sich demnach um eine Vergesellschaftung höchsten Grades: Die Menschen erscheinen einfach als Spiegel, die sich gegenseitig die Liebe wiedergeben, und nicht als Personen, die sich gegeneinander abheben, die von einander notwendig getrennt sind. Die Person, so wird uns *a contrario* demonstriert, tritt auf einem ganz anderen Gebiete, auf dem Gebiete der Güter, die als niedere bezeichnet und als materielle und wirtschaftliche aufgefasst werden, in Wirksamkeit. Sie tut es überall, wo es sich um derartige Güter handelt, aber auch nur hier: „Keine wirtschaftlichen Güter ohne Person, keine Person ohne wirtschaftliche Güter,“ so könnte man Dantes Meinung ganz kurz formulieren.

Damit ist aber eine Lehre angedeutet, die sich als eine Theorie der wirtschaftlichen Güter, oder, wie ich weiterhin der Kürze halber sagen werde, als eine Gütertheorie darstellt, und die mit dem Vereinheitlichungszwecke nicht das Mindeste mehr zu tun hat — die sich jetzt selber als Zweck offenbart.

Nur ist auch dieses Ergebnis kein endgültiges, denn mit dem eben gefundenen Zwecke verbindet sich, nicht mehr ihn durchkreuzend, sondern ihn in diesem Falle wirksam kräftigend, ein anderer.

Schon die Stelle, wo die Gütertheorie aufgestellt wird, muss nämlich von vornherein die Vermutung erwecken, dass Dante bei deren Aufstellung auch nach dem uns speziell interessierenden Eigentum geblickt hat.

Denn im ersten Gesange des Inferno wird davon gesprochen, dass der „erste Neid“, d. h. der Neid der Schlange, den Geiz, die als

<sup>113)</sup> Purg. XV v. 67—75.

<sup>114)</sup> „E quanta gente più lassù s'intende,  
Più v'è da bene amare, e più vi s'ama,  
E come specchio l'uno all' altro rende.“

Purg. XV v. 73—75.

Wölfin personifizierte avarizia in die Welt entsandt habe,<sup>115)</sup> und damit wird der Neid als die primäre, der Geiz als die bloss sekundäre Sünde hingestellt. Nun wird aber, im Purgatorio, das Verbrechen gegen die fremde Habe unter den Geiz subsumiert. Ganz ausdrücklich figuriert ja unter den Beispielen, die den Geiz illustrieren sollen, auch der von Pigmalion verübte Raub<sup>116)</sup> und der von Acam begangene Diebstahl.<sup>117)</sup> Offenbar lag es also Dante sehr nahe, bei der Behandlung des Neides — und hier gibt er ja seine Gütertheorie — an den Geiz, an die Verbrechen gegen die fremde Habe und somit auch an seine bei der Darstellung der Diebesstrafen zum Ausdruck gebrachte Eigentumsidee samt allem dieser Verwandten zu denken. Und letzteres nur umsomehr, als die Ideenassoziation zwischen Neid und Eigentum im Mittelalter auch direkt einleuchtete. Sehr bald wird uns dies an zwei Beispielen klar werden: Gregor von Nazianz deduziert das Eigentum aus dem Neide, Thomas von Aquin tut aber das Umgekehrte, er deduziert aus dem Eigentum den Neid.

Des ferneren muss aber ein Blick auf den mittelalterlichen Kommunismus, insbesondere auf die kommunistischen Ausführungen der altkirchlichen Literatur die Überzeugung beibringen, dass Dantes Gütertheorie zu der Eigentumsfrage Stellung nimmt, dass sie eine Bejahung des Eigentums einschliesst.

„Das Leben im Paradies,“ sagt Gregor von Nazianz, „war ein Leben in Wonne. Die ersten Mittel zum Leben spendete Gott im Überflusse, bestimmt zum Gebrauch für alle . . . Die Früchte der Erde sollten allen gemeinsam sein . . . Die Änderung trat ein mit der Sünde, herbeigeführt durch den Neid der arglistigen Schlange“<sup>118)</sup> (eben den Neid, welcher nach Dante die Wölfin entsandt hat).—, „Wer dem Herrn eine Stätte bereiten will“, sagt Agustinus, „darf nicht an Privatem, sondern muss sich am Gemeinsamen erfreuen. So geschah es mit dem Privateigentum der Urgemeinde; sie machten es zu gemeinschaftlichem Eigentum. Haben sie verloren, was sie an Eigentum besaßen? Wenn sie allein es hätten, und jeder das Seinige hätte, so besäße er nur, was er als Eigentum besitzt; da er aber, was er als Privateigentum hatte, zu gemeinschaftlichem machte, so wurde auch das Eigentum des andern sein Eigen-

<sup>115)</sup> „Questi la caccerà per ogni villa,  
Fin che l'avrà rimessa nello Inferno,  
Là onde invidia prima dipartilla.“

Inf. I v. 109—111.

<sup>116)</sup> Purg. XX v. 103—105.

<sup>117)</sup> Purg. XX v. 109—111.

<sup>118)</sup> Schilling, Reichtum und Eigentum in der altkirchlichen Literatur. Freiburg i. Br. 1908. S. 103.

tum. Man muss beachten, wegen des Privateigentums entstehen Streitigkeiten, Feindschaften, Zwietracht, Kriege, Ungerechtigkeiten, Mordtaten. Streiten wir wegen jener Dinge, die wir gemeinschaftlich besitzen, wie *Luft*, *Sonne*?<sup>119)</sup> — „Die Erde“, sagt Chrysostomus, „und alles in ihr ist Gemeingut. Was Gott gehört, ist lauter Gemeingut, ähnlich wie in einem grossen Haushalt oder ähnlich wie es sich mit königlichem Eigentum (*Stadt*, *Marktplatz* usw.) verhält. Gott hat gewisse Dinge zu Gemeingut gemacht (*Luft*, *Wasser*), um die Menschen zu beschämen; allen schuf er dieselben Augen . . . dieselbe Seele; von einem Manne stammen wir alle ab. Aber alles das hilft nichts. Er hat auch anderes zu Gemeingut gemacht, *Bäder*, *Städte*, . . . und man beachte, wie es bei solchem Gemeingut keinen Hader gibt, sondern alles geht friedlich zu. Sowie einer aber etwas an sich zu ziehen sucht und es zu seinem Privateigentum macht, beginnt der Streit, gleich als wäre die Natur selbst darüber empört, dass, während Gott uns durch alle Mittel friedlich beisammen haben will, wir es auf eine Trennung von einander absehen durch Aneignung von Sondergut und das Wort: mein und dein, dieses frostige Wort. Von da ab beginnt der Kampf, die Widerwärtigkeit. Aber wo dieses Wort nicht ist, da entsteht kein Kampf und kein Streit. Also ist Gütergemeinschaft mehr uns zugewiesen als Privatbesitz, und sie ist mehr naturgemäss. Um den *Marktplatz* gibt es keinen Streit vor Gericht, weil er Gemeingut ist; über Häuser dagegen oder Geld sehen wir ewige Verhandlungen. Was wir notwendig brauchen (hier denkt Chrysostomus offenbar wieder an *Luft*, *Wasser* etc.), das liegt alles da zu gemeinsamem Gebrauch; wir aber beachten diesen Kommunismus nicht einmal in den kleinsten Dingen. Jene notwendigen Dinge sind uns als Gemeingut gegeben, damit wir lernen, auch die anderen in kommunistischer Weise zu benutzen. Aber wir sind unbelehrbar.<sup>120)</sup> — „Sage mir“, ruft endlich Basilius aus, „was ist denn dein? woher hast du es bekommen und in die Welt gebracht? Gerade wie jemand, der im Theater einen Platz einnähme und die später Eintretenden dann fernhalten wollte und das allen Gemeinschaftliche als sein ausschliessliches Eigentum beanspruchen wollte, gerade so machen es auch die Reichen. Sie nehmen das allen Gemeinschaftliche an sich und massen es sich durch die frühere Besitznahme als Eigentum an. —“<sup>121)</sup>

Ich habe diese aufs Geratewohl herausgegriffenen Zitate mit Absicht nicht chronologisch angeordnet, um deutlich zum Be-

<sup>119)</sup> Schilling l. c. S. 181.

<sup>120)</sup> Schilling l. c. S. 119.

<sup>121)</sup> Schilling l. c. S. 92.

wusstsein zu bringen, an welche Güter die altkirchlichen Schriftsteller da, wo sie das Eigentum verurteilen und das kommunistische Ideal proklamieren, zu denken geneigt sind. Gregor von Nazianz denkt an unerschöpfliche Güter im allgemeinen („Güter, die im Überflusse da sind“), Augustinus und Chrysostomus an unerschöpfbare Verbrauchsgüter (Luft, Wasser), Chrysostomus überdies an Güter, die sich im Gebrauch so gut als unerschöpfbar erweisen (Städte, Marktplätze, Bäder), und Basilius schiebt dann, indem er in seinem berühmt gewordenen Beispiel auf das Theater hinweist, besonders die letztgenannte Güterkategorie in den Vordergrund. Durchweg wird also an freie Güter gedacht. Durchweg wird die Verneinung des Eigentums und die Beweisführung für den Kommunismus auf die Voraussetzung basiert, dass sich schliesslich alle materiellen Güter als freie Güter behandeln liessen, dass es, im Grunde, überall freie Güter und nur solche gebe.

Nun halte man aber demgegenüber die Dantesche Gütertheorie, die wir als eine Theorie der wirtschaftlichen Güter erkannt haben, und die das Wesen, die Erschöpfbarkeit dieser Güter so drastisch herausstreicht. Offenbar bildet sie eine Antithese zu den altkirchlichen Anschauungen. Offenbar muss sie den Gedanken an irgendwelche kommunistische Tendenzen von vorne herein ausschliessen und muss demgemäss den Eindruck hervorrufen, dass sie das Eigentum nicht negiere, dass sie dasselbe entschieden bejahe.

Und solches erscheint von unserem eigenen Standpunkte aus lehrreich: Solange — würden wir heute sagen — materielle Güter und allen voran Grundstücke im Überflusse da sind und als freie Güter erscheinen, solange ist das Recht aller an allem sehr wohl denkbar und unter diesen oder auch jenen Modalitäten sehr wohl anzutreffen. Sobald indessen dieselben Güter sich zu erschöpfen beginnen, sobald sie wirtschaftlich und damit wertvoll werden, muss das Eigentum emporkommen und hat, sei es nun als irgendwelches Gruppeneigentum, sei es als Individualeigentum, sich stets eingestellt: Es ist interessant, dass diese moderne Erkenntnis uns im Mittelalter nicht als etwas Einheitliches, sondern als etwas Gespaltenes entgegentrete. Auf der einen Seite der frühmittelalterliche Kommunismus mit seiner naiven Hervorkehrung der freien Güter, auf der anderen Seite die spätmittelalterliche Betonung der wirtschaftlichen Güter und des Eigentums.

Inwiefern findet sich aber eine derartige Betonung erst bei Dante, und inwiefern hat dieser an Früheres angeschlossen? — Es ist überaus wichtig, sich diese Frage ganz bestimmt vorzulegen, denn ihre Beantwortung führt uns zu dem Endergebnisse, auf das ich im bisherigen losgesteuert habe, zu der Einsicht, dass sich



hinter der Danteschen Gütertheorie auch eine leicht erkennbare Eigentumstheorie versteckt.

Schon in der altkirchlichen Literatur lassen sich dort, wo diese nicht gerade den kommunistischen Reformideen nachstrebt, sondern den tatsächlichen Zustand beschreibt bzw. verurteilt, Stellen auffinden, die den Interessengegensatz der Individuen hinsichtlich der Reichthumsverteilung behandeln. „Alle Reichtümer“, sagt beispielsweise Hieronymus, „rühren von der Unbilligkeit her, und wenn der eine nicht verliert, wird der andere nicht gewinnen können.“<sup>122)</sup> Alsdann kann man aber deutlich sehen, wie Thomas von Aquin, nach Massgabe des zureichenden Grundes, von der Reichthumsverteilung zu der Eigentumsinstitution voranschreitet. „An äusserlichen Reichtümern,“ sagt er einmal, „kann niemand Überfluss haben, wenn ein anderer nicht Mangel leidet, d e n n die irdischen Güter können zugleich von vielen zu Eigentum nicht besessen werden.“<sup>123)</sup> Auch kann man sehen, wie er anderswo den das Eigentum betreffenden Gedanken verselbstständigt, indem er ihn — bei dieser Gelegenheit den Neid aus der Liebe der aneigenbaren Güter deduzierend — ganz einfach wiederholt<sup>124)</sup> oder auch variiert.<sup>125)</sup> Und demgemäss leuchtet es ein, dass Dante, auf dem von Thomas eröffneten Wege weitergehend und das Prinzip des zureichenden Grundes abermals anwendend, in letzter Linie sagen wolle: „Dass die irdischen Güter zugleich von vielen zu Eigentum besessen werden könnten, ist d e s w e g e n ausgeschlossen, weil sie — Thomas von Aquin und sogar Hieronymus haben dies bereits vorausgesetzt — als erschöpfbare, als wirtschaftliche Güter erscheinen und als solche von Hause aus das Verbot des Mitgenossen in sich enthalten, d. h. eine Benutzung seitens vieler unmöglich gestatten.“ Und es leuchtet auch ein, dass er den letztgenannten Satz verselbstständigt. Doch schliesst er, obwohl er nur den Grund ausspricht, auch die Folge in ihn ein. Oder, mit anderen Worten, er gibt, indem er seine Gütertheorie aufstellt, auch eine ihr parallele Eigentumstheorie, die nach ihrer Analogie durch die Formel umschrieben werden müsste: „K e i n E i g e n t u m o h n e P e r s o n , k e i n e P e r s o n o h n e E i g e n t u m.“

<sup>122)</sup> „Omnes divitiae de iniquitate descendunt, et nisi alter perdiderit, alter non poterit invenire.“ S. Schilling I. c. S. 159.

<sup>123)</sup> „In exterioribus divitiis non potest unus homo superabundare, nisi alteri deficiat; quia bona temporalia non possunt simul possideri a multis.“ Summa II, 2 q. 118 art 1.

<sup>124)</sup> „Ex defectu autem bonitatis contingit, quod quaedam parva bona non possunt integre simul possideri a multis; et ex amore talium causatur zelus invidiae; non autem proprie ex his, quae integre possunt a multis possideri.“ Summa II, 1 q. 28 art 4 ad 2.

<sup>125)</sup> „Bona spiritualia possunt simul a pluribus possideri, non autem bona corporalia.“ Summa III, q. 23 art 1 ad 3.

Nun lautet aber die Formel, die uns aus der Danteschen Eigentumsidee anspricht: „Eigentum ist Person, Person Eigentum.“ Dass also ein Zusammenhang zwischen beiden vorhanden sei, ist vollkommen klar. Und überdies ist es auch zweifellos, dass die Eigentumstheorie, trotz ihrer späteren Veröffentlichung, als das Primäre und die Eigentumsidee als das Sekundäre betrachtet werden müsse. Denn jene, die Eigentum und Person als von einander untrennbar hinstellt, ist nicht so weitgehend wie diese, die beide schlechtweg identifiziert. Und überdies sind entwicklungsgeschichtliche Anknüpfungspunkte, die hinsichtlich der Eigentumsidee völlig fehlen, hinsichtlich der Eigentumstheorie, wie wir eben gesehen haben, sehr wohl da.

Insofern darf also gesagt werden, dass die Erörterungen dieses Kapitels von etwas Abgeleitetem zu etwas Ursprünglicherem zurückführen, und insofern erscheinen sie mir, schon an und für sich, nicht bedeutungslos. Ihre eigentliche Tragweite sehe ich indessen darin, dass sie die Eigentumsidee Dantes in einen Lichtkreis rücken, der seine volle Tageshelle erst anderswoher, erst von seiner Eigentumspolitik empfängt. —

## Filosofia del diritto.

Einleitungsrede

für die Sezione di Filosofia giuridica e sociale  
gehalten beim IV. Congresso internazionale di Filosofia a Bologna  
(7. April 1911)

von

**Dr. Giorgio Del Vecchio,**

Professor der Rechtsphilosophie an der Universität Bologna.

Ho l'onore di portare il saluto del Comitato ordinatore del Congresso agli egregi che sono qui convenuti per partecipare specialmente ai lavori della sezione di Filosofia giuridica e sociale. Nella città sacra allo studio nessuno è straniero: ed è bello e non senza fato che un convegno filosofico internazionale — il primo in Italia — abbia luogo qui, dove già nel medio evo convissero fraternamente le università degli studiosi d'ogni paese. Se v'è una parte dell'attuale Congresso, che abbia più propriamente e degnamente sede in Bologna, è senza dubbio quella che ha per oggetto il diritto, e tende a comprenderlo e penetrarlo al lume della Filosofia. In nessuna città del mondo, per vero, lo studio del diritto ha tradizioni così antiche,

costanti e luminose, come in questa; e i sommi maestri della Giurisprudenza, che qui insegnarono, non furono solo interpreti della lettera delle leggi, ma indagatori profondi del loro spirito, ed ebbero tempra e qualità di filosofi. Non per nulla il primo di essi, Irnerio, fu maestro in arti, cioè professore di Filosofia, e tenne qui scuola di Logica prima che di Leggi.

Se poi da Bologna leviamo lo sguardo all'intera nazione, all'Italia, possiamo pur dire con sicura coscienza che la Filosofia del diritto, più forse che ogni altro ramo della Filosofia, ha tradizioni alte e splendide nella patria del Vico e del Romagnosi. Queste tradizioni vogliono essere continuate; a ciò mirano i nostri sforzi, mentre ben sappiamo che solo dalla collaborazione di tutti i popoli gl'ideali della Filosofia del diritto attendono il loro pieno, integrale trionfo.

Il presente convegno, al quale partecipano tanti illustri studiosi e maestri di più nazioni (di alcuni dei quali, come dei prof. Kohler e Filomusi-Guelfi, mi onoro di essere stato personalmente discepolo), darà senza dubbio un contributo apprezzabile anche al progresso delle discipline sociali e giuridiche. Il nostro lavoro sarà fecondo, poichè comune è l'intento che tutti ci anima, la ricerca del vero e della giustizia. A tutti gli egregi intervenuti mando, insieme col saluto, il ringraziamento vivissimo del Comitato, per l'opera loro altamente proficua.

## Das Ausland über die Zukunft der deutschen Rechtswissenschaft.

I. Die Stimmen des Auslandes, welche in der Leonhardschen Sammlung zu Gehör kommen\*), sind in der Anschauung einig, dass dem Römischen Recht auch in der Zukunft seine Bedeutung voll bleiben müsse. Das ist nun zwar für uns Fachmänner eine Binsenwahrheit. Aber angesichts der vielen und nicht enden wollenden Angriffe, welche die letzten zwei Jahrzehnte dem Römischen Rechte eingetragen haben, ist es zweckmässig, den Sinn dieser Wahrheit noch präziser zu entwickeln, als dies bisher geschehen ist.

Aus jeder Rechtsordnung vermag die Zukunft in doppelter Richtung Lehren zu entnehmen, einmal aus der Betrachtung ihrer Rechtssätze und sodann aus der diesen Rechtssätzen zuteil gewordenen wissenschaftlichen Behandlung; also kurz gesagt, aus ihrer Rechtsbildung und aus ihrer Begriffsbildung. Dass die betreffende Rechtsordnung als Vorbild zu dienen geeignet ist, darf nicht ausschlaggebend sein; auch das ist wertvoll, zu sehen, wie Etwas nicht gemacht werden muss.

\*) Studien zur Erläuterung des Bürgerlichen Rechts, hrsg. v. Dr. Rudolf Leonhard. 17. Heft: Stimmen des Auslandes über die Zukunft der Rechtswissenschaft. Breslau 1906, 112 S.

Einen unvergänglichen Wert für alle Zeiten hat nur das Studium der römischen Rechtsbildung; vorausgesetzt dass es betrieben wird als ein Studium der rechtspolitischen Ideen, ihrer Ursachen und der Art ihrer Durchführung. Denn die Römer sind unter allen Völkern, die die Erde bisher getragen hat, das für Rechtsbildung begabteste gewesen. Das Gefühl für das rechtspolitisch Richtige war ihnen angeboren; und ihre nüchtern erwägende Denkweise befähigte sie, ihre rechtspolitische Erkenntnis in mustergültigen Rechtssätzen auszusprechen. Dabei waren diese Rechtssätze viel mehr das Erzeugnis praktischen Instinktes als weitschauender Reflexion; selbst den grössten unter den klassischen Juristen ist es nicht gegeben, das Bild von den Aufgaben ihrer Rechtsordnung und den zu ihrer Lösung führenden Wegen, welches vor ihrem geistigen Auge stand, inscharf pointirter Darstellung Anderen zu schildern, so wie die Modernen es vermögen. Weshalb beispielsweise die dingliche Belastung der Grundstücke durch Servituten eingeschränkt oder der Besitzerschutz gegen Eigenmacht entwickelt wird; welche Gründe die Einführung der institorischen Stellvertretung, die Vervollkommnung der Zession, die Zulassung des Delegationsverfahrens, für die Tilgung von Geldschulden, die Ausbildung der Haftung auch für unverschuldete Rechts- und Sachmängel bedingen; warum das Ehe-, Vormundschafts- und Intestaterbrecht im Laufe der Zeit die tiefgehendsten Veränderungen erfahren musste — davon erfahren wir selbst aus dem gelehrtesten römischen Munde sehr wenig. Aber mit sicherem Takt wurden trotzdem alle diese und tausend andere Rechtsschöpfungen in durchaus zweckentsprechender Weise vollzogen. Das kann die Bewunderung, die dem rechtsschöpferischen Genie der Römer gebührt, nur noch erhöhen. Und um so sicherer kann man sein, für die eigene Rechtsbildung Wertvolles zu lernen dadurch, dass man sich namentlich in die Schriften der klassischen Juristen versenkt mit dem Ziel, die rechtspolitischen Ideen, die in ihnen treibend waren, nach Grund und Inhalt zu erkennen, und die Methode zu ergründen, nach der sie ihre Rechtssätze aufstellten.

Einen weit geringeren positiven Ertrag gewährt das Studium der römischen Begriffsbildung, d. h. also, ihrer Tätigkeit für übersichtliche zusammenfassende Formulierung des gegebenen Rechtsatzmaterials, für die Umformung der Rechtsordnung in ein System von Rechtslehren, das den Zweck verfolgt, die Beherrschung des Inhaltes der Rechtsordnung zu erleichtern. Man hat zwar oft der Vollkommenheit und Unvergänglichkeit der römischen Rechtsbegriffe Loblieder gesungen, aber diese sind wenig berechtigt und hauptsächlich daraus zu erklären, dass man nicht gewöhnt war, die rechtsbildende und die begriffsbildende Tätigkeit scharf zu scheiden.

Die römischen Juristen der Zeiten, in denen man, nach dem Stande der geistigen Kultur, bedeutende systematische Leistungen hätte erwarten können, waren als vielbeschäftigte Praktiker und Rechtsberater durch die Arbeit, die ihnen hieraus erwuchs, wohl zumeist so sehr in Anspruch genommen, dass ihnen zu gründlicher Vertiefung in theoretische Studien wenig Zeit blieb. Auch fehlte bei der eigentümlichen Art der römischen Rechtsbildung der zwingende Anlass, so wie das Vorhandensein grosser Kodifikationen und eine unablässige Produktion von Einzelgesetzen ihn heute bietet. Und ein innerer Trieb zu sorgfältigem systematischem Erfassen ist in den römischen Juristen nicht vorhanden, selbst nicht in der Höhenperiode ihrer Jurisprudenz. Das bezeugen die vielen



logischen Windbeuteleien, die bei den Begründungen der Entscheide in den Digesten begegnen und bisweilen fast wie ein schlechter Witz anmuten. Auch der Umstand, dass man nicht über die dürftigen Gajanischen Einteilungen hinausgediehen ist und zumeist sogar einfach der unbrauchbaren Ordnung des praetorischen Ediktes folgte, spricht für das Fehlen systematischer Veranlagung. Nur in der Herausarbeitung der Einzelbegriffe ist manches Gute geleistet worden, so etwa die Definition des Forderungsrechtes nach seiner Aufgabe in l. 3 p. 44, 7 (Paulus).

Obligationum substantia non in eo consistit, ut aliquod corpus nostrum faciat, sed ut alium nobis obstringat ad dandum aliquid vel faciendum vel praestandum.

Aber auch in dieser Richtung ist vieles misslungen; man erinnere sich z. B. der Unfähigkeit, Tatbestand und Rechtsfolgen des sog. Besitzes klar gegenüberzustellen.

Das Studium der römischen Begriffsbildung hat demnach für uns im wesentlichen nur historisches Interesse aber wenig praktischen Wert; denn für die Aufgaben, die unserer Systematik aus dem ins Unermessliche anschwellenden Rechtssatzmaterial erwachsen, können wir uns bei den Römern wenig Rat holen.

Bleibenden Wert als Studienobjekt hat also für uns nur die römische Rechtsbildung.

Ist aber der materielle Inhalt dieser Rechtsbildung für die Gegenwart auch noch bedeutungsvoll? Diese Frage ist natürlich durch die Feststellung des Studienwertes noch nicht entschieden, denn eine Rechtsbildung, die methodisch angesehen, musterhaft ist, kann dennoch inhaltlich unannehmbar sein, weil sie aus Kulturzuständen erwuchs, die mit den modernen nichts mehr gemein haben. In dieser Richtung bedarf also jedes römische Rechtsinstitut einer besonderen Nachprüfung. Das Resultat einer solchen ist, dass nur Weniges noch unverändert übernommen werden kann, und dass, von der Rezeption bis in die neueste Zeit hinein, die deutsche Jurisprudenz jedenfalls in unveränderter Herübernahme des Guten zuviel getan hat, unter dem Einfluss einer unkritischen Bewunderung, die einer inneren Unklarheit über das, was eigentlich an dem Römischen Recht zu bewundern sei, entsprang. (Redende Beispiele sind die Annahme des römischen Pfandrechtssystems und die Zurücksetzung des Ehegatten im Intestaterbrecht.) Auf der anderen Seite muss aber anerkannt werden, dass die Grundlagen des Verkehrsrechtes mit so sicherem Takt in Rom gelegt sind, dass der moderne Weltverkehr selbst von seinen subtilsten Rechtsinstituten viele einfach auf jenen aufbauen kann; wie wenig brauchte z. B. hinzugetan zu werden, um das Entstehen für Verzug und Unmöglichwerden der Leistung modern zu gestalten; und selbst Wechsel und Giroumschreibung haben ihre römischen Vorbilder.

Für mich lautet demnach die Antwort auf die Frage, welche Bedeutung dem Römischen Recht heute und in Zukunft gebührt, dahin: für die Methode der Rechtsbildung ist es als Vorbild unentbehrlich, für die der Begriffsbildung von geringem Wert; seine Bestimmungen über den Vermögensverkehr werden auch inhaltlich die Grundlagen eines jeden Verkehrsrechtes bilden.

II. Einen besonderen Weg geht Munroe Smith (p. 47—71). Er will Lücken der römischen Rechtsgeschichte durch eine neue Methode ausfüllen, nämlich durch gewisse Rückschlüsse auf Grund rechtsvergleichender For-

schung. Er geht dabei (p. 49) von der Annahme aus, dass Völker, die auf einander entsprechenden Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung stehen, an ihre Rechtsfragen auch von einander ähnlichen Gesichtspunkten herantreten und die Beantwortung dieser Fragen in der gleichen Richtung suchen. Der Nachweis hierfür wird an einer Vergleichung des römischen und des angloamerikanischen Rechtes versucht; und aus der allerdings oft frappierenden Aehnlichkeit der wissenschaftlich bekannten Rechtsinstitute wird der Schluss gezogen, dass auch dort, wo die römische Rechtsentwicklung dunkel sei, mit grosser Wahrscheinlichkeit angenommen werden dürfe, dass sie eine der entsprechenden anglo-amerikanischen gleiche Ausgestaltung erfahren habe. Eine geistreiche Methode, die aber natürlich, um brauchbare Resultate zu erzielen, eine höchst sorgfältige Erforschung der Kulturbedingungen erfordert, unter denen die betreffenden Nationen sich entwickelt haben.

III. Auf p. 78—104 referiert Leonhard über französische Beurteilungen unseres deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches. Für Frankreich steht die Frage, inwieweit eine Revision des code civil sich das deutsche BGB. zum Vorbild nehmen solle, natürlich auf der Tagesordnung. Die deutsche Gesetzgebungskunst erfährt da zum Teil recht scharfe Ablehnung. M. E. mit Recht. Ich will ganz von der Erörterung darüber absehen, ob unser BGB. auf sozialem Gebiet die richtigen Wege geht. Es ist nach meiner Ansicht schon deshalb nicht zum Vorbild geeignet, weil es in seinem wichtigsten Teil *technisch* missglückt ist. Die §§ 104—185 (Rechtsgeschäfte) und 241—432 (Allgemeiner Teil der Schuldverhältnisse) — im wesentlichen Reproduktionen Windscheidscher Lehren — sind nach einem unbrauchbaren System aufgebaut. Der Abschnitt VII des Rechtes der Schuldverhältnisse (der sog. spezielle Teil der Schuldverhältnisse) regelt (wenigstens in der Hauptsache) die einzelnen Transaktionstypen, durch welche die Beziehungen zwischen Rechtssubjekten und Rechtsobjekten geknüpft resp. gelöst werden (Kauf, Schenkung, Bereicherung, Delikt etc.). Bei richtigem systematischem Aufbau müsste diesem Abschnitt ein anderer vorangehen (anschliessend an die Abschnitte über die Rechtssubjekte und die Rechtsobjekte), der in *einheitlichem* Aufbau diejenigen Rechtssätze brächte, welche allen Transaktionstypen oder doch grösseren Gruppen derselben gemeinsam sind, kurz gesagt, die *allgemeinen* Rechtssätze über den Entstehungstatbestand und über die Rechtswirkungen der Transaktionen. Statt dessen finden wir in den §§ 104—185 nur eine Regelung der *Rechtsgeschäfte*, in der zudem noch (wie ich schon öfter ausführte, (zuletzt in „Rechts- und Begriffsbildung“, 1907, p. 38 ff.) selbst die notwendigsten Gliederungen fehlen; und eine zielbewusste allgemeine Regelung der Transaktionswirkungen kennt das Gesetzbuch überhaupt nicht; was es darüber in den §§ 241—432 und anderwärts passim gibt, ist tatsächlich eine Philosophie des Unbewussten. Dass diese Wirkungen sich nach ganz bestimmten *Zielen* gruppieren, teils als Abwicklungswirkungen zwecks normaler Durchführung der Transaktion, teils als Reaktionswirkungen gegen Störungen; dass diese *Störungen* wieder ihre ganz bestimmten Ursachengruppen haben, bald Vorgänge in contrahendo (z. B. § 343, 463), bald Verletzung von Abwicklungsrechten, bald solche der Parteizwecke etc.; dass überhaupt die Wirkungen der Transaktionen sich nach gewissen Grundsätzen bald auf das Wirken einzelner, bald auf das Zusammenwirken mehrerer *Faktoren* (causa, Parteizweck, Motiv, Erfolg; Subjekt, Objekt) zurückführen lassen; dass

manche Wirkungen einer Transaktion erst durch ihr Zusammentreffen mit einer anderen (z. B. Miete und Kauf in § 571) entstehen; dass, wie alle Rechtsinstitute, so auch das Versprechen der Leistung an einen Dritten, die Anweisung, die Inhaber schuldverschreibung ganz bestimmten Zwecken zu dienen bestimmt sind und nur zu diesen Zwecken verwandt werden dürfen und nicht als Zauberformeln, durch welche, auch die unlautersten Schiebungen und Beeinträchtigungen rechtfertigen lassen, — — von dem allen begegnet in unserem BGB. leider auch nicht die geringste bewusste Andeutung. Und dadurch kommt es, dass gerade diese Teile des BGB. eine unerschöpfliche Goldgrube bilden, nicht bloss für unsere Konstruktionsfanatiker aus Nirgendheim, sondern auch für alle die praktischen Leute, die es schätzen, auf Kosten ihrer Mitmenschen billig und gut zu leben. Vor Hunderten Berliner Richter hat kürzlich ein bekannter dortiger Rechtslehrer ausgesprochen, dass das Problem, den Schuldner, der nicht zahlen mag, vor Unannehmlichkeiten seitens seiner Gläubiger zu schützen, durch die Praxis restlos gelöst sei. Kein Widerspruch konnte laut werden, denn der Nachweis wurde exakt geführt.

An diesen Zuständen trägt freilich einen Teil der Schuld die Unselbstständigkeit unseres Richtertums; die französische und die englische Judikatur hätte mehr das Zeug dazu, sie zu bekämpfen. Aber der Hauptschuldige ist das Gesetzbuch selber. Und darum ist es als Vorbild für neue Kodifikationen nicht geeignet, denn vielfach zeigt es nur auf, wie ein legislatives Problem nicht gelöst werden darf.

Greifswald.

E. St a m p e.

## Hobbes' Naturrecht.\*)

Von

Professor Dr. Ferdinand Tönnies (Kiel).

(Fortsetzung.)

10. Man gewahrt auch hier, dass die ursprüngliche Darstellung behalten, aber notdürftig geflickt worden ist. Offenbar ist in El. bei Souveränen, unter die man sich freiwillig stellt, nur an Individuen (Monarchen) gedacht; in C wird auch die souveräne Versammlung hineingeschoben. Sodann ist die Form und Formel der Unterwerfung des Besiegten viel ausführlicher geworden; es ist offenbar Gewicht darauf gelegt, dass es sich auch in diesem Falle um einen regelrechten Kontrakt handle; dass es zu den wesentlichen Merkmalen des institutiven Staates gehören soll, keinen Kontrakt zwischen Untertanen und Souveränen wirksam zu denken, wird dabei nicht weiter beachtet, und doch sind beide Gattungen von „Staat“ hier nur Arten der Herrschaft eines Menschen über andere Menschen;

\*) Im ersten Abschnitte stehen die Schluss-Zeilen an falscher Stelle. Sie gehören zwischen die beiden Parallel-Zitate und verlieren durch die Versetzung ihren Sinn.

D. Verf.



garnicht hinein; im Naturzustande gibt es keine Versammlung. die Herrschaft einer Versammlung passt daher in das Schema

11. Bei diesem ganzen Schema ist der grundwesentliche Unterschied zwischen *status naturalis* und *status civilis* vergessen, wie er denn in El. überhaupt noch nicht in aller Schärfe herausgestellt ist wie in C. Was Hobbes mit dieser Herausstellung will, ist die Darstellung eines *Gegensatzes*: hie Freiheit und allgemeiner Krieg — hie Staat und allgemeiner Frieden. Zum *Wesen* des Staates gehört es, dass er die *Vereinigung* des Naturstandes ist. Und das Problem ist: wie kann der Staat Objekt des allgemeinen Willens sein, da doch die Willen von Natur gegen einander streben, da, wie es in C heisst (I, 2) die Menschen, wenn die *Furcht* nicht wäre, viel begieriger nach Herrschaft streben würden, als nach Gesellschaft, um sich Hilfe zu verschaffen? Wie unsicher Hobbes in der methodischen Konstruktion dieser Motivierung gewesen und geblieben ist, habe ich in meiner ersten Abhandlung über seine Philosophie nachgewiesen.<sup>5)</sup> Sicherer aber wurde er indem *einen* Punkte: nur durch das *vernünftige* Bewusstsein der Teilnehmer hat, wie jeder Verein oder Verband, so auch der Staatsverband als der höchste und absolute Verein Dasein und Bestand. Und dies vernünftige Bewusstsein ist das Bewusstsein der (kollektiven) *Selbstbeherrschung*; das Problem und (ihrem Kerne nach) auch die Lösung völlig dieselben wie bei Rousseau; — dafür dient zuletzt — wie im Kapitel über die Politik genauer gezeigt werden soll — die juristische Konstruktion des Mandats und der Stellvertretung, der Staat wird der allgemeine Mandatar, *er* beherrscht alle im Auftrage aller. Die abstrakte, also gedachte Persönlichkeit des Staates herrscht vermittelt der Herrschaft einer konkreten Einzel- oder Kollektivperson, und negiert eben dadurch alle *direkte* Herrschaft einer konkreten Person über andere. Alle solche direkte Herrschaften von Personen über Personen gehören dem Naturzustande an, das ist die notwendige und prinzipielle Konsequenz des Gedankens. Sie mögen auf Verträgen beruhen — und es wird dann versucht, auch für die Herrschaft von Eltern über Kinder deren Einwilligung („Einverständnis“ würde man vielleicht besser sagen) entscheidend sein zu lassen —, aber Verträge sind nichts als Worte, sie können gebrochen werden, und werden gebrochen, weil die Leidenenschaften in den Menschen regelmässig stärker sind als die Vernunft, so lange nicht der Staat sie garantiert und durch Strafdrohungen Rechtssicherheit schafft. Das „Schwert“ gehört

<sup>5)</sup> Anmerkungen über die Philosophie des Hobbes. Vierteljahrsschrift für wissensch. Philos. 3 u. 4. Artikel 1880 u. 1881.



dazu, die Macht, „sie alle in Ehrfurcht zu halten“. Aber freilich: auch der Despot, oder der „patrimoniale Herrscher“ hat ja das Schwert in seinen Händen, das Schwert der Gerechtigkeit und das Schwert des Krieges. Und zwar von Rechts wegen, er ist autorisiert, wie der L. sich ausdrückt, für alle seine Handlungen von denen, sie sich ihm unterwarfen. Er hat alle Rechte der Souveränität, gleich dem Monarchen oder der souveränen Versammlung in einem institutiven Staate, also die absolute Souveränität. Also wäre auch dies eine wirkliche und echte Gestalt des *status civilis*? Diese Folgerung zieht Hobbes doch nirgends ausdrücklich, wenn er auch gelegentlich (antikritisch) bemerkt, ein „Sohn“ könne niemals im *status naturalis* gedacht werden, da er sogleich von seiner Geburt an in der Gewalt und unter der Herrschaft der Person sei, der er seine Erhaltung verdanke, und auf Grund dieses Satzes lehrt Hobbes immer in nachdrücklicher Weise die Ursprünglichkeit des Rechtes der Mutter (dies wird in C besonders so begründet: wenn die Mutter das Kind aufzieht, das sie in ihrer Gewalt hat, so muss man verstehen, dass sie die Bedingung macht, es solle nicht erwachsen ihr Feind sein, d. h. es solle ihr gehorchen; in L. heisst es einfach, jedermann schulde dem Gehorsam, dem er seine Erhaltung verdanke, weil Selbsterhaltung der Zweck sei, um dessentwillen man sich unterwerfe); dabei ist aber immer ausdrücklich vom Naturzustande die Rede und vom Naturrechte, das in ihm gelte, während im Staate, also positivrechtlich, in der Regel dem Manne die Herrschaft über Kinder gegeben werde! Und dabei ist offenbar nicht an eine bloss ideelle, bloss moralische Geltung jenes Naturrechtes gedacht, sondern an wirklich beobachtete Regeln, an eine bestehende Ordnung, die aber nicht der Sanktion durch den Staatswillen bedürfe, sondern ihre Garantie in sich selber trage. Es liegt ein anderer Begriff vom Naturzustande zugrunde, als der vorwaltende der allgemeinen Gleichheit und des allgemeinen Krieges. Dieser, von wesentlich theoretischer und doktrinärer Bedeutung, ein Schema, an dem die Kultur durch den vollkommenen Staat gemessen werden soll, ist (seinem Wesen nach, so sehr auch empirische Vorstellungen hineinspielen) ein frei erfundener, rationaler Begriff; aber daneben läuft der empirische Begriff eines Naturzustandes, in dem das Recht des Siegers, und das Mutterrecht über ihre Leibesfrucht, doch auch zu einer Herrschaft und Regierung führen, so dass sogar im Begriffe eines patrimonialen oder des politischen Naturstaates der Unterschied vom *status naturalis* und *status civilis* als völlig neutralisiert erscheint. Auch in L., wo sonst diese Stücke der

Theorie auf ein Minimum reduziert sind, wird doch mit allem Nachdrucke betont, dass in einem Staate „durch Erwerbung“, d. h. wo die souveräne Macht durch Gewalt erworben sei, ihre „Rechte und Konsequenzen“ die gleichen seien wie da, wo sie auf Einsetzung beruhe. Und doch werden diese auch hier nicht auf die tatsächliche Macht, nicht als „Recht des Stärkeren“ auf den Sieg, sondern auf den Vertrag, auf die „Einwilligung des Besiegten“ gegründet; ebenso mütterliches oder (davon abgeleitetes) väterliches Recht auf die Einwilligung des Kindes, „sei sie ausdrücklich oder sonst auf genügende Weise erklärt“. —

12. Aus diesen Stellen, die freilich in den L. aus der ursprünglichen, minder klaren Fassung der ganzen Theorie hinübergenommen sind, würde folgen, dass das Versprechen, gehorchen zu wollen, überhaupt eine genügende rechtliche Grundlage für den Staat sei, wenn nur eine Person vorhanden ist, die dies Versprechen entgegennimmt und dafür Schutz zu gewähren willens und fähig ist. Dies gegenseitige Verhältnis zwischen einer Herrschaft (die in diesem Falle immer als individuelle Person gedacht wird, wenngleich in den jüngeren Redaktionen die stereotype Formel „oder Versammlung“ beigelegt ist) und der Untertanenschaft wäre dann wirklich das Kardinalproblem. Nach der eigentlichen Theorie ist es das aber nicht, sondern das Kardinalproblem ist die Einigung und Einheit einer Volksmenge; anders ausgedrückt: der staatsrechtliche Inhalt der Tatsache, dass sich eine einheitliche Nation bildet, dass also der Staat als Ausdruck eines nationalen Willens in die Erscheinung tritt. Es handelt sich hier nicht sowohl um die rechtliche (naturrechtliche) Begründung des Gehorsams, sondern um die des Gedanken-Kunstwerks Staat, eine Begründung, die nur dann für gelungen gelten soll, wenn der Staatswille durch eine (individuelle oder kollektive) Person repräsentiert wird, die mit rechtlich unbeschränkter Gewalt ausgestattet ist. Es folgt aber auch aus diesem Gesichtspunkte, dass alle jene Verhältnisse und Zustände, die eine grosse Familie als eine kleine Monarchie und, wenn sie mächtig genug sei, um nicht ohne das Risiko eines Krieges unterworfen werden zu können (so nach L. P. II, 20), geradezu als einen Staat erscheinen zu lassen, dass sie ebenso wie alle blossen Vertragsverhältnisse privatrechtlicher oder völkerrechtlicher Art mit unter den Begriff des Naturzustandes fallen, der aber auch eben dadurch eine wesentliche Erweiterung und Verallgemeinerung erfährt. Wenn auch der Krieg in ihm immer als latent gedacht werden soll, so umfasst er doch friedliche Verhältnisse aller Art, die freilich Hobbes über-

wiegend geneigt ist, nicht als Rechtsverhältnisse gelten zu lassen, wenigstens nicht als eigentliche Rechtsverhältnisse, weil diese nicht nur durch das staatliche Zwangsrecht, sondern auch durch die damit verbundene Zwangsgewalt bedingt seien. Es sind Ansätze in der Lehre vorhanden zu einer bewussten Gestaltung dieses erweiterten Begriffes; so wenn von einem reinen oder blossen Naturzustande (*status merenaturalis, state of mere nature*) die Rede ist, ohne dass aber die Unterscheidung klar herausgearbeitet wäre. Die Naturrechtslehre des Hobbes ist, trotz der wiederholten Neubearbeitung, in einer unreifen Phase ihrer Entwicklung stecken geblieben. Die inneren Widersprüche trieben ihn weiter; sie hätten ihn auch noch weiter treiben müssen. Sie sind allerdings bei einem Denker von so klarer und scharfer Konsequenz um so merkwürdiger. Es sind zum Teil Widersprüche des Lebens, die sich in seinem Denken reflektieren.

13. Man muss sich immer ins Gedächtnis zurückrufen, was er gewollt hat, und eben dies ist nicht so einfach und eindeutig, wie es vorgestellt zu werden pflegt.

Nach einer Auskunft über die Entwicklung seiner Gedanken, die keinem Zweifel unterliegt, ist er vom Begriffe der Gerechtigkeit ausgegangen oder hat sich zunächst an dessen hergebrachte Definition gehalten: dass sie nämlich einen beständigen Willen, einem jeden das Seine („sein Recht“) zu gewähren, bedeute. Dadurch sei er auf die Frage geführt, woher es komme, dass man etwas sein Eigen nennen könne. Das sei jedenfalls nicht natürlich, sondern beruhe auf menschlicher Übereinkunft (denn die Menschen mussten, was die Natur ihnen darbot, unter sich verteilen), und so sei er auf die andere Frage geführt worden, zu welchem Zwecke und durch welche Notwendigkeit veranlasst sie wollten, während bis dahin Alles Allen gehörte, dass vielmehr jeder sein Eigen haben solle. Nun habe er gesehen, dass aus dem gemeinschaftlichen Besitz für die Menschen, die um dessen Benutzung mit Gewalt streiten würden, notwendigerweise Krieg, und daraus jede Art von Unheil sich ergeben müsse; also etwas, was von Natur alle verabscheuen. So habe er 2 völlig sichere Postulate der menschlichen Natur erreicht: 1. die natürliche Begierde, wonach jeder seinen eigenen Gebrauch der gemeinsamen Güter fordert; 2. die natürliche Vernunft, vermöge deren jeder einen gewaltsamen Tod als das grösste Übel der Natur zu vermeiden sich bemühe. Aus diesen Prinzipien habe er die Notwendigkeit der Verträge und des Worthaltens, hieraus aber die Elemente der sittlichen Tugend



und der bürgerlichen Pflichten demonstrieren wollen (C. Ep. ded.).

14. An dieser Stelle, so deutlich wie an keiner anderen, wird die Möglichkeit eines wirksamen sozialen Willens, auch ohne dass dieser als Staatswille gestaltet wäre, angedeutet und zugegeben. Aber die Begriffe: Gerechtigkeit, Ungerechtigkeit haben in Verbindung mit denen von Recht und Unrecht unsern Denker oft beschäftigt. Die durchgehende Lehre ist diese: der Mensch kann auf ein Recht, das er besitzt — also auch auf das ursprüngliche schrankenlose Recht (auf alles) — verzichten; sei es schlechthin, oder zu Gunsten eines anderen. Man überträgt ein Recht durch eine hinlängliche Willenserklärung; man tut es gratis oder gegen ausbedungene Gegenleistung; wird dabei von einer Seite Vertrauen (Kredit) gewährt, so entsteht ein Vertrag. Bruch oder Verletzung eines Vertrages ist Unrecht; die entsprechende Handlung oder Unterlassung heisst ungerecht. Unrecht oder Ungerechtigkeit involviert einen Widerspruch, ist daher einer logischen Absurdität gleich zu achten. Aber die Ausdrücke gerecht, ungerecht usw. sind zweideutig. Sie bedeuten etwas anderes, wenn auf Handlungen als wenn auf Menschen bezogen. In letzterem Falle bedeuten sie eine natürliche, in den Affekten beruhende Neigung, gerechte oder ungerechte Handlungen zu vollbringen. Die Gerechtigkeit von Handlungen pflegt in commutative und distributive Gerechtigkeit eingeteilt zu werden. In Wahrheit besteht aber Unrecht nicht in Ungleichheit der Sachen, die getauscht oder verteilt werden, sondern in der Ungleichheit, die ein Mensch, gegen Natur und Vernunft, über seine Genossen sich anmassst. Wenn aber in einem Handel 2 Leute sich einig werden, so geschieht keinem ein Unrecht, wenn auch ein Missverhältnis zwischen Wert und Preis vorhanden ist; und wenn ich Gaben austeile, nach meinem Belieben, so geschieht ebenfalls niemandem ein Unrecht, wenn auch dem, der mehr verdient hat, weniger, dem, der weniger, mehr gegeben wird; so lange als kein Vertrag in anderem Sinne geschlossen wurde. — Also gibt es Unrecht nur, sofern es Verträge gibt? Dies wird nachdrücklich wiederholt in L (P. I, 15); alsbald aber radikaler als früher dahin interpretiert, dass es giltige Verträge, ebenso wie wirkliches Eigentum, nur im Staate gebe, weil eine Macht dazu gehöre, die ausreiche, um Menschen zu nötigen, ihre Versprechungen zu halten; also „wo es keinen Staat gibt, ist nichts ungerecht“. Eben an dieser Stelle hält er aber für geboten, sich mit der Ansicht auseinanderzusetzen, dass es so etwas wie gerecht und ungerecht überhaupt nicht gebe; oder wenn man den Bruch



von Verträgen auch Ungerechtigkeit nennen möge, dass eben Ungerechtigkeit zuweilen vernünftig, weil in eigenem Interesse gelegen sei. „Einige, die sonst Treulosigkeit für unzulässig erklären, haben sie für zulässig erklärt, wenn es gelte, ein Königreich dadurch zu erobern.“ Er nennt dies Raisonement, das noch in Beispielen ausgeführt wird, „fein, aber doch falsch“. Denn es handle sich um gegenseitige Verträge, bei denen entweder die eine Partei schon geleistet habe, oder wo eine Macht vorhanden sei, sie zur Leistung anzuhalten; die Frage sei, ob es wider die Vernunft, d. h. gegen das Interesse, des anderen sei, seinerseits zu leisten oder nicht. „Und ich sage, es ist nicht wider die Vernunft“. Dafür wird 1. angeführt: man müsse sich an die Regel, also an die regelmässig voraussehbaren Folgen halten, nach diesen, nicht nach einem Zufall, auf den nicht gerechnet werden dürfe, sei die Vernünftigkeit einer Handlung zu beurteilen; 2. in einem Zustande des Krieges habe niemand irgendwelche Chancen, ausser durch die Hilfe von Bundesgenossen; wer aber erklärt, dass er für vernünftig halte, die zu hintergehen, die ihm helfen, kann vernünftigerweise keine andern Mittel für sein Heil erwarten, als die in seiner eigenen isolierten Macht stehen. Wer daher sein vertragsmässiges Versprechen bricht und folglich erklärt, er denke, dass er das vernünftigerweise tun könne, kann nicht in irgendeine Gesellschaft aufgenommen werden, die sich zu Frieden und Verteidigung verbindet, es wäre denn durch Irrtum derer, die ihn aufnehmen; kann ferner, wenn er doch aufgenommen ist, nicht darin behalten werden, wenn sie die Gefahr ihres Irrtums erkennen; auf diese Irrtümer aber kann ein Mensch vernünftigerweise nicht rechnen als auf ein Mittel für seine Sicherheit; und daher, wenn er isoliert bleibt, oder aus der Gesellschaft hinausgeworfen wird, so muss er umkommen, und wenn er doch in Gesellschaft lebt, so ist es vermöge der Irrtümer anderer Leute, die er nicht voraussehen und worauf er nicht rechnen konnte; und ist folglich gegen die Raison seiner Erhaltung — so nämlich, dass alle, die nicht zu seiner Vernichtung beitragen, dies nur aus Unkenntnis dessen, was ihnen selber nützlich ist, unterlassen“. Dazu noch die Wirkung des Beispiels: wer etwa zur höchsten Gewalt durch Rebellion gelange, lehre andere, es ebenso zu machen, handle daher widervernünftig, d. h. gegen sein eigenes Interesse.

15. So kommt immer wieder die Lehre darauf zurück, dass die Geltung der Rechtsbegriffe unabhängig vom Staate sei, dass sie auf alle geselligen Verhältnisse sich beziehe, dass die Achtung fremder Rechte, also Treue und Ehrlichkeit, im eigenen wohl-

verstandenen Interesse sei; und zwar als Prinzip, so sehr auch im einzelnen Falle der Vorteil dem entgegen sei und in anderer Richtung liegen möge. Es ist die Moral des Egoisten, des Geschäftsmannes: „Ehrlichkeit die beste Politik“ könnten alle diese Ausführungen überschrieben sein. Offenbar hält Hobbes alle sonstigen Moralgebote für unwesentlich im Ver-  
 gleiche zu diesen, die das Recht zu sichern bestimmt sind, und zwar natürliches Privatrecht sowohl als natürliches Staatsrecht und Völkerrecht. Der Kern dieser Regeln ist aber ohne Zweifel enthalten im Grundsatz der Gleichheit; diesen Grundsatz zu verwirklichen ist ein Hauptzweck des Staates und seines positiven Rechtes. Die Gleichheit vor dem Gesetze („in einem Gerichtshof, d. h. in Gegenwart des Trägers der Souveränität“) spricht er in sehr bestimmter und energischer Weise aus. „Die Sicherheit des Volkes erfordert . . . dass Gerechtigkeit gleichmässig allen Schichten des Volkes zu Teil werde, d. h. dass sowohl die Reichen und Mächtigen als arme und unansehnliche Personen ihr Recht bekommen, wenn ihnen Unrecht getan wurde; so dass die Grossen keine grössere Hoffnung auf Straflosigkeit haben, wenn sie Gewalt, Entehrung oder irgend welche Beleidigung gegen die geringere Sorte verüben, als wenn umgekehrt einer von diesen es gegen sie tut. Denn darin besteht die Billigkeit, der, als einem Gesetze der Natur ein Souverän ebenso sehr unterworfen ist, wie einer der Geringsten aus dem Volke“. Und: für „die Gewaltsamkeiten, Unterdrückungen und Beleidigungen der Grossen ist ihr Rang nicht mildernder, sondern erschwerender Umstand, weil sie am wenigsten nötig haben, so etwas zu begehen. Die Folgen der Parteilichkeit gegen die Grossen schreiten folgendermassen fort. Straflosigkeit bewirkt Insolenz; Insolenz Hass; und Hass ein Bestreben, alle unterdrückende und kränkende Grösse niederzureissen, wenn auch zum Verderben des Gemeinwesens“ (L. P. II, 30 E. III, 333).  
 (Schluss folgt.)

## Zur Methodologie der freien Rechtsfindung.

Von

Rechtsanwalt Dr. S. Rundstein in Warschau.

1. Der scharfe Gegensatz der sich befehdenden und bekämpfenden Auslegungsschulen scheint in neuester Zeit an seiner Intensität verloren zu haben. Die Vertreter der sogenannten Begriffsjurisprudenz, indem sie der Auslegung nach Wert- und Interessenab-

wägungen eine Berechtigung nicht mehr absprechen können, sind vielmehr in Defensive getreten und bezwecken mit ihrer Abwehr der zu weit gehenden Konsequenzen einer „ungebundenen“ Rechtsprechung die Bedeutung der formell-logischen, konstruktiven Rechtsfindung als eines selbständigen, von „ausserrechtlichen“ Erwägungen unabhängigen Momentes in das richtige Licht zu stellen. Es wird hiermit erstrebt, eine Synthese und gleichwertige Anwendung der beiden Methoden zu schaffen, das teleologische und formelle Moment als gleichberechtigte bei Rechtsfindung behilfliche Funktionen anzuerkennen. Wie die Grenzziehung zwischen diesen beiden Funktionen zu geschehen hat und wo der einen vor der anderen ein Vorrang eingeräumt werden soll — darüber gehen die Meinungen auseinander. Es lässt sich aber feststellen, dass selbst die Anhänger der konstruktiven Jurisprudenz mehr und mehr geneigt werden, das logisch-systematische Moment nur als subsidiäre Funktion zu betrachten; es wird vielmehr als ein unentbehrliches technisches Hilfsmittel bewertet, ohne dass man ihm die Bedeutung eines selbständigen, die Rechtsfindung dirigierenden Massstabes beizulegen gesonnen wäre. Bekennt sich doch S o h m, ein beredter Vorkämpfer der Begriffsjurisprudenz, dazu, dass diese niemals als alleiniger Inhalt der Rechtswissenschaft gelten kann, dass sie eigentlich nur als wissenschaftliche „Form der Darstellung“ selbständige Bedeutung zu beanspruchen hat (vgl. „Über Begriffsjurisprudenz“, Deutsche Juristen-Zeitung XIV. S. 1019 f., „Begriffsjurisprudenz“ a. a. O. XV. S. 114 f.). Dieses Bekenntnis steht zwar im Widerspruch mit seinen früheren Anschauungen über den absoluten „von Wind und Wellen der Gegenwart“ nicht bewegten Wert der rechtlichen Grundbegriffe, die von eherner den Jahrhunderten trotzens Dauerkraft sind (vgl. Archiv f. Bürgerl. Recht Bd. 28 S. 176). Hier wird aber vollständig ausser acht gelassen, dass diese allgemeinen Grundbegriffe und Prinzipien an sich keinen absoluten Wert haben, dass sie nur auf Grund eines positiven Rechtsstoffes vorgenommene Abstraktionen sind, deren Inhalt nur das ausweisen kann, was schon von vornherein in sie hineingetan worden war. Wird das der Konstruktion zugrunde liegende „Inversionsverfahren“<sup>1)</sup> richtig bewertet, so kann der Auffassung

<sup>1)</sup> Vgl. darüber Heck, Was ist diejenige Begriffsjurisprudenz, die wir bekämpfen D.J.Z. XIV S. 1457. Saleilles, De la personnalité juridique, Histoire et théories 1910, S. 45, 46: „Et presque toujours aussi la construction elle-même est dominée, sans qu'on se l'avoue formellement, par le but primordial qui en a inspiré la recherche, celui de tel résultat à déduire d'un principe. On veut d'abord le résultat, on trouve le principe après; telle est la genèse de toute construction juridique. Une fois acceptée, elle se présente, il est vrai, dans l'ensemble de la dogmatique sous un aspect opposé.“

über das die Verdeckung von Interessenbewertungen bezweckende Scheinmanöver der vermeintlichen „Konsequenzziehung aus festen Begriffen“<sup>2)</sup> die Bahn geebnet werden.

2. Erkennt man demnach die Bedeutung der formalen Rechtsfindungsmethode als eines bloss für die Stoffbeherrschung und -anordnung ausschlaggebenden heuristischen Mittels an, so wird hiermit der Vorrang für die Auslegung nach innerer Wertung des den Rechtsnormen zugrunde liegenden materiellen Inhalts in Anspruch genommen werden müssen. Wird aber die logisch-systematische Betrachtung zum Hilfsmittel degradiert und die teleologische, die Findung von Wertgesichtspunkten bezweckende Methode als „*primum movens*“ der Rechtauslegung anerkannt, so werden mit dieser Feststellung nur die Grenzen gezogen, ohne dass man sowohl über den Inhalt der teleologischen Bewertungsmassstäbe, wie auch über die eventuelle Intensität ihrer Geltung den Normen der „*lex scripta*“ gegenüber Näheres erfahren könnte. Die Frage der Eruiierung und Inhaltsbestimmung eines einheitlichen Bewertungs-massstabes ist m. E. — wie paradox dies auch scheinen möchte — von einer sekundären Bedeutung: denn entweder kann dieser Massstab nur ein rein formaler Begriff sein, der wieder nur das ausweisen kann, was schon von vornherein in ihn hineingetan worden war; oder lässt er sich *quo ad materiam* nicht ein für allemal objektiv bestimmen: beruht doch die teleologische Bewertung auf Zweckserwägungen, Werturteilen und Willensentscheidungen, die naturgemäss ihre subjektive Natur nicht verleugnen und so keinesfalls eine Allgemeingültigkeit der Ergebnisse begründen können.<sup>3)</sup> Wie auch aber der Bewertungs-massstab inhaltlich charakterisiert werden mag — ist es, von dessen Inhalt abstrahierend, wichtiger feststellen zu können, mit welcher Intensität er den Normen des positiven Rechts gegenüber, die als Substrat der Auslegungsoperation zu denken sind, wirken kann, und ob bei konsequenter Durchführung der den Werturteilen zugrunde liegenden Prinzipien die Schranken der positiven Rechtsordnung ausser acht gelassen werden können und so im Wege der Auslegung eine Rechtsschöpfung *contra legem* zum Durchbruch kommt. Es handelt sich also um Feststellung, ob die Auslegung zur unmittelbaren Gesetzesänderung und infolgedessen zur Ausserkraftsetzung der positiven Rechtsnorm führen kann, falls gewichtige Gründe und als besonders schutzwürdig befundene Interessen den

<sup>2)</sup> M. Rümelin, Das neue schweizerische Zivilgesetzbuch und seine Bedeutung für uns 1908 S. 34 Anm. 1.

<sup>3)</sup> Rumpff, Gesetz und Richter 1906 S. 100 f. Derselbe, Volk und Recht 1910 S. 27 f. und S. 100 f. über das Wesen des juristischen Denkens als eines ordnenden Denkens.



Richter veranlassen, diesen ausserordentlichen Weg zu betreten. M. E. ist dieses Problem an sich für die Differenzierung der logisch-systematischen und der freien nach Wertgesichtspunkten arbeitenden Auslegungsmethoden nicht ausschlaggebend: denn auch die traditionelle Interpretationskunst führte manchmal — wenn auch indirekt — zur Umgehung und Änderung des Gesetzeswillens, und wenn diese Abweichung von der Rechtsnorm nicht offen und auf Umwegen zu unserem Bewusstsein kam, so liegt der Grund darin, dass diese Änderung als Ergebnis von quasi-logischen Begriffsoperationen und Denkprozessen erscheinen wollte, obzwar sie effektiv als eine Willensentscheidung zu bewerten wäre. Der wirkliche Differenzierungsgrund der beiden Richtungen könnte eigentlich darin liegen, dass die neue Schule — und hauptsächlich ihre extremen Anhänger — die Freiheit dem Gesetze gegenüber als Regel aufstellen, während die klassische Auslegungsmethode bei prinzipieller Verneinung einer derartigen durch keinerlei Schranken begrenzten Freiheit — in Ausnahmefällen zu einer durch logische Begriffsoperationen verdeckten Negation des Gesetzesinhalts gelangen musste. Die gemässigte Freirechtsschule verneint die Zulässigkeit der ungebundenen Richterfreiheit<sup>4)</sup>; da sie gleichzeitig von (innerlich vielleicht berechtigter) Gesetzesänderung im Wege von pseudologischen Operationen, die die alte Richtung diskret handhaben wusste, absehen zu müssen glaubt, so verlegt sie ihre Tätigkeit auf die Rechtsanwendung intra und praeter legem.

3. Dass die traditionelle Auslegungsmethode die Rechtsanwendung contra legem nicht ausschliesst — beweisen am besten ihre eigenen Ergebnisse. Selbstredend können dieselben dort nicht zum Vorschein kommen, wo der positive Rechtsstoff noch neu ist, wo das Gesetz noch dem Rechtsbewusstsein und den Bedürfnissen der Gegenwart entspricht. Hier können die Diskrepanzen der Norm und des Lebens als Regelfall noch nicht zum Vorschein kommen. Wo aber eine veraltete Kodifikation sich im Widerspruch mit den Erfordernissen des Rechtsverkehrs, mit den Imperativen des fortgeschrittenen Rechtsbewusstseins befindet — versteht auch die systematisch-logische Auslegungsmethode zu exceptionellen Abwehrmitteln zu greifen. K o h l e r hat diese Befugnis auch für die gemässigte Freirechtsschule in Anspruch genommen — seine Begründung passt aber ebenso gut für die klassische Auslegungsmethode: wo ein derartiger Widerspruch des Gesetzes mit dem Rechtsbewusstsein vorliegt, kann der Richter „eine gewagte Auslegung wählen, so dass das Gesetz quasi unterhöhlt wird, damit es der Vernunft des Rechts nicht mehr

<sup>4)</sup> Brie, Billigkeit und Recht mit besonderer Berücksichtigung der Freirechtsschule, Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie III S. 532, Reichel, Zur Freirechtsschule, Deutsche Richterzeitung II S. 466.

entgegensteht.“<sup>5)</sup> Nur darf das Gesetz nicht einfach beiseite geschoben werden, was zu einer Unsicherheit und Disziplinlosigkeit ohne gleichen führen müsste.

Es handelt sich also um eine Zweckmässigkeitsfrage: die Auslegung *contra legem* kann nur dann stattfinden, wenn wichtige Gründe vorliegen, wenn der Widerspruch des Gesetzes mit dem Rechtsbewusstsein zur Unmöglichkeit einer konsequenten Rechtsanwendung führen würde. Entscheidet sich man aber für eine Auslegung *contra legem*, erkennt man an, dass gegenüber „dem Gewicht der Verletzung, das die Befolgung der Tradition für den anderen Teil bedeuten würde, die Abweichung von der bisherigen Übung als die erträglichere Verletzung erscheint“<sup>6)</sup> — so scheut man nicht zu den recht zweifelhaften Mitteln einer „gewagten“ Auslegung, zur „Unterhöhnung des Gesetzes“ zu greifen. Wenn man z. B. die Entwicklung der französischen Jurisprudenz prüft und wenn man in Erwägung zieht, dass die Aufgabe derselben darin bestand, eine Kongruenz des veralteten Gesetzes mit den Bedürfnissen des Lebens zu schaffen, so wird man auch erklärlich finden, dass die das Geleise der traditionellen Hermeneutik nicht verlassende Auslegung in manchen Gerichtsentscheidungen zu Ergebnissen gelangte, die dem klaren Gesetzestext direkt widersprechen. Ich verweise hier auf eine ganze Reihe von eklatanten „Rechtsbeugungen“, die Vander Eycken in seinem grossangelegten Werke „Méthode positive de l'interprétation juridique“ (1907) unter der vielsagenden Rubrik „Violations de la loi“ zusammengestellt hat (vgl. S. 227 f.). Dass die Gesetze, trotzdem sie auf dem Papier stehen, jedoch ohne Anwendung sind, als abgestorben und stillschweigend aufgehoben gelten — hat die französische Jurisprudenz vielfach feststellen können. Diese Beiseiteschiebung und stillschweigende Aufhebung der noch geltenden Gesetze durch die souveräne Praxis geschieht manchmal — wie Rolin treffend bemerkt — „sous des prétextes plus ou moins ingénieux, quelquefois même sans prétexte“<sup>7)</sup>. Wohl bemerkt, es handelt sich hier weder um zulässige Modifikationen noch um Schöpfungen der Jurisprudenz im Rahmen des Gesetzes, sondern um mehr oder minder verdeckte Änderungen der positiven Rechtsnorm — und dies alles trotz der als Grundsatz aufgestellten und von französischen Theoretikern der alten Schule befolgten Maxime Laurent's: „La violation de la loi est un crime social.“

<sup>5)</sup> Kohler im „Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie“ III S. 581.

<sup>6)</sup> Jung, „Positives“ Recht 1907 S. 32.

<sup>7)</sup> Rolin, *Prolégomènes à la science du droit* 1911 S. 117. Vgl. auch Cruet, *La vie du droit et l'impuissance des lois* 1908 S. 252 f. (*La mort naturelle des lois; la désuétude.*)

Welche logische Sprünge und begriffstechnische Kunststücke bei ausschliesslich systematischer Auslegungsmethode benötigt werden, um den klaren Sinn der Rechtsnorm umzuändern und ad hoc im Wege einer „verständigen“ Auslegung zu gestalten — kann bei Prüfung des in solchen Fällen üblichen Gedankenganges leicht festgestellt werden. Es wird die Rechtsnorm manchmal strictissime ausgelegt, manchmal als Ausnahme hingestellt, auch wird der Tatbestand so geknetet, dass die unliebsame Gesetzesvorschrift auf ihn nicht passen kann oder das argumentum a contrario zur Hilfe gezogen bzw. die Analogie eines entfernten Rechtsgebietes als die Anwendung der unbequemen Rechtsnorm ausschliessend als ausschlaggebend bezeichnet. Wie dem auch sein mag, die Gesetzesänderung lässt sich nicht verleugnen; die extreme Freirechtsschule verfährt richtiger, wenn sie die Möglichkeit einer derartigen Umgestaltung der Rechtsnorm zugibt, ohne sich der fadenscheinigen auf vermeintlicher Rechtslogik begründeten Argumentation zu bedienen. Es handelt sich freilich um Masshalten: was die traditionelle Auslegung nur verschämt, vielleicht „sous restrictions terribles“ zuzugeben geneigt wäre, will die radikale Freirechtsschule zur Grundregel der Rechtsanwendung erheben. Die gemässigte Freirechtslehre würde hier Verdienstvolles schaffen können, wenn sie, in Erkenntnis der von ihr bis jetzt verneinten Umgestaltungsfunktion der Rechtsprechung, feststellen könnte, wann, wo und unter welchen Voraussetzungen eine derartige Umänderungsbefugnis einzusetzen hätte. Die sie von der radikalen Bewegung teilende Demarkationslinie könnte gewahrt bleiben, da man die Umgestaltungsfunktion nicht als Regel sondern als Ausnahme, die durch Widerspruch des Gesetzes mit den Erfordernissen des Lebens gerechtfertigt erscheint, zu betrachten hätte. Dann könnte die gemässigte Schule — wie es Reichel a. a. O. S. 467 will — als Synthesis zwischen der Thesis der Begriffsjurisprudenz und der Antithesis radikaler Gefühlsrechtsprechung erscheinen.

4. Der Schwerpunkt des methodologischen Streites liegt m. E. nicht in der zum Unrecht aufgebauchten Frage über die richterliche Befugnis zur selbständigen Umänderung der Gesetzesnormen. Sobald der anzuwendende Rechtsstoff neu ist — wie dies z. B. in bezug auf die Kodifikation des deutschen bürgerlichen Rechts zutrifft — und somit ein scharfer Konflikt zwischen der Materie und Form des sozialen Lebens sich noch nicht ausbilden konnte oder verhältnismässig selten zum Vorschein kommt, kann die Notwendigkeit der richterlichen Gesetzesänderung nur als Ausnahmefall betrachtet werden. Die schöpferische Betätigung der Jurisprudenz äussert sich vielmehr in Ausfüllung der unvermeidlichen Gesetzeslücken, in



sinngemässer und verständiger Eruierung des Normeninhaltes, in Erforschung des Gesetzeswillens, der auch auf die vom Gesetze nicht ausdrücklich geregelten Tatbestände Anwendung finden soll. Es wäre vielleicht angezeigt, dass das Gesetz dem Richter die Befugnis zur selbständigen Rechtsschöpfung ausserhalb des Gesetzesrahmens klar und offen zuerkannt hätte, wie es im schweizerischen Zivilgesetzbuch der Fall ist. Erst dann wäre die Hauptschwierigkeit in Bestimmung der Zulässigkeit, der Grenze und der Intensität einer solchen an das Gesetz nicht gebundenen Rechtsschöpfung zu suchen. Wie dem auch sein mag — ist die Rechtsfindung contra legem keine brennende methodologische Frage. Solange das Gesetz selbst keine Ausnahmen von der prinzipiellen Regel der richterlichen Gebundenheit statuiert, soll sich der methodologische Streit eigentlich auf die Meinungsverschiedenheiten über die Intensität dieser Gebundenheit beziehen. In der Auffassung dieser Intensität und in Grenzbestimmung der richterlichen Funktionen ist die *differentia specifica* der formalen und der freien Auslegungsschule hauptsächlich zu suchen. Für die Begriffsjurisprudenz ist „die Enthüllung der eigentlichen Gedanken der Rechtsordnung die äusserste Grenze, bis zu der man vorgehen darf“;<sup>8)</sup> die freie Auslegungsschule und hauptsächlich ihre gemässigte Richtung erkennt die gesetzgeberische Rolle der Rechtsprechung als einer subsidiären gesetzergänzenden Funktion an, mit dem Vorbehalt jedoch, dass sie niemals zu dem erkennbaren Willen und Zweck des Gesetzes in Widerspruch treten darf.<sup>9)</sup> So berücksichtigt sie die „ausserrechtlichen“ Momente und lässt die Rücksichten auf Verkehrsbedürfnisse, Interessenabwägungen, Bewertungen nach der Natur der Sache und Billigkeit nicht ausser acht: denn man kann, ohne dem Gesetzeswillen zu nahe zu treten, das Gesetz je nach den Lebensbedürfnissen ergänzen und im frei gelassenen Rahmen der manchmal biegsamen Norm Momente des freien Ermessens und selbständige Wertbegriffe einführen, die der begrifflichen Auffassung naturgemäss fremd bleiben mussten.

Ausserdem sei es nicht ausser acht zu lassen, dass das Gesetz auch solche Normen aufstellt, die ihrem Sinne und Inhalte nach einer richterlichen Änderung und vollständigen Umgestaltung nicht unterliegen können. Ihre Änderung oder sogar absichtliche Ignorierung wäre Rechtsbeugung und Rechtsbruch. *Regelsberger* unterscheidet daher *starre* Gesetzesnormen von *ausbaufähigen* und bemerkt mit Recht, dass die ersteren jeder Erweiterung durch die

<sup>8)</sup> So *M. Rümelin* über *Windscheid* in seiner Rede „*Bernhard Windscheid* und sein Einfluss auf Privatrecht und Privatrechtswissenschaft“ 1907 S. 24.

<sup>9)</sup> Vgl. *Düringer*, Richter und Rechtsprechung 1909 S. 19.



Jurisprudenz entzogen sind.<sup>10)</sup> Es sei undenkbar, dass der Richter befugt wäre an Prinzipien unserer Privatrechtsordnung, die in derartigen starren Normen ihren Ausdruck finden, zu rütteln: selbst die radikalsten Vertreter der freirechtlichen Bewegung würden nicht zulassen können, dass z. B. die Erbfolge sich im Widerspruch mit den gesetzlichen Normen bestimmen oder dass im konkreten Fall die Volljährigkeit von der gesetzlichen Jahresgrenze abweichen sollte. Es würde sich freilich in manchen Fällen streiten lassen, ob eine Norm als starre oder als ausbaufähige zu gelten habe; inwiefern die in Frage stehende Gesetzesvorschrift ihrem Sinne nach eine Lücke oder Unvollständigkeit ausweist und keine feste unzweifelhafte Regelung enthält — kann sie trotz ihres anscheinend starren Charakters den ausbaufähigen Normen zugerechnet werden. So z. B. könnte die Vorschrift des § 126 B.G.B. über das Erfordernis der „eigenhändigen Namensunterschrift“ auf ersten Blick als eine starre Norm gelten; wie es aber mit dem Begriffe der „eigenhändigen Namensunterschrift“ in der Rechtsprechung bestellt ist und was hier von der Jurisprudenz im Interesse der praktischen Verkehrsrücksichten geschehen ist — beweist am besten der bekannte Beschluss der vereinigten Zivilsenate des Reichsgerichts vom 27. Juni 1910.<sup>11)</sup>

5. Der Schwerpunkt des methodologischen Streites wäre eigentlich auf dem Gebiete der ausbaufähigen Normen zu suchen. Hier müsste entschieden werden: ob Rechtsfindung auf Grund von logischen Begriffsoperationen oder auf Grund von Bewertungen, Interessenabwägungen und Willensentscheidungen? Hier tritt die Frage über die eventuellen Befugnisse des Richters, *contra legem* entscheiden zu können, in den Hintergrund zurück.<sup>12)</sup> Denn der Rahmen des Gesetzes ist weit genug, um für die selbständige Rechtsschöpfung freien Raum schaffen zu können, so dass hier keine Kollision mit dem Gesetzeswillen, so wie er formuliert ist oder in hypothese formuliert werden könnte, platzgreift. Zieht man in Erwägung, dass die moderne Fassung des Gesetzesinhalts eine abstrakte Regelung der umständlichen minutiösen Beschreibung der Tatbestände und Rechtswirkungen vorzieht, dass sie prinzipiell geneigt ist, dem freien richterlichen Ermessen wie auch den Verweisungen auf ausserrechtliche Wertbegriffe freien Raum zu lassen — so ergibt sich, dass die Freiheit des Richters durch ziemlich weitgezogene Schranken begrenzt ist. Die Hauptfrage besteht darin: wie soll diese Freiheit gehandhabt

<sup>10)</sup> Regelsberger, Gesetz und Rechtsanwendung, Iherings Jahrbücher Bd. 58 S. 149.

<sup>11)</sup> Vgl. Deutsche Juristen-Zeitung XV S. 1297.

<sup>12)</sup> So vgl. die zutreffenden Bemerkungen bei Meyers, De taak der rechtswetenschap ten aanzien der vrije rechtsspraak 1910 S. 11, 12.

werden? Und auf diesem Gebiete wird der eigentliche Streit der traditionellen Hermeneutik mit der freien Rechtsfindungsmethode ausgefochten werden müssen.

Wird die Frage der gesetzändernden Befugnisse des Richters beseitigt und der Streitpunkt auf ein umgrenztes Gebiet der ausbaufähigen Normen reduziert — so werden auch die Hauptargumente, die von Gegnern der freien Rechtsfindung ins Feld geführt werden, leicht entkräftet werden können; denn die ausschliesslich konstruktive Rechtsfindungsmethode muss ihre Autorität und Bedeutung einbüßen, sobald der Gesetzgeber selbst mit elastischen Wertbegriffen und Interessenabwägungen zu arbeiten beginnt. Schemenhafte Begriffe und abstrakte Kombinationen müssen der praktischen Auffassung von Verkehrsbedürfnissen, der das Rechtsbewusstsein und Rechtsgefühl der Gegenwart verstehenden Eruiierung des Gesetzesinhalts das Feld räumen. Der Ausspruch von Saleilles „*les infractions à la logique sont la première condition de toute bonne méthode d'interprétation juridique*“ (a. a. O. S. 332) — wie er auch paradox scheinen möchte — ist als Voraussetzung der freien Rechtsfindungsmethode anzuerkennen.

---

## IV.

# Wirtschaftsphilosophie.

---

## Normalität und Krise.

Von

**Dr. Franz Oppenheimer,**

Privat-Dozent an der Universität Berlin.

Die neuere Nationalökonomie zeigt das löbliche Streben, ihre grundlegenden Begriffe mit den Methoden der wissenschaftlichen Logik zu untersuchen, exakt zu bestimmen und sozusagen philosophisch zu verankern; augenscheinlich wirkt die gute Schule Wilhelm Wundts immer mehr in die Tiefe und Breite. Leider bleibt die Ausführung nicht selten mehr oder weniger empfindlich hinter der guten Absicht zurück. Ein Beispiel solcher Unzulänglichkeit liegt in dem einleitenden Kapitel vor

einer im übrigen recht empfehlenswerten Schrift, die sich mit der Crux der Oekonomik, dem Krisenproblem beschäftigt.<sup>1)</sup>

Hier handelt es sich um einen der wichtigsten, vielleicht den wichtigsten überhaupt der ökonomischen Grundbegriffe, den der „Normalität“. Die Krise ist von jeher als eine „Störung“ des normalen Ablaufs des volkswirtschaftlichen Prozesses aufgefasst worden; man hat sie oft genug als eine „Krankheit“ bezeichnet, die man von der Gesundheit scharf zu unterscheiden habe. Und in der Tat: was kann einer Krankheit ähnlicher sein, als dieser Ablauf von fieberhafter Ueberspannung aller Güterproduktion und aller Spekulation, der sich bis zum „Paroxysmus“ (auch ein medizinisches Bild) steigert, der dann zum plötzlichen, von schweren Störungen aller volkswirtschaftlichen Funktionen begleiteten „Kollaps“ führt, um schliesslich nach langer „Lethargie“ zu neuer „Blüte“ zu führen, die dann fatalerweise wieder zur Ueberspannung ausartet?

Die älteren Schriftsteller über diesen Gegenstand haben sich aber — mit sehr geringen Ausnahmen, von denen sofort zu sprechen sein wird — mit der allgemeinen Anschauung begnügt, dass hier eine „Krankheit“, eine „pathologische Abweichung von der Norm“ vorliege. Aber sie haben diese „Norm“, wenn überhaupt, rein negativ bestimmt. Was nicht Krise war, war ihnen normal. Der Zustand der allgemeinen, nicht fieberig überspannten „Blüte“, das schwebte ihnen mehr oder weniger unbestimmt als das Bild der „Gesundheit“ vor.

Damit war nun allerdings nicht weiterzukommen. Die Oekonomisten befanden sich gegenüber den Aerzten hier in einer viel schlechteren Erkenntnislage. Den Aerzten gibt die Wissenschaft nicht nur die allgemeine Kenntnis, dass jeder vorwiegend lustvolle, von gröberen Unlustgefühlen freie Zustand Gesundheit ist, sondern sie haben in der Physiologie und Anatomie die Wissenschaften, die ihnen diese allgemeinen Begriffe mit unzähligen besonderen Daten erfüllen: der gesunde Mensch hat die und die Körpertemperatur, die und die Pulszahl, die und die Hautfarbe; seine Ausscheidungen haben die und die chemische und physikalische Zusammensetzung; sein Blut den und den Gehalt usw. usw. Mit diesen Daten in den Hand kann die Medizin pathologische Abweichungen schon am Lebenden im einzelnen feststellen und so zur Diagnose kommen. Seit sie in so vielen

<sup>1)</sup> Dr. Walter Fischer, Berlin: „Das Problem der Wirtschaftskrisen im Lichte der neuesten nationalökonomischen Forschung“. Drittes Heft des ersten Bandes der „Freiburger volkstümlichen Abhandlungen“, hrsg. von Karl Diehl und Gerhard von Schulze-Gaevernitz, Karlsruhe (Braun) 1911. 72 Seiten.

zweifelhaften Fällen die Obduktion vornimmt und gewisse beim Lebenden beobachtete Symptome auf pathologische Veränderungen der Gewebe zurückzuführen gelernt hat, indem sie die normale Anatomie zur Vergleichbasis wählt, ist sie noch viel weiter gekommen.

All das fehlt den Oekonomisten, wenn ihnen die Aufgabe gestellt ist, die Pathologie der Volkswirtschaft zu analysieren. Ihnen ist nicht mehr gegeben als jener allgemeine Begriff der Normalität, der kaum mehr als negative Kennzeichen hat. Sie können nicht mehr von ihr aussagen, als etwa das Folgende: „Die Normalität der Wirtschaftsgesellschaft ist gegeben, wenn die Bedürfnisse ihrer Mitglieder durch die Gesellschaftswirtschaft ausreichend gedeckt werden, und wenn keine gröberen Störungen des Ablaufs sich bemerkbar machen“. Dabei stellt sich aber sofort heraus, dass der Begriff ziemlich leer ist; dass er allenfalls hinreicht, um dort, wo sehr grobe Störungen auftreten, das Vorhandensein einer „Krankheit“ wahrscheinlich — nicht einmal sicher — zu machen, dass er aber entfernt nicht hinreicht, um eine wissenschaftliche Diagnose zu stellen, die bekanntlich erst dann vorliegt, wenn alle Symptome des Komplexes mit Sicherheit auf ihre Ursachen zurückgeführt sind.<sup>2)</sup> Denn was heisst hier „ausreichend“? Was heisst „gröbere Störungen“?

Man stelle sich vor, dass ein Arzt auf einer völlig isolierten Insel lebe, die absolut übervölkert sei und nebenbei schwer von Malaria heimgesucht werde, die keinen Bewohner verschone, den Arzt einbegriffen. Er wird vielleicht die allgemeine Vorstellung haben, dass die Kümmerlichkeit des allgemeinen „Hungertypus“ unter der „Norm“ liege, und wird sicherlich die Malaria als „Krankheit“ auffassen. Aber weiter wird er nicht kommen können; denn ihm fehlt die Möglichkeit, mit „normalen“ Typen messend zu vergleichen. Und darum kann er niemals exakt sagen, was im einzelnen physiologisch, was pathologisch, was normal, was abnorm ist. Er wird vielleicht die Vorstellung haben, dass eine Durchschnittsgrösse von 150 cm bei erwachsenen Männern, und wahrscheinlich, dass eine Milz von Magengrösse „normal“ sind.

In dieser Lage befindet sich exakt der Oekonomist. Oder, um uns ganz vorsichtig auszudrücken: er kann die Möglichkeit

<sup>2)</sup> In der Regel ist es nur eine Ursache, und es ist altes Gesetz der Medizin, dass die Diagnose so lange unsicher bleibt, als nicht die Reduktion aller Erscheinungen auf eine causa morbi geglückt ist. Das ad notam denjenigen Theoretikern, die schon Zeter schreien, wenn ein Oekonomist ebenfalls nach der einen vorauszusetzenden causa morbi sucht. Der „Absolutismus der Lösungen“ ist auch hier, trotz allem Zetergeschrei, wissenschaftliches Postulat!



nicht ausschliessen, dass er sich in solcher Lage befindet. Denn eine starke Schule der Wissenschaft, vertreten von nicht den schlechtesten Köpfen, steht grundsätzlich auf dem Standpunkte, dass die moderne „kapitalistische“ Gesellschaftswirtschaft an sich als Totalität bereits eine „Krankheit“ der Wirtschaftsgesellschaft ist. Wenn das wahr ist — und unser Oekonomist kann das mit keinem ausreichendem Argument a priori ablehnen, — so fehlt ihm jeder durch Beobachtung zu gewinnende Vergleichsmaassstab, einer „Norm“, einer „Physiologie“, — denn es gibt nur kapitalistische Gesellschaften zu beobachten — und er kann wohl mit einiger Gewissheit von den grössten Symptomen aussagen dass sie krankhaft seien, aber niemals mit Gewissheit von weniger groben, ob sie normal oder abnorm sind.

Das ist gewiss eine Kalamität, und es ist schon als ein bedeutendes Verdienst zu bezeichnen, dass neuere Forscher sich wenigstens auf das hier liegende grundlegende Problem besinnen. Selbst wenn diese Besinnung ergeben sollte, dass wir niemals dahin gelangen können, die Normalität festzustellen, so wäre damit wenigstens das gewonnen, den Acker der Wissenschaft von Unkraut zu befreien. Besser ein entschlossenes „Ignorabimus“ als das Geschwätz ohne festen Untergrund, das unsere Probleme verschüttet!

Fischer setzt sich mit zwei Autoren auseinander, die in neuerer Zeit das sozusagen erkenntnistheoretische Problem der Normalität angeschnitten haben. Der erste ist W. Sombart in einer 1904 im Archiv für Sozialwissenschaft erschienenen Abhandlung: „Versuch einer Systematik der Wirtschaftskrisen“, der zweite Pinkus: „Das Problem des Normalen in der Nationalökonomie“.

Sombart hat das Problem nur gestellt, aber jede Lösung für unmöglich erklärt. Nach ihm führt der normale Verlauf der kapitalistischen Wirtschaft notwendig zu den als Krisen bezeichneten Störungen: „Es ist eben das Normale, dass auf den Rausch der Katzenjammer folgt“. Worauf wir nur mit der Frage antworten können, ob die Alkohol-Vergiftung selbst das Normale ist? Bei der Malaria ist die Milz-Vergrösserung Symptom des „normalen“ Ablaufs: ist darum die Malaria selbst „normal“, d. h. im „normalen Verlauf des Lebensprozesses notwendig begründet“? Man sieht, hier verwirren sich zwei verschiedene Begriffe des Wortes „Norm“. Das eine Mal meint er den regelmässigen, gewöhnlichen Ablauf, verglichen mit Erscheinungen der gleichen Art, das andere Mal den

„richtigen“, „korrekten“, „idealen“ Verlauf, verglichen mit Erscheinungen anderer Art.

Sombart schliesst hier, wie öfter, mit dem pessimistischen „Ignorabimus“. Pinkus schliesst sich dieser Anschauung grundsätzlich an: das „Normale“ könne nur die Naturwissenschaft feststellen; die Sozialwissenschaft aber im allgemeinen und die Oekonomik im besonderen könnten es nicht, weil hier die Normen ins Gebiet der Ethik gehören: die alte Unterscheidung von Kausalgesetz dort, Normativgesetz hier, von Kausalität dort, von Teleologie hier! Er polemisiert hier mit Recht gegen Gabriel Tarde, der das normal nennt, was sich im Kampf ums Leben am besten bewährt, was „die systematische Harmonie fördert“.

In der Tat ist diese Tardesche Definition unbrauchbar, weil sie Werturteile enthält, und weil sie zu arm an charakteristischen Kennzeichen ist. Aber die Tardesche Definition ist nicht die einzig mögliche, und so hat wieder Fischer gegen Pinkus recht, wenn er ihn darauf hinweist, dass die Sozialwissenschaft und namentlich die Oekonomik einen zwiefachen Charakter hat: als „Seinwissenschaft“ und als „Sollwissenschaft“. Als Sollwissenschaft könne sie ihre Normen nur ethisch formulieren oder besser: postulieren; als Seinwissenschaft aber, d. h. als kausale Verknüpfung von Tatsachen, habe sie mit der Ethik nichts zu tun und könne, soweit ihre Mittel reichen, sehr wohl Normen im Kausalsinne aufstellen, das Physiologische vom Pathologischen trennen. Denn die Gesetze der Volkswirtschaft wirken zwar durch den Menschen, seien Produkte des menschlichen Willens, aber dieser Wille sei determiniert durch die allgemein-menschliche Veranlagung, dem wirtschaftlichen Prinzip des kleinsten Mittels zu folgen.

Das ist vortrefflich argumentiert, aber die Konsequenz ist unzulänglich. Denn Fischer fällt nunmehr selbst in den Fehler, die beiden Begriffe zu verwirren, die sich mit dem Worte „Norm“ verbinden. Er vergisst zu fragen, ob nicht etwa die gesamte kapitalistische Wirtschaft als Totalität „abnorm“ ist, sondern begnügt sich mit der Feststellung, dass „eine Wellenbewegung von Aufschwung und Niedergang ihr „Normalzustand“ ist“ (p. 12). Rausch und Katzenjammer, Malaria und Milzvergrösserung! Und so kommt er zu der u. E. unhaltbaren methodologischen Auffassung, dass die „Bestimmung des Normalen im Wirtschaftsleben in keinem Fall Voraussetzung, sondern immer erst Ergebnis der Krisenforschung sein kann“ (p. 12). Kurz, er verlangt von unserem Arzte auf der isolierten Insel nicht mehr

und nicht weniger, als dass er aus den Malariamilzen seiner Beobachtung die Normalmilz ableite.

Wir sind im Gegenteil der Ansicht, dass keine Krisenforschung jemals zu einem Ergebnis führen kann, die nicht zur Voraussetzung das exakte Bild der Normalität als Vergleichsbasis besitzt.

## II.

Sind wir denn nun wirklich ausserstande, dieses Bild der Normalität in exakter Weise zu gewinnen?

Durch unmittelbare Beobachtung ist es nicht zu erhalten, darin stimmen wir Fischer und seinen Vorgängern zu. Aber ist es nicht vielleicht auf andere Weise zu erhalten?

Wir sind in der Tat der Meinung, dass es einen Weg zu diesem Ziele gibt. Und zwar ist es ein Weg, den seit den ersten Anfängen unserer Wissenschaft alle unsere grossen Meister mit vollem Bewusstsein beschritten haben, wenn ihn auch keiner ganz bis zu Ende hat gehen können. Es ist der Weg der Abstraktion, der gedanklichen Ausscheidung grundsätzlich ganz genau bestimmter „ausserwirtschaftlicher“, „ausserökonomischer“ „Störungen“, die in den Wirkungsbereich der „ökonomischen“ Kräfte eingegriffen und sie abgelenkt haben.

Die Oekonomie ist, so weit sie Wissenschaft ist, nichts anderes als der Versuch dieser Abstraktion. Er begann mit der physiokratischen Theorie. Ihr von Gournay formulierter Wahlspruch: „laissez faire, laissez passer“ war nichts anderes als die Mahnung an ausserökonomische Potenzen, den Ablauf der ökonomischen Kräfte ungestört sich selbst zu überlassen, und gleichzeitig die Voraussage, dass unter dieser Voraussetzung sich die „Harmonie aller Interessen“, und das ist nichts anderes als die Normalität, so gewiss von selbst einstellen werde, wie sich die Materie im Raum zur mathematisch vollkommenen Kugel ballt, oder wie sich das Wasser in die Ebene einstellt.

Dann kam Smith mit seiner noch genauer formulierten Forderung, alle aus der Vorzeit noch vorhandenen feudalen Machtpositionen abzuschaffen, um die Normalität herzustellen. Seine bourgeois-ökonomischen und manchester-liberalen Nachfolger haben dann freilich den Glauben an die Normalität im Sinne der vollen Interessenharmonie verloren und in ihrer „dismal science“ die Disharmonie als das Normale bezeichnet: die Arbeiternot und später auch die Krisen, die sie zuerst leugneten, weil sie sie nicht zu erklären vermochten. Aber wer eine Dogmengeschichte des Normalitätsbegriffes schreibt, müsste

doch wenigstens diesen Teil der Smith'schen Lehre kennen und sollte auch nicht übersehen, dass von Smith noch eine zweite Schule abzweigt, die seine Grundgedanken weiter vertieft hat, die sozialliberale Schule Careys, die bei Dühring, seinem Schüler, schon liberalsozialistisch umbiegt, um dann in den Gedanken Hertzkas und des Referenten selbst weiter ausgestaltet zu werden.

Von Carey-Dühring und neben ihm von dem grossen deutschen konservativen Sozialisten Rodbertus wird mit dem grundlegenden Smith'schen Gedanken Ernst gemacht, dass der „Staat“ als Ganzes, und dass innerhalb der Staatsverfassung bedeutende Teile des Privateigentums nicht ökonomischen, sondern „ausserökonomischen“ Potenzen ihre Entstehung verdanken, dass sie infolgedessen als „Störungen“, sozusagen als Fremdkörper, den „normalen“ Ablauf des volkswirtschaftlichen Gesamtlebens ablenken. Diese Vorstellung verdichtet sich bei Dühring bereits zu einer sehr glücklichen Formel: er nennt das Eigentum der Oberklasse „Gewalteigentum“, d. h. solches Eigentum, das „Gewaltanteile“ von der Gesamtgütererzeugung ohne Gegenleistung vorweg nehmen darf. Und er stellt nicht nur das Problem der „Normalität“ mit voller Klarheit, sondern er gibt auch in den grossen Zügen exakt die Methode an, wie sie errechnet, „abstrahiert“ werden kann<sup>3)</sup>: „Adam Smith hatte zwar als Voraussetzung für seine Schlüsse eine seiner Meinung nach freie Gesellschaft schematisiert, in welcher die Wirtschaftsbestrebungen jedes Einzelnen unbehindert ihren natürlichen Antrieben folgen dürften; aber er war hierbei nicht zur Trennung des rein Natürlichen von den politischen Gewaltverhältnissen gelangt, auf welche sich die überlieferte Institution des Eigentums nicht bloss nebenbei, sondern in der Hauptsache stützte. Er sah von allerlei künstlichen Monopolen und Hindernissen des Verkehrs ab; aber er ging in diesem Absehen nicht weit genug. Die Naturgesetze der Wirtschaft werden in aller Strenge erst dadurch gewonnen, dass man die Wirkungen der Staats- und Gesellschaftseinrichtungen und namentlich diejenigen des mit Lohnhörigkeit verknüpften Gewalteigentums in Gedanken ausmerzt und sich hütet, die letzteren als Notwendigkeiten der bleibenden Natur des Menschen anzusehen“.

Wir meinen, dass ist völlig klar. Und, wenn Fischer auch nur das Inhaltsverzeichnis des berühmten Dühring'schen Werkes

<sup>3)</sup> Eugen Dühring: Cursus der National- und Sozialökonomie. 3. Aufl. Leipzig. 1892. Seite 5.



ansehen wollte, würde er darin finden: Vierter Abschnitt, erstes Kapitel: „Normalität und Krisen“ und würde seine Ansicht modifizieren, wonach „bisher eine Erörterung über das Wesen des Normalen in der Nationalökonomie für unnötig gehalten worden“ ist (p. 5). Im Text selbst aber würde er vieles finden, was ihm die Priorität seiner Autoren mehr als zweifelhaft erscheinen lassen würde. Wir empfehlen ihm, die Seiten 222 und 223 zu studieren, um z. B. über „Seins- und Sollwissenschaft“ etc. Gedanken zu finden, die ihm sehr bekannt vorkommen werden. Natürlich fällt es uns nicht ein, dem jungen Autor einen Vorwurf aus dieser Unkenntnis zu machen: es ist die Schuld der älteren Generation, die das mächtige Werk Dührings mit so viel Erfolg zu sekretieren verstanden hat.

Was aber wunderlicher ist, ist die Tatsache, dass Fischer nicht einmal die grundsätzliche Forderung des bedeutendsten Rodbertus-Schülers, Adolf Wagner, kennt, die „reine“ von der „politischen Oekonomie“ gedanklich zu trennen, d. h. doch, die „Normalität“ der Oekonomie aus ihrer Verflechtung mit Recht, Verfassung und Politik zu abstrahieren. Und so kann ich mich persönlich wohl auch nicht darüber beklagen, dass diese 1911 erschienene Arbeit über Normalität und Krisen nicht nur — das ist fast selbstverständlich — von meiner „Theorie der reinen und politischen Oekonomie“ nichts weiss, die erst 1910 herausgekommen ist,<sup>4)</sup> sondern ebensowenig von meiner Krisentheorie, die schon 1896 in meiner „Siedlungsgenossenschaft“ enthalten war.

Schon aus dem Titel des erstgenannten Werkes geht hervor, dass ich hier versucht habe, die „Normalität“ durch jene methodologisch vorgeschriebene Abstraktion zu errechnen, die keiner meiner Vorgänger, wie ich glaube, weit genug geführt hat. Ich habe damit nur eine Gedankenreihe vollendet, die ich bereits 1896 in dem zweitgenannten Werk angelegt und dann 1898 in meinem „Grossgrundeigentum und soziale Frage“ fast völlig zu Ende geführt hatte. Hier finden sich im Inhaltsverzeichnis klipp und klar hintereinander die Ueberschriften der Abschnitte: „Physiologie des sozialen Körpers der Tauschwirtschaft“ und „Pathologie des sozialen Körpers der Tauschwirtschaft“!

Und hier ist das Krisenproblem nicht nur, wie bei Dühring auch, bereits durchaus als „Konjunkturrenproblem“ gefasst, sodass Sombart damit zu spät kommt, sondern es ist grundsätzlich sogar

<sup>4)</sup> Berlin. Georg Reimer. 2. Auflage, 1911.

auf genau jene Weise gelöst, die Fischer im Schlusskapitel (p. 63) als den einzigen Weg zur Lösung bezeichnet, nämlich aus der Psychologie der Kapitalisten. Nur, dass ich das Thema wesentlich tiefer gefasst habe als Fischer, der a. a. O. den Kapitalisten in der Hausse von ganz anderen Beweggründen motiviert sein lässt als in der Baisse. Das ist natürlich falsch: er ist immer gleich motiviert, strebt immer zum kleinsten Mittel, d. h. mit dem möglichst kleinen Aufwande zum möglichst grossen Gewinn (oder kleinsten Verlust, was dasselbe sagen will). Ich habe aber die Psychologie und Handlungsweise des Unternehmers in der reinen Wirtschaft als die Normalität entwickelt und mit ihr die des Unternehmers in der kapitalistischen Wirtschaft kontrastiert; und ich habe gefunden, dass beide toto coelo verschieden sind, weil eben das „kleinste Mittel“ dort und hier ein ganz anderes ist. Die Konkurrenz zwischen den Unternehmern ist in der reinen Wirtschaft eine ganz andere als in der kapitalistischen: sie stehen dort im „friedlichen Wettbewerb“, hier aber im „feindlichen Wettkampf“.

Wie sich diese beiden Arten der Konkurrenz von einander unterscheiden, kann hier nicht dargestellt werden, Interessenten mögen es an den bezeichneten Stellen nachlesen. Hier kann nur gesagt werden, welche verschiedene Handlungsweise aus der verschiedenen Motivation erwächst:

Wenn die Preise ihres Produktes sinken, schränken die Unternehmer der reinen Oekonomie ihre Produktion sofort ein, die der kapitalistischen aber dehnen sie aus!

Das ist nämlich für den kapitalistischen Unternehmer die einzige Möglichkeit, seinen „Gesamtprofit“ auf der Höhe zu halten; sinkt der Einzelprofit an der Wareneinheit, so strebt er danach, mehr zu verkaufen, auf die Gefahr hin, seinen Markt noch mehr zu verschlechtern. Er kann unter freier Konkurrenz nicht anders handeln, denn er weiss seine Konkurrenten ebenso motiviert, und muss, wenn er seine Produktion einschränkt, gewärtigen, dass er weniger Waren-Einheiten zu geringerem Preise absetzt, dass also sein Gesamtprofit sehr empfindlich, vielleicht verderblich einschrumpft. Es bleibt ihm also nichts anderes übrig; er steht psychologisch geradezu unter dem Zwang, auch bei sinkenden Preisen seine Produktion auszu-dehnen; es ist das sein „kleinstes Mittel“. Der Unsinn wird unter solchen Umständen Sinn: eine „Antinomie“ des Kapitalismus, die deutlich zeigt, dass diese ganze „Ordnung“ Unordnung, Normwidrigkeit ist. Denn natürlich kann

sich die auf die Länge unbedingt notwendige Konkordanz zwischen Produktion und Preisstand nicht anders als unter krampfhaften „kritischen“ Zuckungen durchsetzen.

Hat der kapitalistische Unternehmer das Motiv zur Ausdehnung seiner Produktion bei sinkenden Preisen, so hat er auch die Möglichkeit dazu. Es gibt in der kapitalistischen Wirtschaft immer eine Reserve-Armee „freier Arbeiter“, die Vorbedingung jeder plötzlichen Erweiterung der Produktionsbasis!

Beides, Motiv und äussere Möglichkeit, hat aber der Unternehmer der reinen Wirtschaft nicht. Es gibt keine Reservearmee „freier“ Arbeiter in Marx' Sinne, d. h. Menschen, die gezwungen sind, für einen Bruchteil des Wertes zu arbeiten, den ihre Arbeit erzeugt. Daher gibt es keine Möglichkeit, die Produktion plötzlich zu erweitern. Aber auch das Motiv kann hier in dem Unternehmer nicht entstehen. Denn hier bezieht er überhaupt keinen „Profit“, weder Einzel- noch Gesamtprofit; er kann also nicht spekulierend versuchen wollen, ihn durch Verkauf von mehr Einheiten zu billigerem Preise auf der Höhe zu halten. Sondern er bezieht hier nur seinen „Unternehmerlohn“, das legitime, vielleicht sehr hohe Einkommen aus hochqualifizierter Arbeit. Und diesen Lohn hütet er sich, durch falsche Produktionspolitik zu kürzen: sein „kleinstes Mittel“ ist, die Produktion sofort einzuschränken, wenn die Preise beginnen zu sinken.

Die klassische Theorie, die in einer Art von optischer Täuschung immer die kapitalistische für die reine Oekonomie gehalten, hat regelmässig so argumentiert, als passe sich auch in der kapitalistischen Wirtschaft die Produktion immer sofort durch Einengung dem sinkenden Preisniveau an, und darum hat sie dem Krisenproblem durchaus nicht näher kommen können. Dasselbe gilt in verstärktem Masse von ihren theoretisch sehr viel weniger gut ausgestatteten Nachfolgern. Einige haben die Tatsachen wenigstens gesehen und als Hilfserklärung verwertet<sup>5)</sup>; aber auch bei ihnen ist das nur eine gelegentliche Nebenbemerkung, und vor allem haben sie nicht die mindeste Ahnung davon, dass diese Handlungsweise psychologisch und ökonomisch eben nur unter den Verhältnissen der kapitalistischen, nicht aber unter denen der reinen Oekonomie möglich ist.

Die Tatsache muss aber als entscheidend in den Mittelpunkt der Krisenforschung gestellt werden. Sie erklärt, warum die

<sup>5)</sup> z. B. Herkner im Art. „Krisen“ Hdwb. d. St. W. 2. Aufl. V. 415 und Bouniatian (nach Fischer p. 46).

ältere Theorie das Problem nicht hat lösen können, und eröffnet den einzigen Weg zur Lösung.

Alle Erklärungen der Krisen erweisen sich ohne weiteres als falsch, wenn man die irrealen Voraussetzung macht, dass auch die kapitalistischen Unternehmer bei sinkenden Preisen sofort ihre Produktion einengen. Eine flüchtige Uebersicht wird das zeigen.

Betrachten wir zunächst die älteste und immer noch einflussreichste Krisentheorie, die der Unterkonsumtion. Danach sind die Krisen unvermeidlich, weil die Arbeiter mit ihrem Lohn ihr Produkt nicht zurückkaufen können. Das ist ganz unhaltbar! Denn der „Mehrwert“, den die Kapitalistenklasse bezieht, erscheint als „wirksame Nachfrage“ auf den Märkten der Güter und Dienste und zwingt die Produktion, genau diejenigen Wertdinge herzustellen, nach denen die wirksame Nachfrage besteht: Kapitalgüter, Produktivdienste, Luxusgüter, Dienste von Lakaien, Prostituierten etc. Hier kann niemals unter unserer Voraussetzung eine Störung eintreten, selbst wenn der Anteil der Arbeiterklasse das nackte Existenzminimum ist.

Dasselbe gilt von der Erklärung durch „Ueberkapitalisation“, die neuerdings immer mehr Vertreter findet. Danach soll die Kapitalistenklasse immer (absolut) grössere Teile ihres Mehrwertes, statt in Gütern und Diensten der unmittelbaren Verwendung, in solchen der Beschaffung (Kapital) anlegen. Diese Theorie, die namentlich bei Tugan-Baranowsky zu reiner Zahlenspielerei ausgeartet ist, ist ebensowenig haltbar. Denn bei sinkenden Preisen der von den Kapitalgütern hergestellten letzten Güter würde nach unserer Voraussetzung niemand mehr Nachfrage nach Kapitalgütern ausüben (Tugan freilich hält das nicht nur vorübergehend, sondern auf die Dauer für möglich!), sondern jeder würde diese unrentable Verwendung seines Einkommens sofort einstellen und statt dessen hochwertige Konsumgüter etc. nachfragen.

Etwas mehr Berechtigung hat eine Unterart der Ueberkapitalisationstheorie, die der „longue durée“ (Aftalion). Sie macht geltend, dass bei steigenden Preisen der letzten Güter die Erweiterung ihrer Produktion zwar sofort in Angriff genommen wird, aber nicht sofort wirksam werden kann, weil die Herstellung der neuen Produktionsmittel längere Zeit in Anspruch nimmt. Wenn sie dann anfangen zu wirken, erfolge der Preissturz katastrophal.

Darin steckt ein Körnchen Wahrheit, aber es ist sicherlich verfehlt, die ganze Krise darauf zurückzuführen. Der neue



Preis fällt nämlich unter den hier geschilderten Umständen sicher nicht unter den Selbstkostenpreis der neuen mächtigen Werke, und so können allenfalls nur die schwächsten Konkurrenten „ausgejädet“ werden. Das bedeutet aber noch lange keine allgemeine Krisis. Dasselbe kann jeden Augenblick auch in der Hausse sich ereignen, sobald ein Konkurrent mit mächtigem „übernormalen Produktivkapital“ den Markt zu usurpieren beginnt. Vor allem aber schematisiert diese Erklärung viel zu sehr: die Preise springen nicht plötzlich auf den Hochstand, sondern steigen allmählich, und so kommt das neue Kapitalgut ebenfalls allmählich zur Wirksamkeit, sodass derartige krisenhafte Ausgleichungen nur in Ausnahmefällen auf einzelnen Warenmärkten vorkommen können.

Diese Theorie der Ueberkapitalisation in ihren verschiedenen Varianten ist nur ein Spezialfall der zweiten Haupterklärung, die das Krisenproblem bisher gefunden hat, der Theorie von der „Unterproduktion“ oder der „Disproportionalität“. Sie geht von der Anschauung aus, die namentlich J. B. Say als „Lehre von den Absatzwegen“ (théorie des débouchés) entwickelt hat. Danach ist jede zu Märkte gebrachte Ware gleichzeitig Angebot ihrer selbst und Nachfrage nach anderen; folglich kann niemals eine allgemeine Ueberproduktion eintreten, sondern nur eine partielle: in einer Warenart kann Ueberproduktion eintreten, wenn in einer anderen Unterproduktion, wenn m. a. W. Disproportionalität der Produktion besteht. Und solche Disproportionalität ist, das betonen die sozialistischen Anhänger dieser Erklärung besonders, in der kapitalistischen Wirtschaft unvermeidlich, mit der die „Anarchie der Produktion“, individuelle Leitung der kollektiven Güterbeschaffung, unlöslich verbunden sei. Der Unternehmer könne die Marktlage nicht übersehen.

Auch diese Erklärung ist unhaltbar. Erstens kann keine grobe Disproportionalität eintreten, wenn die Unternehmer bei sinkendem Preisstand sofort einschränken; zweitens kann selbst bei grober Disproportionalität, wenn sie doch denkbar wäre, keine allgemeine Krise entstehen, sondern nur ein Notstand der Zweige mit Ueberproduktion, dem die Blüte der unterproduzierenden Zweige mehr oder weniger das Gleichgewicht halten müsste. Und drittens ist es eine Fabel, dass die in der Tat bestehende „Anarchie der Produktion“ auf unzureichender Marktübersicht der Unternehmer beruht. Niemals haben sie ihren Markt so gut übersehen können, wie in unserer Zeit der Telegraphen, Telephone, Börsenblätter und Handelsattachés. Wenn

sie nur den Ordres, die der Markt durch seine Preisgestaltung an sie ergehen lässt, folgen dürften, gäbe es niemals eine grobe Disproportionalität; aber sie dürfen eben diesen Ordres nicht folgen, sie müssen auch bei sinkendem Preise ihre Produktion noch vermehren.

Die einzige standfeste Erklärung ist die der „allgemeinen Ueberproduktion“. Aber nicht einer Produktion, die im Verhältnis zur Konsumtionskraft der Unterklasse zu klein ist (das wäre die Theorie der Unterkonsumtion), sondern in bezug auf die wirksame Nachfrage der Gesamtgesellschaft.

Also doch eine Theorie der Unterkonsumtion? Nein, durchaus nicht! Aber es bedarf allerdings einer gewissen Aufmerksamkeit, um den Unterschied zu erkennen, der hier besteht. Er liegt nicht etwa nur darin, dass die Theorie der Unterkonsumtion nur die mangelnde Kaufkraft der Unterklasse als Ursache der Krisen anschuldigt, während ich die mangelnde Kaufkraft der Gesamtbevölkerung für die Ursache erkläre, sondern er liegt tiefer. Am besten wird sich das, was hier verstanden werden will, durch eine Abstraktion aufklären lassen, durch eine irrealen Voraussetzung, die genau das Gegenteil unserer ersten irrealen Voraussetzung ist. Haben wir bisher die Krisen-Erklärungen mit der Annahme widerlegen können, dass die Unternehmer auch in der kapitalistischen Gesellschaft sofort einschränken, wenn die Preise sinken, so wollen wir jetzt umgekehrt annehmen (was ebenso unmöglich ist), dass die Unternehmer der reinen Oekonomie bei sinkenden Preisen ihre Produktion vermehren.

In der reinen Oekonomie erhält jeder Arbeiter den vollen gesellschaftlichen Wert seines Produktes, es besteht also keine Unterkonsumtion im Sinne der alten Theorie. Der Arbeiter kann mit seinem Lohn sein Produkt zurückkaufen. Dennoch ist unter unserer Voraussetzung hier eine Krise gradeso gut möglich wie in der kapitalistischen Oekonomie. Denn die Preise sämtlicher Gewerbsprodukte werden durch die supponierte Ausdehnung der Produktion bei sinkendem Preisstande immer weiter gedrückt, ein Zeichen dafür, dass selbst die Kaufkraft dieser reinen Gesellschaft, ihre wirksame Nachfrage, nicht imstande ist, die Mehrproduktion aufzunehmen. Wir haben also hier eine allgemeine Ueberproduktion, ein „general glut“.

Daraus geht hervor: 1. dass in der kapitalistischen Oekonomie die Krisen nur dadurch erklärt werden können, dass die Unternehmer bei sinkenden Preisen ihre Produktion vermehren, und 2. dass in der reinen Oekonomie Krisen nicht vorkommen

können, weil es hier dem Unternehmer aus inneren und äusseren Gründen unmöglich ist, bei sinkenden Preisen die Produktion auszudehnen.

Damit ist die Ursache der Krisen völlig aufgeklärt, aber noch nicht ihr Mechanismus. Um diesen völlig zu verstehen, muss man sich genau klar machen, was das Sinken des Preises in der entwickelten Verkehrswirtschaft zu bedeuten hat.

Es bedeutet, dass das Angebot der Gewerbswaren im Verhältnis zum Angebot von Geld grösser geworden ist, als der Wertrelation von Ware zu Edelmetall entspricht. Diesses Missverhältnis wird durch die unter dem Zwangsantriebe des feindlichen Wettkampfes erfolgende unheilvolle Produktionspolitik aller Unternehmer noch gesteigert. Und das muss in der entfalteten Verkehrswirtschaft zum kritischen Ausgleich der Spannung zwischen der Produktion und der wirksamen Nachfrage führen. Denn hier vollzieht sich aller Warenverkehr im Grossen durch Kreditgeld (Wechsel usw.), das aber auf Metallgeld ausgestellt ist, und zwar in einem Kreisverkehr, in dem jeder Produzent immer wieder Hintermann seiner Vordermänner wird; denn der Kreditgeldverkehr ist nichts anderes als der über Zeit und Raum gespannte Gütertausch. So lange alle Güter im Verhältnis zur Geldware in einer Preisrelation stehen, die ihrer Wertrelation annähernd entspricht, kann dieser Kreisverkehr ungestört ablaufen. Denn jeder erhält beim Verkauf seines Produktes Kreditgeld von solcher Höhe an Zahlungs Statt, dass er damit seine Hintermänner befriedigen und seinen Lebensunterhalt bestreiten kann. Sobald aber die Preise sinken, wird die Spannung zwischen den eingegangenen Verpflichtungen an die Hintermänner und dem realisierten Preise, den die Vordermänner bezahlen, immer kleiner, und schliesslich reisst die Kette des Kreditgeldverkehrs ab, sobald der Preis, den einer der Produzenten noch realisiert, geringer wird als seine Zahlungsverpflichtung gegenüber seinen Hintermännern. In diesem Augenblick schlägt Rechengeld (Kreditgeld) in Warengeld (Metallgeld und seine unzweifelhaft wertgleichen Surrogate) um; jeder Gläubiger besteht auf seinem Scheine, Warengeld zu empfangen und verweigert die Annahme des Kreditgeldes, das sich in demselben Masse entwertet, wie die Waren sich entwertet haben, deren Wert das Kreditgeld repräsentiert. Unter diesen Umständen steigt Geld enorm im Warenpreis, d. h. sinkt die Ware sturzhafte im Geldpreise; das Geld versteckt sich (der berühmte „internal drain“), und die ganze Produktions-Maschinerie bricht zusammen. Verstärkt wird das durch konsequente Störungen im

Kreditverkehr, dem echten Darlehnsverkehr, der leider fortwährend mit jenem Kreditgeldverkehr zusammengeworfen wird. Mehr als diese Andeutungen über den Mechanismus der Krise kann ich hier nicht geben; meine genannten Arbeiten enthalten ihn in aller Ausführlichkeit.

All das kann in der reinen Wirtschaft nicht vorkommen, weil hier Ueberproduktion, d. h. Ausdehnung der Produktion bei sinkenden Preisen, psychologisch und mechanisch unmöglich ist. Darum kann der Waren-Preis des Geldes hier noch weniger jemals empfindlich oder gar katastrophal über seinen „natürlichen Waren-Wert“ steigen, wie der Preis von Tuch oder Eisen: und darum ist eine allgemeine Krise völlig unmöglich. Das Gleichgewicht der einzelnen Produktionspreise unter sich und aller mit der Edelmetallproduktion muss sich immer durch sanfte Schwankungen hindurch aufrecht erhalten; die Kette des Kreditgeldverkehrs kann niemals reissen.

Diese Lehre von den Krisen ist eine Synthese aller bisher versuchten Haupterklärungen, aber unter einem höheren Gesichtspunkt und in völlig neuer Anschauung!

1. Sie zeigt, dass die Krise nicht eine Abnormität der reinen Oekonomie ist, sondern die Normalität der kapitalistischen Oekonomie, die selbst als Ganzes eine Abnormität, etwas Pathologisches ist.

2. Sie zeigt, dass die Unterkonsumtion der Volksmasse zwar nicht als proxima causa, wie die Unterkonsumtions-Theorie irrigerweise annahm, wohl aber als causa causans die Krisen verschuldet. Nicht die mangelnde Aufnahmefähigkeit der Arbeiterklasse ist die Ursache, sondern das gesellschaftliche Kapitalverhältnis selbst, das einerseits die Reservearmee, andererseits den Mehrwert und damit die spezielle kapitalistische Unternehmer-Psychologie erschafft.

3. Sie ist Theorie der allgemeinen Ueberproduktion. Aber sie bezieht dieses „Ueber“ nicht auf ein „Unter“ des Konsums der Arbeiterklasse, sondern auf ein „Unter“ der wirksamen Nachfrage der Gesamtbevölkerung.

4. Und sie ist schliesslich, wenn man will, auch noch Theorie der Disproportionalität, der „Unterproduktion“: denn die Krise bricht aus, weil alle Gewerbsprodukte im Uebermasse produziert worden sind, mit der Ausnahme eines einzigen, des Edelmetalls (das wusste übrigens Roscher schon, zog aber nicht die nötigen Schlüsse daraus). Dieses Produkt ist nämlich hauptsächlich aus dem einen Grunde Geldware geworden, weil es völlig unmöglich ist, seine Produktion plötzlich im Verhältnis



zum vorhandenen Vorrat so stark zu vermehren, wie die aller anderen Waren im Verhältnis zu ihrem vorhandenen Vorrat.

Insofern behält also Say mit seiner Theorie der débouchés recht: Jede Ware ist gleichzeitig Angebot ihrer selbst und Nachfrage nach anderen Waren. Aber, wenn die allgemeine Ueberproduktion besteht, so fragt jede auf den Markt kommende Ware nur noch Geld, aber keine andere Ware mehr nach. Und darum sinkt ihr Wert unter die Selbstkosten, und der „débouché“ ist gesperirt. Somit lässt die hier vorgetragene Krisenerklärung auch die in ihrem Kern unbestreitbar richtige, wenn auch von Say töricht überspitzte „Theorie der Absatzwege“ völlig bestehen.

Diese meine Krisentheorie, die völlig mein eigen ist, die in der Tat den einzigen völlig originellen Beitrag darstellt, den ich zur Theorie der Marktwirtschaft beigesteuert habe — in allen anderen Punkten habe ich nur ältere Gedanken weiterführen können —, dürfte nun, nach 16 Jahren, wirklich abgelagert genug sein, um in dogmenhistorischen Darstellungen des Problems wenigstens — abgelehnt zu werden. Sie geht zum mindesten auf dem einzigen methodologisch möglichen Weg vor — ob sie ihr Ziel erreicht hat, darüber mag man rechten.

---

## Zur Systematik der Forstwissenschaft.

Von

Privatdozent Dr. Hanns Dorn, München.

In der Geschichte aller Wissenschaften findet sich die Erscheinung, dass einzelne rein theoretische Probleme ihre wichtigste Förderung durch einen ausgesprochenen Praktiker erfahren; dass aber ein Mann der reinen Praxis für eine Wissenschaft die Bestimmung ihrer Grundbegriffe, die systematische Gliederung ihres Stoffes und die Festlegung ihrer enzyklopädischen Stellung im Rahmen der Wissenschaft überhaupt unternimmt: das ist eine Erscheinung, der man selten begegnet.

Für die Forstwissenschaft liegt heute dieser Fall vor: ein höherer Forstbeamter, der an leitender Stelle mitten in der Praxis einer grossen wirtschaftlichen Verwaltung steht, findet es nötig in die Tiefe des reinen Gedankens zu steigen, das Wesen seiner Tagesarbeit erkenntnis-theoretisch zu erforschen und den Zusammenhang seines Faches mit der Gesamtheit menschlichen Denkens und Arbeitens zu suchen. Und er begründet es damit, dass solches Suchen und Er-

kennen für die Praxis von nöten, ja die Voraussetzung ihres Erfolges und ihres Fortschreitens sei.

Schon seit nahezu zwei Jahrzehnten befasst sich der bayerische Regierungsdirektor Dr. L. Wappes mit methodologischen Studien auf dem Gebiete der Forstwissenschaft. So ist die Schrift, in der er unlängst das vorläufige Ergebnis seiner Forschungen niedergelegt hat,<sup>1)</sup> eine Frucht jahrelanger ungehörter Arbeit.

Bereits vor 16 Jahren hat Wappes versucht, in dem Aufsatze einer Fachzeitschrift die Beziehungen zwischen Forstwirtschaft, Forsttechnik, Naturwissenschaft und Wirtschaftswissenschaft klar zu legen. Schon damals kam er zu dem Schlusse: die Forstwirtschaft entsteht, wie jede andere wirtschaftliche Tätigkeit, durch eine Beziehung des Menschen zum Stoff. Die Forstwissenschaft hat als Aufgabe die Erforschung, als Inhalt die Erkenntnis des Wesens der Forstwirtschaft, sie hat es also mit geistigen Vorgängen zu tun und ist darum eine Geisteswissenschaft.

Wappes hat sich in der Schrift, die den einstweiligen Abschluss seiner Theorien darbietet, dreierlei zum Ziel gesetzt: 1. Begriff und Inhalt der Forstwissenschaft nochmals eingehend darzulegen, 2. ein organisches System der forstlichen Disziplinen zu entwickeln, 3. das Verhältnis zwischen Forstwirtschaft und Staat nach der prinzipiellen Seite zu untersuchen.

Der erste Teil, der in der Hauptsache auf den schon früher entwickelten Gedanken fusst, betrachtet zunächst das Objekt der Forstwissenschaft, indem die Entstehung, die formalen Eigenschaften und die Lebenstätigkeit des forstwirtschaftlichen Unternehmens untersucht wird. Sodann bespricht der Verfasser das Prinzip und die Methoden der Forstwissenschaft. Von besonderem Interesse ist hier, wie sich der Forstfachmann auseinandersetzt mit der Nationalökonomie und wie er deren Verhältnis zur technischen Wissenschaft im Sinne von E. Herrmann auffasst. Wappes betrachtet als Aufgabe der forstwissenschaftlichen Forschung: die Erforschung der Forstwirtschaft nach ihren inneren Gesetzen — als einheitlicher wirtschaftlicher Organismus, als ein durch menschliche Kräfte für menschliche Zwecke geordneter Produktionsprozess der natürlichen Kräfte des Waldes. Als Ziel der Forschung bezeichnet er die Zurückführung der hier vorkommenden Erscheinungen — d. i. der Systeme, Methoden und Verfahren, sowie der wirkenden Kräfte auf allgemeine Gesetze. Als Inhalt der Forschungen erkennt er die Gesamtheit der auf diesem Wege errungenen Gesetze.

---

<sup>1)</sup> Dr. Lorenz Wappes, Studien über die Grundbegriffe und die Systematik der Forstwissenschaft. Berlin, Paul Parex.

Die im zweiten Teil gegebene Entwicklung des Systems der forstlichen Disziplinen beruht auf einer Art Anthropomorphisierung des forstlichen Unternehmens: Das Unternehmen wird als Organismus aufgefasst und die Einteilung der Disziplinen (als Forschungsgebiete) in gleicher Weise vorgenommen, wie dies durch die Naturwissenschaften bei der Erforschung von Organismen geschieht. Wappes unterscheidet demgemäss: a) wirtschaftliche Geographie und wirtschaftliche Systematik, b) Gestaltung und Gliederung der Unternehmungen (Morphologie und Anatomie der Wirtschaft), c) äussere und innere Vorgänge der wirtschaftlichen Arbeit (Physiologie und Biologie der Wirtschaft). Hier freilich geht auch Wappes —, ähnlich wie so oft die ältere soziologische Literatur — allzu weit in der analogieweisen Übertragung von naturwissenschaftlichen Begriffen auf das gesellschaftswissenschaftliche Gebiet.

Von unmittelbarer Bedeutung für die Praxis der Verwaltung ist der dritte Teil der Schrift, der vor allem den Nachweis unternimmt, dass die Forstpolitik nicht den forstlichen, sondern staatswissenschaftlichen Disziplinen zugerechnet werden müsse. Im Interesse klarer Verwaltungsgrundsätze fordert Wappes hier scharfe theoretische Scheidung der Disziplinen. Im einzelnen werden besprochen die Gedankenkomplexe: Forstwirtschaft und Staatswirtschaft, Forstwirtschaft und Rechtspflege, Forstwirtschaft und innere Verwaltung.

Wappes' Theorien sind in den Einzelheiten nicht unangreifbar, auch noch nicht in allen Teilen mit gleicher Sorgfalt durchgearbeitet, aber sie bieten wertvolle Wegweisungen für grundlegende kommende Arbeit. Sie zeigen, dass auf diesem Gebiete nicht viele, sondern noch alles zu tun ist.

## V.

# Gesetzgebungsfragen.

## Kampf gegen Verbrecher und Verbrechen.

Von

Professor Dr. F. Wachenfeld in Rostock i. M.

Das neuere Strafrecht ist wie kein anderer Zweig der Rechtswissenschaft von der Philosophie beeinflusst. Diese besondere Abhängigkeit mag es erklären, dass man früher rein

philosophische Methoden auf dasselbe anwandte und sich in der Aufstellung philosophischer Systeme gefiel, um das gesamte Strafrecht auf einen einzigen Grundgedanken aufzubauen. Um diesen drehten sich lange alle kriminalistischen Streitfragen, Systeme auf Systeme wurden aufgestellt. Die Fülle derselben schied man in absolute und in relative Theorien. Nach jenen sollte die Strafe eine Sühne sein für begangenes Unrecht, nach diesen das Mittel zur Verfolgung gewisser Zwecke. Die Vertreter der relativen Theorien führten zur Kennzeichnung der beiden Richtungen gern den auf Plato zurückbezogenen Seneca'schen Satz an: *nemo prudens punit, quia peccatum est, sed ne peccetur*. Trotz dieser banalen Weisheit, die übrigens in dem Seneca'schen Satze unrichtig ausgedrückt wird, trugen die absoluten Theorien einen glänzenden Sieg davon. Unter ihrer Herrschaft entstand unser heutiges Strafgesetzbuch.

Der Sieg war so vollkommen, dass das Strafrechtsproblem lange Zeit keine weitere Erörterung fand, bis es plötzlich in der Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts einer neuen heftigen Kritik unterzogen wurde, durch welche die deutschen Kriminalisten in ihrer philosophischen Ruhe gewaltig aufgeschreckt wurden. Während man sich bisher in echt deutscher Weise mit blossen Theorien beschäftigt hatte, traten auf einmal praktische Fragen in den Mittelpunkt der Diskussion, Fragen über die Strafmittel und den Strafvollzug.

Den älteren Kriminalisten war die Strafe eine abstrakte Grösse, die man schon genügend zu kennen glaubte, wenn man sie wie ein arithmetisches Resultat als das Fazit der verbrecherischen Handlung erkannt hatte. Jetzt prüfte man auch den Inhalt der Strafe und erörterte eingehend die Behandlung des Delinquenten.

Statt des Verbrechens trat die Person des Verbrechers in den Vordergrund des Interesses. Man untersuchte seine Individualität, und diese, da sich die Eigentümlichkeiten einer Person auch aus anderen Dingen als einer einzelnen Handlung feststellen lassen, ohne ausschliessliche Berücksichtigung des begangenen Verbrechens.

Während dieses bisher der Ausgangspunkt aller kriminalistischen Erörterungen war, galt es der neu aufkommenden Schule nur als ein Anzeichen für die verbrecherische oder, wie v. Lisst sagt, antisoziale Gesinnung.

Die Begangenschaft des Verbrechens ward zum blossen Anlass, um gegen den Verbrecher vorzugehen. Seine Bekämpfung



wurde auch aus anderen Anlässen gefordert und, wo möglich, schon ehe er das Verbrechen beging, um es zu hindern.

Kampf gegen das Verbrechen ist die Losung der soziologischen Schule.

Bei diesem Aufruf zum Kampfe entsteht aber die Frage, wem als Verbrecher die Gegnerschaft gelten soll. Die Antwort wäre von dem Standpunkt, dass das Verbrechen bloss symptomatische Bedeutung habe, schwierig gewesen.

Aber zu der Zeit, als die soziologische Schule aufkam, hatte eben Lombroso mit seinem *delinquente nato* die Welt beglückt. Und mit Hilfe der Lombroso'schen Lehre schienen alle Schwierigkeiten gehoben. Nach ihr gibt es ja keinen Verbrecher, der nicht als solcher geboren ist!

Man brauchte es nur der Naturwissenschaft und der Medizin zu überlassen, die Merkmale des geborenen Verbrechers zusammenzustellen. Lombroso hat dies in der Tat versucht und glaubte die Kennzeichen des Verbrechers in anatomisch nachweisbaren Degenerationszeichen gefunden zu haben. Aber er hat sich sehr bald davon überzeugt, dass die zusammengestellten Merkmale, fliehende Stirn, abstehende Ohren, schief gestellte Augen und dergl. teils keine dem Verbrecher an sich eigentümlichen, teils keine angeborenen Degenerationszeichen sind. Daher hat er später selbst seine Ansicht modifiziert und statt eines Verbrechertypus Typen einzelner schwerer Verbrecher, wie des Mörders, des Diebes u. a. angenommen.

Doch auch in dieser Form fand seine Lehre keine Anerkennung. Sowohl der 2. kriminalanthropologische Kongress zu Paris als besonders auch der 3. anthropologische Kongress zu Brüssel im Jahre 1892 hat die Unhaltbarkeit der Lombroso'schen Lehre einmütig konstatiert.

Heute gilt sie wissenschaftlich als ein überwundener Standpunkt. Sie war eine vorübergehende Erscheinung. Aber trotzdem hat sie nachhaltig gewirkt wie keine andere Lehre.

Nachdem sie als Ganzes verworfen war, griff man Stücke derselben auf und entwickelte jeden der beiden an sich verschiedenen Grundgedanken weiter: 1. dass es einen Verbrechertypus, 2. dass es einen geborenen Verbrecher gebe.

So suchte der Franzose Tarde den Verbrechertypus aus erworbenen Eigenschaften des Verbrechers zu ermitteln. Es bedarf aber wohl kaum der Erwähnung, dass er hiermit ebensowenig, ja noch weniger Glück hatte als Lombroso mit seiner Theorie.

Liess sich der Verbrechertypus weder auf Anlage noch auf Erwerb zurückführen, so musste man die Unmöglichkeit einsehen, ihn in einem anthropologischen Sinn anzunehmen. Um so eifriger suchten Kriminalisten, wie z. B. Frank, einen Verbrechertypus im sozialen Sinn zu konstruieren. Demzufolge soll es einen Verbrechertypus nach der äusseren Erscheinung des Verbrechers geben, ähnlich wie den Typus eines Städters, eines Landmanns, eines Angehörigen eines bestimmten Berufsstandes, Pfarrers, Lehrers u. dergl. gebe.<sup>1)</sup> Es wäre sehr erfreulich, wenn Frank Recht hätte; denn dann hätte die Polizei leichtes Spiel, und schon nach dem Gesichte könnte man Gute und Böse scheiden, und es wäre nur zu verwundern, weshalb immer noch auch einsichtsvolle Menschen Schwindlern zum Opfer fallen.

Nein, leider ist auch die Annahme eines Verbrechertypus im sozialen Sinn unmöglich. Der s. g. Typus ist lediglich ein zur Kennzeichnung erfundenes Bild, das in den seltensten Fällen der Wirklichkeit entspricht.

Was sich in der Physiognomie und der ganzen äusseren Erscheinung ausprägt, sind Charaktereigenschaften und Gewohnheiten, beim Sittlichkeitsverbrecher z. B. Sinnlichkeit und Laster, aber niemals das Verbrecherische an sich. Das kann es nicht. Denn es gibt kein Verbrechen an sich, auch nicht einen Mord, einen Diebstahl an sich, sondern nur die nach einem bestimmten Strafgesetz sich als Mord oder Diebstahl qualifizierende Handlung.

Wichtiger als auf die Theorie vom Verbrechertypus war der Einfluss Lombrosos auf die Fortbildung der Theorie vom geborenen Verbrecher.

Zwei Richtungen lassen sich hier unterscheiden. Die eine hält an dem Resultat Lombrosos fest, begründet es aber anders. Und die andere gibt das Resultat auf, indem sie es wesentlich einschränkt, greift aber zurück auf die Argumentation Lombrosos.

Die erste Richtung ist diejenige, welche das Verbrechen, anstatt auf körperliche, auf geistige Anomalien zurückführt. Als ihren Hauptvertreter kann man wohl keute Kräpelin bezeichnen. Nach ihm sollen die Verbrecher mehr oder minder geistig defekte und unglückliche Kranke sein, denen gegenüber nicht so sehr ein Kampf als eine Therapie am Platze sei. Kräpelin und die ihm nahestehenden Kriminalpsychologen wollen natürlich auch nicht alle Verbrecher frei herumgehen lassen,

---

<sup>1)</sup> Frank, Vergeltungsstrafe usw., 2 Vorträge 1908, S. 36.

aber im Gegensatz zu Lombroso, der im Verbrecher einen auf eine atavistische Stufe Zurückgesunkenen sieht und darum Unschädlichmachung desselben wünscht, wie Geisteskranke bewahren und womöglich heilen.

Auch diese Theorie erweckt schwere Bedenken. Gewiss ist ohne weiteres zuzugeben, dass Verbrechen und geistige Störungen sehr oft Hand in Hand gehen. Aber es ist auch ebenso unzweifelhaft, dass es Verbrecher gibt, die geistig gesund sind, wie es geistig Kranke gibt, die nie eine Gesetzesübertretung begangen haben. Dabei unterstelle ich die Begriffe der Geistesgesundheit und der Geisteskrankheit in dem vulgären Sinne, mit dem allein die Rechtsordnung etwas anfangen kann. Im rein psychiatrischen Sinn mag man den Begriff der Gesundheit viel enger nehmen. Es gibt Psychiater, welche ganz ernsthaft meinen, dass 99<sup>0</sup>/<sub>100</sub> aller Menschen psychopathisch seien; dann sieht man aber jede Nervosität, jede schrullenhafte Eigentümlichkeit, vielleicht gar jede eigentümliche Angewohnheit schon als pathologisch an. Mit demselben Rechte könnte man dann auch 99<sup>0</sup>/<sub>100</sub> aller Menschen als körperlich krank bezeichnen unter dem Hinweis auf Zahn-, Haarkrankheiten oder geringfügige körperliche Leiden.

Von der weiteren Fassung des Begriffs der psychischen Krankheit aus wird man allerdings fast alle Verbrecher als pathologisch bezeichnen können. Aber mit gleichem Massstab gemessen, bleiben kaum Nichtverbrecher übrig, die nicht auch pathologisch wären. Die Grenzlinie zwischen Verbrecher und Nichtverbrecher muss bei diesem Standpunkt verschwimmen. Die Kräpelin'sche Auffassung lässt bei der Definition des Verbrechers völlig im Stich. Sie findet auch wenig Anklang bei den Kriminalisten.

Um so stärker aber vereinigen sich Juristen und Mediziner in einer anderen Fortbildung der Lombroso'schen Lehre. Diese Gruppe hält fest an dem Dogma vom geborenen Verbrecher, führt aber im Gegensatz zu Lombroso nicht jedes Verbrechen auf ererbte Anlage zurück und will nur dem geborenen neben dem gewordenen Verbrecher einen Platz sichern. Natürlich glaubt sie nicht mehr, dass der geborene Verbrecher die Anlage zu jedem Verbrechen besitze, sondern dass der eine zum Mord, der andere zum Diebstahl, der dritte zum Raub usw. beanlagt sei. Wer die Anlage zum Morde hat, ist also prädestinierter Mörder und trägt das Kainszeichen sein ganzes Leben lang mit sich herum, auch schon vor der Tat und vielleicht, ohne jemals

Gelegenheit zu haben, einen Mord zu begehen. Dann hätte man aber einen geborenen Mörder, der nicht Mörder ist!

Zum Mörder im juristischen Sinn kann jemand nur werden durch Verübung einer nach dem Strafgesetz als Mord gekennzeichneten Handlung. Und dieses Gesetz ist im Gegensatz zu dem die verbrecherische Anlage schaffenden und sich gleichbleibenden Naturgesetz ein willkürliches Menschenwerk, veränderlich nach Raum und Zeit. Selbst bei einer Handlung wie der Mord, den wir ohne weiteres definieren und mit Sicherheit als strafwürdig bestimmen zu können glauben, zeigen sich derartige Verschiedenheiten in der Beurteilung durch die einzelnen Völker, dass ganz dieselbe Tat bald strafbar, bald straflos, bald schwerer, bald milder strafbar erscheint. Auch dasselbe Volk hat seine Ansichten gewechselt. So sah z. B. der Römer ursprünglich die Tötung eines Mitbürgers, das *paricidium*, später die dolose Tötung irgend eines anderen Menschen, das *homicidium*, als schwerste Tötung, als Mord, an. Das germanische und altdeutsche Recht erblickten in der Vernichtung eines Menschen an sich das schwerste Delikt, so dass die deutschen Volksrechte auch die bloss zufällige Tötung mit der Mordstrafe belegten. Erst allmählich verengerte man den Mordbegriff durch Aufstellung von Schuld- und Strafausschlussgründen, bis ihn das neuere Recht auf die prämeditierte Tötung beschränkte.

Die prämeditierte Tötung unseres Rechts ist aber grundverschieden von dem, was andere Staaten, wie z. B. England und nordamerikanische Staaten, unter dem Morde verstehen. England legt mit seinem Mordkriterium *malice aforethought* auf die böse Gesinnung, unser Recht mit dem Kriterium der Ueberlegung auf eine Denktätigkeit des Täters Gewicht. Diese letztere ist nach englischem Recht ebenso unerheblich wie nach deutschem Recht die Gesinnung, in der der Täter handelte.

Wenn sich nun schon bei einem Delikte, das alle Kulturstaaten kennen, so grosse Differenzen ergeben, um so mehr zeigt sich die Verschiedenheit bei Delikten, die nur dem einen oder andern Volke eigentümlich sind.

Eine natürliche Anlage zu bestimmten Verbrechen muss demgemäss ebenso als ausgeschlossen erscheinen wie die Anlage zu dem Verbrechen an sich.

Wollte man nun aber einwenden, dass es allerdings zu dem, was man juristisch als Delikt bezeichnet, keine natürliche Anlage gebe, wohl aber zu der natürlichen Handlung, welche das Delikt bildet, also z. B. nicht zum Morde, aber zum Töten,



so wäre alles andere, nur keine verbrecherische Anlage behauptet. Denn der seiner Anlage nach zu Tötungen Geneigte braucht noch lange nicht der Neigung nachzugeben und, wenn er es tut, kein Verbrechen zu begehen. Es kann sich die Auslösung des auf Anlage beruhenden Reizes in völlig loyalen Grenzen halten.

Dieses Resultat ergibt sich schon bei der Voraussetzung, dass die Neigung zu einer bestimmten Art Handlung, wie z. B. zum Töten, wirklich angeboren sei. Ich bezweifle aber, dass diese Voraussetzung überhaupt zutrifft. Es beruht nicht die Handlung, sondern die geistige und körperliche Eigenschaft, aus welcher die Handlung hervorgeht, auf Anlage. Das aber ist eine sehr einfache Wahrheit. Um sie zu erkennen, bedurfte es wahrlich nicht der Theorie vom geborenen Verbrecher. Auch ohne Lombroso und seine Nachfolger ist es klar, dass leichter als ein anderer der Jähzornige beleidigt und tötlich wird, der Geldgierige wuchert, der Unzuverlässige veruntreut. Aber dabei ist es doch durchaus unrichtig, dass der Jähzornige der geborene Beleidiger, der Geldgierige der geborene Wucherer, der Unzuverlässige der geborene Veruntreuer sei. Die Ansicht, die in solchen Fällen einen geborenen Verbrecher vermutet, übersieht, dass jede kriminalistisch bedeutsame Tat, wie jede menschliche Handlung überhaupt, das Produkt zweier Faktoren ist, nämlich der Anlage und der Erziehung.

Von diesen beiden Faktoren erscheint die Erziehung keineswegs als unbedeutend. Das beweist für das Tierreich die Dressur, für die Menschheit die Kultur. Die Erziehung wirkt bisweilen so stark, dass die natürliche Anlage vollkommen zurücktritt<sup>2)</sup>.

Kann man ein Verbrechen nicht ausschliesslich oder vorwiegend auf Anlage zurückführen, so fehlt es an einem Grunde, die besondere Menschenklasse des geborenen Verbrechers anzunehmen. Müssen wir sie streichen, dann fällt die wesentlichste Gruppe der Einteilung weg, welche die soziologische Schule von den Verbrechern zu machen pflegt.

Dem geborenen Verbrecher stellt man noch verschiedene andere Verbrechergruppen zur Seite. So unterscheidet das Haupt der italienischen soziologischen Schule, Ferri, 5 Gruppen: Ver-

---

<sup>2)</sup> v. Schrenck-Notzing, Archiv für Kriminalanthropologie Bd. I, S. 24, erzählt z. B., dass man Wölfe mit Kartoffeln aufgezogen hat, so dass sie Fleisch unberührt liegen liessen.

brecherische Irre, geborene Verbrecher, Verbrecher aus erworbener Gewohnheit, Gelegenheitsverbrecher und Leidenschaftsverbrecher.

Ähnliche Unterscheidungen machen auch deutsche Kriminalisten. Der Begründer und Führer der deutschen soziologischen Schule, v. Liszt, teilt einfacher und schärfer ein. Er stellt nur 3 Gruppen von Verbrechern auf: 1. unverbesserliche 2. verbesserliche Gewohnheitsverbrecher, 3. Gelegenheitsverbrecher. Der geborene Verbrecher bildet also bei v. Liszt keine besondere Klasse. v. Liszt ist zu sehr Kriminalist, als dass er den Irrtum mancher Kriminalanthropologen teilen möchte. Aber auch er ist nicht frei von dem Einfluss Lombrosos. In seinen unverbesserlichen Gewohnheitsverbrechen steckt ein Rest von dem delinquente nato. Denn der Unverbesserliche wird nicht erst mit der Begehung des Verbrechens unverbesserlich. Er ist es schon zuvor, vielleicht von Haus aus und zufolge seiner natürlichen Anlage. Aber ob die Unverbesserlichkeit hierauf zurückzuführen ist, erscheint v. Liszt bedeutungslos. Ihm ist die Hauptsache die Unverbesserlichkeit selbst. Wo sie hervortritt, soll der Verbrecher statt gebessert unschädlich gemacht werden. Das bedeutet also einen Kampf gegen den Verbrecher bis zu dessen Vernichtung. Die Feststellung der Unverbesserlichkeitbürdet dem Richter eine schwere Verantwortung auf. Mancher Jurist hat, während er die einfach aussehende Regel auf ihre praktische Durchführbarkeit prüfte, sich sagen müssen, dass er keinen einzigen Fall kenne, in dem er das Urteil über einen wirklich Unverbesserlichen gefällt habe, sondern er habe im Gegenteil stets gehofft, dass die nunmehr erkannte Strafe den, wenn auch oft Vorbestraften endlich bessern werde. Wer über einen Verbrecher als einen Unverbesserlichen den Stab bricht, handelt leicht vorschnell.

Wohl kann und soll ein Richter entscheiden über die Bewertung einer menschlichen Handlung, aber nicht über den Wert oder Unwert der ganzen Person. Diese Beurteilung ist zudem die Entscheidung über ein Internum, auf das man nur Schlüsse ziehen kann aus äusseren Erscheinungen; deshalb sind aber die Schlussfolgerungen gewagt und unsicher. Als sicherstes Zeichen gilt die Menge der Vorstrafen. Doch auch dieses ist mehr als trügerisch. Die Vorstrafen hängen mit der Unverbesserlichkeit nur lose zusammen und werden meist durch zufällige Dinge bestimmt. Der oft vorbestrafte Hauptmann von Cöpenick hielt sich auf seiner Arbeitsstelle brav und genoss Vertrauen. Erst als ihm dieselbe durch polizeiliche Aus-

weisung genommen wurde, machte er den Beutezug nach Cöpenick. Dadurch zum berühmten Mann geworden, dem Geldmittel reichlich zuflossen, dachte er später nicht mehr an die Begehung von Vermögensverbrechen.

Nach der Lisztschen Theorie hätte er für unverbesserlich erklärt und unschädlich gemacht werden müssen. Sollte die Unschädlichmachung die Folge der Unverbesserlichkeit sein, so würde eine höchst unsichere Feststellung die ganze Existenz des Verbrechers dem richterlichen Ermessen in die Hand geben. Das wäre eine ungeheuerliche Härte.

Eine Härte der Lisztschen Theorie zeigt sich auch, wie bei der Bekämpfung der unverbesserlichen Gewohnheitsverbrecher, so bei der Bekämpfung der Gelegenheitsverbrecher. Sie sollen nach ihm durch eine sehr empfindliche Strafe von weiterem verbrecherischen Tun abgeschreckt werden. Dabei wird aber unberücksichtigt gelassen, das ein guter Teil der Gelegenheitsverbrecher nur aus dem augenblicklichen Affekt zu der Tat hingerissen wird und dann in der Reue über dieselbe bereits den Entschluss fasst, der weiteren Versuchung zu widerstehen.

(Schluss folgt.)

## Die Strafen für empörende Rohheitsdelikte

Ein Beitrag zu dem neuen österreichischen Strafgesetzentwurf  
vom

k. k. Landesgerichtsrate **Franz Janisch** in Eger.

Einer der tatkräftigsten Vorkämpfer der Jugendfürsorge in der Schweiz ist der hochbetagte, aber jugendlich-rüstige Kuhn-Kelly, der vielverdiente Präsident und Kinderinspektor der Gemeinnützigen Gesellschaft der Stadt St. Gallen. Immer finden wir von Autoritäten des Kinderschutzes und der Jugendfürsorge seinen Namen ehrend genannt und seine Vorschläge, als zu den besten zählend, an erster Stelle gestellt.

Dieser greise Kämpfer für Jugendschutz der Schweiz hat in einer Zeit, wo der Schnee von neunundsiebzig Wintern sein Haar zu Silber bleichte, eine Abhandlung, die, wie er selbst sagt, seiner gepressten Brust entronnen, geschrieben, welche den Titel trägt: „Ist körperliche Züchtigung opportun? — Eine Frage und ein Not-schrei.“ —

Diese Arbeit liegt vor mir und der Wunsch des Verfassers, mein Urteil hierüber ihm zugehen zu lassen.

Kuhn-Kelly erbringt an vielen schlagenden Beispielen aus dem menschlichen Leben untrüglich den Beweis dafür, dass zur Erhaltung einer möglichst gesunden Gesellschaftsordnung die Wiedereinführung der Körperstrafe bei empörenden Rohheitsdelikten, wo die vorhandenen, humanen Strafmittel versagen, ausnahmsweise bei Jugendlichen und Erwachsenen gleich gerecht und zwar gerade aus humanen Gründen zum Schutze der menschlichen Gesellschaft wird erfolgen müssen und schliesst mit folgendem Satze seine Abhandlung: „Wenn aber die Erfahrung gelehrt hat, dass bisherige Strafmittel nicht ausreichen, um der überhandnehmenden Rohheit Einhalt zu gebieten, so bleibt am End aller Enden nichts anderes übrig, als zum alleräussersten zu greifen, so sehr es auch dem sozialen Empfinden widerstrebt. Es ist gewiss bitter genug, dass das Verhalten in gewissen Kreisen sich derart gestaltet hat und die Gesellschaft in so hohem Masse bedroht ist, dass nur die Zuflucht zu solchen widerhaarigen Massregeln sie nicht nur vor weiterer Bedrohung möglichst schützt, sondern sie auch auf zukünftige erträglichere Zustände hoffen lässt — Ein Notschrei, der mit grosser Überwindung einer tief gepressten Brust entronnen ist.“

Kuhn-Kelly will den Vollzug der Körperstrafe nicht von Menschenhand, sondern durch maschinelle Vorrichtungen ausgeführt wissen.

In Österreich liegen die Verhältnisse gleich. Die aufsteigende Kriminalität der Jugendlichen, besonders bei Sittlichkeitsdelikten, Diebstählen und bei Straftaten aus Rohheit, birgt eine der menschlichen Gesellschaft drohende Gefahr in sich.

Die Rohheitsdelikte Erwachsener, die erziehungslos oder erziehungsvernachlässigt heranwachsen, nehmen erschreckend zu. Ständig wissen die Tagesblätter und die Gerichtssäle zu berichten über verwegene Einbruchsdiebstähle, wobei Menschen verletzt, beraubt oder bestialisch ums Leben gebracht wurden. Frauen und Mädchen werden vergewaltigt und, um die Spuren des Täters zu verwischen, erdrosselt oder selbst hingschlachtet. Sachbeschädigungen, wobei Menschen zu Grunde gehen, oft und oft verübt und Brände, wodurch auch Menschen ums Leben kommen, gelegt. Die Arbeit wird gescheut, sie ist verpönt; ohne sie, durch Verübung bestialischer Straftaten an Mitmenschen will man leicht und sorglos durch das Leben gehen. keine Autorität, kein Gesetz wird beachtet.

Nicht minder mehren sich aus gleichen Gründen schauerliche Kindermisshandlungen. Ein Beispiel aus jüngster Zeit zeigt die entsetzliche Rohheit einer Mutter: Sie hat ihrem erst vor kurzem aus der Findelanstalt übergebenen Kinde, einem siebenjährigen Mädchen, die Bluse mit einigen Stichen an die Haut des Rückens des Kindes



angenäht und das vor Schmerzen schluchzende Kind in die Schule, wo es nicht weinen durfte, gejagt, weil das herzlose Weib sich ihres Kindes entledigen wollte. —

Der § 12 des geltenden österreichischen Strafgesetzes —, welches bald einem neuen Strafgesetze Platz machen soll, — bestimmt: die Strafe der Verbrechen ist der Tod des Verbrechers oder dessen Anhaltung im Kerker. Eine Verschärfung der Kerkerstrafe bildete nach § 19 dieses Gesetzes auch die Züchtigung mit Stock- und Rutenstreichen.

Nach § 24 bestand die Züchtigung bei Jünglingen unter 18 Jahren und bei Frauenspersonen in Rutenstreichen, bei erwachsenen Personen des männlichen Geschlechtes in Stockstreichen und konnte höchstens 30 Streiche betragen. Die Züchtigung durfte nur gegen Rückfällige, erst nach vorausgegangener Erklärung des Arztes, dass sie dem Gesundheitszustande des Sträflings unnachtheilig sei, während der Strafdauer nicht öfter als einmal und nie öffentlich vollzogen werden.

Als Hauptstrafe konnte bei Vergehen und Übertretungen die körperliche Züchtigung nur in Stellvertretung der Arreststrafe (§ 260 bis b St.G.) bei Bestrafung der Unmündigen (§ 270 St. G.), bei Vergehen und Übertretungen gegen die öffentliche Ruhe und Ordnung (§§ 279, 280, 283 St.G.), gegen öffentliche Anstalten und Vorkehrungen (§§ 312, 315, 318 St.G.), gegen die körperliche Sicherheit (§§ 411, 428, 430 St.G.), gegen die Sicherheit des Eigentums (§§ 449, 450, 460, 461, 465, 470 und 481 St.G.) und gegen die öffentliche Sittlichkeit (§§ 512, 515, 524 und 525 St.G.), wie oben ausgeführt, zur Anwendung kommen, jedoch durfte sie höchstens 20 Streiche bei gleichen Beschränkungen im Vollzuge betragen (§§ 240 und 248 St.G.).

Durch das Gesetz vom 15. November 1867 wurde die Strafe der körperlichen Züchtigung in Österreich sowohl als Hauptstrafe und als Stellvertretungsstrafe der Arreststrafe, gleichwie als Neben- oder Verschärfungsstrafe und als Disziplinarstrafe unbedingt und ausnahmslos abgeschafft.

Zurzeit sind die strafbaren Handlungen der Kindheit d. i. bis zum vollendeten zehnten Jahre der häuslichen Züchtigung und in Ermangelung dieser aber oder nach dabei sich zeigenden besonderen Umständen der Abndung der Sicherheitsbehörde überlassen (§§ 238, 269, b und 273 St. G.).

Das Recht der häuslichen Zucht ist anerkannt, indem Eltern befugt sind, unsittliche, ungehorsame oder die häusliche Ordnung und Ruhe störende Kinder auf eine nicht übertriebene und ihrer Gesundheit unschädliche Art zu züchtigen. In keinem Falle jedoch

darf die Züchtigung bis zu Misshandlungen ausgedehnt werden (§§ 145 A.B.G.B.; 413—416, 525 St.G.).

Die aus allen Ländern Österreichs über die Ursachen, Erscheinungsformen und die Ausbreitung der Verwahrlosung der Jugend für den ersten österreichischen Kinderschutzkongress, Wien 1907, erstatteten Berichte eröffnen „einen Einblick in diese Welt des Verkommens und Verderbens, wie er sich bisher noch nicht geboten hat. Ohne zu verschleiern und ohne zu übertreiben, durch sorgfältig gesammelte Ziffern und die Erzählung von Tatsachen wird diese soziale Erscheinung festgehalten. Diese Berichte sind Alarmrufe, die von allen Seiten erhoben werden, laut und eindringlich, aber nicht ohne vorhergehende gewissenhafte Abwägung aller Umstände, die in Betracht kommen.“<sup>1)</sup>

Eine der Ursachen der Verwahrlosung Kinder und Jugendlicher bilden hiernach die unzulänglichen Strafmittel der Schule. Wie bei der Erziehung im Elternhause ohne Strafmittel sehr oft die Erziehung der Kinder nicht durchgeführt werden kann, so ist dies auch bei der Erziehung in der Schule der Fall. Die der Schule zu Gebote stehenden Disziplinarittel reichen aber oft nicht aus. Der unverbesserliche, lügenhafte, rohe und trotzig Junge soll fürchten müssen, dass er, wenn alle anderen Erziehungsversuche nichts fruchten, endlich auch körperlich gezüchtigt werden kann. Durch das Verbot der körperlichen Züchtigung in der Schule wurde auch die Zuchtrute in vielen Elternhäusern und zwar zumeist gerade dort, wo sie am meisten not täte, verdrängt. Die Eltern selbst greifen nicht strafend ein; die Kinder verlieren, wenn sie in solchen Fällen in Schutz genommen werden, die Achtung vor jeder Autorität. Der strafwürdige Knabe triumphiert, findet bei seinesgleichen Bewunderung und Nachahmung, gewinnt durch das Bewusstsein der Straflosigkeit Anregung zu neuen bösen Streichen und Schlechtigkeiten, während die Furcht vor am eigenen Leibe empfundener Strafe die Mehrzahl der Kinder vor neuen Fehlritten zurückschrecken würde, so dass sie sich nicht schon vor erreichtem 14. Lebensjahre an alle Schlechtigkeiten gewöhnen und als Jugendliche Rohheitsdelikte ärgster Art ausführen.

Wo der Mensch zur Bestie entartet, durch Rohheitsdelikte der größten Art die menschliche Gesellschaft gefährdet und seine Mitmenschen grundlos verletzt, tötet, mordet, oder so um Habe und Gut bringt, hat er das Anrecht auf eine humane Freiheitsstrafe verwirkt. In einem solchen Falle sind alle Strafmittel ohne Erfolg und

---

<sup>1)</sup> D' Baernreithers Einleitung zu den Kongressschriften des I. österr. Kinderschutzkongresses, Wien 1907.

müssen deshalb zur Abschreckung, Besserung oder Vergeltung neben der Todesstrafe Körperstrafen, wodurch der Unhold am eigenen Leibe die Wirkungen seines grausamen, bestialischen Handelns einigermassen verspürt, in Anwendung kommen.

Die Erfahrungen und die Ergebnisse der Statistik lehren, dass bei Erwachsenen und Jugendlichen die Rohheitsdelikte sich zusehends mehren und eine Verwilderung, Rohheit und Unsicherheit eingetreten ist, wodurch das ruhige und friedliche Zusammenleben der Menschen gefährdet, oder gar unmöglich gemacht wird. Deshalb müssen gegen solche Taten der Rohheit die Strafmittel der Todes- und Körperstrafe verfügbar werden und bleiben.

Und selbst wenn diese Strafen äusserst selten und nur ausnahmsweise zur Anwendung kommen, die strafende Gerechtigkeit muss sie im äussersten Falle anwenden können, um solche Untaten gesetzlich wirksam zu sühnen.

Sollten diese Strafen schon durch die gesetzliche Festlegung ohne wirkliche Anwendung ihre Wirkung durch Abschreckung üben, dann um so besser. Die Rohheitsdelikte werden seltener werden, die menschliche Gesellschaft den notwendigen Schutz erhalten und der Erfolg schon durch die gesetzliche Einführung der Körperstrafe erreicht werden.

Auch als Disziplinarstrafe bei äusserst widerspenstigen, gewalttätigen Häftlingen ist die Körperstrafe erfahrungsgemäss nicht immer zu entbehren.

Möge das neue österreichische Strafgesetz nicht nur human gegen Verbrecher verfahren, sondern auch Gerechtigkeit gegenüber der übrigen menschlichen Gesellschaft üben. Durch erfolgversprechende Strafmittel muss die menschliche Gesellschaft vor den rohesten Übeltaten, von den Auswürfen der Menschheit geschützt werden. Das fordert die Humanität gegen die menschliche Gesellschaft, welche der Humanität in der Strafbehandlung der Verbrecher die notwendige Grenze zieht. Nur in der Beschränkung der Humanität nach diesen beiden Richtungen wird das neue österreichische Strafgesetz Gerechtigkeit üben und in solchen Straffällen von Erfolg begleitet sein.

Das freie England, wo die Jugendfürsorge auf vorbildlicher Höhe steht, kann, wie englische Autoritäten bestätigen, die moderne „neunschwänzige Katze“ als Strafmittel nicht entbehren. In Dänemark brachte man kürzlich die Körperstrafe zur Wiedereinführung. In der Schweiz erschallt bei aller Freiheit ein ehoreicher Ruf nach einem wirksamen Strafmittel bei Straftaten aus Rohheit, — nach der Körperstrafe.

Österreich tue aus Humanität für deine Staatsbürger und zur Erhaltung einer gesunden Gesellschaftsordnung ein Gleiches.

## VI. Rechtsprechung.

### Ueber die Grenze von Recht und Sittlichem, in einem Falle verwerflichen Kundenfanges.

Urteil des Landgerichts Dresden  
vom 5. April 1911 zu 8 Dg 73/11 mit Bemerkungen dazu  
von  
Landgerichtsrat Dr. **Hans Meyer**, Dresden.

Der Kläger hat in sozialistischen Lokalblättern ganze Seiten gepachtet und auf ihnen ein „Bezugsquellenverzeichnis“ für den betr. Ort eingerichtet, d. h. eine Zusammenstellung von Geschäftsanzeigen nach Geschäftszweigen geordnet. Er bearbeitet durch Reisende die kleinen Geschäftsleute der Orte, um sie zum Einrücken zu bewegen, u. a. mit der drastisch ausmalenden Warnung vor den Folgen ablehnender Haltung, indem er den Boykott durch die Arbeiterkundschaft als Wirkung des sozialistischen Parteiterrorismus in sichere Aussicht stellen lässt. Ein so erzielter Abschluss wurde für nichtig erklärt aus folgenden **G r ü n d e n**:

Folgt man der Darstellung, die der Kläger von den tatsächlichen Verhältnissen, und derjenigen, die sein Reisender von den Bestellungsverhandlungen gibt, so lässt sich der Auffassung die Berechtigung nicht bestreiten, dass der Letztere nicht ohne Geschick es verstanden habe, das Zustandekommen der Tatbestände sowohl der arglistigen Täuschung wie der Drohung (§ 123 B.G.B.) zu vermeiden und doch die Vorteile voll auszunutzen, die ihm die eigenartige Sachlage als Beweggrund für den Beklagten zum Abschlusse bot. Freilich kommt es auf die **W o r t e** nicht an. Entscheidend sind allein die Eindrücke, die das Gesagte nach der Berechnung des zum Abschlusse Zuredenden auf den Andren gemacht hat. Immerhin wird in solchem Falle nicht bloss der Nachweis der äusseren Tatbestände von Täuschung und Drohung schwierig, sondern auch die Feststellung der eigentlichen Ursache der Willensbeeinflussung beim Gegner. Eine Schwierigkeit ist übrigens schon damit gegeben, dass sich die Ursächlichkeit auf zwei Einflüsse, Irrtum und Furcht, verteilen soll. Denn damit wird jeder von ihnen in seiner Wirkung zweifelhaft, wesentlich zweifelhafter jedenfalls als da, wo er nach



dem gegebenen Sachverhalte für sich allein gewirkt hat. In allen solchen Fällen besteht Anlass zur Erwägung, ob denn mit den hervorgehobenen einzelnen Willensmängeln der Tatbestand der Fehlerhaftigkeit des Geschäftsschlusses sich erschöpft, ob ihm also mit der Erörterung bloss i h r e r Voraussetzungen sein volles Recht geschieht. Denn die Willensbeeinflussung erscheint dann als Ausführung eines wesentlich verwickelteren weitergreifenden Planes, der sich nicht völlig unter jene beiden Gesichtspunkte bringen lässt. Erscheint dieser Plan von vornherein nicht einwandfrei, so ist damit zu rechnen, dass sich bei allseitiger Aufdeckung auch ein umfassender Gesichtspunkt für seine rechtliche Beurteilung finden lässt. Führte diese Beurteilung zur Versagung der rechtlichen Anerkennung für den rechtsgeschäftlichen Vorgang, so würde sich damit dessen Prüfung im Hinblick auf die zweifelhaften einzelnen Anfechtungsgründe erledigen. In die Erwägung dieses Gesichtspunktes, den das Parteivorbringen an die Hand gibt, ist auch ohne besondere Anregung einer Partei von Amts wegen einzutreten (vgl. z. B. S.A. 64, 135).

Nach den teilweise übereinstimmenden, teilweise sich ergänzenden Ausführungen des Klägers und seines Zeugen benutzen die politischen Parteien, und in besonders hohem Grade die sozialdemokratische, zur Erhaltung der Lebensfähigkeit ihrer Parteipresse mit Hilfe der Einnahmen aus dem Anzeigenteil einen gewissen Druck auf die Parteigenossen in der Richtung, dass sie zur ausschliesslichen Aufsuchung der dort einrückenden Geschäfte drängen, also planmässig von der Beschäftigung anderer gleichartiger Gewerbetreibender abhalten. Es soll das hinsichtlich der sozialistischen Presse mit solchem Kraftaufwande und solchem Erfolge geschehen, dass ohne Anzeigen in ihr auf die Kundschaft von Arbeitern, die in der Hauptsache jener Partei folgen, überhaupt nicht mehr gerechnet werden kann. Diese seine eigene Darstellung muss der Kläger — hier, wie in weiteren Punkten — als Ausgangspunkt für die Beurteilung seines Verhaltens gelten lassen. Sie ist übrigens auch nach dem, was allgemein bekannt ist, nur glaubhaft. Um so mehr als die nämliche Erscheinung sich überall da wiederholen dürfte, wo eine scharf einseitig gerichtete Parteipresse besteht, die von der Pflege zugespitzter politischer Parteiung lebt, wie dies bei den extrem wirtschafts- oder konfessionspolitischen Parteiorganen der Fall ist. Hier wie dort geht also das Bestreben dahin, den natürlichen Kundenkreis beliebiger Gewerbe in dem Sinne zu beeinflussen, dass die Auswahl der Lieferanten nicht durch sachliche Gesichtspunkte (Güte der Leistung, Angemessenheit der Preise, örtliche Beziehungen) bestimmt wird, sondern durch den unsachlichen des Einflusses der politischen (wirtschafts-, konfessionspolitischen) Partei. Und diese

Beeinflussung erfolgt lediglich im Geldinteresse der Parteipresse, und mittelbar im Interesse der Partei, sei es im politischen Interesse der Erhaltung der Parteiorgane, sei es sogar im Vermögensinteresse der an den Reingewinnen ihrer Presse beteiligten Partei. Dabei besteht nicht bloss Gleichgültigkeit gegen die Frage der Lebensfähigkeit derjenigen, die sich von der Benutzung der Parteipresse fernhalten, sondern sogar — wieder nach dem Kläger — das Bestreben, ihnen die nötige Kundschaft möglichst zu entziehen, um jene Benutzung als Mittel zur Erhaltung des Kundenkreises recht vorteilhaft erscheinen zu lassen, vielleicht also sogar im Rechtssinne der Eventualvorsatz, ihre Existenz zu bedrohen. Die Gründe, die nach der herrschenden Meinung den Boykott jedenfalls unstatthaft erscheinen lassen, unsachliche Zwecke und Ausdehnung bis zur Existenzgefährdung (vgl. aus neuerer Zeit R.G. 66, 383; Gruchot 52, 1034; 53, 86; 54, 646; S.A 60, 228; 62, 332; O.L.G.R. 14, 40 je mit Anführungen und Oertmann, B.A.33, 232 — 236; Dick, ebenda S. 125, 130) liegen also hier wenigstens annäherungsweise vor; sie sind im Wesen der parteipolitischen Ziele begründet. Diese Ziele müssen freilich auch das Urteil über den sittlichen Wert der Beeinflussung der Parteigenossen zum Nachteile der Gewerbetreibenden mildern, mindestens deshalb, weil das Hinausgehen über den Kreis des Einwandfreien bei der Wahl der Massnahmen im politischen Parteikampfe stets mit auf den naturgemässen Mangel an Augenmass für den Wert der Parteizwecke zurückgeht, und weil ein starker gegenseitiger Anreiz dazu in dem Verhalten der gegnerischen Parteien auf beiden Seiten gegeben ist.

Anders stellt sich in dieser Hinsicht die Frage hinsichtlich der Statthaftigkeit des Verhaltens eines Dritten, der diese unerfreuliche, wenn auch entschuldbare, Lage planmässig für seine eigennützigen Zwecke ausnutzt. Bei ihm fällt der bis zu gewissem Grade verzeihliche parteipolitische Beweggrund ganz weg. Die Unsachlichkeit des Zwecks, die dort bloss in der Ablenkung wirtschaftlicher Vorgänge von der natürlichen Gestaltung aus parteipolitischen Rücksichten hervortrat und Anstoss erregte, steigert sich hier sozusagen zur Erhebung in die zweite Potenz, wo der Geschäftsmann den an sich und in seiner besonderen Folge bedauerlichen Parteigegensatz wieder für seinen Geldvorteil nutzbar macht. Der Kläger insbesondere will nichts als Geld verdienen, indem er die Ausschreitungen der Partei-Selbstsucht und -Leidenschaft und ihre schädigenden Wirkungen auf den wirtschaftlichen Verkehr als Mittel benutzt. Ihm kommt nicht einmal zugute, dass er etwa zugleich parteipolitische Zwecke mit fördern will; denn er selbst steht der in Frage kommenden Partei fern, und wird von ihr in schärfster Weise abgelehnt.

Es kommt aber weiter noch hinzu, dass er sich nicht einfach damit begnügt, eine einmal gegebene, ohne sein Zutun zustande gekommene bedauerliche Erscheinung, die Gelegenheit erfassend, auszunutzen, um aus der üblen Lage der davon Betroffenen Vorteil zu ziehen. Denn er wird selbst dazu tätig, um jene Erscheinung und diese Lage wesentlich zu verschärfen, wenn nicht gar sie im Einzelfalle erst zu schaffen. Und zwar in doppelter Richtung. Einmal wird nach seiner eigenen Auffassung erst durch die Ausgestaltung der Anzeigen-Einrichtung, wie sie das Bezugsquellenverzeichnis bringt, die Inanspruchnahme der Kundenwelt für den Dienst der parteipolitischen Presse wirklich durchgreifend; und das soll sogar insofern sein alleiniges Verdienst sein, als es der Parteipresse selbst überhaupt nicht möglich sein würde, eine gleiche Einrichtung zu schaffen. Und sodann lässt er die Geschäftswelt planmässig durch Reisende, deren Besuch durch Voranzeigen wohl vorbereitet ist, bearbeiten, um ihnen die von ihm selbst wesentlich mit geschaffene Gefahr zum Bewusstsein zu bringen, und sie dadurch zu einem Kostenaufwande zu bestimmen, den sie sonst nicht machen würden, und auch nicht zu machen brauchten, weil eine damit abzuwendende Gefahr nicht, oder doch nicht irgendwie dringend bestände. Letzteres insbesondere lässt sein Vorgehen wenigstens nahe an eine Drohung i. S. des § 123 B.G.B. heranstreifen. Eine sogar ziemlich starke Einschüchterung findet in jedem Falle statt, gleichviel, ob ausdrücklich mit dem Kundenschaftsverluste im Falle der Nichtbenutzung der Anzeigeneinrichtung gedroht, oder das zwar vermieden, aber doch durch eine Klarlegung der Folgen dieses Verhaltens mit gleicher Wirkung auf den Geängsteten ersetzt wird. Und wenn eine Tätigkeit des Klägers zur Verwirklichung des gefürchteten Übels in der Zukunft nicht in Frage kommt, so liegt das bloss daran, dass er eben planmässig eine allgemeine Einrichtung getroffen hat, die dann selbsttätig für alle Fälle in dieser Richtung wirksam werden muss.

Schliesslich verschärft sich das Urteil über diese Art Beeinflussung der auf solchem Wege gewonnenen Geschäftsleute noch durch eine Reihe keineswegs unwesentlicher Nebenumstände. Die Einschüchterung besteht in dem Zwange nicht bloss zu einem Geldopfer, sondern jedenfalls in weitem Umfange auch zu einer Verleugnung der eignen politischen Parteistellung aus Furcht vor Vermögensschaden; denn ebensowenig wie der Kläger nehmen die betreffenden Gewerbetreibenden an sich Anteil an den Zielen der politischen Partei, deren Presse sie ihre Anzeigen zuwenden. Ersichtlich handelt es sich ferner überall um „kleine Leute“, die die Sorge um die Erhaltung ihrer Existenz besonders drückt, und die der Bearbeitung durch die Organe eines wohlgeordneten grossen Betriebes



von vornherein wehrlos gegenüberstehen. Die planmässige Inangriffnahme ganzer Kreise von Geschäftsleuten macht es für den Einzelnen weiter noch schwerer sich auszuschliessen. Und endlich ergibt das Auftreten mehrerer Reisender in wesentlich gleichartiger Weise und zwar mindestens unter Berührung der Grenzen sogar strafbarer Handlungsweise eine allgemeine Weisung zu scharfem rücksichtslosen Vorgehen von seiten des Unternehmers, wobei die gelegentliche Überschreitung jener Grenzen so nahe liegt, dass sie als von diesem mit in Kauf genommen erscheinen muss.

Der rechtliche Gesichtspunkt nun, unter dem die Ablehnung so erzielter Abschlüsse nach geltendem Gesetze möglich ist, ist allein der des Verstosses gegen die guten Sitten im Sinne von § 138 B.G.B. Damit ist die Möglichkeit erheblicher Zweifel hinsichtlich der Entscheidungen von vornherein gegeben. Aus der Fülle der für solche Fälle sich erhebenden Bedenken (vgl. insbesondere die reichhaltigen Erörterungen von Dick B.A. 33, 74 ff.) werden aber für die vorliegende Frage nur folgende in Betracht kommen.

Die Möglichkeit an sich, eine derartige Willensbeeinflussung als sittlich anstössig anzusehen, wird noch am wenigsten in Zweifel gezogen werden können. Mit den Gegenständen des Geschäfts hängt sie allerdings gar nicht zusammen und auch der Inhalt des Geschäfts wird davon kaum berührt. Aber über die Einschränkung des beachtlichen Verstosses gegen die guten Sitten auf diese Elemente des Geschäfts (vgl. Sächs. B.G.B. §§ 90, 79, 793, Motive zum B.G.B. 1, 211) ist ja das geltende Gesetz bewusst hinweggegangen (vgl. Protokolle 1, 123), und hierüber besteht auch in der Anwendung desselben kaum noch Streit, wie ein Überblick über die Rechtsprechung (vgl. Dick a. a. O. von Seite 110 an) ergibt. Fragen kann sich immer nur, wie weit das anstössige Verhalten eines Beteiligten beim Abschlusse in Betracht zu ziehen ist, und zwar einerseits gegenüber dem allgemeinen Bedenken, dass Absichten, Ziele, Zwecke allein nicht genügen, um eine tatsächliche Sittenwidrigkeit herzustellen (vgl. Dick, S. 79, 134), andererseits gegenüber den Sondervorschriften des Gesetzes für einzelne Fälle solcher Sittenwidrigkeit (vergl. ebenda S. 96). Aber hier ist die Bewertung nicht bloss des Geschäftsplanes des Klägers, sondern gerade auch seiner Mittel in Frage (vergl. übrigens u. a. Gruchot 53, 683; S.A. 65, 178). Und ein Widerspruch mit anderen Gesetzesbestimmungen kann nach Lage des Falles nicht in Frage kommen. Allerdings ist es immer noch sehr bestritten, ob und wie weit der Ausbeutung fremder Zwangslage, gerade nur unter den Voraussetzungen des § 138 II B.G.B. entgegenzutreten ist (vgl. einerseits Dick S. 93, andererseits Stammler, Richtiges Recht S. 401 und R.G. 64, 182).



mit 72, 69; Gruchot 54, 995, auch O.L.G.R. 12, 112) und inwiefern Arglist (vgl. Dick S. 97 und R.G. 59, 156; 62, 384; 63, 112; 72, 218; 74, 1), insbesondere im Falle der Gläubigerbenachteiligung (Dick ebenda, R.G. 56, 230; 74, 227; Gruchot 49, 352; 51, 890), oder Drohung (vgl. Gruchot 53, 685) nur als Anfechtungsgründe nach § 123 B.G.B. und nach den technisch sog. „Anfechtungs“vorschriften in Betracht gezogen, also auch nur bei erschöpfender Feststellung der Tatbestände diese Bestimmungen beachtet werden dürfen. Aber nach den obigen tatsächlichen Feststellungen handelt es sich im gegebenen Falle eben nicht um derartige Tatbestände, sondern um die ganz eigenartige Bedrängung zur Abwehr nicht fähiger Gegner durch Schaffung, oder mindestens wesentliche Verschärfung und Ausnutzung einer besonderen erheblichen Gefahr aus arglistigem Beweggrunde und mit anstössigen Mitteln. Ein solcher Fall steht den sonst schon mehrfach, wenn auch vielleicht noch nicht erschöpfend (vgl. Hagen bei Gruchot 52, 514) erörterten Fällen der Ausbeutung fremder Schwäche durch seelische Beeinflussung (vgl. die Anführungen ebenda S. 507 und ferner die Fälle dort 53, 405; S.A. 61, 222 = O.L.G.R. 12, 239; 112; 16 = S.A. 61, 352; R.G. 67, 393? 72, 68; auch 74, 312) mindestens gleich.

Wegen des erforderlichen Grades der Verfehlung (vgl. Dick, S. 94 ff. mit Anführungen und dazu neuestens R. G. 73, 113) lässt sich aber lediglich auf die eingehend festgestellten Anstösse verweisen, die das Vorgehen des Klägers nach den verschiedensten Richtungen erregt, und nur ausdrückliich weiter feststellen, dass nach der Auffassung des erkennenden Gerichts der vorliegende Fall sich von ähnlichen, bloss intellektuell oder ästhetisch bedenklichen doch zu wesentlich abhebt, als dass er noch als moralisch unbedenklich angesehen werden könnte. Einzelaufführungen in dieser Richtung können bei der nicht zu überwindenden Verschiedenheit der Massstäbe für sittliche Bewertung von Handlungen zumal des Geschäftsverkehrs nicht weiter überzeugen; auf sie ist daher zu verzichten.

Die Grundanschauung des mitgeteilten Urteils ist, wie dieses erkennen lässt, schon bei seinem Entstehen auf Gegnerschaft gestossen. Sie wird das auch sonst. Wo es sich fragt, welche sittlichen Anforderungen im Namen des Rechtes zu stellen sind, da sind ja auch Meinungsverschiedenheiten in der Natur der Sache begründet. Für den Richter als Diener des geltenden Staatsgesetzes kommt aber nicht sein persönlicher Standpunkt in Betracht, sondern dessen Stellung zu der Frage, mag sie ihm auch nicht einwandfrei erscheinen, und die Ablehnung eines strengeren Urteils wird es vermeiden müssen, in eine Kritik des Gesetzes umzuschlagen, wenn sie

für die Rechtsprechung beachtliches bringen will. (Vgl. z. B. Staudinger Anm. 2 b zu § 138 B.G.B.)

Dass das Deutsche B.G.B. in allen seinen Teilen, ganz besonders aber mit dem absichtlich weit gefassten § 138 Abs. 1 und mit der Einordnung des Wucherfalls als Beispiels in den Begriff des Unsittlichen die Grenze zwischen Unrecht und blosser Unsittlichkeit nicht verwischen, wohl aber wesentlich zugunsten des Ersteren verschieben, einen beträchtlichen Teil der Unsittlichkeit, das Grob-Unsittliche, rechtlich verpönen will, ist unbestreitbar und immermehr unbestritten. (Vgl. dazu jetzt besonders Gruchot 53, 683; Seuff. Arch. 65, 178). Als weitere Nachbarfälle des oben erörterten ist ausser dem Sonderfalle der Ausbeutung intellektueller Schwäche (Literatur s. oben), der in Ausnutzung offener Verknennung der Lage besteht (dies der heutige Gesichtspunkt der *laesio enormis* — vgl. Seuff. A. 61, 351 = O.L.G.R. 12, 16; ebenda S. 112; Gruchot 53, 405; 54, 995 gegen R.G. 64, 182) auch die von sittlichen Defekten (Spielwut, O.L.G.R. 18, 34 ff) bekannt. Einen besonders lehrreichen Fall behandelte kürzlich ein Urteil des Landgerichts Dresden vom 10. Febr. 1909 zu 3 Cg 200/07: Ein Halsabschneider hatte einem leichtsinnigen Leutnant eine Erbschaft von 84 000 Mk. binnen  $\frac{3}{4}$  Jahren in der in solchen Fällen gewöhnlichen Weise durchbringen helfen, indem er die Flüssigmachung der Anlagen bei Banken usw. vermittelte; seine Ansprüche auf Provision und Auslagenersatz wurden aberkannt, weil der Vertrag, auf den sie gestützt wurden, als unsittlich nichtig sei.

Der Inhalt des geltenden Gesetzes, wie er in diesen Entscheidungen zutage tritt, ist aber auch für unsere Zeit als „richtiges Recht“ anzuerkennen; von unberechtigtem Moralisieren des Rechts kann nicht die Rede sein.

Die Theorie der Ethik, der hier das entscheidende Urteil gebührt, kann gegen die Grenzregelung des B.G.B. zwischen Sittlichkeit überhaupt und Recht insbesondere nichts einwenden. Im Gegenteil — diese ist nur der treue Ausdruck ihres derzeitigen Standes.

Gegenwärtig hat die „relative“, „teleologische“, „energetische“ Auffassung des Sittlichen die „absolute“, „autoritative“, „moralistische“ wieder einmal überwunden.“ Ihre Herrschaft erkennen auch die Gegner an, die ihr Bild zu verzerren lieben (vgl. Rein, Grundriss, 3. Aufl., 1910, S. 55 mit S. 89 ff.). Sittengesetz ist danach die Summe der, ausreichende Autorität in sich selbst tragenden, Anforderungen des allgemeinen Wohles an den Einzelnen vom idealen Standpunkte aus. (Vgl. z. B. Paulsen, Ethik, Buch II, Kap. 1, Wundt, Ethik, Abschn. III, Kap. 4, Ihering, Zweck im Recht, Kap. IX.) Für das Recht ist die entsprechende

Auffassung im Grunde genommen als allein herrschend zu bezeichnen. Zwar gibt es auch hier eine absolute, autoritative. Aber deren völlig folgerichtige Durchführung, wie sie neuerdings aufs anschaulichste Bruno Schmidt geleistet hat (besonders im Staat, 1896, und im Gewohnheitsrecht als Form des Gemeinwillens, 1899), stellt klar, dass sie unter Recht etwas anderes versteht, als was die herrschende Lehre in Übereinstimmung mit dem Leben dabei im Auge hat, nämlich den Gemeinschaftswillen, insbesondere den Staatswillen, d. h. vom Standpunkte der anderen Rechtsauffassung aus eine Tatsache des Lebens überhaupt, also u. a. auch des sittlichen und des Rechts-Lebens, vor allem aber doch der psychologischen Betrachtung schlechthin. Diese Rechtstheorie bleibt hier billig als Lehre von einem anderen Gegenstand ganz ausser Betracht. Das Recht nach der Auffassung des Lebens und der herrschenden, relativen, Lehre, das Recht als „Summe des Beschränkungen des Einzelnen zum Zwecke der Coexistenz Aller“, um die alte treffende Definition zu wiederholen, ist der Art des Inhalts nach vom Sittengesetze überhaupt nicht zu unterscheiden. Nur von einem Gradunterschiede kann noch die Rede sein; das Recht erscheint als die Linie, auf der sich der Egoismus als der Individualsinn und der Altruismus als der Gemeinsinn treffen und scheiden. Recht ist dann nichts anderes als der jeweilige Maximal-Egoismus, den die Zeitanschauung noch zulässt, oder die jeweilige Minimal-Moral, die sie als unerlässlich fordert. So hat es schon Jellinek in seiner frühen Schrift über die soziaethische Bedeutung von Recht und Strafe (1878), S. 42 ff. als das „moralische Minimum“ bezeichnet. In der Vorrede zur 2. Auflage (1908) nennt er selbst dies ein geflügeltes Wort. Aber doch ist es noch weit entfernt, als solches in den Kreisen gebraucht zu werden, die es am meisten angeht. Und erst recht ist die Anschauung, die es ausdrückt, obwohl nur die Konsequenz grade des herrschenden Rechtsbegriffs, unseren Juristen überwiegend fremd. Nur unbewusst drängt sie wie schon vor Jellinek nach seinen Anführungen a. a. O. auch später immer wieder die Gegner bei ihren Begriffsbildungen und Abgrenzungen zu Konzessionen oder doch Anklängen. Wenigstens möchte man solche z. B. in Bierlings Aufstellung der allgemeinen Anerkennung als Kriteriums des Rechts erblicken (Prinzipienlehre Band I S. 19, 40, 52 usw.), ebenso wie in Stammlers (Richtiges Recht S. 84 ff.) Versuche der Wiedervereinigung von Recht und Sittlichkeit. Mit der Zurückführung der Abgrenzung von Recht und Sittlichkeit auf einen blossen Gradunterschied ihrer Forderungen scheidet auch die Bedeutung der „Gesinnung“ als trennendes Moment aus. (Paulsen a. a. O. unter 3, gegen Bier-

ling S. 22, Stammler S. 52 u. ff., und, um auch einen juristischen Praktiker sprechen zu lassen, Boethke bei Gruchot 51, 251). Die Gesinnung kommt gleichermassen als Kriterium weder der objektiven Moralität noch der Rechtlichkeit einer Handlung in Betracht, sondern nur als die einzig sichere Gewähr für sittliches Verhalten (Paulsen a. a. O. gegen Bierling S. 23, Stammler S. 87, wie auch für rechtliches (so schon Ihering, Zweck Band II S. 8, trotz seiner Zwangstheorie, Kap. 8 und Band II S. 59 f. — Ausgleich Band II S. 181). Gerade darin liegt ihre hohe, erst jetzt richtig zu würdigende, Bedeutung, die aber für Sittlichkeit und Recht gleich wesentlich ist. Ihr ästhetischer Wert aber und der daraus fliessende egoistische Genuss, den sie bereitet, hat hier ausser Betracht zu bleiben, wie viele auch ihren sittlichen Wert mit diesen beiden, praktisch recht erheblichen, Seiten der sog. moralischen Gesinnung wechseln mögen.

Ein Gesetzgeber, der auf der Höhe der Sittenlehre seiner Zeit stehen wollte, konnte also gar nicht anders, als auch für die staatliche Privatrechtsordnung zur blossen Gradabstufung von Recht und Sittlichem gelangen. Notwendig musste er dabei freilich als Übelstand die subjektive Ungewissheit der Grenze in Kauf nehmen, die mit der Preisgabe der rechtlichen Entscheidung in weitem Umfange an das naturgemäss individuelle Moralempfinden des zufällig dazu berufenen einzelnen Richters gegeben ist, obwohl es sich für die rechtliche Verpönung immer nur um das Grob-unsittliche handelt. Diese Ungewissheit findet in Regeln, wie sie in R.G. 55, 367; 58, 234; 73, 113 geförmelt werden, kein Korrektiv, sondern grade ihren Ausdruck; man darf dort nie mehr suchen als den Satz, dass nicht der höchste Grad des Sittlichen, sondern nur ein gewisses Durchschnittsmass zu verlangen sei. Zu heben ist die Ungewissheit nur für den Einzelfall, und nur mit denselben Mitteln, wie sie schon die alten Römer anwandten, die, als praktische Vertreter einer folgerecht durchgeführten relativen Moral, den gleichen Grundsatz hatten wie unsere Zeit und daher vor derselben Schwierigkeit standen (Vgl. Cicero, off. 3, 50—72; Dig. 4, 3, 1, 2; 44, 4, 2 pr.). Ist ja doch zumal unser § 826 B.G.B. nichts anderes als eine Übersetzung des Aquilischen Edikts de dolo malo.

---



## VII. Literatur.

### Besprechungen.

**Sigmund Adler**, Die politische Gesetzgebung in ihren geschichtlichen Beziehungen zum allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche. Festschrift zur Jahrhundertfeier des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches.

Die **Adler'sche** Schrift enthält einen in jeder Beziehung sehr lehrreichen und interessanten Beitrag zur Geschichte der Kodifikation in Österreich. Der Verfasser zeigt, mit welch umfangreichen Plänen man sich hier um die Wende des 18. Jahrhunderts, in den für Europa kodifikationsreichsten Dezennien trug und welch enorme Mühe und Energie auf Entwürfe verwendet wurde, die niemals Gesetz werden sollten.

Im Gegensatz zum preussischen A. L. R. schliesst das österreichische A. B. G. B. das öffentliche Recht prinzipiell von seiner Behandlung aus; nicht weil man hier damals kein Verständnis für das öffentliche Recht gehabt hätte, eher könnte man das Gegenteil behaupten, denn man hatte die Absicht das jus publicum in einem besonderen, politischen Kodex zusammenzufassen. Die Bestrebungen, diesen zustande zu bringen, die übrigens weit ins 18. Jahrhundert zurückreichen, hatten ihre bestimmten und bleibenden Wirkungen auf den Codex civilis. Diese Einflüsse wie überhaupt die ganzen auf die politische Gesetzgebung gerichteten Bemühungen sind vom Verfasser im einzelnen dargestellt und eingehend gewürdigt worden.

Auf die vielen interessanten Einzelheiten, welche die Arbeit enthält, will ich hier nicht eingehen. Beispielsweise sei nur erwähnt, dass die Idee, den Untertanen nicht allgemeine Menschenrechte, sondern staatsbürgerliche Rechte zu gewähren, sich zum ersten mal in den Vorarbeiten zu diesem politischen Gesetzbuch ausgesprochen findet und nicht, wie man bisher allgemein glaubte, eine Erfindung der Franzosen ist; allerdings waren es die Franzosen, die den Gedanken der nationalen Grundrechte zum ersten mal in der Charte von 1814 verwirklicht haben. Von grossem Interesse sind auch die in einzelnen Entwürfen unternommenen Versuche, zu klaren Definitionen der grundlegenden Begriffe von Staat, Gesellschaft, Gesetz, bürgerliches Recht usw. zu gelangen und die zwischen den Kommissionsmitgliedern darüber bestehenden Differenzen.

Die treibende Kraft in den auf Schaffung dieses politischen Kodex gerichteten Bestrebungen war **Josef von Sonnenfels**, dessen hervorragende Tätigkeit entsprechend gewürdigt wird. Die **Adler'sche** Schrift ist ein Beitrag zur Festschrift des österreichischen A. B. G. B., fast könnte man diesen Beitrag auch eine Festschrift für **Sonnenfels** nennen. Der von **Sonnenfels** in grossartigem Stil angelegte Plan scheiterte aber, wie schon so vieles in Österreich an unberechenbaren Widerständen und dem mangelnden guten Willen,

namentlich von Seiten einzelner Behörden. Mit Sonnenfels' Tod fiel auch das grosse Unternehmen, dem er bis an sein Lebensende mit Begeisterung seine ganze Kraft gewidmet hatte.

Basel.

Prof. H. v. Frisch.

**Bankgesetz**, systematisch erläutert von Dr. James Breit, Rechtsanwalt in Dresden. XIV. 426 S. Berlin 1911. R. v. Deckers Verlag (G. Schenk). Preis geb. 12 M.

**Bank-Depot-Gesetz**, systematisch erläutert von Dr. James Breit, Rechtsanwalt in Dresden. IV. 41 S. Berlin 1911. R. v. Deckers Verlag (G. Schenk). Preis geb. 1.50 M.

Der auf dem Gebiet der Börsengesetzgebung bekannte Autor gibt mit den beiden vorliegenden Werken eine erweiterte Separat-Ausgabe aus der Sektion „Deutschland“ der „Handelsgesetze des Erdballs.“ Der umfangreiche Bankgesetzkommentar, der erste seiner Art, behandelt auf wissenschaftlicher Grundlage das Recht der Notenbanken und der Banknoten mit grosser Sorgfalt in gediegener Darstellung. Mit dem „Bankgesetz“ gibt Breit eine knappe, aber erschöpfende Schilderung des geltenden Effektedepotrechts. Die wirtschaftlichen Fragen sind bei beiden Werken in wertvoller Weise mitberücksichtigt.

**Cuno: Zuwachssteuergesetz** Eugen Rentsch Verlag G. m. b. H. München 1911.

Als Vorläufer für seinen gross angelegten Kommentar zum Zuwachssteuergesetz hat Oberbürgermeister Cuno, der Berichterstatter der Reichstagskommission für das Zuwachssteuergesetz, eine Textausgabe mit Anmerkungen erscheinen lassen, die vorzüglich geeignet erscheint, in die spröde Materie einzuführen. Hierzu ist besonders die ausführliche in der Einleitung gegebene Darlegung des Inhalts der wesentlichen Gesetzesbestimmung geeignet. Nicht minder aber auch die prägnanten Erläuterungen, die durch zahlreiche, vorzüglich gewählte Beispiele für die Praxis besonders wertvoll sein werden.

So ist das Cuno'sche Büchlein nicht nur dem Juristen, sondern allen am Grundstücksverkehr interessierten Kreisen sehr zu empfehlen.

Frankfurt a. M.

Rechtsanwalt Dr. Ludwig Wertheimer.

**Dr. Hans Albrecht Fischer, a. o. Professor der Rechte in Giessen, Die Rechtswidrigkeit mit besonderer Berücksichtigung des Privatrechts.** (Abhandlungen zum Privatrecht und Zivilprozess des Deutschen Reiches. In zwanglosen Heften herausgegeben von Dr. Otto Fischer, Professor der Rechte an der Universität Breslau, XXI. Band 2. Heft.) München 1911. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. XII und 303 Seiten.

Mit Recht beklagt der Verfasser, dass die Grundbegriffe, auf denen die Einzelforschung der Wissenschaft aufbauen soll, einer Revision sehr bedürftig seien. Eine Untersuchung des Begriffes der Rechtswidrigkeit führt naturgemäss in die wichtigsten Grundlagen unserer Wissenschaft.

So beginnt denn Fischer seine Untersuchung mit einer Darlegung des Wesens des Rechtes. Er sieht im Recht die gemeinsame Ordnung des Zusammenlebens der Menschen und, im Anschlusse an Rousseau und Hegel, den in der Aussenwelt verwirklichten und mit Zwangsmacht versehenen allgemeinen

Willen. Dann scheidet er die für die rechtliche Ordnung ungeeigneten Stoffe aus. Es sind dies das Verhältnis des einzelnen Menschen zu sich selbst, das Verhältnis zwischen Menschen und Gott und endlich das Verhältnis des Menschen zu Tieren und leblosen Sachen. Im übrigen teilt er die Rechtsordnung in Gebote, Verbote und Gewährungen. Die Eigenschaft gewisser Teile der rechtlichen Ordnung als Gewährungen bietet ihm den wichtigsten Einwand gegen die Thon'sche Imperativen-Theorie, die in eingehender Darstellung abgehandelt wird. Die Imperativen-Theorie kann, und das ist ihr wesentlichster Mangel, weder das Wesen des subjektiven Rechtes erklären, noch haben die Gewährungen, die Stellung der Befugnis und positiven Berechtigung im Raume des Unverbotenen unter ihrer Herrschaft eine Begründung gefunden. Bei der nun folgenden Erörterung des Verhältnisses zwischen Recht und Moral weist Fischer zunächst darauf hin, dass eine allgemeine wissenschaftliche Methode, nach der gutes und schlechtes Recht für alle Zeiten zu sondern wären, nicht existiere. Eine Wechselwirkung zwischen Recht und Moral ist denkbar und vorhanden. Die vollständige Aufnahme der Moralvorschriften in die Rechtsordnung ist nicht möglich. Das Wesen der Sittlichkeit würde dadurch zerstört werden; das Recht ist nicht dazu da, die Gesellschaft positiv zu einer sittlichen Gemeinschaft zu erziehen, sondern nur, von ihr die Angriffe des Unsittlichen und Unmoralischen mit äusseren Machtmitteln abzuwehren. Die guten Sitten des Bürgerlichen Gesetzbuches sind ein Rechtsbegriff, kein Moralbegriff; die Rechtsmoral ist eine vergrößerte, veräusserlichte reine Sittenlehre. Sie stellt gewisse Mindestforderungen auf, bekämpft also nur die groben und rechtsgefährdenden Verstösse gegen die Moral. Sie spiegelt die Volksmoral wider und zwar die heute in unserem ganzen Volke geltenden Moralanschauungen, die der Richter nur festzustellen, nicht neu zu schaffen hat.

Die Rechtswidrigkeit, gleichbedeutend mit Unrecht, ist der konträre Gegensatz zum Recht, daher kann man ihr Wesen nur aus dem Wesen des Rechts erschliessen. Das Unrecht ist zunächst Widerspruch gegen die objektive Rechtsordnung. Es ist also dasjenige äussere Verhalten des Menschen, das gegen die im Recht gegebene Ordnung des äusseren Verhaltens der Menschen untereinander verstösst. Es gibt rechtswidrige Zustände, die dann entstehen, wenn die Rechtsordnung bestimmte Tatsachen und Zustände nicht will. Die Handlung und das Handlungsergebnis sind nicht immer entweder beide rechtmässig oder beide rechtswidrig. Das Wesen der Rechtswidrigkeit besteht im Widerspruche gegen die bestehende Rechtsordnung; da es aber nur eine positive Rechtsordnung gibt, so gibt es auch nur eine einheitliche Rechtswidrigkeit. Ein besonderes Zivilunrecht ist abzulehnen. Der Widerspruch gegen die Rechtsordnung wird vom Rechte gemissbilligt. Jede Feststellung der Rechtswidrigkeit enthält daher einen Vorwurf; dieses Vorwurfsmoment ist dem Begriffe der Rechtswidrigkeit unbedingt wesentlich; die Verknüpfung von objektiver und subjektiver Rechtswidrigkeit ist mitunter lösbar und mitunter unlösbar. Die Unsittlichkeit im Rechtssinne, der Verstoss gegen die guten Sitten ist eine qualifizierte Rechtswidrigkeit und zwar eine subjektive, die ein besonders schweres Verschulden in sich schliesst. Die Rechtswidrigkeit kann sich auch gegen ein subjektives Privatrecht wenden. Die Anwendung des § 823 Abs. 1 B.G.B. auf die Verletzung einer Obligation wird abgelehnt; dagegen kann die Vorschrift des § 826 B.G.B. unter Umständen auf die Verletzung einer Obli-



gation durch den Schuldner und durch Dritte angewendet werden. Rechtswidrig verhalten kann sich jedes Wesen, an das die Rechtsordnung ihre Verbote richtet, also auch die juristische Person, die aber nicht rechtswidrig handeln kann. Erwachsene geschäftsunfähige und deliktsunfähige Personen können objektiv rechtswidrig handeln, nicht aber Säuglinge und körperlich handlungsunfähige Geistesranke, die sich aber rechtswidrig verhalten können. Die rechtswidrige Handlung kann sich richten gegen jedes andere Rechtssubjekt, nicht gegen Tiere und leblose Sachen, aber auch nicht gegen den Handelnden selbst. Das Verschulden in eigenen Angelegenheiten, das sogenannte eigene Verschulden, ist nicht rechtswidrig.

Der Ausschluss der Rechtswidrigkeit kann, logisch betrachtet, dort vorliegen, wo ein direkter Rechtsanspruch auf irgend etwas besteht oder dort, wo etwas unverboden, also erlaubt ist. Er stellt immer die Ausnahme eines regelmässigen Verbotes dar. Im Zivilrecht gibt es Schadensersatz-, Schuld- und Rechtswidrigkeitsausschlussgründe und zwar derart, dass der Ausschluss der Rechtswidrigkeit ohne weiteres auch den Ausschluss der Schuld und des Schadensersatzes enthält. Die im Gesetze genannten Ausschlussgründe sind Notwehr, Notstand und Selbsthilfe.

Die Notwehr hat, gleich wie der Besitzschutz, ihren Ursprung in dem Bestreben, den bestehenden Zustand zu erhalten, also in der Friedensordnung. Das Wesentliche ist die Verteidigung des Bestehenden. Notstand und Selbsthilfe geben umgekehrt die Befugnis, in eine ruhende, tatsächliche Lage handelnd und verändernd einzugreifen. Die Notwehr ist ein subjektives Recht. Ihre Anwendbarkeit verlangt daher mindestens beschränkte Geschäftsfähigkeit des Ausübenden. Die Notwehr gegen Angriffe willensunfähiger Personen ist möglich nicht aber gegen Tiere, soweit sie nicht als reine Werkzeuge wirken.

Der Notstand erfordert dogmatisch immer eine Notlage und ist immer nur subsidiär und nur dann und insoweit gegeben, wenn und als das zu schützende Gut oder die zu erfüllende kollidierende Norm wichtiger sind als das verletzte Gut und die verletzte Norm. Die Notstandshandlung unbeteiligter Dritter ist zuzulassen, wenn der Notleidende selbst sie rechtmässig ausüben dürfte; in allen anderen Fällen ist sie prinzipiell auszuschliessen. Es ist zu unterscheiden die Sachwehr des § 228 B.G.B., die der Notwehr nahesteht und gleich wie diese ein subjektives Privatrecht, ein Anspruch, ein Persönlichkeitsrecht ist, und andererseits der angreifende Notstand des § 904 B.G.B., der gleich dem im § 906 für den begünstigten Nachbar festgestellten Anspruch ein Ausfluss des Persönlichkeitsrechtes ist, eine Befugnis, die nicht grundsätzlich mit dem Sacheigentum in Verbindung steht, sondern de lege ferenda in ihrem materiellen Anwendungsbereiche auszudehnen ist. Die herrschende Ansicht, wonach verschuldete Notwehr- und Notstandslage bei der Notwehr niemals, beim Notstand nicht für die im B.G.B. geregelten Tatbestände den Ausschluss der Rechtswidrigkeit aufhebt, führt zu Unbilligkeiten und bedarf der Korrektur. Besteht der Notwehrtatbestand nur aus zwei Personen, so steht dem schuldigen Angegriffenen dem Angreifer gegenüber regelmässig ein Notwehrrecht nicht zu. Kommt noch ein Dritter als „Notwehrrer“ in Frage, so hat dieser, wenn er den Angriff verschuldet hat, dem Angegriffenen gegenüber zur Hilfeleistung vielleicht eine Pflicht, dem Angreifer gegenüber zur Notwehr kein Recht. Hat der Angegriffene die Lage verschuldet, in der ein Dritter Notwehr übt, so ist die Notwehr des Dritten



berechtigt. Wer fahrlässig eine Notwehrlage verschuldet, darf nicht schrankenlose Notwehr üben; er muss die Grundsätze der Subsidiarität der Notwehr überhaupt und der Proportionalität zwischen Angriff und Abwehr besonders scharf beachten. Bei Notstand ist sowohl Sachwehr als aggressive Nothandlung im Gegensatz zur herrschenden Meinung dem zu versagen, der die Lage verschuldet hat.

Die Selbsthilfe ist eine Persönlichkeitsrecht, ein reines subjektives Privatrecht mit der Beschränkung, dass sie, von der zwangsweisen Durchführung des Duldungsanspruches abgesehen, kein selbständiges Befriedigungsmittel darstellt, sondern nur ein Sicherungsmittel für den gefährdeten Anspruch, einen provisorischen Ersatz für staatliche arrestatorische Massregeln. Sie darf nur so weit ausgedehnt werden, als der Ausübende lediglich seinen gefährdeten Anspruch verfolgen will.

Von den nicht im Gesetze geregelten Ausschliessungsgründen kommen zunächst die Amts-, Dienst- und Berufspflichten in Betracht, deren Erfüllung nicht rechtswidrig sein kann, dann die Ausübung elterlicher und vormundschaftlicher Gewalt, ferner das Verhältnis zwischen dem Eigentümer oder überhaupt demjenigen, dem ein Recht auf Besitz zusteht, und dem widerrechtlichen Besitzer. Besonders betrachtet werden die Einwilligung und die Geschäftsführung ohne Auftrag. Die Einwilligung ist ein Rechtswidrigkeitsausschlussgrund und schliesst damit sowohl Verschulden als auch Schadensersatzpflicht aus. Sie kann sich zunächst erstrecken auf die Verletzung aller Güter, die übertragbar sind. Die Einwilligung in die Verletzung immaterieller Güter, wie Leben, Gesundheit, Freiheit, Ehre, erfordert immer die Frage: in welchen Fällen ist das Rechtsgeschäft der Einwilligung nichtig oder anfechtbar?

Nichtig ist die Einwilligung in gewisse, durch das Strafgesetzbuch unter Strafe gestellte Handlungen; nichtig ist auch die Einwilligung in die im § 825 B.G.B. bezeichneten Handlungen; nichtig ist ferner das Rechtsgeschäft der Einwilligung, wenn es gegen die guten Sitten verstösst. Die Frage, inwieweit die Geschäftsfähigkeit des Einwilligenden für die Gültigkeit der Einwilligung in Betracht kommt, ist verschieden zu beantworten, je nach dem höheren oder geringeren Alter des minderjährigen Einwilligenden und nach der Art des Eingriffes, in den eingewilligt wird. Für den Eingriff des Arztes durch ärztliche Behandlung ist zu beachten, dass ein Eingriff in die Körper-Integrität ohne den Willen des Betreffenden immer widerrechtlich ist, gleichviel von wem er ausgeht und welche Wirkung er hat. Rechtswidrig ist der Eingriff trotz der Einwilligung des Patienten, wenn die Operation misslingt, die Krankenbehandlung einen ungünstigen Verlauf nimmt. Hier wird man in der Regel die Frage, ob der Patient in diese Folgen der ärztlichen Behandlung eingewilligt hat, verneinen müssen. Selbstverständlich muss unabhängig von der Frage nach der objektiven Rechtswidrigkeit die Frage des Verschuldens geprüft werden.

Die Geschäftsführung ohne Auftrag als Besorgung fremder Angelegenheiten ohne Rechtsanspruch und Rechtspflicht des Geschäftsführers in dem vom Gesetze zugelassenen Umfange ist nicht nur nicht Schadensersatzpflichtig und nicht schuldhaft, sondern auch nicht rechtswidrig. Der negotiorum gestor kann in zweifacher Weise rechtswidrig handeln, einmal, indem die Übernahme der Geschäftsführung nicht dem wirklichen oder mutmasslichen Willen des dominus entspricht, ferner, indem das Geschäft schlecht fortgeführt wird.

Im allgemeinen wird bei der Übernahme des fremden Geschäfts die ethische Gesinnung des Täters für die Frage, ob sein Eingriff rechtswidrig ist, von wesentlicher Bedeutung sein. Auch für die Frage der Rechtswidrigkeit des ärztlichen Eingriffes kommen, wenn der Arzt, vom Kranken oder Verunglückten ungehört, seine ärztlichen Kenntnisse ausübt, die Grundsätze über die Geschäftsführung ohne Auftrag zur Anwendung.

Die gedankenreiche Abhandlung ist klar und anregend geschrieben und erschöpft die Materie in wissenschaftlicher Hinsicht vollkommen. Zu beanstanden ist höchstens, dass die kritischen Auseinandersetzungen mit Wissenschaft und Praxis, die häufig sehr ausgedehnt sind, zum grossen Teile im Text Aufnahme gefunden haben, wodurch der ruhige Fluss und die Geschlossenheit der Darstellung, mitunter auch die Übersichtlichkeit gestört werden.

Abgesehen hiervon ist die Arbeit eine sehr wertvolle Bereicherung der Literatur, die wegen der behandelten grundlegenden Fragen auch für den Rechtsphilosophen von hohem Interesse ist.

Kattowitz.

Gerichtsassessor Warschauer.

**Die Vorbildung der Juristen und ihre Reform** von Dr. iur. B. Erwin Grueber, M. A., Professor a. d. Univ. München. Sonderabdruck aus Seufferts Blättern für Rechtsanwendung No. 15 16, Jahrgang 1910. Nürnberg, Sebald, 19 S.

Reform des Rechtsstudiums ist die Losung vieler Juristen, die in unserem Rechtsleben grosse Mängel sehen und nun alles Heil von einer Änderung der Vorbildung erwarten. Aus dem Lager der Praktiker wie der Hochschullehrer kommen Kritiken und Vorschläge in grosser Zahl. Besondere Beachtung fand die Schrift des bekannten Bonner Zivilisten Zitelmann über „die Vorbildung der Juristen“ 1909 mit ihrem eigenartigen Vorschlag, das Studium zu teilen und zwischen den ersten kurzen Elementarkurs und den zweiten Kursus für die Vorgeschnittenen eine zweijährige praktische Vorbereitung einzuschieben. Der Grundgedanke dieses Vorschlags ist sicher richtig: Die Studenten verstehen das, was wir Hochschullehrer ihnen bieten können, nur zum Teil, da sie nicht das praktische Verständnis dafür haben. Aber die Vorschläge haben doch überwiegend Ablehnung oder doch mindestens sehr starke Änderungen in der Kritik erfahren. Zu den Gegnern Zitelmans rechnet Grueber, der mit vielen andern die jetzigen Verhältnisse lediglich ausbauen, nicht aber umstürzen will. Wieder einen andern, schon etwas kritischeren Standpunkt nimmt neuestens Gerland (Die Reform des juristischen Studiums 1911) ein, während Krückmann als letzter (Vorpraxis, akademische Rechtsprechung und anderes, 1911) ganz neue, sehr interessante und stark umstürzende Vorschläge macht.

Ich stehe grundsätzlich auf Gruebers Seite. Es ist gewiss vieles verkehrt in unserer Juristenausbildung; vieles ist im Laufe der Zeit verknöchert; aber die Grundgedanken der Einrichtung halte ich doch für richtig und immer noch lebensfrisch. Vor allem das eine: dass wir an der Ordnung, zuerst gründlich theoretische Durchbildung, dann praktische Bildung festhalten müssen. Die durchaus nötige praktische Anschauung können und müssen unsere Studierende im Hochschulstudium erhalten; während dieser Zeit kann auch ihr Wirklichkeitshunger befriedigt werden; wir können unsere Vorlesungen und praktischen Übungen dem pädagogischen Bedürfnis sehr wohl anpassen.

Dass es mit der Vorbildung der Juristen nicht günstig steht, wird niemand leugnen. Grueber könnte das schärfer betonen. Aber man muss die Einzelheiten ins Auge fassen. Und da machen sich einmal grosse Verschiedenheiten in den einzelnen Staaten sehr zuungunsten Preussens mit seinem nicht mehr den heutigen Anforderungen gerecht werdenden ersten Examen bemerkbar. Sodann müssen wir mit aller Entschiedenheit auf die häufig sehr mangelhafte Ausbildung der Referendare hinweisen; die Klagen, dass diese jungen Herren oft nur als Schreibhilfen verwendet werden, wollen doch mit andern immer noch nicht verstummen. — Weiter aber behaupte ich mit sehr vielen andern Hochschullehrern, dass der leider von aussen her keineswegs genügend getadelte, ja sogar nicht selten unterstützte Unfleiss der Studierenden an vielem schuld ist; mit diesem Übel haben die besten Lehrer oft vergebens zu kämpfen. Dies hängt mit einer grossen Charakterschwäche unserer heutigen Jugend zusammen, der vielfach der höhere ideale Schwung ebenso wie das Interesse an unseren sozialen Nöten mangelt, die weder in der Familie noch in der Schule zur inneren Begeisterung erzogen wird, sondern vielfach nüchtern-biased auf die Hochschule kommt. An unserem Unterricht ist freilich vieles zu tadeln; mancher Hochschullehrer eignet sich wenig zu seinem Beruf; pädagogische Gedanken werden oft souverän beiseite geschoben. Aber sonst ist unser Unterricht heute um nichts schlechter, sondern um vieles besser, als ehemals. Und warum wurde er denn vor 50 Jahren für ausreichend befunden? Warum waren denn damals die Studenten fleissiger, eifriger? Man kann aber mit Recht sagen, dass unsere Zeit anspruchsvoller geworden ist, und dass wir deshalb unseren Rechtsunterricht ummodellern müssen. Und da wird die eine Forderung vor allem immer wieder erhoben: Der Unterricht muss praktisch-anschaulicher werden. Das betont auch Grueber aufs entschiedenste.

Aber es wäre ganz verkehrt zu glauben, dass wir von vornherein „Praktiker“ ausbilden sollten! Wir sollen und können nur die theoretische Grundlage der praktischen Ausbildung geben. Eine Umdrehung: zuerst praktische Bildung, dann erst theoretische, die immer wieder verlangt wird (auch von Krückmann), ist zwar grundsätzlich recht schön, aber praktisch sicher verkehrt; es wird sich bald zeigen, dass damit die Schwierigkeiten nur umgekehrt und auf den ersten praktischen Ausbildungsteil abgewälzt sind. Der würde auch bald über Unfleiss, Interesslosigkeit, Mangel an Verständnis klagen. Wir werden dauernd mit den jeder Art des Rechtsstudiums immanenten Mängeln rechnen müssen; wir werden den juristischen Elementarunterricht, den Krückmann als eines Rechtsgelehrten unwürdig ablehnen möchte, immer irgendwie erteilen müssen, und gerade den möchte ich nicht den Praktikern überlassen. Das ist eben unsere Dozentenpflicht, den zu erteilen. Lehnen wir ihn ab, dann haben wir die Führung in der Ausbildung überhaupt verloren. Er muss nur, wie das auch Krückmann sagt, praktischer werden. Und das ist es, was Grueber ebenfalls entschieden betont; er will sofort mit Übungen beginnen. In der Ausbildung dieser praktischen Unterweisung sehe ich den wesentlichsten Fortschritt; ja ich würde darin noch viel mehr verlangen, als es Grueber tut, der wesentlich nur an das Zivilrecht und zwar (dies mit Recht!) an das römische Zivilrecht denkt. Gerade das letzte unterstütze ich sehr gerne. Man wendet sich vielfach dagegen, dass wir mit der Geschichte den Unterricht beginnen. Und gewiss lässt sich dagegen manches sagen. Den-



noch halte ich an der bisherigen Methode fest, da ich überzeugt bin, dass sie am besten an unseren Mittelschulunterricht anschliesst, und dass wir den Geschichtsunterricht so gestalten können, dass er unmittelbar in das moderne Denken hineinführt. — Dass der Student seinen Hunger nach praktischer Betätigung neben jedem Studium sehr wohl stillen kann, ist meine innigste Überzeugung: in den Ferien kann er viel tun; im Semester kann er sich sozialpolitisch lebhaft betätigen — aber da zeigt sich regelmässig, dass dieser Tätigkeitsdrang unserer Studierenden mehr in den Köpfen mancher Reformer lebt als im Herzen der Studierenden selbst! —

Einen Vorschlag Gruebers möchte ich nicht ohne weiteres annehmen: statt des Zwischenexamens will er eine Schlussklausur für jede propädeutische Vorlesung einführen. Ich gestehe, dass mir das doch zu sehr nach der Mittelschule schmeckt; und ich fürchte, dass wir schon zu sehr mit deren Methoden für die Hochschule liebäugeln.

Gruebers Schrift ist in toto ein überaus erfreuliches Zeugnis für die Lebenskraft unserer bisherigen Unterrichtsmethoden und für ihre Fortbildungsfähigkeit. Sie verdient alle Beachtung in dem Reformkampf; in diesem spielen die verschiedensten Vorschläge grosser Neuerungen ein ganz besondere Rolle. Da ist eine Verteidigung des Bestehenden von erheblichem Werte.

Giessen.

Prof. Dr. W. Mittermaier.

**B. Harms, das Staatswissenschaftliche Institut an der Universität Kiel unter besonderer Berücksichtigung seiner Abteilung für Seeverkehr und Weltwirtschaft. Jena, Fischer, 1911. 31 S.**

Die sozialökonomische Wissenschaft sieht sich heute von zwei Seiten her zu lebhaftem Fortschritt angeregt. Auf der einen führt das neu erwachte Interesse an theoretischer Formulierung zu einer rationelleren Durchdringung des Stoffes, auf der anderen bringt die Erweiterung des Wirtschaftslebens immer neue Probleme der Forschung zu. Gerade für Deutschland verschiebt die Verstärkung seiner Beziehungen zu allen Teilen der Welt vielfach das Gesichtsfeld. Über den engen Kreis der Landstadt oder des in sich fest gefügten Territoriums hinaus werden die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge von immer grösserer Bedeutung. Ihrer Erforschung vor allem will sich die neugegründete Abteilung des Kieler Staatswissenschaftlichen Instituts widmen, die ihr Leiter Prof. H a r m s mit der vorliegenden Programmrede eröffnete.

Es ist in erster Linie eine Aufgabe der praktischen Sozialökonomie, um die es sich hier handelt. Da ist es sehr zu begrüßen, dass die Praxis der Wissenschaft dabei in so glänzender Weise geholfen hat. Ohne reiche Mittel lassen sich solche Forschungen nicht betreiben. Die Freigiebigkeit von Privaten und Behörden hat aber schon jetzt eine Ausrüstung des neuen Instituts erlaubt, um die es manches ältere Seminar beneiden kann. Und es hat nicht an Studenten gefehlt, die für ihre Studien grössere Reisen unternommen haben. So hat sich in Kiel nicht nur eine wohldotierte Fachbibliothek und ein kleines Handelsmuseum gründen lassen, sondern es liegen auch schon einige Bände der von hier aus entstandenen „Probleme der Weltwirtschaft“ vor. Weitere sind in Aussicht genommen.

Mir scheint, dass damit in Kiel etwas erreicht ist, was den Freunden einer Universitätsgründung in Hamburg vorschwebte, wofür auch Hamburg



bei seinen weitverzweigten Beziehungen, seinen ausgezeichneten Sammlungen und der in mancher Hinsicht einzigen Kommerzbibliothek einen geeigneten Boden abgeben hätte. Aber Kiel ist eben nahe bei Hamburg und hat den Vorzug einer älteren Universität.

Die Publikationen des neuen Instituts erinnern in manchem an die von *Sinzheimer* in München herausgegebenen technisch — volkswirtschaftlichen Monographien. Wie dort, so ist hier eine und zwar eine sehr wichtige Seite der Wissenschaft in den Vordergrund der Forschung gestellt. Bei dem Anwachsen unseres Gebietes ist solche Spezialisierung geboten, um tüchtiges hervorbringen zu können.

Indem *Harms* mit berechtigtem Stolz das neue seines Instituts hervorhebt, könnte es scheinen, als wollte er dabei einen Gegensatz gegen die herrschenden Richtungen konstruieren. Gewiss kann ein Stehenbleiben bei historischer Betrachtung einer Zeit verhängnisvoll werden, die in die Zukunft zu blicken hat. Aber *Harms* will doch auch seine Probleme historisch begründet sehen. So möchten auch wir die Errungenschaften der historischen Schule festhalten, ohne deshalb beim Historismus zu verharren. Ebenso wendet sich *Harms* gegen gewisse Einseitigkeiten der sozialpolitischen Richtung. Das ist aber immer eine schlechte Sozialökonomik gewesen, die die Probleme nur mit Rücksicht auf einen Stand betrieben hat. Indessen will auch *Harms* nicht leugnen, dass gerade die Weltwirtschaft nicht etwa nur die Interessen eines Standes vorzugsweise berührt, sondern gerade die Sozialpolitik vor neue Aufgaben stellt, da sie sich eben mit den wirtschaftlichen Zuständen aller, insonderheit aber der wirtschaftlich abhängigen Masse des Volkes beschäftigt.

Die Namen der Leiter des Kieler Instituts — Prof. *Tönnies* ist Vorstand der statistischen Abteilung — bürgen dafür, dass Einseitigkeiten vermieden werden.

Und so wünschen wir dem neuen Institut, seinen Leitern und Mitarbeitern bestes Gedeihen!

Zürich.

Professor Dr. H. Sieveking.

**Dr. jur. Ernst Holländer, Gerichtsassessor: Die gewillkürte Stellvertretung.** Berlin und Leipzig. Dr. *Walther Rothschild* 1910. VIII und 81 S. 2 M.

I. Der Gedankengang der Arbeit ist ungefähr folgender: Zur Hervorbringung der Stellvertretungswirkung bedarf es des Willens dreier Personen, des Vertretenen, des Vertreters und des Dritten, der gegenüber dem Vertreter oder dem gegenüber der Vertreter handelt (6). Alle drei Beteiligten müssen also über den Eintritt der Vertretungswirkung einig sein, es muss unter ihnen ein *mutuus consensus*, eine Art Vertrag bestehen. Die Initiative zur Hervorbringung der Vertretungswirkung (7 ff) kann niemals vom Dritten ausgehen, ebenso wenig vom Vertreter, sondern nur vom Vertretenen; selbst der vollmachtlose Vertreter handelt mit Rücksicht auf den vermeintlichen oder mutmasslichen Willen des Vertretenen. Immerhin will der Herr Verf. wegen der fehlenden Initiative des Vertretenen hierin nur eine Abart, ein Surrogat der Stellvertretung finden (10).

Die Tätigkeit zur Hervorbringung der Vertretungswirkung verteilt sich auf jene drei Personen in folgender Weise (10—17): Der *Vertretene* wirkt auf den Dritten und auf den Vertreter ein. Auf den Dritten, indem er ihn veranlasst, das Rechtsgeschäft, das er vorhat, dem Vertreter gegenüber vorzunehmen oder sich gegenüber durch den Vertreter vornehmen zu lassen. Auf den Vertreter in doppelter Weise: einmal ruft er in ihm den Willen, das Rechtsgeschäft vorzunehmen, hervor („materielle Tätigkeit“), und zweitens bewirkt er, dass das Rechtsgeschäft zwischen dem Dritten und dem Vertreter ihn unmittelbar berechtigt und verpflichtet (?), oder, wie es auf S. 12, 13 besser heisst, er setzt den Vertreter instand, mit unmittelbarer Wirkung zu handeln („formelle Tätigkeit“). Der *Vertreter* übt ebenfalls eine „materielle Tätigkeit“, indem er das vom Vertretenen gewünschte Rechtsgeschäft vornimmt, und eine „formelle“, indem er den von seiner Seite nötigen Willen zur Hervorbringung der Vertretungswirkung dem Vertretenen (?) und dem Dritten gegenüber zum Ausdruck bringt (15). Der *Dritte* hat nur eine „formelle Tätigkeit“; sie besteht darin, dass er seinen Willen, den Vertretenen zu berechtigen und zu verpflichten, dem Vertretenen und dem Vertreter gegenüber zum Ausdruck bringt (16), und zwar dem Vertretenen durch Vermittlung des Vertreters, dem Vertreter durch Abschluss des Geschäfts auf den Namen des Vertretenen (17). Durch die „materielle Tätigkeit“, namentlich des Vertretenen in bezug auf die Bildung des Willens des Vertreters, wird das Rechtsgeschäft zu einem charakteristischen Akte der Stellvertretung. Der Inhalt der Erklärungen bildet dagegen kein Charakteristikum der Stellvertretung (17).

Von den „formellen Tätigkeiten“ ist die wesentlichste die vom Vertretenen ausgehende. Die Wissenschaft nennt sie „Vollmachtserteilung“ und sieht in ihr den Grund der Fremdwirkung des Vertretergeschäftes. Nach der Ansicht des Herrn Verf. dagegen tritt die Fremdwirkung ein auf Grund eines *Abkommens der drei Beteiligten*, das Vollmacht genannt wird. Die Vollmacht will die Wirkung des Rechtsgeschäfts regeln und setzt seinen Abschluss voraus (18).

Nach einer kurzen „Kritik der abweichenden Ansichten“ (19—25) wendet sich der Herr Verf. ausschliesslich der Vollmacht zu (26 ff), während er auf das Vertretergeschäft nicht näher eingeht (25 a. E.). Die Vollmachtserteilung ist ihm nicht eine einseitige Erklärung des Vertretenen, damit ist ihm unvereinbar (36), dass der Vertreter erkennbar im Namen des Vertretenen handeln muss (?), sondern eine Vereinbarung zwischen dem Vertretenen, dem Vertreter und dem Dritten (26). Zum Inhalt hat sie (27) die Erstreckung der Wirkung des vorzunehmenden bzw. vorgenommenen Rechtsgeschäfts auf den Vertretenen (?). Die zur Perfektion dieses Abkommens nötige Erklärung des *Vertreters* besteht darin, dass er seinen Willen, das Rechtsgeschäft mit Wirkung für den Vertretenen vorzunehmen, durch diesen bilden und bestimmen lässt (?), [auf S. 36 heisst es, die Erklärung des Vertreters, im fremden Namen zu handeln, kann nur als die dem Dritten abgegebene Vollmachterklärung des Vertreters aufgefasst werden (?); auf S. 44, der Vertreter bezwecke durch seine Vollmachterklärung, die Wirkungen des *bereits vorgenommenen* (?) Geschäfts unmittelbar auf den Vertretenen zu übertragen(?)], die des *Dritten* darin, dass er sich gegenüber das Rechtsgeschäft erkennbar im Namen des Vertretenen vornehmen lässt (28). Eine besondere Erklärung beider an den

Vertretenen entspricht nicht der Verkehrssitte und ist überflüssig. Bei einseitigen Erklärungen des Dritten an den Vertreter oder dieses an jenen erklärt der Adressat seinen Willen durch Entgegennahme der Erklärung (28,37). Perfekt ist das Abkommen der drei Beteiligten erst mit der Vornahme des Rechtsgeschäfts. Vorher ist die Vollmachterteilung des Vertretenen ein — widerprüflicher (30) — Antrag (S. 28); lehnt der Vertreter oder der Dritte ihn ab, so ist die Vollmachterteilung hinfällig geworden und es bedarf keines Widerrufs. Die Vollmachterteilung muss infolge ihrer Natur als Antrag zu dem dreiseitigen Abkommen an Vertreter und Dritten gerichtet werden (34 ff); ist sie nur an einen gerichtet, so übermitteln diese sie dem anderen durch Vornahme des Vertretungsgeschäfts.

Dies sind die Hauptgedanken der Arbeit. Es werden im Anschluss daran behandelt die Beziehungen zwischen der Vollmacht und dem ihrer Erteilung zugrunde liegenden Rechtsverhältnisse (§ 6) und das Erlöschen der Vollmacht (§§ 7, 8).

II. Diese kurze Übersicht zeigt, dass die Gedanken des Herrn Verf. recht originell sind. Würde er seine Ausführungen *de lege ferenda* gemacht haben, so liesse sich über sie streiten. Wie aber die häufigen Anführungen von Normen des B.G.B. beweisen (z. B. S. 14, 15, 36, 37, 38, 40, 41, 47, 48, 49, 54, 57, 63, 69 u. ö.), scheint der Herr Verf. geltendes Recht vortragen zu wollen.

Wer die §§ 164 ff B.G.B. ohne Voreingenommenheit betrachtet, wird mit dem Referenten der Meinung sein, dass die vorliegende Arbeit den wahren Inhalt des geltenden Rechts nicht wiedergibt, dass viele Gedanken des Herrn Verf. schief und unrichtig sind. Um nur die Hauptsache zu sagen. Der Herr Verf. sieht das Charakteristikum der Stellvertretung in den von ihm sog. „materiellen Tätigkeiten“, darin, dass der Vertretene den Willen des Vertreters und des Dritten zur Vornahme des Vertretergeschäfts bildet, diese ihren Willen vom Vertretenen bilden lassen. So muss er die vollmachtlose Vertretung als ein „Surrogat“, eine „Abart“ der Stellvertretung ansehen (S. 10). Im Gesetz ist davon nichts zu finden; auch der vollmachtlose Vertreter wird vom B.G.B. (§§ 177 ff) als Vertreter behandelt. Mit Recht; denn das Charakteristische der Stellvertretung liegt darin, dass im Namen des Vertretenen gehandelt wird. Auch der gesetzliche Vertreter ist Vertreter. Die Ausführungen des Herrn Verf. passen auf ihn aber ebenfalls nicht. Der Herr Verf. müsste in der gesetzlichen Vertretung — wiederum im Widerspruch zu dem Gesetz — ebenfalls ein „Surrogat“ der Stellvertretung finden. Und selbst für die gewillkürte Stellvertretung ist es unrichtig, dass die Vertretung stets nur die Folge der übereinstimmenden Tätigkeit des Vertretenen, des Vertreters und des Dritten sei. Bei einseitigen Handlungen des Vertreters gegenüber dem Dritten oder umgekehrt fehlt eine Tätigkeit der Erklärungsgegners. Man kann sie nicht mit dem Herrn Verf. in der „Entgegennahme“ der Erklärung finden (28, 37). Denn einseitige Erklärungen sind mit dem Zugange perfekt; einer Mitwirkung des Adressaten bedarf es nicht. Für diese Fälle zeigt sich dann auch die Unrichtigkeit der Auffassung der Vollmacht als eines dreiseitigen Abkommens; „Vollmachterklärungen“ des Vertreters und des Dritten gibt es nicht. Nur der Vertretene erklärt die Vollmacht. Dem kann sich schliesslich auch der Herr Verf. nicht entziehen. Die Frage nach der Beziehung zwischen Vollmacht und Grundverhältnis kann nur für die Vollmachterklärung des

Vertretenen aufgeworfen werden (44), nicht auch für die „Vollmachtserklärungen“ des Vertreters oder des Dritten! Nur der Vertretene, nicht auch Vertreter oder Dritter können ihre „Vollmachtserklärungen“ widerrufen (54)!

Alles in allem: Die Auffassung des Herrn Verf. von dem Wesen der Stellvertretung kann u. E. mit dem geltenden Recht nicht in Übereinstimmung gebracht werden.

Göttingen.

Privatdozent Dr. Rosenberg.

**Das Reichszuwachssteuergesetz.** Text mit Erläuterungen von Dr. J ü n g e r, Justizrat in Wiesbaden. Verlag Puttkammer und Mühlrecht, Berlin. Preis .. M.

Die Ausgabe ist mit als erste erschienen; sie will, wie ausdrücklich betont wird, lediglich zum Verständnis und zur Erläuterung des geltenden Gesetzes beitragen und benutzt im wesentlichen nur die Begründungen des Regierungsentwurfes und die Beratungen in der Kommission oder im Plenum des Reichstags.

Zu den grundsätzlichen Fragen des Gesetzes wird kaum Stellung genommen; immerhin lässt sich die Stellung des Verfassers in dem Kampfe zwischen den Stürmern und Drängern der Bodenreform und den Verfechtern der Bodenspekulation nicht verbergen; er gehört nicht in das Lager der Bodenreform.

Das soll durchaus kein Vorwurf sein, denn die Behandlung des Stoffes verlangt eine Stellungnahme.

Das, was die Schrift sein will; nämlich ein kurzer Führer für den Praktiker durch die vielen Schwierigkeiten des Gesetzes, das ist sie auch; zur besseren Benutzung wäre es zu empfehlen, wenn noch die Ausführungsbestimmungen des Bundesrates und der hauptsächlichsten Bundesstaaten mit gegeben würden; dies ist jedenfalls bei der ersten Ausgabe deswegen noch nicht möglich gewesen, weil damals diese Ausführungsgesetze und Verordnungen noch nicht veröffentlicht waren.

Mannheim.

Rechtsanwalt Dr. O. Simon.

**Jos. Kohler, Warenzeichenrecht,** Mannheim und Leipzig. J. Bensheim (ohne Jahreszahl), 272 Seiten.

Im Jahre 1884 erschien von Kohler: „Das Recht des Markenschutzes mit Berücksichtigung ausländischer Gesetzgebungen.“ Erst nach mehr denn einem Vierteljahrhundert beschenkte Kohler die Juristenwelt mit der zweiten Auflage dieses Werkes unter dem Titel: „Warenzeichenrecht.“ Kann man die Arbeit, die Kohler in seinem „Markenrecht“ geleistet hat, mit der des Landmannes vergleichen, der Ödland der Kultur erschliesst, es mit edlem Saatkorn bestellt, so muss man in seinem „Warenzeichenrecht“ die Frucht dieser Mühen, das Einbringen reicher Ernte erblicken. —

Wenngleich schon manche der deutschen Partikular-Gesetzgebungen sich mit dem Zeichenschutz beschäftigt hatten und auch das Reichsstrafgesetzbuch sich in seinem § 287 mit ihm befasst hatte, war die Regelung desselben doch eine sehr unvollkommene. Liess doch das Strafgesetzbuch sogar Figurenmarken ohne Schutz! In richtiger und glücklicher Voraussicht des



günstigen Einflusses, den die Schaffung eines einheitlichen Wirtschafts- und Rechtsgebietes auf die merkantile und industrielle Entwicklung Deutschlands ausüben musste, wurde als eines der ersten bedeutenderen Reichsgesetze am 30. November 1874 das Markenschutzgesetz erlassen. In der ersten Dekade seines Bestehens zeigte sich die deutsche Jurisprudenz in der Bearbeitung und Anwendung desselben, in scholastischen Banden noch befangen, weder fruchtbar noch sonderlich gewandt. Erst nach dem Erscheinen des Kohler'schen Markenrechtes gewannen die gesetzlichen Bestimmungen wahres Leben; gleichzeitig wurde dadurch der Entwicklung des Zeichenrechts die Bahn gewiesen. Der grosse Erfolg dieses Werkes wurde einmal dadurch bedingt, dass darin scharfsinnige und schöpferische juristische Konstruktionen enthalten, die Ergebnisse feinfühligster Beobachtungen des geschäftlichen Lebens und divinatorisches Erkennen seiner Bedürfnisse niedergelegt waren, dann auch durch das geradezu staunenswert umfassende Heranziehen der markenrechtlichen Gesetzgebung, Judikatur und Wissenschaft des Auslandes. Kohler erbrachte hiermit seinen deutschen Fachgenossen auch die Legitimation für seine manchem vielleicht zu kühn erscheinenden Ideen. Bald übte Kohler's Buch auf die Praxis und dann auch auf die Reform des Markenschutzgesetzes einen massgebenden Einfluss aus. Auch nach Inkrafttreten des Warenzeichengesetzes vom 12. Mai 1894 bewies es noch seine, in der weite Perspektiven eröffnenden Darstellung begründete, Lebenskraft: keine Bearbeitung des neuen Gesetzes, das doch die erheblichsten Verschiedenheiten dem Markenschutzgesetz gegenüber aufwies, konnte von einer Stellungnahme zu dem auf der Grundlage des früheren Rechts sich aufbauenden Markenrechte Kohlers absehen.

Das jetzt erschienene Warenzeichenrecht ist ein vollkommen neues Werk; es berücksichtigt ebenfalls das ausländische Markenrecht in umfassender Weise, stützt sich aber in erster Linie auf die — nicht zum mindesten auf Kohler'schem Boden erwachsenen — Ergebnisse der neueren deutschen Rechtswissenschaft und Rechtsprechung, soweit diese Kohler nicht zur Kritik Veranlassung gibt.

Aus dem reichen Inhalte seien einige besonders markante Gesichtspunkte hervorgehoben.

Kohler vertritt entschieden weiter die Ansicht, dass das Zeichenrecht ein reines Persönlichkeitsrecht ist und weist als Konsequenz dieser Anschauung darauf hin, dass es auch zeichenrechtlich nicht gleichgültig ist, ob ein Zeichen in gutem oder schlechtem Glauben erworben worden ist, ob jemand ein Zeichen in den Verkehr bereits eingeführt hat, wie er denn überhaupt zutreffend das Zeichenrecht als „Recht des guten Glaubens und der Lauterkeit des Verkehrs“ bezeichnet.

Zur Ausgestaltung unseres Zeichenrechtes befürwortet Kohler die Aufnahme des im englischen Recht sich findenden Instituts der Associated Trade Marks: verschiedene Varianten einer Marke, die an sich mit dieser verwechslungsfähig sind, werden als besondere Marken eingetragen, aber nur derart, dass sie lediglich als Vertreter einer und derselben Charaktermarke anzusehen sind. Trotz der Selbständigkeit der Eintragungen kommt den daraus entspringenden Rechten keine selbständige, von einander unabhängige Existenz zu; es entspringt daraus nur ein Recht. Die Übertragung solcher Marken an verschiedene Personen ist nicht möglich. Kohler tritt auch für die Einführung

der Kollektivmarken ein. So lange diese nicht existieren, empfiehlt er darin Abhilfe zu suchen, dass ein Treuhänder die Marke erwirbt und sich verpflichtet, dieselbe durch die einzelnen Vereinsgenossen benutzen zu lassen. Lebhaft und mit guten Gründen kämpft Kohler gegen den (Miss-)Brauch an, Marken nicht nur für die Ware, sondern auch für die Umhüllung derselben, Fässer, Flaschen, Kapseln etc. (Hilfsartikel) anzumelden. Er bezeichnet einen derartigen Markenerwerb zutreffend als über den Gedanken des Warenbezeichnungsgesetzes, ja über den Gedanken der Rechtsvernunft hinausgehend.\*)

Kohler tritt jetzt auch dafür ein, dass der Zeichenschutz gegebenenfalls Bild und Wort umfasse.

Während früher Kohler der Ansicht war, dass der Schutz der Auslandsmarke nur akzessorischer Natur sei, d. h. der für sie beanspruchte Schutz sei davon abhängig, dass sie auch im Heimatstaate Schutz geniesse, hält er jetzt diesen Satz, der vielfach angegriffen worden ist, nicht mehr aufrecht.

Am Schlusse seines Werkes macht Kohler, abgesehen von den bereits erwähnten, unter Berücksichtigung der amerikanischen und englischen Rechtsentwicklung eine Reihe Vorschläge de lege ferenda, um unser Warenzeichen-gesetz den heutigen Verkehrsbedürfnissen anzupassen. Vor allem tritt er unter Berufung auf die günstigen Erfahrungen, die man in dieser Hinsicht mit unserem Patentgesetz gemacht hat, für eine vollständige Trennung des materiellen und formellen Zeichenrechtes ein.

Aus der Fülle der Gedanken, welche das angezeigte Werk Kohler's enthält, konnte hier leider nur Weniges hervorgehoben und dieses wieder nur skizzenhaft angedeutet werden. Aber daraus dürfte schon erhellen, dass auch dieses Produkt des grossen Berliner Juristen anregend und klärend wirken wird. Und wenn er in dem Vorworte dem Wunsche Ausdruck verlieh, dass fürderhin die deutsche Wissenschaft an der Spitze der Entwicklung des Zeichenrechtes stehen möge, so können wir in ihm den führenden Bannerträger erblicken und verehren.

Frankfurt a. M.

Rechtsanwalt Dr. Ludwig Wertheimer.

**Heinr. C. L. Menge: Deutsches Ausverkaufswesen.** Berlin-Leipzig 1911. Dr. Walther Rothschild. 91 S. 2 M.

Die erste Monographie zum Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb. Sie behandelt das Ausverkaufswesen, den Hauptgegenstand der Gesetzesreform, um dessen Ausgestaltung — zum Teil auch aus politischen Gründen — heiss gekämpft wurde. Menge hat hauptsächlich die „Entwicklung der gesetzlichen Regelung des deutschen Ausverkaufswesens“ in seinem Buche — anscheinend einem Erstlingswerke — geschildert, eine Arbeit, die zwar keine Schwierigkeiten bot, aber doch angesichts des kaum ausgeglichenen Widerstreites der Interessen dankenswertes Material für eine zukünftige Neugestaltung dieser besonders wirtschaftlich so bedeutsamen Materie bereitstellt. Auch bei der Darstellung des materiellen Ausverkaufsrechts beschränkt sich

---

\*) So auch jetzt die Entscheidung der Beschwerdeabteilung I des Patentamtes vom 26. März 1910 (Bl. f. P. M. & Z. W. XVI S. 141), die sich in diesem Sinne entgegen dem auch von Kohler bekämpften Beschluss vom 11. Oktober 1902 (Bl. f. P. M. & Z. W. IX S. 236) ausspricht.

Menge darauf, die „wichtigsten und historisch interessantesten Gesichtspunkte“ hervorzuheben. Leider! Eine eingehendere Bearbeitung desselben, eine selbständige, kritische Stellungnahme zu den zahlreichen bereits aufgeworfenen Streitfragen wäre wünschenswert gewesen. Trotz dieser Ausstellung kann das Menge'sche Buch zur Orientierung über das Ausverkaufsrecht empfohlen werden; seine klare Darstellung, seine von allem Juristen-Deutsch sich fernhaltende Sprache lassen es auch für weitere Kreise als hierzu geeignet erscheinen.

Frankfurt a. M.      Rechtsanwalt Dr. Ludwig Wertheimer.

**Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Untersuchungen über die oligarchischen Tendenzen des Gruppenlebens.** Von Robert Michels; Professor in Turin. Leipzig 1911. Verlag von Dr. W. Klinkhardt. br. 10 M. geb. 11 M.

Mit diesem Buch erwirbt Michels sich das Verdienst, das Problem der Herrschaft zum erstenmal in grösserem Umfang losgelöst von dem der Staatsformen behandelt zu haben. Vielleicht hätte er das Problem noch allgemeiner — in Beziehung zu jedem „Gruppenleben“ — behandeln können. Dass er seine Untersuchungen jedoch auf die Gruppen mit ausgesprochen demokratischen Tendenzen beschränkt, dürfte in dem Interesse seine Erklärung finden, das der Verfasser an der Demokratie nimmt. Und diese Beschränkung ist vielleicht insofern wieder zu begrüßen, als er auf diese Weise leichteres Spiel bekam, seine Untersuchungen rein analytisch zu führen. Und ein gut Teil des Wertes dieser Arbeit liegt sicher in dieser vom Verfasser angewandten analytischen Methode. Nicht durch Konstruktionen und Deduktionen wird der Leser zur Anerkennung des oligarchischen Tendenzen zu zwingen versucht, vielmehr, von einzelnen Tatsachen ausgehend, sucht Michels zu diesen die Ursachen, schält und arbeitet einzelne Probleme und Fragen heraus und gibt so, sie organisch verbindend, und gestützt auf ein reiches Literaturmaterial, ein buntes, aber klares Bild von den mannigfaltigen Strömungen und Faktoren, die in einem „Gruppenleben“ zusammenwirken. —

Oligarchen können sich nur aus Führern entwickeln. So werden denn zuerst die Momente abgehandelt, die in einer Organisation notwendig das Bedürfnis nach Führern hervorrufen: Wachstum der Organisationen in die Breite, Wachstum der Aufgaben, mechanische Unmöglichkeit der direkten Selbstregierung. Aber nicht unmittelbar wird der Führer zum Oligarchen. Vielmehr liegt die Möglichkeit vor, den einfachen Führer, geboren aus momentanen Bedürfnissen, ebenso schnell wieder abzdanken, wie man sich ihn zum Haupt gewählt hat. Der Stand der Führer muss erst eine besondere Kategorie von Parteimitgliedern geworden sein, um die Gefahr der Oligarchie deutlicher hervortreten zu lassen: Die Führer müssen berufsmässige Führer geworden sein. Als Faktoren, die die Bildung dieser Berufskategorie notwendig machen, werden untersucht „das Bedürfnis nach militärischer Schlagfertigkeit“, „die Inkompetenz der Masse“, die ein schnelles Auffinden und Auftreten geeigneter Persönlichkeiten im rechten Augenblick unwahrscheinlich macht, endlich die Tatsache, dass in den grossen Organisationen selbst das angeborene Führertalent einer gründlichen Vorbereitung zu seinem späteren Beruf benötigt. Dass diese Gefahr der Oligarchie für die Demokratie besteht, beweisen am besten



die Massnahmen, die von der Demokratie anzuwenden gesucht werden, um der Omnipotenz der Führer entgegenzuwirken. In diesem Zusammenhang untersucht M. u. a. die Bedeutung des „imperativen Mandats“, das „Postulat der Entsagung“, das „Referendum“, das „Prinzip der schlechten Besoldung“. Dies wäre vielleicht das beste Mittel, um den Führer an den Willen der Masse zu fesseln, aber es führt zur „sozialen Verlumpung“. So hat man sich daran gewöhnt, die Führer anständig zu besolden. Aber hiermit wird nun der Reigen der Faktoren eröffnet, die zur Diktatur der Wenigen über die Menge schnell und kräftig hindrängen. Bei guter Besoldung werden die Führer unabhängig von der Menge, und indem sie noch obendrein die Verwaltung des Parteivermögens besorgen, sind sie leicht in der Lage, auf die Menge einen Druck auszuüben. Könnte man hiergegen noch einwenden, die Ausübung eines solchen Drucks läge am guten oder schlechten Willen des einzelnen, so kommt dieser Einwand kaum mehr in Betracht gegenüber der Presse, die, an sich ein notwendiges Organ, den Führer, d. i. der Vertreter der Partei, niemals diskreditieren, sondern seiner nur rühmlich gedenken darf und somit direkt oder indirekt, von ihm redend oder von ihm schweigend, zu einem Machtmittel des Führers über die Menge wird. In verstärktem Masse gilt das gleiche von dem parlamentarischen Charakter der Demokratie, der die Wahrung des Prestiges der Partei im Parlament benötigt und somit die Kritik der Massen an den Führern verhindert. In derselben Richtung wirkt die mit dem Wachstum der Organisation sich ausbreitende Bürokratisierung der Verwaltung, durch die der Führer wohl auf die Menge Einfluss gewinnt, dem Einfluss von seiten der Menge aber immer unzugänglicher wird. Endlich aber kommt noch ein Moment hinzu, das den Ausschlag gibt: Es ist der Kampf zwischen den alten und neuen, jungen Führern um ihre Position, der zum Kampf um die Macht wird. Für die alten heisst Sieger in dem Kampf bleiben schon Oligarchie sein. Für die jungen bedeutet Sieg — in dieselben Verhältnisse der alten Führer hineinkommen; und obendrein — einer psychischen Metamorphose vom Idealisten, der nur das Wohl der Masse will, zum Realisten, der mit den gegebenen Faktoren rechnen muss, sich unterziehen.

Erkennt man hiernach mit M. die Tendenzen zur Oligarchie in der Demokratie an und erhebt man schon hier die Frage nach der Bedeutung dieses Umstandes, so wird nur der von ihm aufs allerpeinlichste berührt sein, dem wirklich als einzig erstrebenswertes Ziel der Demokratie die Herrschaft der Massen über sich selbst vorschwebt. Hingegen könnten sich die, die in den demokratischen Bewegungen vor allem ernstgemeinte Bestrebungen zur Förderung der Allgemeininteressen erblicken — mit dem vielleicht idealen Ziel einer vollendeten Volksherrschaft — bei diesen Tatsachen sehr wohl beruhigen, sofern nur die Oligarchie in der Demokratie der Förderung der demokratischen Interessen nicht im Wege ist, sondern immer noch eine Förderung dieser Interessen bedeutet. Man wird dann zwar anerkennen, dass die Erreichung des idealen Ziels einer sozialen Hebung der Massen nicht allein von dem guten Willen derer abhängt, die sich diesen Bemühungen widmen, sondern dass in diesen Bestrebungen unvorhergesehene immanente Schwierigkeiten erwachsen, aber man wird in ihnen keinen prinzipiellen Hinderungsgrund für die Fruchtbarkeit der Bestrebung zu erblicken brauchen. Nun aber vertieft M. das Problem in einem leider nur lose angegliederten und nicht organisch



mit den vorhergehenden Analysen verbundenen Kapitel (IV), „Soziale Analyse der Führerschaft“.

Hier behandelt er die Frage, aus welchen Klassen sich die demokratischen Führer rekrutieren. Während die Führer, die der Bourgeoisie entstammen, keine Zersetzungsgefahr für diese bedeuten, meint M., dass die aus dem Proletariat selbst stammenden zum grossen Teil ihrer Sache verloren gehen. In ihnen nämlich entwickelt sich „das Abhebungsbedürfnis vom Proletariat“: Ihr Endziel ist, Kleinbürger zu werden. Dieses Abhebungsbedürfnis sei aber nicht bloss charakteristisch für den einzelnen, sondern lasse sich für ganze Schichten des Proletariats behaupten: Sie heben sich scharf gegeneinander ab: Organisierte und Unorganisierte; Gelernte und Ungelernte; Streikende und Arbeitswillige. M. macht auf das Streben der Arbeiteraristokratie (d. sind die Gewerkschaftler) nach Abschliessung von den anderen aufmerksam. Und er kommt zu dem Schluss: „Im Mutterleib des 4. Standes regt sich bereits der fünfte.“ p. 283. Das soll heissen: die Volksschichten, die man jetzt als 4. Stand bezeichnet, und die eine homogene Masse zu bilden scheinen, differenzieren sich in sich selbst derartig, dass wohl ein bestimmter Teil von ihnen jeweilig „sozial“ gehoben wird (der dann im Kleinbürgertum verschwindet), dass aber immer wieder ein grosser Bruchteil (vielleicht sogar der grössere) zurückbleibt als seiner sozialen Hebung harrend. —

Was M. also mit seinen Untersuchungen sagen will, ist: durch die oligarchischen Tendenzen in der Demokratie drohen die demokratischen und sozialen Bestrebungen illusorisch zu werden.

Aber es tritt nicht klar hervor, ob sein Pessimismus mehr darauf gerichtet sei, dass die Herrschaftsform der Demokratie in idealer Reinheit sich nicht durchführen lasse, oder darauf, dass die angestrebten materiellen Vorteile immer wieder in Frage gestellt würden. Während für die letzt erwähnte Ansicht die Untersuchungen über das „Abhebungsbedürfnis“ im Proletariat sprechen, dringt im Schluss wieder mehr der Pessimismus in formaler Hinsicht durch, wie er denn auch dort sagt: Es sei „ein fixer Gedanke“, zu glauben, man brauche „seine sozialökonomische Sache nur einem Anwalt zu übergeben, um auch schon selber Anteil an der Herrschaft zu gewinnen“ p. 385.

Während dieser formale Pessimismus wohl berechtigt erscheint nach seinen Ausführungen, hat M. doch wohl, was die materiale Seite des Sozialismus betrifft, übersehen, dass dem Entstehen eines „5. Standes“ tatkräftig entgegengewirkt werden kann durch immer grössere Ausdehnung der Organisationen in den unteren Schichten des Proletariats. Jedenfalls darf es wohl als ein Verdienst M.'s angesprochen werden, auf die unbedingte Notwendigkeit solcher Massnahmen durch indirekte Begründung hingewiesen zu haben.

Eutin.

Dr. Kurt Maroed.

Pohle, Prof. Dr. L. Die Wohnungsfrage. I. Das Wohnungswesen in der modernen Stadt; II. Die städtische Wohnungs- und Bodenpolitik. 1910.

Jüngst hat ein Nationalökonom deutlich genug zu verstehen gegeben, dass die viele Arbeit, die in den letzten Jahren der schriftstellerischen Behandlung der Boden- und Wohnungsfrage gewidmet wurde, ziemlich überflüssig gewesen sei; „als wenn es nichts Besseres zu tun gäbe“. Richtig ist dabei, dass die vielerlei Rezeptsammlungen zur Lösung des Wohnungsproblems durchweg

einen recht unwirtschaftlichen Müheaufwand darstellen, soweit überhaupt bei der immer sich wiederholenden Anpreisung ungefähr derselben Mittel mit ziemlich denselben Gemütswallungen von Mühe überhaupt gesprochen werden kann. Verkannt wird indessen bei dem eilfertigen Urteil zunächst, dass die Wohnungsfrage praktisch eine der wichtigsten sozialen Fragen der Gegenwart überhaupt ist: „Es gibt kaum ein Teilgebiet der Gesamtkultur, dessen Lage in einem Lande nicht von den Wohnungsverhältnissen der Bevölkerung tiefgehende Einwirkungen erhalte.“ (Pohle I. S. 6). Vielleicht wichtiger aber ist noch, dass die Wohnungsfrage unter einem Teile der deutschen nationalökonomischen Gelehrten mehr und mehr Mittel zum Zweck geworden ist zu demonstrieren, welchen unhaltbaren wirtschaftlichen Vorstellungen die emsig verbreitete nationalökonomische Rezeptierkunst Tür und Tor geöffnet hat. Zu der Gruppe jüngerer Gelehrter, die nach dieser Richtung, was heute wohl von allen neutral gebliebenen Beobachtern zugegeben wird, mit entschiedenem Erfolge sich betätigen, gehört namentlich Ludwig Pohle. Sein mutiges Verhalten auf dem Ersten Deutschen Wohnungskongress wird eine spätere, ruhig zurückblickende Zeit als eine wissenschaftliche Tat unbedingt anerkennen müssen, auch wenn man mit den damaligen Einzelausführungen Pohles nicht in allen Stücken einverstanden sein sollte. Und wie damals in Frankfurt, so spricht auch in den beiden hier angezeigten populären Bändchen der echte, klar sehende und unerschrocken die Wahrheit suchende Gelehrte zu uns, und er tut es mit so viel Geschick, gestützt auf reiches, vortrefflich verarbeitetes Material, dass man den beiden Bändchen in unserer Wohnungsliteratur einen allerersten Platz einräumen muss; warm kann man sie allen denen empfehlen, die über das oberflächliche Tagesgeschwätz hinweg ohne viel Zeitaufwand einen tieferen Einblick in die Tatsachen der Wohnungsfrage suchen.

Mit Recht stellt Pohle in den Mittelpunkt des ganzen Wohnungsproblems die Frage: Beruht die jetzige Höhe der Mietspreise auf natürlichen oder künstlichen Ursachen, und inwieweit haben die Hoffnungen auf allgemeine Verbilligung der Mieten durch Änderung des jetzigen Systems der privaten Stadterweiterung Aussicht auf Erfüllung? Die Beantwortung dieser Frage als Ziel im Auge behaltend, untersucht nun Pohle Schritt für Schritt zunächst, in welchem Zusammenhang das enorme, vielfach sprunghafte Wachstum unserer Städte zur Entwicklung der Wohnungsverhältnisse steht. Dabei schenkt er besonders eingehende Beachtung der Erscheinung, dass die Mietskaserne in Deutschland vorherrscht, das Kleinhaus dagegen in England und Nordamerika, was dann wieder dazu führt, Kleinhaus und Mietskaserne in ihrer wirtschaftlichen, sozial hygienischen und kulturellen Bedeutung zu würdigen. Gelingt es ihm schon hier, manches Vorurteil als solches zu kennzeichnen, so erst recht bei der dringend eine unparteiische Prüfung erheischenden Frage, ob die private Bautätigkeit ihre volkswirtschaftlichen Aufgaben, insbesondere bei der Herstellung von Kleinwohnungen erfüllt und überhaupt erfüllen kann. Das der Inhalt des ersten Bändchens! Das zweite Bändchen behandelt in drei Abschnitten Ziele und Mittel der Wohnungspflege, (wobei insbesondere über Behauungspläne und Bauordnungen im Dienste der Wohnungspolitik recht zutreffende Ausführungen gemacht werden), Wohnungsfrage und Bodenpreis und endlich die kommunale Bodenpolitik. Die „Schlussbetrachtungen“ sind vom Standpunkt der Wohnungs- und Bodenreformer ausserordentlich pessimistisch. Die Hoffnung auf die Mög-

lichkeit einer allgemeinen Wiederverbilligung der Wohnungen in unseren Grossstädten nennt Pohle eine Utopie; solange die grossstädtischen Menschenanhäufungen bestehen blieben oder gar noch zu wachsen fortführen, würden auch die Wohnungen in ihnen nicht wesentlich billiger werden. Besserung erwartet Pohle, abgesehen von wenig wahrscheinlichen technischen Fortschritten, nur von der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung. Einmal werde das Steigen des Arbeitslohnes, auf das auch künftig zu rechnen sei, immer neuen Schichten der Bevölkerung die Möglichkeit geben, mehr als bisher für die Wohnung auszugeben, und sodann dürfe man darauf hoffen, dass mit der steigenden Lebenshaltung der Massen, mit der Hebung der Volksbildung, Besserung der Lebenssitten auch die Ansprüche der Einzelnen an ihre Wohnung immer mehr wachsen.

Gewiss wird der vorurteilsfreie Leser bei den sehr mannigfachen und komplizierten Erscheinungen, die in ihrer Gesamtheit das Wohnungsproblem in unseren modernen Städten ausmachen, manchmal Pohle hier und da widersprechen, ja er mag schliesslich sogar die Gesamtergebnisse ablehnen, aber hat er sich die Fähigkeit bewahrt, die Dinge so zu betrachten, wie sie wirklich sind, so wird er nicht leugnen können, dass Ludwig Pohle in den beiden vortrefflichen Bändchen wenigstens mit klugem Blick die Wahrheit sehen und rücksichtslos sagen will.

Cöln.

Professor Adolf Weber.

**Über forensische Psychologie** von Hans Reichel, a. o. Professor in Jena. München. Beck 1910. 64 S.

Recht ist angewandte Psychologie. Dass wir Juristen mehr Psychologen werden müssen, wird immer klarer. Man muss aber den Sinn dieser Forderung wohl verstehen. Jeder praktische Jurist ist längst in gewissem Sinn praktischer Psycholog, d. h. Menschenkenner, aber er ist es rein zufällig, so wie er es kraft seines Mutterwitzes ist. Die wenigsten haben sich systematisch mit Seelenkunde befasst; ja viele sehen heute noch auf eine theoretische Beschäftigung hiermit verächtlich herab und halten ihre Praxis für die beste Lehrmeisterin. Leider bleiben gerade sie nur allzuoft in verderblichstem Formalismus stecken; gerade sie stehen oft kritiklos einer eingerosteten Praxis gegenüber. Ich glaube, wir alle erinnern uns wohl — manchmal sogar schauernd — an irgend eine Art Praxis, die wir als junge Lernende betrieben und für durchaus richtig hielten, weil sie auf dem Gericht so hergebracht war. Mit vollem Recht wendet Reichel sich gerade gegen das Vorurteil, dass man Psychologie nicht vor der Praxis systematisch studieren müsse; dann könnte man überhaupt jedes Rechtsstudium aufgeben. Wenn auch gewiss nur wenige gottbegnadete Menschen mit Sicherheit die Psyche anderer durchschauen und andere richtig anpacken, wenn auch der gewöhnliche Sterbliche die Kunst psychologischer Behandlung nur durch Übung lernt, so muss doch jedem die Kenntnis von den Grundlagen des Seelenlebens und von den Erfahrungen anderer von höchstem Werte sein. Er steht dann erst seiner eigenen Erfahrung kritisch gegenüber; ja er tritt dann schon mit sehenden Augen in die Praxis ein. Von vornherein ist er gewappnet, weiss, worauf er achten muss und wird nicht erst durch Schaden klug. Wer z. B. die Erfahrungen der sog. Aussagespsychologie oder wer die Sätze der Psychopathologie auch nur oberflächlich kennt, der wird beim ersten Eintritt in die Praxis viel aufmerksamer sein, viel vorsichtiger, er wird die Praxis besser würdigen können, als der Unerfahrene. Gewiss wird den Juristen ein neues



Studium zum bisherigen zugemutet; aber es ist nun einmal notwendig, und wenn es verständig eingerichtet wird, lässt es sich vielfach mit dem Studium des rein formalen Rechtsstoffes vereinen und macht diesen dadurch auch lebendiger. Ich glaube auch, dass die jungen Juristen weder auf der Hochschule noch im Referendariat überlastet sind; und gerade das Studium der Psychologie lässt sich leicht mit dem Kennenlernen des täglichen Lebens verbinden. —

Mit Begeisterung trägt der Verfasser diesen Gedanken vor; er sagt, dass die forensische Psychologie, d. h. die Psychologie der Rechtsanwendung schon früher bestanden habe, leider durch die allzustarke formalistische Methode der Jurisprudenz (Paragraphismus, Intellektualismus) überwuchert, aber jetzt wieder im Aufblühen sei. Er weist ihre Bedeutung und die Notwendigkeit ihres Studiums nach. Er zeigt die Ansätze ihrer Neuentwicklung in Vorlesungen, Kursen, Vereinigungen, literarischen Erscheinungen. Er weist auf die Einzelheiten ihrer praktischen Anwendung und Bedeutung hin. Gerade hier könnte man ja noch viel hinzufügen. Vor allem darf die Psychologie des Strafvollzugs nicht fehlen; sie liegt auch noch sehr im argen. Zu einer guten Methode und zu einem allseitigen System sind wir leider noch nicht gekommen, sodass wir noch manche Seiten des Rechtslebens haben, die wir noch gar nicht psychologisch angefasst haben. Das aber wird kommen müssen. Am weitesten sind wir ja darin im Strafrecht vorgeschritten. Ja, es ist nicht unbescheiden von uns Kriminalisten, wenn wir uns als Vorkämpfer einer forensischen Psychologie ansehen. Aber gerade wir wissen, wie sehr wir da noch in den Anfängen stecken, was uns noch fehlt und vielleicht immer fehlen wird. Und eben dieser Gedanke, dass mit der Psychologie nur wenig zu erreichen sei, hält sicher viele ihr fern. Aber sie gehen von falschen Voraussetzungen aus! Die Psychologie kann und will kein Rezept geben, wie man die seelischen Zustände des Einzelnen und die bestimmten psychischen Vorgänge im voraus berechnen oder nachträglich systematisch klarlegen kann. Sie kann immer nur zu einer typischen Erkenntnis führen. Dass sie damit auch wieder zu Schematismus neigt, sagt Reichel mit Recht. Wenn wir diese Gefahr aber beachten, dann können wir mit der typischen Erkenntnis auch der individuellen bedeutend näher kommen! Denn jeder von uns ist etwas von einem Typus, und sehr viel mehr als typische Erkenntnis werden wir im Rechte am Ende doch nie erreichen. Ist diese nur fein und klar genug, dann genügt sie uns vollständig.

Es ist interessant zu fragen, warum forensische Psychologie gerade jetzt wieder hochkommt und warum das so langsam geht, warum auch die Psychopathologie so viel rascher und früher sich entwickeln konnte. Die Notwendigkeit dieser zweiten drängte sich eben viel stärker dem Juristen auf und bei ihr konnte er den Sachverständigen viel weniger umgehen, so dass dieser wieder genötigt war, die Wissenschaft systematisch zu entwickeln. Der Psycholog wurde nie befragt. Daher hielt und hält er sich noch meist von juristischen Fragen fern. Es ist sogar soweit gekommen, dass die Juristen sich vielfach eine eigene Psychologie „zum Hausgebrauch“ zurecht gemacht haben! In der angewandten Psychologie spielen auch sehr viele andere Momente, besonders ethischer Natur, herein, die der Jurist wohl kennt, während der reine Psycholog sie als nicht zu seinem Fach und Studienobjekt gehörend, nicht beachtet. Wenn aber die naturwissenschaftliche Erkenntnis und die Technik uns die psychologische Forschung überhaupt erleichtert und in gewisser Weise erst ermöglicht haben,



dann müssen der neubelebten Psychologie alle Disziplinen folgen, die mit ihr rechnen.

Reichels Schrift will noch kein abgerundetes System bieten, noch kein Grundriss sein, sondern (als Vortrag!) nur anregen. Das tut sie in ausgezeichnete Weise. Ihre Gedanken haben daher auch bald Beachtung und Anerkennung gefunden. In gewissem Sinne haben sie in der neuen Modernistenvereinigung der Juristen auch eine bleibende Stätte erhalten. Das ist hocherfreulich. Reichel selbst weist darauf hin, was jetzt zum Studium geschehen müsse. Seine Forderungen: Studium auf der Hochschule, in besonderen Kursen, Schaffung einer literarischen Sammelstelle, Errichtung forensisch-psychologischer Institute — sind aufs lebhafteste zu unterstützen. Nur vor einem möchte ich warnen: dass nicht diese neue Forschung Modesache werde! Gar zu leicht artet sie sonst zu äusserlichem Schlagwortkultus aus. Man muss auch die Psychologie derartiger Neuerscheinungen und ihres Publikums beachten; dann werden wir uns mit einer langsamen Einbürgerung eher zufrieden geben, als mit einer raschen und oft nicht tief dringenden Erfassung.

Giessen.

Professor Dr. Mittermaier.

**Rolin, Henri, Prolégomènes à la Science du droit.** Esquisse d'une sociologie juridique. XII + 167 p. 1911 Bruxelles, Emile Bruylant. Paris, Félix Alcan.

L'idée maîtresse de l'ouvrage de M. Henri Rolin, — idée à la fois ingénieuse et hardie, — c'est qu'il y aurait tout avantage à étudier autrement qu'on ne l'a fait jusqu'à présent les phénomènes sociaux dont l'ensemble constitue le droit. Le droit nous apparaît généralement sous la forme de règles abstraites, dont la plupart des hommes ignorent les origines et les antécédents, et qui s'imposent impérativement à notre volonté. De telles abstractions, s'il faut en croire M. Henri Rolin, ne sont pas ce qu'il y a d'essentiel dans le droit. Elles ne sont que la projection dans le monde des concepts d'une réalité mobile et vivante. Cette réalité, il convient de la chercher dans les représentations mentales dont l'esprit humain nous offre le spectacle. Le droit correspond à certaines associations d'idées. Considéré dans sa nature intime, il est même constitué par des associations de ce genre. Que de nouveaux termes s'introduisent dans la série des représentations mentales, ou que ces représentations se combinent d'une façon nouvelle, et voilà le droit qui, inévitablement, va subir une modification plus ou moins profonde.

Un système qui nous invite à considérer le droit comme une manifestation, et, en quelque façon, comme une branche de la psychologie, est de nature à faire apparaître sous un jour tout nouveau — et, par suite, à éclairer très utilement — des questions fort anciennes. Par exemple, M. Rolin nous dit que „la propriété, comme tous les droits, est chose essentiellement subjective, qu'elle consiste tout entière dans certaines manières de penser, de sentir, de vouloir; qu'elle suppose un „dressage“ particulier des nerfs de la plupart des hommes qui peuvent venir en contact avec le bien possédé“. De même, „c'est parce que des structures psychologiques appropriées existent chez nous, que nous achetons, vendons, donnons ou prenons à bail, fondons des sociétés, etc. Sans ces structures, il n'y aurait pas de droit des obligations conventionnelles, et plusieurs des titres compris dans le livre III du Code civil ne se concevraient

pas." Ces observations sont parfaitement exactes, et le mérite du point de vue de M. Henri Rolin est de nous suggérer une méthode pour l'explication des transformations subies par le droit dans le passé, comme aussi de nous faire entrevoir les procédés par lesquels des transformations pourront être préparées et réalisées dans l'avenir.

Si des représentations mentales s'unissent et s'enchaînent dans l'esprit humain, c'est parce celui-ci y est prédisposé. Elles répondent à des „structures“ intellectuelles, façonnées elles-mêmes par les habitudes de la vie, par une tradition continue, par la répétition d'actes semblables. Au point de vue de l'application du droit, M. Rolin distingue deux ordres de „structures“. Ce qui signifie que, lorsqu'il s'agit de réaliser le droit, les représentations mentales qui aboutissent à cette réalisation diffèrent chez les hommes suivant la place qu'ils occupent dans la société. Il y a des structures de „sujets“ et des structures de „chefs“. Le „sujet“ est l'homme pour qui le droit est une règle à laquelle on est tenu d'obéir. Le „chef“ est l'homme pour qui le droit est une règle qu'il y a lieu d'imposer. Toute personne qui participe à l'application de la loi (l'huisier aussi bien que le juge, le fonctionnaire aussi bien que le conseil ou avocat) est donc un chef, encore bien que sa situation sociale ne soit pas forcément supérieure à celle du sujet et qu'elle puisse même lui être inférieure. Avec une remarquable perspicacité, M. Henri Rolin nous fait voir que l'application de la loi provoque, dans l'intelligence du „sujet“ et dans l'intelligence du „chef“, des réactions psychologiques très dissemblables. Il a groupé ces réactions en séries dont les termes sont caractérisés par des lettres (ABC — XYZ —  $b_1$   $b_2$   $b_3$  ...  $b_y$ , etc.). M. Rolin semble attacher beaucoup de prix à ce langage algébrique, qui lui paraît de nature à conférer un surcroît de précision à la pensée. Pour notre part, nous doutons que le langage abstrait de l'algèbre puisse traduire heureusement des phénomènes aussi complexes et aussi nuancés que ceux de l'activité mentale, et nous craignons un peu que la précision ne soit acquise ici aux dépens du charme et de la limpidité du style. Mais, bien entendu, il suffit d'un léger effort d'attention pour retrouver, sous ces formules abrégées, les réalités psychologiques qu'elles ont l'ambition d'exprimer.

Nous ne pouvons songer à suivre M. Rolin dans son analyse, extrêmement sagace, des sentiments et des idées qui, soit chez le „sujet“, soit chez le „chef“, aboutissent, par leur enchaînement et leur combinaison, à créer des volitions, et qui constituent ce qu'il y a d'essentiel, ce qu'il y a de réel, ce qu'il y a de socialement vivant dans le droit. La dissection de la structure mentale des „chefs“ est opérée avec une rigueur irréprochable. L'auteur accorde une attention toute particulière à la description des séries de représentations mentales que l'on constate chez eux, représentations multiples, mais qui se groupent sous un petit nombre de termes dont la succession est fatale (image de l'infraction; motifs qui poussent à l'application de la loi; volonté d'appliquer une sanction). M. Rolin ne se dissimule pas que ce processus se convertit aisément en une espèce d'automatisme. Mais ce résultat ne semble pas l'effrayer outre mesure. „Le juge et les administrateurs sont, par nécessité psychologique, plus routiniers que les justiciables et les administrés.“

La science du droit tout entière — que l'on considère l'origine et la formation des règles juridiques ou les modalités de leur application — pourrait faire l'objet d'une revision complète, grâce à l'emploi du critérium proposé par M. Rolin.

Celui-ci, dans un certain nombre d'exemples, a mis sa méthode à l'épreuve, et si les conclusions qu'il recommande n'emportent pas nécessairement l'adhésion, il nous ouvre, dans plus d'une direction, des perspectives nouvelles et intéressantes. " La coïncidence qui doit se réaliser entre les structures des „chefs“ et les structures des „sujets“ pour que le droit soit une vérité sociale et non pas seulement une création de l'esprit, voilà certes une conception fertile en conséquences et sur laquelle l'auteur a raison d'appuyer. Nous serions tenté de lui reprocher de réduire trop volontiers à la notion de „crainte“ ce qu'il y a de spécifiquement juridique dans les représentations mentales du „sujet“, et au désir de réprimer l'infraction, ce qu'il y a de prédominant dans l'intelligence d'un „cheff. Il nous semble que la tendance à élaborer un ordre social satisfaisant, envisagé comme une manifestation de la justice, est l'une des causes les plus efficaces du règne du droit, et que cette tendance, commune aux „sujets“ et aux „chefs“, pourrait contribuer à résoudre les antinomies qui opposent la structure intellectuelle d'un juge à celle d'un justiciable. Nous aurions également des réserves à faire sur les idées de l'auteur relativement à la théorie de la responsabilité sans faute . . . Mais ce n'en est pas le moment. Nous devons nous borner, en terminant, à insister encore sur l'originalité d'une tentative qui, en rapprochant l'étude du droit de celle de la psychologie, a réussi, par ceal même, à rendre plus étroits les liens qui unissent le droit à la sociologie.

Bruxelles.

Maurice Vauthier,  
professeur à l'Université de Bruxelles.

**Karl Strupp, Völkerrechtliche Fälle zum akademischen Gebrauch und Selbststudium.** Gotha, 1911 (425).

Der Verfasser hat mit viel Fleiss und Verständnis eine grosse Anzahl von völkerrechtlichen „Fällen“ zusammengestellt, die sich zum Teil für schriftliche Arbeiten in Seminarien, teils zur mündlichen Lösung bei Uebungen und im Examen eignen. Man findet darin Fragen aus den verschiedensten Kapiteln des Völkerrechts systematisch geordnet, von ganz leichten Aufgaben bis zu den kompliziertesten. Vereinzelt hat der Verfasser auch Verweise auf Literatur und Quellen beigefügt; wenn diese Quellenangaben bei den schwierigeren Fällen zahlreicher wären, würde die Brauchbarkeit des Büchleins für die Studenten noch erhöht. Jedenfalls hat der Verfasser mit dieser Sammlung, der ersten solchen in deutscher Sprache, eine dankenswerte Arbeit geleistet.

Basel.

Prof. H. v. Frisch.

**Le code civil général autrichien son origine et son développement** par Emmanuel Tilsch, professeur à l'Université de Prague extrait de la „Revue de Droit international et de Législation comparée“. Tome XIII. 1911.

**Das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch und die Gewohnheiten im Wandel des Jahrhunderts.** Von Dr. Emanuel Tilsch, o. ö. Professor an der k. k. böhm. Real. Ferdinands Universität in Prag. Sonderabdruck aus der Festschrift vom 1. Juni 1911 zur Jahrhundertfeier des Allg. bürgerlichen Gesetzbuchs.

Das österreichische bürgerliche Recht hat am 1. Juni dieses Jahres seinen hundertsten Geburtstag gefeiert; dies in unserer Zeit, die den „Beruf zur



Gesetzgebung“ in weitestem Umfange bejaht, immerhin denkwürdige Ereignis hat dem Verfasser Anlass zu obigen zwei Studien gegeben.

In der ersten wird von rein rechtshistorischem Standpunkte aus zuerst die Entstehung der Kodifikation und dann die Weiterentwicklung gesetzgeberischen Gedanken durch neue Gesetze im Laufe des Jahrhunderts eingehend und in chronologischer Reihenfolge, sowie nach Materien geordnet, dargelegt.

Das Gesetzbuch selbst ist textlich fast unverändert geblieben; so wie die Veröffentlichung vom 1. Juni 1811 lautete, so gilt es heute noch.

Die zweite Studie ist mehr rechtsphilosophischer als rechtsgeschichtlicher Art, sie stellt sich die Frage; welche Stellung hat in diesem Jahrhundert Gesetzgebung, Literatur und Rechtsprechung zu der Gewohnheit, dem Gebrauche und Herkommen eingenommen.

Es wird in äusserst interessanter und bemerkenswerter Weise dann gezeigt, dass drei verschiedene Perioden eine ganz divergierende Bewertung und Beurteilung der Gewohnheiten zur Folge hatten.

Die erste Periode des konservativ-absolutistischen Staates bis etwa 1859 verwirft die Gewohnheit schlechtweg, wenn sie nicht etwa ausdrücklich vom Gesetzgeber sanktioniert ist; die folgende Zeitströmung, das Regime des individuellen Liberalismus bis etwa 1879, lässt die Gewohnheit gegen das Gesetz zu, wenn die Parteien sie zur Regelung ihm gegenseitigen Beziehungen gewollt haben; die folgende Periode, die der sozialen Fürsorge, in der wir leben, gibt dann über die Gewohnheit selbst ein Werturteil ab, was der vorhergehenden Richtung fremd ist; die sozial zu billigende Gewohnheit, aber nur diese, wird zugelassen.

Es spiegelt sich somit in dieser Betrachtung der ganze Entwicklungsgang des bedeutsamen Jahrhunderts von 1811 bis 1911.

Mannheim.

Rechtsanwalt Dr. Otto Simon.

**Wassermann, Dr. Martin, Rechtsanwalt:** Der unlautere Wettbewerb nach deutschem Recht. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. 1911.

Die bekannte Sammlung Göschen hat die in ihrer Bibliothek der Rechts- und Staatswissenschaften enthaltenen Veröffentlichungen aus dem Gebiete des gewerblichen Rechtsschutzes vorteilhaft ergänzt durch eine zweibändige Darstellung des deutschen Gesetzgebungsmaterials zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs bzw. zum Schutze redlichen Wettbewerbs. Der Verfasser, der als Autorität auf dem Gebiete des gewerblichen Rechtsschutzes bekannt ist, hat es verstanden, gleichzeitig mit einer populärwissenschaftlichen Darstellung der gesamten einschlägigen Gesetzesmaterie einen vorzüglichen Kommentar zu dem am 7. Juni 1909 neu erlassenen Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs zu geben, so dass nunmehr ein Handbuch vorliegt, welches den weitesten Kreisen, die an dem behandelten Gebiet interessiert sind, also Kaufleuten und Industriellen, Juristen und Volkswirtschaftlern als inhaltreiches Lehr- und Nachschlagebuch dienen kann. Nachdem einleitend die als Ergänzung des Wettbewerbsgesetzes dienenden Bestimmungen des B.G.B. behandelt sind, werden die Vorschriften des Gesetzes von 1909 im Zusammenhang mit ergänzenden Gesetzesbestimmungen in grossen Gruppen, die den zusammengehörigen Paragraphen des Gesetzes folgen, dargestellt; so insbesondere diejenigen, die sich auf die Reklame beziehen, auf das Ausverkaufswesen, die



Quantitäts- und Herkunftsverschleierungen, das Schmiergelderunwesen und die Angestelltenbestechung, Namen- und Firmenmissbrauch, Verrat von Geschäftsgeheimnissen usw. Besonders wertvoll wird die Darstellung dadurch, dass auf Grund des Materials, welches in der vom Verfasser herausgegebenen Zeitschrift „Markenschutz und Wettbewerb“ und anderer einschlägiger Literatur gesammelt ist, obergerichtliche Entscheidungen interessanter Einzelfälle in reichem Masse herangezogen sind, wodurch gerade für den Gewerbetreibenden, der das Buch benutzt, die an sich trockene Gesetzesmaterie ausserordentlich belebt wird. Aber gerade, weil die Beziehung zur wirtschaftlichen und richterlichen Praxis in erheblichem Umfange in die Erscheinung tritt, wird sich das Buch auch als ausserordentlich brauchbarer Kommentar für den Juristen erweisen, wobei weiter durch ein umfangreiches Sachregister das Nachschlagen erleichtert wird. Besonders scharf hervorgehoben wird vom Verfasser der Unterschied des Gesetzes von 1909 gegen die frühere Gesetzesvorlage und dabei der Wille des Gesetzgebers durch zahlreiche Zitate aus dem Gesetzentwurf und aus den Reichstagsverhandlungen erläutert. Durch reichliche Literaturangaben wird dem Forscher, insbesondere soweit es sich um strittige Punkte handelt, das eigene Weiterarbeiten an der Materie wesentlich erleichtert.

Hamburg.

Dr. Leuckfeld.

Zacharias, Dr. A. N., Oberlandesgerichtsrat in Hamburg, Ueber Persönlichkeit, Aufgaben und Ausbildung des Richters. Berlin 1911. J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.

Unsere Richter in ihrer überwiegenden Mehrheit tun ihr Bestes, und trotzdem kann niemand bestreiten, dass das praktische Leben kein rechtes Zutrauen zu unserer Rechtsprechung zur Zeit hat.

Es sind nicht die „gewerbmässig Unzufriedenen“, sondern gerade Männer, denen die Autorität der Gerichte sehr am Herzen liegt, sind ob der Kluft des Missvergnügens, die zwischen den Bedürfnissen unserer Entwicklung und den Leistungen unserer Gerichte gähnt, mit Sorge erfüllt.

Der Verfasser als denkender Richter weiss dies ganz genau und forscht nach den Gründen dieser bedenklichen Entwicklung, indem er gleichzeitig Mittel und Wege zur Besserung angibt.

Unsere Entwicklung will und verlangt Männer auf den Richtersthühlen, denen nichts Menschliches fremd ist, bei welchen vollendetes juristisches Wissen sich mit der Kunst der Menschenkenntnis und dem genauen Verständnis aller Lebens- und Erwerbsverhältnisse verbindet.

Einen solchen Richter zu bilden, dazu gehört, wie der Verfasser eingehend an Hand einer Reihe von Beispielen schildert, unendlich viel. Wer ein solcher Richter werden will, der muss immer lernen, der muss z. B. die Verhältnisse des Speditionsgeschäftes, wenn er Gelegenheit dazu hat, kennen zu lernen bestrebt sein; er muss aber, um ein technisches Gutachten überhaupt verstehen zu können, ebenso über eine gewisse naturwissenschaftliche Bildung unbedingt verfügen, sonst wird eben ein Rechtsstreit technischer Art nicht vom Richter, sondern vom Sachverständigen entschieden.

Kurz, auf allen Gebieten unseres so unendlich vielfachen und verschiedenen modernen Wirtschaftslebens, muss der Richter, wie wir ihn brauchen, gewisse Mindestkenntnisse besitzen.

Diese Forderungen, an deren Richtigkeit kein Verständiger eigentlich zweifeln kann, führen dazu, den „Richterkönig“ zu schaffen; hätten wir genügend Persönlichkeiten jetzt schon solcher Art, oder würde unsere Ausbildung zur Schaffung dieser Idealrichter führen, dann könnten wir zufrieden sein; statt dessen weist die Ausbildung unseres juristischen Nachwuchses auf eine Verschärfung der Examina, vielleicht sogar auf Einführung des Zwischen-examens, hin.

Dass die Organisation unserer Examina mit deren entsetzlicher Gedächtnisarbeitsolche Richter unmöglich hervorbringen kann, weil die Gedächtnisarbeit unnötig, vielleicht sogar schädlich ist, das wird vom Verfasser ganz ausgezeichnet dargelegt.

Ein Mittel hätten wir jetzt schon; der Verfasser ist ein lebendes Beispiel hierfür; nämlich hervorragende Anwälte als Richter in unsere Obergerichte oder als Direktoren in unsere Landgerichte zu berufen; ein Staub, Hachenburg, Stranz würden wohl alle Eigenschaften aufweisen, die wir vom Idealrichter verlangen und bei unsern Richtern oft schmerzlich vermissen.

Die Vorschläge von Zacharias sind alle ausserordentlich beachtenswert; sein Buch ist ein Beweis, dass unsere Zeit Besseres braucht und auch dies haben kann.

Mannheim.

Rechtsanwalt Dr. Otto Simon.

**Das Deutsche Reich und die internationale Schiedsgerichtsbarkeit von Philipp Zorn, Geh. Justizrat, o. ö. Professor d. R. an der Universität Bonn a. Rh., Mitglied des Herrenhauses und Kronsyndikus. Berlin und Leipzig Dr. Walther Rothschild 1911.**

In dieser bei Uebernahme des Rektorates der Universität Bonn am 18. Oktober 1910 gehaltenen und durch Anmerkungen erweiterten Festrede nimmt Zorn Stellung zu der Frage, welche Entwicklung seit den Tagen der ersten Haager Friedenskonferenz die beiden Gedanken des obligatorischen Schiedsgerichts und des ständigen Schiedshofs genommen haben. Niemand ist auf diesem Gebiet besser legitimiert als Zorn, der auf beiden Friedenskonferenzen als deutscher Deligierter tätig war und während der ersten Friedenskonferenz durch seine rechtzeitigen Vorstellungen im auswärtigen Amt, das den Schiedshof wie das Obligatorium ablehnen wollte, den Schiedshof rettete resp. die Isolierung Deutschlands verhinderte. Es kam ein Kompromiss zustande: Deutschland erklärte sich für den ständigen Schiedshof, stellte allerdings gewisse Organisationsbedingungen, die sich dahin zuspitzten, dass jede politische Färbung vom Schiedshof ferngehalten werde und der Charakter der Rechteinrichtung unverfälscht zum Ausdruck komme. Die gewünschte Gegenleistung war der Verzicht auf die obligatorische Schiedssprechung. Auf dieser Grundlage einigte man sich 1899 im Haag.

Hat sich der ständige Schiedshof bewährt? Empfiehlt es sich mittlerweile, die Schiedssprechung obligatorisch zu machen?

Auf dem Gebiet des modernen Friedensrechts waren wir alle Neulinge und haben erst lernen müssen. Vor allem aber haben sich auch die Verhältnisse geändert und es ist empfehlenswert, sich diesen klug anzupassen, wenn man nicht Gefahr laufen will, von ihnen überrannt zu werden. Zorns

gerade Natur drängte zum offenen Worte. Hat er vor 1899 nicht übermässig viel vom Völkerrecht gehalten, so hat er sich jetzt mit verständnisvoller Liebe in die Eigenart desselben vertieft und gibt für die Fortbildung beachtenswerte Winke.

I. Die Errichtung eines ständigen Schiedshofes war nach Zorn von segensreicher Wirkung (S. 38), ja der „grösste Fortschritt, den das Völkerrecht gemacht hat“. Ueber die bisherige Form möchte Zorn nicht hinaus. Er ist vor allem auch gegen jede Sondergerichtsbarkeit und verspricht sich daher von dem internationalen Prisengericht nicht viel (S. 43). Desgleichen möchte er nicht, dass dieser Prisenhof sich zum allgemeinen Schiedsgericht auswachse (S. 43). Ähnliches gilt von dem auf der II. Haager Konferenz beschlossenen Entwurf eines Abkommens über die Errichtung eines Schiedsgerichtshofs oder die russisch-amerikanische Idee eines stets besetzten oder wirklich ständigen Schiedshofs. Für das internationale öffentliche Recht, also das Völkerrecht, will Zorn das Listensystem erhalten sehen und lehnt jede straffere Organisation ab, wohl aber empfiehlt er die letztere für die wichtigen und schwierigen Fragen des internationalen Privatrechts, das in einem ständig besetzten internationalen Gerichtshof den Hüter seiner Einheit finden soll. Das ist eine bedeutsame Anregung, für die sich Zorn auch auf einige der im Haag beratenen Listen berufen kann (S. 45). Auf diesem Gebiet hält er mit Zitelmann das Weltrecht nur für eine Frage der Zeit, und so klingt die Rede in folgenden Sätzen aus:

„Hier muss die weitere Arbeit einsetzen; die Juristen des internationalen Privatrechts müssen nunmehr das Wort ergreifen und das Problem für ihr Gebiet lösen. Der Segen, der durch diese Lösung der Welt zuflösse, wäre von einer Grösse und Tragweite, der gegenüber der internationale Prisenhof von verschwindend geringer Bedeutung wäre. Eine weite Perspektive eröffnet sich nach dieser Richtung für das Rechtsbedürfnis und die Friedenssehnsucht der ganzen zivilisierten Welt und unser deutsches Reich könnte sich, wenn es diese Frage energisch in Angriff nehmen und zur Lösung bringen würde, unendlichen Dank der Welt verdienen. Und hier handelt es sich nicht um Utopien, in denen die nationale Eigenart der Völker und Staaten sich auflösen und verschwinden müsste, sondern um internationale Notwendigkeiten des Verkehrslebens auf dem festen Rechtsboden der Wirklichkeit.“

II. Gleich bemerkenswert sind die Ausführungen Zorns über das Obligatorium.

Eine obligatorische Schiedssprechung gibt es, wie Zorn mit Recht hervorhebt, nur mit dem Willen der Staaten; sie bleibt im Vertragsrahmen und berührt somit die Souveränität nicht (S. 18 f.). Gegenüber der fakultativen Schiedssprechung möchte ich das Obligatorium auf folgende Formel bringen: Bei der obligatorischen Schiedssprechung handelt es sich um einen Vertrag, der im voraus abgeschlossen ist und zum Objekt künftige Streitigkeiten hat, die in Gemässheit jenes Vertrags schiedsrichterlich entschieden werden müssen. Unter der Sicherheitsklausel „insoweit die Streitfragen nicht die Lebensinteressen oder die nationale Ehre berühren“ hält Zorn die Schiedsabkommen für unbedenklich. Die juristische Kritik der Ehren-



klausel erscheint ihm als ebenso richtig wie nichtssagend (S. 19, 22 ff.) und die gegen das Obligatorium erhobenen Bedenken lässt er nicht gelten (S. 24 ff.). Zum Schluss heisst es (S. 24):

„Ich trage demnach kein Bedenken, mich dahin auszusprechen: Die allgemeine obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit im Rahmen der Ehrenklausel ist ein grosses und richtiges internationales Rechtsprinzip, das auch vom deutschen Reiche allgemein angenommen werden kann, genau so wie das im englisch-deutschen Schiedsgerichtsvertrag bereits geschehen ist.“

Auch ich glaube: wer den internationalen Prisenhof und die Porter-Konvention empfahl resp. annahm, hat die Hauptwaffen gegen das Obligatorium aus der Hand gegeben.

Es ist begreiflich, dass Deutschland 1899 keinen Sprung ins Dunkle machen und sich noch keinem Weltvertrage anvertrauen wollte. Aber seitdem hat man weitere Erfahrungen gemacht und die Menschheit wünscht mit steigender Bestimmtheit ein allgemeines Schiedsabkommen. Für das Nichtzustandekommen eines solchen macht man Deutschland verantwortlich, dessen Friedensliebe in ungerechter Weise angezweifelt und dessen Vorsicht als Zeichen eines schlechten Gewissens gedeutet wird. In der Hauptsache sind es nur noch juristisch-kritische Bedenken, welche die deutsche Reichsregierung gegen das Obligatorium geltend macht. Im letzten Grund ist dieser Kritizismus freilich nur eine Einschätzung des Völkerrechts überhaupt, mit dessen Schwäche man sich aber nun einmal abfinden muss. Die Mängel des Völkerrechts sind auch den anderen Staaten gewiss nicht verborgen geblieben, aber sie haben sich dadurch nicht in ihrer Entscheidung beeinflussen lassen. Da trotz eines allgemeinen Schiedsabkommens in Gemässheit der m. E. allerdings unerlässlichen resp. selbstverständlichen Sicherheitsklausel für jeden Staat die obersten Gesetze seines Daseins, die er allein würdigt, mitsprechen und die wirkliche Schiedssprechung im konkreten Fall ihm nicht ungewollt über den Hals kommt, so riskiert Deutschland kaum etwas und braucht sich in übermässigem Kritizismus nicht aus einem Konzert zu entfernen, dem fast die ganze übrige Welt — man wird sagen können, mit etwas übertriebenen Erwartungen — zuströmt. Der Wunsch, dass das Odium von Deutschland genommen werde, ist daher berechtigt.

Die deutschen Vertreter haben auf der II. Haager Konferenz erklärt, dass nach der Auffassung der Reichsregierung der Weg der Sondervertragschliessung, bei dem ja freilich eine eindringlichere Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse erfolgen kann, vorzuziehen sei. Aber da variiert das Ausland schon das Thema: Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. Deutschland kann den vorgefassten Meinungen des Auslandes leicht damit begegnen, dass es den Weg der Spezialverträge energischer verfolgt. Gelegenheit ist jetzt vor allem durch die amerikanische Anregung gegeben. Hat dann Deutschland, dem Zug der Zeit folgend, einmal eine ganze Anzahl von schiedsrechtlichen Sonderabkommen abgeschlossen, so wird es vielleicht schliesslich auch nichts mehr dagegen zu erinnern haben, dass diese durch ein allgemeines Abkommen ersetzt werden. Denn der bisherige Verlauf der Schiedsgerichtsbewegung hat gezeigt, dass, wenn



man sich einmal über die Vorbehaltsklausel verständigt hat, für Spezialisierung und Besonderheiten wenig mehr übrig bleibt.

Würzburg.

Professor Dr. Christian Meurer.

**Preisaufrage.** Die Kantgesellschaft (Geschäftsführer: Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Vaihinger-Halle) schreibt ihre dritte Preisaufrage noch einmal und zwar mit erhöhten Preisen aus, da keiner der auf Grund des ersten Ausschreibens eingelaufenen Arbeiten ein Preis zugesprochen werden konnte. Der 1. Preis beträgt jetzt 1500 Mark und der 2. Preis 1000 Mark. Das von Herrn Professor Carl Güttler an der Universität München, dem Stifter beider Preise, formulierte Thema lautet: „Welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Hegels und Herbarts Zeiten in Deutschland gemacht hat?“ Preisrichter sind die Professoren Edmund Husserl-Göttingen, Paul Hensel-Erlangen, August Messer-Giessen. — Die näheren Bestimmungen nebst einer Erläuterung des Themas sind unentgeltlich und portofrei zu beziehen durch den stellvertretenden Geschäftsführer der Kantgesellschaft Dr. Arthur Liebert, Berlin W. 15, Fasanenstrasse 48.

## Bücherschau.

(Besprechung der nachverzeichneten Bücher bleibt vorbehalten.)

### I. Rechtsphilosophie einschliesslich der Allgemeinen Rechts- und Staatslehre.

**Berolzheim**, Dr. Fritz. Die Gefahren einer Gefühlsjurisprudenz in der Gegenwart. Rechtsgrundsätze für freie Rechtsfindung. 20 S. Berlin und Leipzig 1911. Dr. Walther Rothschild. 1 Mark.

**Bridel**, Louis, prof. à la Faculté de droit, Université de Tokio, Régimes matrimoniaux. Etude critique de droit comparé. 25 p. Nebst Anhang. Tokio 1911.

**Falter**, Dr. G., Staatsideale unserer Klassiker. 160 S. Leipzig 1911. G. L. Hirschfeld. 3 Mark.

**Fränkel**, Dr. Richard, Gerichtsassessor in Trebbin, Ueber die gegenwärtigen Aufgaben der Juristen. In der Deutschen Richterzeitung, III. Jgg., No. 13, vom 1. Juli 1911, S. 425—431.

**Grimm**, Landgerichtsdirektor, Wiesbaden, Reform des Rechtsunterrichts und der Richtervorbildung. In der Deutschen Richter-Zeitung III. Jgg. Nr. 13, vom 1. Juli 1911, S. 435—442.

**Holldack**, Dr. Felix, Privatdozent an der Universität Leipzig, Von der Idealität des dualistischen Prinzips in der Strafe. VIII. + 66 S. Breslau 1911. J. U. Kern's Verlag (Max Müller).

**Kantorowicz**, Dr. Hermann U., Privatdozent der Rechte in Freiburg i. Br., Rechtswissenschaft und Soziologie. 35 S. Tübingen 1911. J. C. B. Mohr. (Paul Siebeck). 1 Mark.

**Piece**, Avv. Luigi, Monismo e scienza giuridico-sociale. Linee generali. XVI + 368 p. S. Maria C. V. 1911. Francesco Cavotta.

**Ruck**, Dr. jur. Erwin, Privatdozent an der Universität Tübingen, Grundzüge des Reichs- und Landesstaatsrechts. Vortrag aus dem Stuttgarter Kurs für politische Bildung 1910/11. 31 S. Tübingen 1911. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1 Mark.

**Somló**, Prof. Felix, Kolozsvár, Die Anwendung des Rechts. (Sep.-Abdr. aus Grünhuts Ztschr. f. d. P. u. ö. R. d. G., 38. Bd.) 20 S. Wien 1911. Alfred Hölder.

## II. Wirtschaftsphilosophie.

**Fischer**, Dr. Walter, Berlin, Das Problem der Wirtschaftskrisen im Lichte der neuesten national-ökonomischen Forschung. (Freiburger Volkswirtschaftliche Abhandlungen, hrsg. von Karl Diehl und Gerhard von Schultz-e-Gävernitz, I. Bd., 3. Heft.) 72 S. Karlsruhe 1911. C. Braun. 1,80 Mk.

**Pohle**, Ludwig, Prof. der Staatswissenschaften in Frankfurt a./M., Die gegenwärtige Krisis in der deutschen Volkswirtschaftslehre. XIV. + 136 S. Leipzig 1911. A. Deichert Nachf. 2,50 M.

**Soda**, Dr. Kiichiro, Die logische Natur der Wirtschaftsgesetze. (Tübinger staatswiss. Abh., herausg. von C. J. Fuchs, Heft 17). XV + 130 S. Stuttgart 1911. Ferd. Enkle. 5 M.

## III. Sozialphilosophie und Sozialethik.

**Goldscheid**, Rudolf, Höherentwicklung und Menschenökonomie. Grundlegung der Sozialbiologie. (Philosophisch-soziologische Bücherei, Bd. VIII). I. XXVI + 664 S. Leipzig 1911. Dr. Werner Klinkhardt. 15 M., geb. 16 M.

**Kelsen**, Dr. Hans, Grenzen zwischen juristischer und soziologischer Methode. Vortrag, gehalten in der Soziologischen Gesellschaft zu Wien. 64 S. Tübingen 1911. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1,50 M.

**Verhandlungen** des Ersten Deutschen Soziologentages vom 19—22. Oktober 1910 in Frankfurt a. M. (Schriften der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, I. Ser., 1. Bd.) XII + 335 S. Tübingen 1911. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 8 M.

## IV. Gesetzgebungspolitik samt der Wirtschaftspolitik.

### 1. Zivilrecht und -Prozess.

**Burgemeister**, Richard, Das neue Zivilprozessverfahren vor dem Amtsgericht, gemeinverständlich dargestellt. 79 S. Berlin 1911. L. Schwarz & Co. 1,10 M.

**Donati**, Benvenuto, L' esigenza storica della dissolubilità del vincolo nuziale dell' assente. 35 p. Torino 1911. Fratelli Bocca.

**Grünhut's** Zeitschrift für das Privat- und öffentliche Recht der Gegenwart, Bd. 38, 1. und 2. Heft. Mit Beiträgen von: Schrutka Edlem v. Rechtenstamm, Fritz Schulz, Felix Somló, Walter Andersen, Robert v. Mayr u. a. 304 S. Wien 1911. Alfred Hölder.

**Henle**, Dr. Rudolf, Gerichtsassessor und Privatdozent, Ausdrückliche und stillschweigende Willenserklärung nach dem Bürgerlichen Gesetzbuche. Antritts-Vorlesung vom 5. Juli 1909. Leipzig 1910. A. Deichert Nachf. 0,80 M.

**Meili**, Prof. Dr. F. und Dr. A. **Mamelok**, Das internationale Privat- und Zivilprozessrecht auf Grund der Haager Konventionen. XIV + 427 S. Zürich 1911. Art Institut Orell Füssli. 10 M (12 Fr.).

**Melli**, Dr. F., Professor an der Universität Zürich, Die Grundlagen einer internationalen Regelung des Konkursrechtes vom Standpunkte der Schweiz aus. Referat an den schweizerischen Juristentag. (Luzern, Herbst 1911). 42 S. Basel 1911. Helbing & Lichtenhahn.

**Pelser**, Georg, Rechtsanwalt beim Landgericht Breslau, Unser Kreditrecht und seine Reformbedürftigkeit. 40 S. Berlin-Leipzig 1911. Curt Wigand.

**Schmidt**, Dr. Richard, o. Professor der Rechte an der Universität Freiburg i. B., Die Richtervereine. (Zivilprozessrechtliche Forschungen, hrsg. von Rich. Schmidt, Heft 7.) 103 S. Berlin und Leipzig 1911. Dr. Walther Rothschild. Preis 3,50 Mark, in Subskr. 3.— M.

**Tilsch**, Prof. Dr. Emanuel in Prag, Die Entstehung und Entwicklung des österreichischen Zivilrechts. Sonder-Abdr. aus dem Oesterr. Zentralblatt für die Juristische Praxis, Bd. XXXI, Heft 6. 19 S. Wien 1911. Moritz Perles.

**Zitelmann**, Geh. Justizrat Dr. E., o. ö. Professor des bürgerlichen Rechts an der Universität Bonn, Das bürgerliche Recht der Krankenanstalten. (Abdruck aus: Das deutsche Krankenhaus. Herausg. von Prof. D. J. Grober). S. 904—934. Jena 1911. Gustav Fischer.

## 2. Handelsrecht. — Urheber- und Patentrecht.

**Breit**, Dr. James, Rechtsanwalt in Dresden, Bank-Depot-Gesetz, (systematisch erläutert. IV + 41 S. Berlin 1911. R. v. Deckers Verlag (G. Schenk). geb. 1,50 M.

**Breit**, Dr. James, Rechtsanwalt in Dresden, Bankgesetz, systematisch erläutert. XIV + 426 S. Berlin 1911. R. v. Deckers Verlag. G. Schenk. geb. 12 M.

**Kloppel**, Dr. iur. et phil. E., Elberfeld, Die Grundlagen des Markenschutzes. Beiträge zur Reform des Warenzeichengesetzes. 81 S. Berlin und Leipzig 1911. Dr. Walther Rothschild. 2 M.

**Patentanwälte**, Mitteilungen vom Verband Deutscher —. Herausg. vom Vorstand. XI. Jgg. Nr. 6. Juni 1911. S. 65—94. Berlin. R. v. Decker's Verlag.

## 3. Staats- und Verwaltungsrecht. Völkerrecht.

**Adler**, Sigmund, Die politische Gesetzgebung in ihren geschichtlichen Beziehungen zum allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche. 60 S. Sonderabdruck aus der Festschrift zur Jahrhundertfeier des Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches.

**Annalen** für soziale Politik und Gesetzgebung. Herausg. von Dr. Heinrich Braun. I. Bd., 1. Heft. 136 S. Berlin 1911. Julius Springer. Preis des Bandes 18 M.

**Strupp**, Dr. Karl, Urkunden zur Geschichte des Völkerrechts. Bd. I. Bis zum Berliner Kongress (1878). XVIII + 410 S. Bd. II. Vom Berliner Kongress bis 1911. VIII + 539 S. Je mit 1 Karte. Gotha 1911. Perthes A.-G.

## 4. Strafrecht und -Prozess.

**Freudenthal**, Dr. B., Professor des Strafrechts in Frankfurt a. M., Die Aufenthaltsbeschränkung im Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch. 4 S. Sonder-Abdr. aus der Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform, VIII. Jgg. Heidelberg 1911. Carl Winter.

### 5. Steuerfragen.

**Kaulla**, Prof. Rud., Ideale und Vorurteile der deutschen Finanzpolitik. 108 S. Stuttgart 1911. Ferd. Enke. 3 M.

**Moll**, Dr. phil. Bruno, Zur Geschichte der Vermögenssteuern. 133 S. Leipzig 1911. Duncker & Humblot. 3,50 M.

**Weissenborn**, Bürgermeister H., Halberstadt, Die Besteuerung nach dem Ueberfluss (nach der Ersparnismöglichkeit). Ein Beitrag zur organischen Neuordnung der direkten Steuern in Preussen. 55 S. Leipzig 1911. Duncker & Humblot. 1,20 M.

### V. Verschiedenes.

**Carus**, Dr. Paul, Philosophie als Wissenschaft. 53 S. Chicago 1911. The Open Court Publishing Co.

**Carus**, Dr. Paul, The Buddha. IV + 68 p. Chicago 1911. The Open Court Publishing Co.

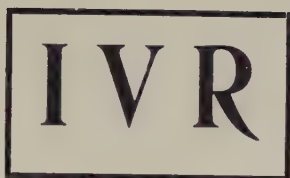
**Eisler**, Dr. Rudolf, Philosophen-Lexikon. Leben, Werke und Lehren der Denker. Lief. 1. V + 96 S. Berlin 1911. E. S. Mittler und Sohn. à Lief. 1,60 M.

**Hansjacob**, Dr. Ed. und **Stur**, Dr. J., Metaphysik der Technik. 48 S. Wien 1911. Akademischer Verlag. 1 M. (K. 1,20).

**Logos**, Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur. Herausg. von Gg. Mehlis. Bd. II. 1911/12, Heft 1. 130 S. Tübingen 1911. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Jährlich 3 Hefte, 9 M.

**Unger**, Joseph, Mosaik. (Der „Bunten Betrachtungen und Bemerkungen“, 3. verm. Aufl.) 208 S. Leipzig 1911. Akad. Verlagsgesellschaft. 4,20 M.





# Mitglieder=Verzeichnis

der

Internationalen Vereinigung

für

Rechts= und Wirtschaftsphilosophie

samt den Gesetzgebungsfragen

*Stand vom 1. Dezember 1911.*

*Diese Liste wurde am 1. Dezember 1911 abgeschlossen.  
Die weiterhin neu hinzugetretenen Mitglieder werden in die Liste vom  
1. April 1912 aufgenommen.*

I.

**Protektor**

der Vereinigung:

*Seine Königliche Hoheit*

**Ernst Ludwig**

*Grossherzog von Hessen und bei Rhein.*

II.

**Vorsitzende.**

Geheimer Justizrat Dr. Josef Kohler, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, *Ehrenvorsitzender.*

Dr. jur. Fritz Berolzheimer, Berlin SW. 61, Belle-Allianceplatz 20, *Geschäftsleitender Vorsitzender.*

Carl Fürstenberg, Geschäftsinhaber der Berliner Handel-Gesellschaft, Berlin W. 64, Behrenstr. 32/33, *Vorsitzender für die Vermögensangelegenheiten.*

III.

**Ehrenrat der ausserdeutschen Kulturstaaten.**

Amerika, Vereinigte Staaten: Dr. jur. Charles Henry Huberich, o. Prof. d. R. Stanford University, California.

Professor Dr. W. B. Munro, Harvard University, Cambridge (Mass).

Argentinien: Dr. Ernesto Quesada, Universitätsprofessor, Buenos Aires.

Belgien: Professor E. Waxweiler, Direktor des Solvay Soziologischen Institutes, Brüssel.

Brasilien: Dr. Clovis Bevilacqua, Consultor juridico do Ministerio das Relações Exteriores, Rio de Janeiro.

England: Dr. Paul Vinogradoff, Corpus-Professor  
d. Rechte, Oxford.

Frankreich: Emile Durkheim, Professeur à l'Uni-  
versité de Paris.

Griechenland: Univ.-Professor Dr. von Streit,  
Königlich Griechischer Gesandter in Wien,  
Kaiser Wilhelm Ring 10.

Holland: Professor Dr. S. J. Fockema Andreae,  
Leiden.

Indien: Govindo Dàs, Durgakund, Benares.

Italien: Universitätsprofessor Dr. Giorgio Del  
Vecchio, Bologna.

Norwegen: Dr. Bredo Morgenstierne, Prof. d.  
Rechte und der Nat.-Ökonomie, Kristiania.

Oesterreich: Dr. L. Grabscheid, Hofrat des obersten  
Gerichts- und Kassationshofes, Wien.

Russland: Exz. Geh. Rat von Martens (†), St. Peters-  
burg.

Universitätsprofessor Dr. P. Sokolowsky, Kurator  
des St. Petersburger Lehrbezirks, St. Petersburg.

Schweden: Dr. Vitalis Norström, Professor an  
der Hochschule zu Gothenburg.

Schweiz: Dr. Fr. Meili, o. Prof. d. R. an der Uni-  
versität Zürich.

Ungarn: Hofrat Dr. Eugen von Balogh, erster  
Staatssekretär im könig. Ung. Ministerium für  
Kultus und Unterricht, korr. Mitglied der Ungar.  
Akademie der Wissenschaften, Budapest VIII.,  
Szentkirályig. 35.

#### IV.

##### **Beratender Ausschuss.**

Dr. jur. J. Simon van der Aa, Professor des Strafrechts an  
der Universität Groningen.

o. ö. Universitätsprofessor Dr. iur. Sigmund Adler, Wien, VIII,  
Zeltgasse 2.



Dr. Bernardino Alimena, Prof. ord. di diretto e. Procedura penale nella R. Università, Modena.

Alfred Amschl, k. k. Hofrat und Oberstaatsanwalt, Graz.

Geh. Justizrat Dr. L. v. Bar, o. Prof. d. R. an der Univ. Göttingen.

Advokat Dr. C. Basiliu, Privatdozent, Athen.

Se. Exzellenz Dr. E. I. Bekker, Geh. Rat I. Klasse, Univ.-Prof., Heidelberg.

Geh. Justizrat D. Dr. Bierling, Prof. d. R., Greifswald.

Dr. P. Bisoukides, Rechtsanwalt in Pera.

Oberlandesgerichtspräsident Dr. Börngen, Jena.

Prof. Dr. jur. et phil. Alessandro Bonucci an d. Univ. Rom.

Louis Bridel, de Lausanne et Genève, prof. à la Faculté de droit, Université impériale de Tokio.

Geh. Justizrat Universitäts-Prof. Dr. Brie, Breslau.

S. Khuda Bukhsh, M. A., B. L.-A., 86 Ripon-Street, Calcutta.

John W. Burgess, Professor des Staatsrechts und Dekan der Fakultäten der Philosophie, der Staatswissenschaften und der reinen Naturwissenschaften, New-York, Columbia-Universität.

Universitätsprofessor Dr. Georg Cohn, Zürich.

Justizrat Professor Dr. H. Crüger, Charlottenburg-Berlin, Nussbaum-Allée 17.

Oberlandesgerichtsrat Richard Deinhardt, Jena.

Se. Exzellenz Dr. B. Dernburg, Wirkl. Geh. Rat, Berlin-Grunewald, Erbacherstrasse 1.

Reichsgerichtsrat Dr. Adelbert Düringer, Leipzig, Kaiser-Wilhelmstrasse 51.

Dr. E. Dürr, o. ö. Prof. an der Universität Bern, Seftigenstr. 53.

Dr. A. Egger, o. Prof. d. R. an der Universität Zürich, Zürich V, Sprensenbühlstrasse 20.

Dr. Richard Ehrenberg, o. Professor an der Universität Rostock.

Dr. Leo Ehrnrooth, Vortragender Rat für Arbeiterangelegenheiten, Helsingfors.

Geh. Hofrat Dr. Rudolf Eucken, o. Prof. an der Universität Jena.

Dr. Franz Finkey, Prof. d. Rechtsphilos. a. d. Rechtsakademie Sárospatak.

- Geheimer Justizrat Univ.-Prof. Dr. Otto Fischer, Breslau.
- Dr. Reinhard Frank, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen.
- Dr. Hans Ritter v. Frisch, o. Professor d. R., Basel, Nonnenweg 15.
- Avvocato Francesco Paolo Fulci, Palermo, Via Esposizione 47.
- W. M. Geldart, Vinerian Professor of English Law, Oxford. All Souls College, Oxford.
- Geh. Justizrat Dr. Otto von Gierke, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Charlottenburg II, Carmerstrasse 12.
- Dr. Wenzeslaus Graf Gleispach, o. Prof. d. R. an der deutschen Universität Prag, Smichow bei Prag, Inselgasse 13.
- Rudolf Goldscheid, Wien, III, Jacquingasse 45.
- Universitätsprofessor Dr. J. Goldschmidt, Berlin W, Landgrafenstr. 9.
- Hofrat Universitätsprofessor Dr. Karl S. Grünhut, Wien IX Berggasse 22.
- Elie Halévy, Professeur à l'Ecole libre des sciences politiques Paris.
- Dr. M. Halewyck, Directeur au Ministère des Colonies, Bruxelles.
- Univ.-Prof. Dr. G. A. van Hamel, Amsterdam.
- Dr. iur. Harold Oexter Hazeltine, Fellow and Law Lecturer of Emmanuel College, Cambridge, and Reader in English Law in the University of Cambridge. Emmanuel College, Cambridge, England.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. J. W. Hedemann, o. Prof. d. R. an der Universität Jena, Wörthstr. 12.
- Dr. E. Heymann, o. Professor d. R. an der Universität Marburg.
- Geh. Hofrat Dr. Georg Jellinek, † o. Professor d. R. an der Universität Heidelberg.
- Geh. Justizrat D. Dr. Wilhelm Kahl, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 23.
- Se. Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Hon.-Professor Dr. iur. Franz Klein, Wien VIII, Lange Gasse 8.
- Anton von Kostanecki, o. Prof. d. R. an der Universität Lemberg.
- Dr. Oskar Kraus, Universitätsprofessor, Prag, Heuwagsplatz 8.

- Se. Exz. Wirkl. Geheimer Rat Prof. Dr. Paul Laband, Strassburg.  
 Geh. Regierungsrat Universitätsprof D. Dr. Adolf Lasson, Berlin.  
 Dr. Franz Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität  
 Marburg a. L.  
 Geh. Justizrat Dr. Rudolf Leonhard, o. Professor d. R. an der  
 Universität Breslau, Lindenallee 6 (vom 1. 4. 11 ab,  
 Gabitzstr. 188).  
 Dr. iur. et phil. M. Liepmann, o. Professor der Rechte, Kiel.  
 Geh. Hofrat K. v. Lilienthal, Univ.-Professor, Heidelberg, Ziegel-  
 heiner Landstrasse 29.  
 Dr. E. Liljeqvist, o. Prof. der praktischen Philosophie an der  
 Universität Lund.  
 Geh. Justizrat Dr. Franz von Liszt, o. Prof. d. R. an der  
 Universität Berlin. Charlottenburg, Hardenbergstr.  
 Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. E. Loening, Mitglied des  
 Herrenhauses, Halle a. S., Händelstrasse 28.  
 Dr. Julius Makarewicz, o. Prof. d. R. a. d. Universität Lemberg.  
 Dr. Georg v. Mayr, Kaiserl. Unterstaatssekretär z. D., kgl.  
 bayer. Universitätsprofessor, München.  
 Dr. Meckenstock, Professeur à l'Université de Neuchâtel.  
 Universitätsprofessor Dr. A. Meinong, Graz.  
 Dr. A. Mendelssohn Bartholdy, o. Professor d. R. an der  
 Universität Würzburg, Randersackerstrasse 5.  
 Dr. iur. et phil. Christian Meurer, o. Prof. d. R. an der  
 Universität Würzburg, Lessingstr. 1.  
 Dr. iur. W. L. P. A. Molengraaff, Universitätsprofessor,  
 Utrecht, Molierstraat 1a.  
 Geh. Justizrat Dr. A. Mosse, Oberlandesgerichtsrat a. D.,  
 o. Honorarprofessor an der Universität Königsberg, Stadtrat  
 von Berlin, Berlin W, Lichtensteinallee 2a.  
 Hugo Münsterberg, o. Professor an der Harvard-Universität,  
 Cambridge, Mass., U. S. A.  
 Dr. Theodor Niemeyer, o. Professor an d. Universität Kiel.  
 Dr. Friedrich Oetker, o. Prof. d. R. an der Universität Würz-  
 burg, Sieboldstr. 8.  
 K. k. Hofrat Dr. Emil Ott, Universitätsprofessor, Mitglied der  
 österr. Herrenhauses, Prag II, Kremnergasse 8 neu.

- Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Paasche, Schlachtensee-Berlin, Adalbertstr. 27.
- Wilhelm Freiherr v. Pechmann, Direktor der Bayerischen Handelsbank, München.
- Dr. Robert Piloty, o. Professor an der Universität Würzburg.
- Walter Pollack, Berlin W., Kalkreuthstr. 16.
- Professor Dr. Hugo Preuss, Berlin W 10, Matthäikirchstr. 29.
- Adolphe Prins, Professor d. R. a. d. Universität Brüssel.
- Sr. Exzellenz Dr. Peter Pustoroslew, o. Prof. des Strafrechts a. d. Universität Jurjew (Dorpat), wirkli. Staatsrat.
- Regierungsrat Dr. Rathenau, Berlin W., Meinekestrasse 7.
- Dr. Adolfo Rava, Prof. an der Universität zu Camerino.
- Dr. Herm. Rehm, o. Prof. d. R. an der Universität Strassburg.
- Geh. Justizrat Dr. Riesser, o. Honorarprofessor an der Universität Berlin, W, Lichtenstein-Allee 4.
- Geh. Justizrat Dr. Eduard Rosenthal, o. Professor d. R. an Universität Jena.
- Prof. d. Rechte L. von Savigny †, Mitgl. d. Preuss. Herrenhauses.
- Universitätsprofessor Dr. Robert Schachner, Jena.
- K. k. Hofrat Dr. Emil Schrutka Edler v. Rechtenstamm, o. Prof. d. R. a. d. Universität Wien 19, Cottagegasse 56.
- Geh. Justizrat Dr. Friedrich von Schulte, o. Prof. d. R. an der Universität Bonn (wohnt: Meran-Obermais, Schloss Reichenbach).
- Geh. Regierungsrat Fr. Schuppe, ord. Professor d. Philosophie zu Greifswald, Steinstrasse 61.
- Geh. Regierungsrat Dr. iur. h. c. Max Sering, o. Professor d. Staatswissenschaften an der Universität Berlin, Grunewald, Lucius-Str. 9.
- Professor Dr. Silbergleit, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin, Berlin W. 35, Am Karlsbad 23.
- Dr. Felix Somló, o. Prof. d. R. an der Universität Kolozsvár (Klausenburg).
- Universitätsprofessor Dr. Hans Sperl, Wien XIX, Hofzeile 29.
- Prof. Dr. S. R. Steinmetz, Amsterdam, Amstel 65.
- Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat Dr. theol. Dr. med. Dr. iur. von Strauss und Torney, Senatspräsident des Oberverwaltungsgerichts, Berlin W 62, Bayreutherstr. 40.



- Geh. Justizrat Dr. Ulrich Stutz, o. Professor d. R. an der Universität Bonn; Bonn, Simrockstr. 25.
- Geheimer Rat Dr. August Thon, o. Professor der Rechte, Jena, Fürstengraben, 2.
- Dr. jur. Tso Tchun Tchou, Mitglied der Kaiserl. chines. Studienkommission, Berlin W 15, Kurfürstendamm 218.
- Dr. Ferdinand Tönnies, o. Honorar-Professor a. d. Universität Kiel.
- Univ.-Prof. Dr. C. W. A. Veditz, (Washington) z. Z. Paris, 12 rue Vinense.
- Dr. F. Wachenfeld, o. Prof. d. R. an der Universität Rostock, Georgstrasse 96.
- Professor Dr. iur et phil. Adolf Weber, Handelshochschule Köln, Köln-Marienburg, Robert Heuserstr. 12.
- Dr. Max Weber, o. Honorarprofessor a. d. Universität Heidelberg.
- Dr. Leopold Wenger, o. Professor d. Rechte an der Universität München, Adelheidstrasse 15.
- Geheimrat Dr. Windelband, o. Prof. d. Philosophie an der Universität Heidelberg, Landfriedstrasse 14.
- Exz. Wirkl. Geh.-Rat Prof. Dr. Wilhelm Wundt, Leipzig, Schwäggrichenstrasse 17.
- Dr. Wladislaw Francowič Zaleskij, Wirklicher Staatsrat und Professor, Kasan.
- Univ.-Professor Dr. Theobald Ziegler, Strassburg.
- Geh. Justizrat Dr. Ernst Zitelmann, o. Prof. d. R. a. d. Univ. Bonn.
- Geh. Justizrat Univ.-Prof. Dr. Philipp Zorn, Mitgl. d. Preuss. Herrenhauses und Kron-Syndikus, Bonn, Humboldstr. 24.

## V.

**Mitglieder.**

- Dr. jur. Simon van der Aa, Professor des Strafrechts an der Universität Groningen.
- Dr. Paul Abel, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, I, Rosenbursenstrasse 8.
- o. ö. Universitätsprofessor Dr. iur. Sigmund Adler, Wien, VIII, Zeltgasse 2.
- Justizrat Adlerstein, München, Theatinerstr. 44, 2.

- Univ.-Professor Dr. Fritz Affolter, Heidelberg, Anlage 49.
- Patentanwalt Dr. B. Alexander-Katz, Berlin SW. 68, Neuenburgerstr. 12.
- Justizrat Professor Dr. Paul Alexander-Katz, Rechtsanwalt, Berlin W. 8, Leipziger Strasse 39.
- Dr. Bernardino Alimena, Prof. ord. di diritto e procedura penale nella R. Università Modena.
- Alfred Amschl, k. k. Hofrat und Oberstaatsanwalt, Graz.
- Privatdozent Dr. iur. Walter Anderssen, Neuchâtel, Quai du Mont Blanc 6 II.
- Rechtsanwalt, Dr. H. N. Antoine-Feill, Hamburg, Adolphbrücke 9.
- Dr. med. Gustav Aschaffenburg, Prof. f. Psychiatrie a. d. Akademie f. prakt. Medizin in Köln a. Rh., Stadtwaldgürtel 30.
- Rechtsanwalt Dr. iur. Arnold Th. Assmann, Berlin W. 9, Königin Augustastrasse 7.
- Autenrieth, Obergerichter für Kamerun und Togo, Buea (Kamerun.)
- Geheimer Justizrat und k. k. Regierungsrat Dr. Adolf Bachrach, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien I, Rosenbursenstrasse 8.
- Dr. jur. Elemér Balog, Honoraroberfiscal, Berlin, Krausnickstrasse 3 (z. Zt. 13 Bernard Street, Russel Square London W.C.).
- Hofrat Dr. Eugen von Balogh, erster Staatssekretär im könig. Ung. Ministerium für Kultus und Unterricht, korr. Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest I, Ménesi út 35.
- Geh. Justizrat Dr. L. v. Bar, o. Prof. d. R. a. d. Univ. Göttingen.
- Dr. jur. E. Barich, Rechtsanwalt, Wädenswil, Schweiz.
- Dr. Alfredo Bartolomei, ord. Prof. d. R. a. d. Universität Parma.
- Universitätsprofessor Dr. Robert Bartsch, Ministerialsekretär im k. k. Justizministerium, Wien IX, Alserbachstrasse 4a.
- Advokat Dr. C. Basiliu, Privatdozent, Athen.
- Universitätsprofessor Dr. Giulio Q. Battaglini, Perugia, via Morone 3.
- Rechtsanwalt Alfred Bauer, München, Odeonsplatz 2.
- Farbenfabriken vormals Friedr. Bayer & Co., Elberfeld.
- Dr. Hermann Beck, Berlin W. 50, Spichernstr. 17.
- Rittergutsbesitzer Beelitz, Garden b. Greifenhagen.
- Exz. Geh. Rat I. Klasse Univ.-Prof. Dr. E. I. Bekker, Heidelberg.

- Dr. Ludwig Bendix, Domkapitular und Professor am Seminar Mainz, hintere Präsenzgasse 2 2/10.
- Amtsrichter Dr. Beneke, Tarnowitz O./S., Beuthenerstr. 10.
- Julius Berlin, Nürnberg, Marienstrasse 8.
- Dr. jur. Fritz Berolzheimer, Berlin, Belle-Allianceplatz 20.
- Dr. Heinrich Betz, Kaiserlicher Konsul, Tsinanfu, China, Deutsches Konsulat.
- Dr. Clovis Bevilaqua, Consultor giuridico do Ministerio das Relações Exteriores, Rio de Janeiro (Brasil), Rua Aristides Lobo, 209.
- Geh. Justizrat D. Dr. Bierling, Prof. d. R., Greifswald, Wallstrasse 19.
- Dr. Biermann, ao. Professor a. d. Univ. Leipzig, Wiesenstr. 3b.
- Dr. J. Binder, o. Professor der Rechte, Erlangen, Sieglitzhoferstr. 38.
- Dr. iur. J. van Binsbergen, rechter in de Arrondissements-Rechtbank te Amsterdam, Frans van Mierstraat 135.
- Dr. iur. Diedrich Bischoff, Versicherungsdirektor, Leipzig, Schützenstrasse 12.
- Dr. jur. Perikles Bisoukides, Rechtsanwalt am deutschen und griechischen Konsulargericht zu Konstantinopel, Pera, Sakiz Agatsch 73.
- Dr. Albert Bittinger, Landgerichtsrat, München, Wilhelmstr. 21 II.
- Kommerzienrat Julius Blanck, Paris, 18 rue St. Fiacre.
- Dr. D. van Blom, Professor an der Technischen Hochschule in Delft, Noordeinde 30.
- Dr. iur. Michael von Boehkor junior, Professor an der kgl. Rechtsakademie, Nagyvárad.
- Oberlandesgerichtspräsident Dr. Börngen, Jena.
- Prof. Dr. jur. et phil. Alessandro Bonucci, Perugia.
- Alexander Borsenko, Mag. jur., Städtischer Bibliotheksbegründer, Odessa, Deribas Strasse 9.
- Rechtsanwalt Dr. iur. Bernhard Brands, Berlin, Neue Rossstr. 23.
- Kgl. Universitätsbibliothek Breslau.
- Dr. iur. James Breit, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht Dresden, Elisenstrasse 10.
- Dr. Louis Bridel, de Lausanne et Genève, professeur à la Faculté de droit, Université impériale de Tokio. (Tokio, Koishikawa, Oimatsu-chô 59.)

- Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. B r i e, Breslau, Auenstrasse 35.
- Dr. Viktor Bruns, a. a. Professor an der Universität Genf, Genève, Quai Pierre Fatio 6.
- Dr. Joseph Ludwig Brunstein, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien I, Krugerstrasse 13.
- Dr. Arthur Brückmann, Rechtsanwalt am Kammergericht, Berlin W. 35, Potsdamerstrasse 27.
- S. Khuda Bukhsh, M. A., B. L.-L. 86 Ripon-Street, Calcutta.
- Rechtspraktikant Fritz Burekhardt, Nürnberg, Camerarius-Str. 7, I.
- John W. Burgess, Professor des Staatsrechts und Dekan der Fakultäten der Philosophie, der Staatswissenschaften und der reinen Naturwissenschaften, New-York, Columbia-Univ.
- Se. Exzellenz, Dr. A. Bürklin, Karlsruhe.
- Rechtsanwalt Dr. Hugo Cahn (Cahn I), Nürnberg, Hefnersplatz 10.
- Carl Cahn, Berlin W. 10, Regentenstrasse 18.
- Dr. W. van Calker, o. Professor d. R. an der Universität Giessen, Wilhelmstr. 22.
- Dr. J. Castillejo, o. Prof. d. R., Paloma, 22 Cindad-Real (Spanien).
- V. Cathrein, S. J., Valkenburg (Holland), Ignatius College.
- Bibliothek der Städtischen Handelshochschule Cöln, Claudiusstrasse 1.
- Friedrichs-Polytechnikum Coethen Anhalt (Direktor Professor Dr. Foehr).
- Universitätsprofessor Dr. Georg Cohn, Zürich II, Carmenstrasse 18.
- Rechtsanwalt Sally Cohn, Brandenburg a. H., Potsdamerstr. 53/54.
- Prof. Francesco Cosentini, de l'Université Nouvelle de Bruxelles, Modena, Istituto di sociologia.
- Justizrat Professor Dr. H. Crüger, Charlottenburg-Berlin, Nussbaum-Allee 17.
- Professor Dr. Ludwig Darmstaedter, Berlin W. Landgrafenstrasse 18a.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. Alfons David, Düsseldorf, Hebbelstrasse 17.
- Oberlandesgerichtsrat Richard Deinhardt, Jena.
- Dr. jur. Ernst Delaquis, Privatdozent an der Universität Berlin, Charlottenburg-Westend, Kaiserdamm 32.



- Dr. Giorgio Del Vecchio, o. Professor d. R. a. d. Universität  
Bologna, Via Toscana 3.
- Dr. B. Denekamp, advocaat, Rotterdam.
- Se. Exzellenz Dr. B. Dernburg, Wirkl. Geh. Rat, Berlin-  
Grunewald, Erbacherstrasse 1.
- Vorstand des Deutschen Anwaltvereins, Leipzig,  
Schreiberstrasse 3.
- Eugenio Di Carlo, Dottore in Filosofia, Palermo, Via Divisi 99.
- Dr. Metod Dolenc, k. k. Bezirksrichter beim k.k. Oberlandes-  
gericht Graz.
- Dr. Hanns Dorn, a. o. Professor der Nationalökonomie a. d. k.  
Techn. Hochschule München (wohnt: Grünwald bei München,  
Isarthal).
- Rechtsanwalt Dr. Martin Drucker, Leipzig, Ritterstr. 1—3.
- Geh. Regierungsrat W. Dunkhase, Direktor im kais. Reichs-  
patentamte, Berlin W 57, Culmstr. 34.
- Dr. Adelbert Düringer, Reichsgerichtsrat, Leipzig, Kaiser  
Wilhelmstrasse 51.
- Dr. Emile Durkheim, Professeur à l'Université de Paris.  
260, rue Saint-Jacques, Paris.
- Dr. E. Dürr, o. ö. Prof. an der Universität Bern, Seftigenstr. 53.
- Exzellenz Staatsminister Dr. Freiherr von Dusch, Karlsruhe  
i. B., Jahnstrasse 12.
- Exzellenz Wirklicher Staatsrat von Dynovsky, Dirigent der  
Rechtsabteilung des Finanzministeriums, Ministerialrat im  
Justizministerium, Petersburg.
- Oberbürgermeister Dr. Ebeling, Dessau, Medicusstrasse 4.
- Dr. A. Egger, o. Prof. d. R. an der Universität Zürich, Zürich V,  
Sprensenbühlstrasse 20.
- Dr. Richard Ehrenberg, o. Professor an der Universität Rostock.
- Dr. Leo Ehrnrooth, Vortragender Rat für Arbeiterangelegen-  
heiten, Helsingfors.
- Ernest Eisenmann, Avocat, Paris, Cité Rougemont 2.
- Dr. Alfred Eisler, Advokaturskandidat, Budapest, IV,  
nagymező ucca 49.
- Dr. iur. Armand Eisler, Verteidiger in Strafsachen, Wien III,  
Sofienbrückengasse 10.

- Dr. Friedrich von Engel, Landesgerichtsrat in Salzburg, Gisela-Kai 45.
- Freiherr Rudolf v. Engelhard, Rittergutsbesitzer und cand. iur. et. phil., Ehrenritter des Johanniterordens, Alt-Born pr. Kreslawka, in Kurland (Russland).
- Senatspräsident Professor Dr. Arthur Engelmann, Breslau 18, Eichendorffstrasse 63.
- Patentanwalt Dr. Julius Ephraim, Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 68.
- Kgl. Universitätsbibliothek Erlangen. (Oberbibliothek. Dr. Zucker.)
- Landrichter Dr. Fritz Ernst, Essen-Ruhr, Irmgardstrasse 33.
- Dr. Ernst, Rechtsanwalt und Handelsadvokat, Zürich, Böcklinstr. 37.
- Dr. Wilhelm Esslinger, Rechtsanwalt, München, Promenadestrasse 15 II.
- Geh. Hofrat Dr. Rudolf Eucken, o. Prof. an der Universität Jena.
- Landgerichtsrat Max Fabisch, Dortmund, Markgrafenstr. 7.
- Dr. Antonio Falchi, Professor a. d. Univ. Sassari, Lorgo Cavaletti.
- Dr. Hans Fehr, o. Professor d. R. an der Universität Jena.
- Kammergerichtsreferendar Paul Feick, Südende bei Berlin, Stephanstr. 34.
- Staatsanwalt Dr. Feisenberger, Magdeburg, Kaiser Otto Ring 17.
- Dipl.-Ing. Fels, Patentanwalt, Berlin SW. 61, Belle-Alliance-Platz 14 I.
- Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. A. Finger, Halle a. S., Reichardtstrasse 2.
- Dr. Franz Finkey, Prof. der Rechtsphilosophie an der Rechtsakademie Sárospatak (Ungarn).
- Geh. Justizrat Dr. Otto Fischer, o. Prof. d. R. an der Universität Breslau, Monhauptstr. 3.
- Rechtsanwalt Dr. Flechtheim, Cöln a. Rh.
- Dr. J. P. Fockema Andreae, Wethouder (Beigeordneter) der Stadt Utrecht, Utrecht, Trans No. 4.
- Prof. Dr. S. J. Fockema Andreae, Leiden.
- Dr. T. H. Fokker, Rechtsanwalt, Amsterdam, 252 Amstel.
- Dr. Edgar Franckel, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, I. Lobkowitzplatz 3.

- Dr. Reinhard Frank, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen.
- Justizrat Friedenthal, Breslau, Neue Schweidnitzer Str. 4.
- Landgerichtsrat Dr. J. K. Julius Friedrich, a. o. Professor d. R. an der Universität Giessen, Johannesstr. 5/I.
- Dr. Hans Ritter v. Frisch, o. Professor d. R., Basel, Nonnenweg 15.
- Avvocato Francesco Paolo Fulci, Palermo, Via Esposizione 47.
- Justizrat Dr. Ludwig Fuld, Mainz, Heidelbergerfassgasse 11.
- Carl Fürstenberg, Geschäfts-Inhaber der Berliner Handels-Gesellschaft, Berlin.
- Dr. Ludwig Gallia, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien I, Biberstrasse 2.
- Professor Dr. Ganz, Rechtsanwalt beim Reichsgericht, Leipzig, Ferdinand Rhodestrasse 31.
- Professor Dr. Heinrich Geffcken, Köln-Marienberg, Lindenallee 62.
- W. M. Geldart, Vinerian Professor of English Law, Oxford; All Souls College, Oxford.
- Geh. Rat Dr. Georgi, Oberbürgermeister a. D., Leipzig-Möckern.
- Amtsgerichtsrat Gerson, Dortmund, Markgrafenstr. 5.
- Geh. Justizrat Dr. Otto von Gierke, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Charlottenburg II, Carmerstrasse 12.
- Dr. Giner de los Rios, o. Prof. d. R. an der Universität Madrid, Obeliseo 8.
- Rechtsanwalt Dr. Fritz Glaser, Dresden-A, Amalienstr. 12.
- Dr. Wenzeslaus Graf Gleispach, o. Prof. d. R. an der deutschen Universität Prag, Smichow bei Prag, Inselgasse 13.
- Dr. Max Gmür, Prof. d. Rechte an der Universität Bern.
- Geheimer Kommerzienrat Goldberger, Berlin W 56, Markgrafenstrasse 53/54.
- Justizrat Eduard Goldmann, Rechtsanwalt und Notar, Berlin W, Potsdamerstrasse 22 a.
- Rudolf Goldscheid, Wien, III/3, Jacquingasse 45.
- Universitätsprofessor Dr. J. Goldschmidt, Berlin W, Landgrafenstrasse 9.
- Govindo Dàs, in Durgakund, Benares, Indien.

- Dr. L. Grabscheid, Hofrat des obersten Gerichts- und Kassationshofes, Wien VIII, Schönborng. 10.
- Univ.-Prof. Dr. X. Gretener, Breslau, Lothringerstrasse 19.
- Justizrat Philipp Grimm, K. Notar a. D., München, Karlsstr. 40.
- Dr. jur. Jos. H. P. M. van der Grinten, Commies-Redacteur ter Gemeente-Secretarie, Nymegen, van Oldenbarneveldtstraat 12.
- Dr. phil. Chr. Grotewold, Schriftsteller, Steglitz bei Berlin, Peschkestr. 18, II.
- Dr. iur. Erwin Grueber, Kgl. Univ.-Prof. München, Giselastr. 5.
- Hofrat Universitätsprofessor Dr. Karl S. Grünhut, Wien IX, Berggasse 22.
- Königl. Senator Dr. Francesco Filomusi Guelfi, Professor der Rechte an der Universität Rom, Via Farini 40.
- Dr. Adolf Günther, Privatdozent an der Universität Berlin SW 68, Markgrafenstr. 94.
- Geheimrat Professor Dr. Güterbock, Königsbergi. Pr., Königstr. 63.
- Dr. jur. Harald Gutherz, Privatdozent der Universität Berlin, Berlin-Halensee Kurfürstendamm 149.
- Universitätsprofessor Dr. K. Haff, Lausanne-Chailly, Villa Blanche 3.
- Universitätsprofessor Dr. Ernst Hafter, Kilchberg bei Zürich.
- Elie Halévy, Professeur à l'École libre des sciences politiques Paris.
- Dr. M. Halewyck, Directeur au Ministère des Colonies, Bruxelles, rue Saint-Josse, 22.
- Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg.
- Professor Dr. G. A. van Hamel, Amsterdam, Nicolaas Witsenkade 48.
- Dr. iur. Paul Hámos, Privatdozent a. d. Handelsakademie Budapest.
- Dr. Ernst Harmening, Rechtsanwalt am Oberlandesgericht Jena, Kochstrasse 2.
- Dr. C. A. J. Hartzfeld, Rechtsanwalt und stellvertretender Richter beim Landgericht, Amsterdam, Spui 28.
- Universitätsprofessor Dr. Hasbach, Universität Kiel, z. Z. Dresden A, Johannstädter Ufer 12<sup>II</sup>.
- Dr. Adolf Hasenkamp, Privatdozent an der Universität Kiel, Feldstr. 88.



- Henri Hayern, Privat-docent à l' Université de Genève.  
[wohnt:] La Chapelle, près Carouge, canton de Genève (Suisse).
- Dr. iur. Harold Oexter Hazeltine, Fellow and Law Lecturer of  
Emmanuel College, Cambridge, and Reader in English  
Law in the University of Cambridge. Emmanuel College,  
Cambridge, England.
- Dr. Philipp Heck, o. Professor d. R. an der Universität  
Tübingen, Neckarhalde 68.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. J. W. Hedemann, o. Prof. d. R.  
an der Universität Jena, Wörthstr. 12.
- Universitätsprofessor Dr. A. Hegler, Tübingen.
- Universitätsprofessor Dr. Heilborn, Breslau II, Tauentzienstr. 42.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. Hein, Hamm i. Westf., Villa Werner  
(Osten Allee 84).
- Rechtsanwalt und Notar Dr. Heinemann, Essen (Ruhr).
- Justizrat Dr. Ernst Heinitz, Berlin W. 9, Königgrätzerstr. 9.
- Amtsrichter Dr. Heinrich, Kattowitz O./S., Karlstrasse 3.
- Privatdozent Dr. Henle, Bonn, Marienstr. 7.
- Dr. Léon Hennebiq, Professeur de philosophie du Droit à  
l'Université Nouvelle de Bruxelles, Directeur de la Revue  
Economique internationale, Bruxelles, 26—28 Rue des  
Minimes.
- Justizrat Siegmund Henschel, Breslau V, Schweidnitzer Stadt-  
graben 10 I.
- Ministerialdirektor a. D. Dr. J. Hermes, Chefredakteur der  
Neuen Preussischen (Kreuz-) Zeitung, Berlin SW 11, Bern-  
burgerstrasse 24/25.
- Geheimer Kommerzienrat Wilhelm Herz, Berlin NW 7, Doro-  
theenstrasse 2.
- Oberstaatsanwalt und Kammerherr Franz von Hessert, Darm-  
stadt, Schiesshausstrasse 128.
- Dr. Heinrich Hernád Hesslein, Budapest VII, Rákóczy ut 6.
- Dr. E. Heymann, o. Professor d. R. an der Universität Marburg.
- Rechtsanwalt Dr. Hirsch, Halle a. S., Händelstrasse 20.
- Dr. Franz Hoeniger, Rechtsanwalt am Kammergericht, Berlin C 2,  
Königstrasse 30.

- Graf Paul von Hoensbroech, Grosslichterfelde, Drakestr. 79.  
 Rechtsanwalt Dr. E. E. Hoffmann (Hoffmann II), Darmstadt, H $\ddot{u}$ gelstr. 45.
- Universit $\ddot{a}$ tsprofessor Dr. Hollatz, Schloss Peseux bei Neuch $\hat{a}$ tel.  
 Oliver Wendel Holmes, Supreme Court of the United States, Washington.
- Dr. Max Huber, o. Prof. d. R. an der Universit $\ddot{a}$ t Z $\ddot{u}$ rich (in Wyden bei Ossingen, Kanton Z $\ddot{u}$ rich).
- Dr. jur. Charles Henry Huberich, Counsellor at Law, Berlin NW 7, Unter den Linden 39.
- Geheimer Regierungsrat Karl H $\ddot{u}$ fner, Abteilungsvorsitzender am Kaiserlichen Patentamt, Sch $\ddot{o}$ neberg, Berlin W 30, Speyererstr. 19.
- Geh. Kommerzienrat Emil Jacob, Berlin W, Landgrafenstr. 12.
- Exz. Dr. Eugen von Jagemann, grossh. Bad. Wirkl. Geh. Rat und Gesandtera. D., ord. Hon.-Prof. d. R., Heidelberg, M $\ddot{a}$ rzgasse 18.
- K. k. Landesgerichtsrat Franz Janisch, Eger (Kreisgericht).  
 Oberlandesgerichtsrat Dr. Jaritz, Cassel, Kaiserstrasse 5.
- Dr. Alexander Jastchenko, Professor der Rechte an der Universit $\ddot{a}$ t Jurjew (Dorpat).
- Geh. Hofrat Dr. Georg Jellinek, † o. Professor d. R. an der Universit $\ddot{a}$ t Heidelberg.
- Prof. Dr. D. Josephus Jitta, ord. Univ.-Prof., Amsterdam 808 Keizersgracht.
- Dr. iur. V $\acute{a}$ clav Joachim, Magistrats-Sekret $\ddot{a}$ r, Prag VII, Kosteln $\acute{i}$  ul. 952.
- Rechtsanwalt Dr. Isay, Berlin S. 61, Belle Allianceplatz 13.
- Justizrat Dr. J $\ddot{u}$ nger, Wiesbaden, Moritzstrasse 7.
- Landgerichtsrat Carl Kade, Vorstand des Preussischen Richtervereins, Waidmannslust bei Berlin, Bondickstr.
- Geh. Justizrat D. Dr. Wilhelm Kahl, o. Prof. d. R. an der Universit $\ddot{a}$ t Berlin, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 23.
- Kathreiners Malzkaffee-Fabriken, G. m. b. H., Berlin SW 68, Lindenstr. 35.
- Justizrat Dr. Edwin Katz, Rechtsanwalt und Notar, Berlin W. 64, Behrenstrasse 17 II.

- Dr. R. Kaulla, Professor, Stuttgart, Mörikestrasse 14.
- Dr. iur. et phil. Stephan Kekule v. Stradonitz, Kammerherr S. H. D. des regierenden Fürsten in Schaumburg-Lippe; Berlin-Gross-Lichterfelde, Marienstr. 16.
- Justizrat Dr. Paul Kent, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M., Taunusstrasse 1.
- Dr. jur. J. C. Kielstra, Beamter im Verwaltungsministerium, Ifikini 26 Weltereder (Batavia).
- Univ.-Professor Dr. Walter Kinkel, Giessen, Plockstr 12.
- Gerichtsassessor Dr. jur. Hugo Kinne, Berlin SW 11, Grossbeerenstrasse 5, II.
- Rechtsanwalt Dr. Kirchberger, Leipzig, Kronprinzstr. 2.
- Oberbürgermeister Kirschner, Berlin NW. 21, Alt-Moabit 90.
- Dr. Géza Kiss, o. Professor a. d. Rechtsakademie Nagyvárád (Grosswardein).
- Staatsanwalt Dr. Karl Klee, Privatdozent an der Universität Berlin, Berlin W. 62, Maassenstr. 31.
- Regierungs-Assessor Dr. Kleefeld, Berlin W., Burggrafenstr. 15.
- Se. Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Hon.-Professor Dr. iur. Franz Klein, Wien VIII, Lange Gasse 8.
- Dr. G. Kleinfeller, o. Professor d. R., Kiel, Niemannsweg 101.
- Dr. iur. et phil. E. Kloeppel, Elberfeld, Bismarckstrasse 17.
- Wirkl. Geh. Oberregierungsrat und Vortragender Rat im Staatsministerium des Innern Hugo von Knebel-Doeberitz, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38.
- J. K. Kochanowski, associé des Internationalen Institutes für Soziologie in Paris, Mitglied der Warschauer Wissenschaftlichen Gesellschaft, Redacteur der polnischen „Historischen Revue“ in Warschau; Warschau, Koszykowa 57.
- Albert Kocourek, attorney and counselor at law, Chicago, 4 Lake Street.
- Amtsrichter Dr. Arthur Kohler, Berlin W 15, Olivaerplatz 7.

- Dr. Arthur Köhler, Erster Assistent am Kgl. Sächs. Institut für Kultur- und Universalgeschichte, Leipzig, Georgiring 11.
- Geheimer Justizrat Dr. jur. Josef Kohler, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin W 15, Kurfürstendamm 216.
- Professor Dr. Carl Koehne, Privatdozent an der Technischen Hochschule Berlin, Keithstr. 12.
- Reichsgerichtsrat Heinrich Könige, Leipzig, Kaiser Wilhelmstrasse 59 II.
- Prof. Lic. Dr. Koppelman, Privatdozent für Philosophie, Münster i. W., Breul 12.
- Dr. Ignatz Kornfeld, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien I, Zelinkagasse 5.
- Dr. Anton von Kostanecki, o. Prof. d. R. a. d. Universität Lemberg.
- Dr. Oskar Kraus, Universitätsprofessor, Prag, Heuwagsplatz 8.
- Dr. Felix Krueger, o. Professor der Philosophie an der Universität Halle, Henriettenstr. 21a.
- Freiherr Krupp von Bohlen und Halbach, Essen (Ruhr.)
- Dr. Bernhard Kübler, Universitätsprofessor, Berlin, Grosslichterfelde-Ost, Auguststr. 14.
- Rechtsanwalt Dr. Rob. Kück, Dominikanischer Legationssekretär, Hamburg, Ferdinandstrasse 22.
- Dr. jur. Edgar Kuhn, Nürnberg.
- Dr. G. Kuttner, Landrichter a. D., Privatdozent an der Universität Berlin, Grunewald, Höhmannstr. 6.
- Exz. Wirklicher Geheimer Rat Univ.-Prof. Dr. Laband, Strassburg im Elsass, Kaiser Wilhelmstr. 17.
- Dipl.-Ing. Dr. D. Landenberger, Patentanwalt, Berlin SW. 61, Gitschinerstr. 14.
- J. F. Landsberg, Amtsgerichtsrat in Lennep (Rheinl.) Mittelstr. 24.
- Oberlandesgerichtsrat L. Lang, Darmstadt.
- Dr. Josef Langer, k. k. Hof- und Gerichtsadvokat, Wien I, Bäckerstrasse 9.
- Geheimer Regierungsrat Universitätsprofessor D. Dr. Adolf Lasson, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 49



- Dr. Rudolf von Laun, Universitätsprofessor, Wien VII, Wimbergergasse 30.
- Universitätsprofessor Dr. Paul Aug. Leder, Czernowitz, Franzensgasse 45.
- Universitätsbibliothek Leipzig (Dr. Boyser).
- Dr. Franz Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Marburg a. L.
- Geh. Justizrat Dr. Rudolf Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Breslau, Gabitzstr. 188.
- Ludwig Leopold, Szekszárd, Ungarn.
- Dr. Alessandro Levi, o. Professor d. R. an der Universität Ferrara, Adresse: Venedig, 3897 Calle Avvocati.
- Bankdirektor Gerhard Ley, München, Gabelsbergerstr. 48.
- Dr. iur. et phil. M. Liepmann, o. Professor der Rechte, Kiel, Roonstr. 2 I.
- Geh. Hofrat K. v. Lilienthal, Univ.-Professor, Heidelberg, Ziegelhäuser Landstr. 29.
- Dr. E. Liljeqvist, o. Professor der praktischen Philosophie an der Universität Lund.
- Geheimrat Professor Dr. Carl v. Linde, München 44.
- Justizrat Adolf Lindt, Rechtsanwalt, Darmstadt, Kasinostr. 22.
- K. k. Bezirksrichter Dr. Eduard Ritter von Liszt, Wien I, Schottenhof.
- Geh. Justizrat Dr. Franz von Liszt, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Hardenbergstr. 19, II.
- Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. E. Loening, Mitglied des Herrenhauses, Halle a. S., Händelstrasse 28.
- Dr. Alexander Löffler, Professor des Strafrechts an der Universität Wien, Wien XIX/1, Prinz Eugen-Strasse 10.
- Notar Wilhelm Lütkemann, Hannover, Prinzenstr. 2.
- Julian W. Mack, Appellations-Gerichtsrat und Univ.-Prof., Ashland-Block-Chicago.
- Rechtsanwalt Julius Magnus, Berlin, Dorotheenstr. 49.
- Oberlandesgerichtsrat Mainhard, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 4.
- Dr. Julius Makarewicz, o. Prof. an der Universität Lemberg, Lemberg-Lwów Franziszkańska.
- Justizrat Dr. Mamroth, Breslau, Schweidnitzerstrasse 27.

- Fabrikbesitzer Dr. jur. Otto Hanns Mankiewicz, Gerichts-  
assessor a. D. (i. F: P. Beiersdorf & Co., Chemische Fabrik  
Hamburg), Hamburg XXX, Eidstedterweg 42.
- Rechtsanwalt S. Mankowsky, Berlin NW 7, Friedrichstr. 155.
- Exzellenz Wirkl. Geh. Rat von Martens †, St. Petersburg
- Prof. Dr. Götz Martius, Kiel, Hohenbergstr. 4.
- Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, Nürnberg 24.
- Prof. Dr. jur. et phil. Max Ernst Mayer, Strassburg i. Els.,  
Orangeriering 19.
- Univ.-Prof. Dr. Ernst Mayer, Würzburg, Randerseckstr. 33.
- Georg v. Mayr, Kaiserlicher Unterstaatssekretär z. D., kgl.  
bayrischer Universitätsprofessor, München, Georgenstrasse 38.
- Dr. Meckenstock, Professeur à l'Université de Neuchâtel.
- Dr. Fritz Meili, o. Professor d. R. an der Universität  
Zürich, Zürich I, Sonnenquai I.
- Universitätsprofessor Dr. A. Meinong, Graz.
- Dr. S. M. Mélamed, Schriftsteller, 7 Buckingham Mansions,  
Golder's Green, London N. W.
- Landgerichtsrat Mende, Guben.
- Franz von Mendelssohn, Grunewald bei Berlin, Herthastr. 5.
- Generalkonsul Robert von Mendelssohn, Berlin W. 56,  
Jägerstrasse 51.
- Dr. A. Mendelssohn Bartholdy, o. Professor d. R. an  
der Universität Würzburg, Randersackerstrasse 5.
- Dr. phil. Wilhelm Merton, Frankfurt a. M., Guiollettstr. 24.
- Dr. iur. et phil. Christian Meurer, o. Prof. d. R. an der  
Universität Würzburg, Lessingstr. 1.
- Regierungs-Assessor Dr. Meyer-Edward, Darmstadt, Heiden-  
reichstrasse 37.
- Dr. Robert Michels, Prof. an der Universität Turin, Via  
A. Provana, 1.
- Patentanwalt M. Mintz, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 93.
- Dr. Waldemar Mitscherlich, Professor der Staatswissenschaften  
an der Kgl. Akademie Posen.
- Dr. Wolfgang Mittermaier, Univ.-Professor, Giessen, Liebigstr. 36.

- Dr. iur. W. L. P. A. Molengraaff, Universitätsprofessor,  
Utrecht, Molierstraat 1a.
- Regierungs-Assessor Walter Moll, Berlin NW 23, Brückenallee 36.
- Se. Exzellenz Staatsminister v. Möller, Berlin W, von der Heydt-  
strasse 12.
- Exzellenz Staatsminister von Moltke, Klein-Bresa bei Markt-  
Bohrau i. Schl.
- Exzellenz Eduard Graf Montgelas, Kgl. Bayer. Staatsrat i. a. o. D.  
und Gesandter, Dresden, Zinzendorfstr. 13 I.
- Dr. Bredov. Morgenstierne, Prof. d. R. u. d. Nat.-Oek., Christiania.
- Geh. Justizrat Dr. A. Mosse, Oberlandesgerichtsrat a. D.,  
o. Honorarprofessor an der Universität Königsberg, Stadtrat  
von Berlin, Berlin W, Lichtensteinallee 2a.
- Dr. med. Max Moszkowski, Berlin-Grünwald, Herthastr. 2a.
- Prof. Dr. W. B. Munro, Harvard University, Cambridge (Mass.).
- Hugo Münsterberg, o. Professor an der Harvard-Universität,  
Cambridge, Mass, U. S. A. z. Z. Berlin, America-Institut.
- Musée social, Paris, 5 rue Las Cases, Paris VII.
- Dr. Johannes Nagler, o. Prof. d. R. an der Universität Basel,  
Sonnenweg 21.
- Privatdozent Dr. Hans Nawiasky, k. k. Postsekretär im k. k.  
Handelsministerium, Wien XIII 2, Einwanggasse 23.
- Erich Nehring, Konsistorialassessor, Berlin-Steglitz, Sedanstr. 5.
- Universitätsprofessor Dr. Neubecker, Berlin-Charlottenburg,  
Königsweg 31.
- Dr. Adolf Neumann-Hofer, Reichstags- und Landtags-  
abgeordneter, Detmold.
- Dr. Johannes Niedner, o. Professor d. R. an der Universität  
Jena, Humboldtstr. 7.
- Dr. Theodor Niemeyer, o. Professor d. R. an der Universität Kiel
- Prof. Baron Boris Nolde, St. Petersburg, Fürstadskaia 20.
- Professor Dr. Nolens, Mitglied der 2ten Kammer, Haag  
(Holland).
- Dr. Vitalis Norström, Professor an der Hochschule zu Gothenburg.  
Norwegisches Nobelinstitut (Institut Nobel Norvégien),  
Kristiania, Drammensvei 19.

- Justizrat Dr. Hermann Oberneck, Rechtsanwalt am Kammergericht und Notar, Berlin, von der Heydtstr. 8.
- Dr. Friedrich Oetker, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Sieboldstr. 8.
- L. Oppenheim, M. A. LL. D., Whewell Professor of International Law in the University of Cambridge, Whewell House, Cambridge, England.
- Dr. Franz Oppenheimer, Privatdozent an der Universität Berlin, Berlin-Gr. Lichterfelde W, Bellevuestr. 44 I.
- Professor Dr. Albert Osterrieth, Berlin W 66, Wilhelmstrasse 57/58.
- Geh. Hofrat Dr. Wilh. Ostwald, emer. Professor, Gross-Bothen (Kgr. Sachsen), Landhaus Energie.
- K. k. Hofrat Dr. Emil Ott, Universitäts-Professor, Mitglied des österr. Herrenhauses, Prag II, Kremnergasse 8 neu.
- Dr. jur. Alfred Frhr. v. Overbeck, o. Prof. der Rechte an der Universität Freiburg (Schweiz), Villa Félix.
- Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Paasche, Schlachtensee-Berlin, Adalbertstr. 27.
- Antonio Pagáno, Prof. libero di Filosofia del Diritto nella R<sup>a</sup> Università di Roma, Capo Sezione nel Ministero di Grazia e Giustizia (Biblioteca), Roma, Via Nazionale 172.
- Eugen Panofsky, Bankier und Stadtrat, Berlin C. 2, an der Stechbahn 3/4.
- Wilhelm Freiherr v. Pechmann, Direktor der bayrischen Handelsbank, München, Bayrische Handelsbank.
- Deputierter Jivoïn Péritch, Professor an der Universität Belgrad.
- P. Heinrich Pesch, S. J. (Adresse: Marienfelde-Berlin, Kloster vom guten Hirten, Lankwitzerstrasse).
- Dr. Igino Petrone, Privatdozent an der Universität Neapel; Napoli, R. Università.
- Dr. Pfahl, Syndikus der Handelskammer Halle a. S.
- Dr. Robert Piloty, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Roonstr. 2 I.
- Dr. Karl Polenske, Privatdozent an der Universität Halle, Blumenthalstr. 15.



Walter Pollack, Berlin W. 10, Cornelius-Str. 4a.

Rechtsanwalt Jllés Pollak, Mitglied des Anwaltsenates der Krone und Kurie, Präsident des ungarischen Landesadvokaten-Bundes, Budapest, V. Nagykorona uter 34.

Sir Frederick Pollock, 13 Old Square, Lincoln's Inn, London W. C.

Dr. Stanislaus Posner, Advokat in Warschau, Membre associé de la Société d'études législatives à Paris, Membre de l' Institut du droit comparé à Bruxelles; Paris 7<sup>me</sup> 2 rue Perrouet.

Dr. Roscoe Pound, Professor of Law in the Harvard University, Cambridge (Mass.).

K. k. Universitätsbibliothek Prag.

Professor Dr. Hugo Preuss, Berlin W., Matthäikirchstr. 29.

Se. Exz. Dr. Peter Pustoroslew, ord. Professor des Strafrechts an der Universität zu Jurjew (Dorpat), Wirklicher Staatsrat; Jurjew (Dorpat), Rigaschestrasse 46.

Universitätsprofessor Dr. Ernesto Quesada, Buenos-Ayres, Plaza Libertad, Calle Libertad 946.

K. Regierungsdirektor Karl von Rasp, Generaldirektor der Bayerischen Versicherungsbank, München, Residenzstr. 27.

Regierungsrat Dr. Rathenau, Berlin W, Meinekestrasse 7.

Dr. jur. Gustav Ratjen, Frankfurt a. M., Westendstrasse 101.

Dr. Gustav Ratzenhofer, K. k. Richter in Gmunden, O. Ö.

Dr. Adolfo Ravà, o. Professor der Rechtsphilosophie an der Universität Messina.

Dr. Herm. Rehm, o. Professor d. R. an der Universität Strassburg.

Dr. iur. et phil. Hans Reichel, o. ö. Professor an der Universität Zürich, Sonneggstr. 80.

Dr. Heinrich Reicher, † Universitäts-Professor, Filzmoos, Post Eben (Salzburg).

Geh. Justizrat Dr. Riesser, o. Honorarprofessor an der Universität Berlin, W, Lichtenstein-Allee 4.

Viktor Ring, Senatspräsident am Kammergericht Berlin, Berlin W., Schöneberger Ufer 46.

- Dr. Heinz Rogge, Kammergerichtsreferendar, Berlin (gegenwärtig Neustettin).
- Patentanwalt A. Rohrbach, Erfurt, Bahnhofstrasse 6.
- Dr. jur. et phil. Walther Rohrbeck, Cöln a. Rh., Blumenthalstrasse 2.
- Dr. Henri Rolin, Professeur à l'Université de Bruxelles, 10 rue T. B. Meunier, (avenue Brugmann), Oecle près Bruxelles.
- Dr. Wilhelm Rosenberg, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien I am Hof 11.
- Geh. Justizrat Dr. Eduard Rosenthal, o. Professor d. R. an der Universität Jena.
- Dávid v. Rosnyay, Bibliothekar am juristischen Seminarium an der Universität Kolozsvár (Klausenburg).
- Landgerichtsdirektor Fritz Rotering, Magdeburg, Breiteweg 253.
- Geh. Oberbauinspektor Richard Roth, Basel.
- Dr. phil. Walther Rothschild, Verlagsbuchhändler, Berlin-Wilmersdorf, Aschaffenburgstr. 4.
- Privatdozent Dr. Paul Rumpel, Neuchâtel, 16 Trois Portes.
- Rechtsanw. Dr. S. Rundstein, Warschau, Tlomackiestr. 6/8.
- Referendar Fritz Ruppert, Wiesbaden, Kaiser-Friedrich-Ring 25.
- Dr. R. Saleilles, Professeur à l'Université de Paris, 14 Rue St. Guillaume Paris.
- Universitätsprofessor Dr. Giuseppe Salvioli, Neapel, Via Atri 37.
- Prof. d. Rechte L. von Savigny (†), Mitglied des Preuss. Herrenhauses, Münster i. W.
- Dr. Hugo Sawitz, Rechtsanwalt und Notar, Rostock i. M., Hopfenmarkt 17.
- Universitätsprofessor Dr. Robert Schachner, Jena.
- Geh. Justizrat Dr. S. Schlossmann †, o. Professor d. R. an der Universität Kiel.
- Rechtsanwalt Dr. Alexander Schmidt, Budapest, VI., Andrassy-Strasse 10.
- Dr. iur. Paul Schmidt, (Winter:) Dresden, Franklin-Str. 11; (Sommer:) Sonnenköpfe, Berchtesgaden-Salzberg.
- Landrichter Dr. B. Schmidt-Blanka, Frankfurt a. M., Bockenheimerlandstr. 87.

- Dr. Otto Schneider, Bankdirektor, Mannheim A, 2, I.  
Professor Dr. Schott, Breslau 16, Leerbeutelstr. 7.  
K. Schrader, Mitglied des Reichstags, Eisenbahndirektor a. D.,  
Berlin, Steglitzer Strasse 68.  
K. k. Hofrat Dr. Emil Schrutka Edler v. Rechtenstamm,  
o. Professor an der Universität Wien 19, Cotaggegasse 56.  
Hofrat Dr. J. Schulmann, k. b. freiresignierter Notar, München,  
Leopoldstrasse 37.  
Geh. Justizrat Dr. Friedrich von Schulte, o. Professor d. R.  
an der Universität Bonn (wohnt: Meran-Obermais, Schloss  
Reichenbach).  
Dr. A. S. Schultze, o. Prof. d. R. an der Universität Strass-  
burg i. E., Nikolausring 15.  
Geh. Reg.-Rat Dr. Schuppe, ord. Professor der Philosophie zu  
Greifswald, Steinstrasse 61.  
Justizrat Dr. J. Schwering, Hamm i. Westf., Ost-Str. 60.  
Justizrat Dr. Arnold Seligsohn, Berlin NW 7, Prinz Louis  
Ferdinandstrasse 1.  
Geh. Regierungsrat Dr. iur. h. c. Max Sering, o. Professor der  
Staatswissenschaften an der Universität Berlin, Grunewald  
Lucius-Str. 9.  
Dr. Siehr, Rechtsanwalt beim Kgl. Oberlandesgerichte Königs-  
berg Pr., Bergplatz 12.  
Professor Dr. Silbergleit, Direktor des Statistischen Amtes  
der Stadt Berlin, Berlin W. 35, Am Karlsbad 23.  
Oberlandesgerichtsrat Dr. Wilhelm Silberschmidt, Zwei-  
brücken, Villenstr. 7.  
Justizrat Dr. Hermann Veit Simon, Rechtsanwalt und Notar,  
Berlin, Victoriastr. 5.  
Rechtsanwalt Dr. Otto Simon, Mannheim.  
Dr. Soetbeer, Generalsekretär des Deutschen Handelstags,  
Berlin C2, Neue Friedrichstrasse 53—54.  
Univ. Prof. Dr. P. Sokolowsky, Kurator des Südrussischen  
Lehrbezirks in Charkow.  
Se. Exzellenz Gouverneur Dr. Solf, Staatssekretär des Reichs-  
kolonialamts, Berlin.

- Dr. Felix Somló, o. Prof. d. R. an der Universität Kolozsvár (Klausenburg), Monostori-út 72.
- Amtsrichter Theo Sonnen, Köln-Marienburg, Goltsteinstrasse 199.
- Universitätsprofessor Dr. Hans Sperl, Wien XIX, Hofzeile 29.
- Dr. Ludwig Spiegel, Prof. d. R. an der deutschen Universität Prag, Prag II, Tyršgasse 7.
- Rechtsanwalt Eduard Staedel, Darmstadt, Elisabethenstr. 14.
- Rechtsanwalt und Notar Stahl, Syndicus der Grossh. Handelskammer Friedberg in Hessen, Bad Nauheim.
- Professor Dr. Ph. Stein, Frankfurt a. M., Jordanstrasse 19.
- Univ.-Prof. Dr. S. R. Steinmetz, Amsterdam, Amstel 65.
- Privatdozent Dr. Ludwig Stephinger, Tübingen, Christophstrasse 30.
- Dr. Theodor Sternberg, Berlin W.15, Pariser-Str. 45.
- Geh. Regierungsrat Paul Stier, Direktor der Mitteldeutschen Bodenkredit-Anstalt, Greiz i. V.
- Univ.-Professor Dr. Stier-Somlo in Bonn, Studiendirektor der Akademie für kommunale Verwaltung in Düsseldorf; Bonn, Kaufmannstrasse 81a.
- Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat Dr. theol. Dr. med. Dr. iur. von Strauss und Torney, Senatspräsident des Oberverwaltungsgerichts, Berlin W 62, Bayreutherstr. 40.
- Univ.-Professor Dr. Georg von Streit, Königlich Griechischer Gesandter in Wien, Kaiser-Wilhelm-Ring 10.
- Dr. Gustav Stresemann, Mitglied des Reichstags, Dresden-A., Ferdinandstrasse 11, I.
- Universitätsprofessor Dr. Leo Strisower, Wien I, Lichtenfelsgasse 5.
- Dr. iur. Karl Strupp, Frankfurt a. M., Reuterweg 40.
- Justizrat Dr. Sturm, Naumburg a. S.
- Geh. Justizrat Dr. Ulrich Stutz, o. Professor d. R. an der Universität Bonn; Bonn, Simrockstr. 25.
- Dr. iur. Adolf Tecklenburg, Privatdozent an der Universität Bern, Südbahnhofstr. 8.
- Geheimer Rat Dr. August Thon, o. Professor der Rechte, Jena, Fürstengraben 2.



- Dr. iur. Richard Thurnwald, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter  
am Museum für Völkerkunde, Berlin W 50, Fürtherstr. 1.
- Dr. jur. Tso Tchun Tchou, Mitglied der Kaiserl. chines.  
Studienkommission, Berlin W 15, Kurfürstendamm 218.
- Dr. Alexander Tille, Saarbrücken III, Hellwigstrasse 1.
- Dr. Emanuel Tilsch, o. Prof. d. R. an der böhm. Universität  
Prag, Smíchov bei Prag, Kinského tř. 2.
- Ferdinand Tönnies, ordentl. Honorarprofessor an der Universität  
Kiel; in Eutin, Auguststrasse 8.
- Patentanwalt B. Tolksdorf, Berlin W 9, Potsdamerstr. 127/128.
- K. Universitätsbibliothek Tübingen (Oberbibliothekar Geiger):  
Alexander Turnowsky, Maros-Vásárhely (Ungarn).
- Rechtsanwalt Dr. Josef Ujlaki, Budapest, VI. Teréz körút 46.
- Geh. Rat Prof. Dr. E. von Ullmann, München, Ludwigstr. 29.
- Professor Dr. N. af Ursin, ehem. Vicepräsident des Finn-  
ländischen Landtags in Turku (Åbo) Finnland.
- Michelangelo Vaccaro, professore nella R. Università di Roma,  
Deputato al Parlamento nazionale.
- Univ.-Prof. Dr. C. W. A. Veditz, Washington, z. Zt. Paris,  
12 rue Vinense.
- Dr. A. Vierkandt, Professor an der Universität Berlin,  
Gross-Lichterfelde, Wilhelmstr. 22.
- Dr. Paul Vinogradoff, Corpus Professor der Rechte, Oxford,  
19 Linton Road, Oxford.
- Dr. H. L. A. Visser, Advokat, Amsterdam, Keizersgracht 528.
- Exzellenz Staatsminister Graf Vitzthum v. Eckstädt,  
Dresden, Seestr. 18.
- Akademieprofessor Dr. Andreas Voigt, Frankfurt a. M., Schwind-  
strasse 6.
- Geheimrat Dr. Johannes Volkelt, o. Universitätsprofessor,  
Leipzig, Auenstr. 3 II.
- Rechtsanwalt Dr. iur. Karl Vonschott, Bielefeld i. Westf.,  
Marktstrasse 4.
- Rechtsanwalt Dr. Leo Vossen, Aachen, Heinrichs-Allee 39.
- Dr. F. Wachenfeld, o. Prof. d. R. an der Universität Rostock,  
Georgstrasse 96.

- Exzellenz Wirklicher Geheimer Rat Dr. Waentig, Dresden A.,  
Striesener Platz 16.
- Dr. L. Wappes, Regierungsdirektor der K. Regierung der  
Pfalz, Kammer der Forsten, Speyer, Hauptstrasse.
- Max M. Warburg, Hamburg, Ferdinandstrasse 75.
- Gerichtsassessor Erich Warschauer, Kattowitz, Bismarckstr. 11.
- Rechtsanwalt Dr. Martin Wassermann, Hamburg, Neuerwall 34.
- Dr. Rudolf Wassermann, München, Herzog-Heinrichstr. 20.
- Prof. E. Waxweiler, Direktor des Solvay Soziologischen  
Instituts, Leopoldspark, Brüssel.
- Professor Dr. jur. et phil. Adolf Weber, Handelshochschule  
Köln, Köln-Marienburg, Robert Heuserstrasse 12.
- Dr. Max Weber, o. Honorarprofessor a. d. Universität Heidelberg.
- Dr. Weber, M. d. R., Löbau (Sachsen).
- Dr. jur. Werner Wedemeyer, a. o. Prof. der Rechte, Kiel,  
Adolfstrasse 52 I.
- Landrichter Dr. Ernst Weigelin, Stuttgart, Johannesstr. 55 I.
- Geh. Justizrat Dr. J. Weismann, o. Prof. d. R. an der Uni-  
versität Greifswald.
- Dr. jur. Alexander Welkow, Ministerial-Hilfskonzipist, Buda-  
pest IX, Üllör út 3.
- Universitätsprofessor Dr. von Wenckstern, Breslau XVIII,  
Kleinburgstrasse 21.
- Dr. Leopold Wenger, o. Prof. d. R. an der Universität München  
Adelheidstrasse 15.
- Rechtsanwalt und Notar J. Wertheim, Johannesburg (S.-Afrika),  
P.O. Box 1847.
- Dr. Felix Wieland, Rechtsbeistand der K. Deutschen Bot-  
schaft in Frankreich, Paris, 49 rue de Trévisé.
- Hochschulprofessor Dr. v. Wiese und Kaiserswaldau, Han-  
nover, Podbielskistr. 23.
- Justizrat Dr. R. Wildhagen, Rechtsanwalt beim Reichsgericht,  
Leipzig, Ferdinand Rhodestr. 34.
- Rechtsanwalt Dr. Heinrich Wimpfheimer, Dozent an der  
Handelshochschule, Mannheim, B 2, 10 a.
- Geheimrat Dr. Windelband, o. Prof. d. Philosophie an der  
Universität Heidelberg, Landfriedstrasse 14.

- Dr. R. Wirth, Frankfurt a. M., Taunusstr. 1.  
Lycealprofessor Dr. M. Wittmann, Eichstätt.  
Paul Wölbling, Magistratsrat in Berlin, Eichwalde, Krs. Teltow.  
Staatsanwalt Ernst Wolff, Landsberg a. Warthe.  
Dr. Julius Wolff, Leiter der Zentral-Auskunftsstelle für Auswanderer, Berlin W. 35, Am Karlsbad 9/10, III.  
Dr. Martin Wolff, a. o. Professor d. R. an der Universität Berlin, Halensee, Halberstädterstrasse 2.  
Dr. J. Wolterbeek Muller, Advocaat, Haag, van Speykstraat 5.  
Rechtsanwalt Dr. Albert Wulff, Hamburg, Admiralitätstr. 81.  
Landrichter Dr. Carl Wunderlich, Leipzig, Lampestrasse 1 II.  
Exz. Wirkl. Geh.-Rat Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Wundt, Leipzig, Schwägrichenstrasse 17.  
Koichi Yamaguchi, Prof. an der Handelshochschule und an der Kaiserlichen Adelsschule zu Tokio. Tokio, Ushigome Wakamatsu Cho 119.  
Oberlandesgerichtsrat Dr. A. N. Zacharias, Hamburg, Adolfstrasse 74.  
Dr. Wladislaw Francowič Zaleskij, Wirklicher Staatsrat und Prof., Kasan, Universitätsplatz, eigenes Haus.  
Dr. iur. Heinrich Ludwig Zeller, Darmstadt, Hochstr. 66 II.  
Univ.-Prof. Dr. Theobald Ziegler, Strassburg i. E., Fischartstrasse 22.  
Hugo Zietz, i/Fa. Orientalische Tabak- und Zigarettenfabrik Yenidze, Dresden, Weisseritzstr. 3.  
Geheimer Justizrat Dr. Ernst Zitelmann, o. Prof. d. R. an der Universität Bonn.  
Rechtsanwalt Dr. Zöphel, Leipzig, Peterssteinweg 19 II.  
Dr. Gottfried Zoepfl, Regierungsrat und a. o. Professor der Staatswissenschaften, Berlin, Wilhelmstr. 62.  
Geh. Justizrat Dr. Philipp Zorn, o. Prof. d. R. an der Universität Bonn, Mitglied des Preuss. Herrenhauses und Kron-Syndikus, Bonn, Humboldtstr. 24.
- 

Mitteilung von Adressenveränderungen, sowie Berichtigungen anderer Art sind an den geschäftsleitenden Vorsitzenden Dr. Fritz Berolzheim  
Berlin SW. 61, Belle-Allianceplatz 20 erbeten.





## II.

# Rechts- und Staatsphilosophie.

## Die Entstehung der Exogamie.

Von

W. Wundt.

### 1. Die Exogamie in Vergangenheit und Gegenwart.

Der § 1310 des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich sagt: „Eine Ehe darf nicht geschlossen werden zwischen Verwandten in gerader Linie, zwischen vollbürtigen oder halbbürtigen Geschwistern, sowie zwischen Verschwägerten in gerader Linie.“ Diese Bestimmung enthält zwei wesentlich verschiedene Bestandteile, die, wenn wir den in der Geschichte der Ehe eine wichtige Rolle spielenden Begriff der „Exogamie“ hier anwenden dürfen, zwei abweichenden Formen derselben entsprechen. Wir können die eine als die „Blutsverwandtschafts-“, die andere als die „Verschwägerungsexogamie“ bezeichnen. Ausser diesen beiden gibt es in der Geschichte der Ehe noch andere Formen: so die besonders in primitiven Zuständen vorherrschende „Totemexogamie“, die, wenn wir die durch den Kult eines bestimmten Tieres vereinigte soziale Gruppe als einen primitiven Kultverband betrachten, die Ehe zwischen den Genossen des gleichen Kultverbandes ausschliesst; ferner die Clans- oder Sippenexogamie, die sich zum Teil, aber nicht vollständig mit der Blutsverwandtschaftsexogamie deckt, endlich die Lokalexogamie, wobei die Ehe nur zwischen Mitgliedern verschiedener Siedelungen geschlossen werden darf. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet erscheinen die reine Blutsverwandtschafts- und Verschwägerungsexogamie, wie sie unser Bürgerliches Gesetzbuch enthält, als letzte Er-

zeugnisse einer langen Entwicklung, auf deren einzelnen Stationen zwar stets die Ausschliessung bestimmter Arten der Blutsverwandtschaft und teilweise auch der Verschwägerung besteht, in die aber ausserdem in der Regel noch andere Momente teils der Kult-, teils der Clans-, teils der Orts-genossenschaft eingehen. Ein bemerkenswerter Zug dieser Entwicklung ist es übrigens, dass auf der erreichten Endstufe der reinen Blutsverwandtschafts- und Verschwägerungsexogamie beide wechselseitig sich ausschliessen. Denn je strenger die erstere durchgeführt ist, um so weniger kann im allgemeinen die letztere mit ihr zusammentreffen, da nun eine Verschwägerung in direkter Linie an und für sich bei näherer Blutsverwandtschaft unmöglich ist.

Man pflegt wohl als Motiv für diese beiden in der gegenwärtigen Gesetzgebung festgehaltenen Formen der Exogamie das „natürliche menschliche Gefühl“ anzusehen, das den hier ausgeschlossenen Formen der Eheverbindung widerstrebe. Aber so wenig dem widersprochen werden soll, so ist doch zu beachten, dass erstens dieses Gefühl, wie die Geschichte der menschlichen Ehe lehrt, keineswegs zu jeder Zeit und an jedem Ort in der gleichen Weise sich betätigt hat, und dass zweitens solche soziale Gefühle im allgemeinen auf einer Entwicklung beruhen, in deren Anfang sie möglicherweise in ihrer heutigen Form überhaupt noch nicht existiert haben oder mindestens nur in unvollkommenen Anfängen vorhanden gewesen sind. Als die Vettern Sarasin einen alten Wedda auf Ceylon fragten, ob bei seinem Stamm Ehe zwischen Verwandten vorkomme, berichtete er, gegenwärtig sei diese ausser Gebrauch, aber früher sei die Geschwisterehe nicht selten gewesen, die Möglichkeit einer Ehe zwischen Eltern und Kindern wies er dagegen entschieden zurück.<sup>1)</sup> Dabei steht dahin, ob das Verschwinden der Geschwisterehe in diesem Fall nicht auf den Einfluss der umwohnenden Singhalesen und Tamilen zurückzuführen ist. Uebrigens begegnet uns die Geschwisterehe bekanntlich noch auf relativ hohen Kulturstufen. Freilich sind es dann stets besondere Motive, die das sonst geltende Verbot durchbrechen. So galt nicht nur im alten Aegypten, sondern noch in der Ptolemäerzeit die Geschwisterehe als ein Mittel, durch das sich das Herrschergeschlecht die Reinheit des Blutes zu bewahren suchte und das gleichzeitig die Kluft,

---

<sup>1)</sup> P. und F. Sarasin, *Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon*. Bd. III, S. 458 ff.

die den zum Gott erhobenen Herrscher von seinen Untertanen schied, als eine unüberbrückbare erscheinen liess. Es ist das gleiche Doppelmotiv, das fern im peruanischen Inkareich den Sonnenkönigen die Schwesterehe gebot. Noch grösseren Schwankungen unterworfen ist die Verschwägerungsexogamie, und mag auch das Gebot, die Schwiegermutter oder den Schwiegervater zu meiden, so alt sein wie das Verbot der Geschwisterehe, so beruht es doch von frühe an auf einer Sitte, die mit den Stammeseinrichtungen, welche die Verwandtenehe ausschliessen, unmittelbar nichts zu tun hat. So ist denn die Frage wohl gerechtfertigt, ob nicht jenes „natürliche Gefühl“, als dessen unmittelbaren Ausdruck wir die eingangs erwähnten Bestimmungen unseres Bürgerlichen Gesetzbuchs und der mit ihm durchgängig übereinstimmenden Gesetzgebungen anderer Kulturvölker ansehen, nicht selbst erst das Erzeugnis dieser langen Entwicklung exogamischer Institutionen ist.

Nun reicht die Geschichte dieser Institutionen in eine sehr ferne Vergangenheit zurück, aber in eine Vergangenheit, die gleichwohl noch in der Gegenwart nicht völlig verschwunden ist, sondern die uns in der zu einem grossen Teil noch heute bestehenden Organisation der zentralaustralischen Stämme, sowie in den erst seit verhältnismässig kurzer Zeit in Verfall geratenen Stammesverfassungen der nordamerikanischen Völker, besonders der atlantischen Küstenbewohner, erhalten ist. Man kann daher wohl sagen, dass sich der vergleichenden Betrachtung dieser australischen und amerikanischen Stammesorganisationen eine Art Urgeschichte der exogamischen Institutionen entnehmen lässt, die natürlich manche Lücken aufweist und abweichende Deutungen nicht ausschliesst, die aber doch im Hinblick auf die Fülle neuer Tatsachen, die hier die ethnologische Forschung ans Licht gebracht hat, für die Entwicklungsgeschichte der Ehe von hohem Wert ist. Sie ist dies auch deshalb, weil sie den auf diesem Gebiete üblichen Konstruktionen rein imaginärer Anfangszustände ein für allemal ein Ende bereitet. Zudem treten hier die Beobachtungen über soziale Zustände noch primitiverer Stämme, bei denen eine irgendwie geordnete Stammesorganisation überhaupt fehlt und so der lange gesuchte ursprüngliche Hordenzustand des Menschen annähernd verwirklicht scheint, ergänzend hinzu. Nennen wir die Stufe der Gesellschaftsordnung, die in Australien und bei den meisten eingeborenen Stämmen Nordamerikas erreicht ist, mit Rücksicht auf die Bedeutung, die hier dem

Totembegriff, besonders dem Tiertotem zukommt, das „totemistische Zeitalter“, so sind es aber vor allem zwei Merkmale, die wir für jene „vortotemistische“ Kultur festhalten dürfen: das eine besteht in der Monogamie, das andere in der relativen Endogamie dieser primitivsten Stufe.<sup>2)</sup> Als relativ lässt sich die letztere wohl deshalb bezeichnen, weil bestimmte Normen der Sitte, die den Heiratsverkehr regeln, nicht bestehen und daher Blutsverwandte ebenso wie Fernerstehende miteinander in die Ehe treten können. Auch ist nicht zu verkennen, dass die Art des Lebens, z. B. das bei den Weddas übliche Zusammenleben kleinerer Familiengruppen in den Berghöhlen während der Regenzeit, die Endogamie begünstigen muss, soweit diese nicht durch den, wie es scheint, von frühe an vorhandenen Abscheu gegen die Verbindung von Eltern und Kindern ausgeschlossen ist.

In beiden Beziehungen, in der Herrschaft der Monogamie wie in der Zulassung der Endogamie, vollzieht sich nun mit dem Eintritt der totemistischen Stammesorganisation eine wichtige Umwälzung der Sitten. An die Stelle der Endogamie tritt die Exogamie, deren Grenzen durch die Normen des an die Stammesgliederung gebundenen Eheverkehrs streng gezogen sind. Gleichzeitig entwickelt sich die Polygamie in verschiedenen Formen, die zwar nicht in ähnlicher Weise festgelegt, immerhin aber durch die Sitte geschützt sind. Die Exogamie ist, wie man das Verhältnis wohl in unsere Ausdrucksweise übersetzen darf, obligatorisch, die Polygamie

<sup>2)</sup> Ich beziehe mich hier hauptsächlich auf die beiden in diesen Punkten durchaus übereinstimmenden Berichte von P. und F. Sarasin über die Weddas auf Ceylon (vgl. Bd. III des oben zitierten Werkes, S. 458 ff.) und von R. Martin über die „Naturesnois“ und „Natursemangs“ auf Malakka (Die Inlandstämme der Malayischen Halbinsel, 1905, S. 854 ff.) Zahlreiche Berichte über andere, im wesentlichen wohl ebenfalls einer „vortotemistischen“ Kultur angehörige Zustände hat P. W. Schmidt gesammelt (Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen, 1910, S. 168 ff.). Indem sein Werk ausschliesslich der Darstellung der Pygmäenvölker bestimmt und zugleich von der Auffassung dieser als der „Kindheitsvölker der Menschheit“ geleitet ist, bleiben aber bei ihm solche Stämme ausser Betracht, die sich, wie die Weddas, nicht wohl zu den Pygmäen rechnen lassen, während sie doch entschieden die Merkmale einer im obigen Sinne „vortotemistischen“ Kultur an sich tragen; andererseits nimmt er Stämme auf, die durch den Kontakt mit anderen Völkern beeinflusst sind. Dahin gehören z. B. die Buschmänner und besonders die Andamanesen, deren Kulturbesitz, Töpferei, Stammesorganisation, eingewanderte Legenden, ihre Zusammenstellung mit den eigentlich Primitiven verbietet. Gerade auf die Andamanesen gründet jedoch Schmidt seine weitgehenden Folgerungen über den „Kindheitszustand“, sowie über die von ihm angenommene monotheistische Religion der Pygmäen.



fakultativ. Zugleich liegt es aber in der Natur dieser sozialen Normen und Sitten, dass die unmittelbaren Formen der Eheschliessung der äusseren Beobachtung zugänglicher sind als die Gesetze, die den Eheverkehr regeln. Ob Vielweiberei herrscht oder nicht, ist natürlich leicht zu erkennen; die Clan- und Totemzugehörigkeit eines Mannes oder einer Frau und die von ihr abhängigen Verhältnisse der Eheschliessung sowie der Mutter- oder Vaterfolge der Kinder lassen sich dagegen schwerer feststellen. Dennoch sind diese Gesetze die wichtigeren, und jene anderen Erscheinungen sind zum grossen Teil von ihnen abhängig. So ist es denn auch nicht viel länger als ein Jahrzehnt, dass wir durch die ausdauernde Arbeit zuerst von A. W. Howitt und dann von Spencer und Gillen eine eindringendere Kenntnis der Soziologie Australiens gewonnen haben.<sup>3)</sup> Führten die Beobachtungen dieser Forscher zu Ergebnissen, die unverkennbar auf eine gesetzmässige Reihenfolge der sozialen Zustände hinwiesen, so kamen dem die schon zuvor namentlich von den amerikanischen Ethnologen untersuchten Stammesorganisationen der nordamerikanischen Indianer, unter denen besonders diejenigen der Irokesen am genauesten erforscht sind, bestätigend zu Hilfe.<sup>4)</sup> Nimmt man hinzu, dass Erscheinungen verwandter Art in allen Teilen der Erde wiederkehren, wo die ursprüngliche Stammesverfassung nicht durch eine ihr folgende staatliche Entwicklung zerstört ist, und dass Reste einer solchen „Gentilorganisation“ in den Gentes der Römer und in den Phratrien der Griechen noch in die Anfänge des eigentlichen Staates hineinreichen, so liegt die Vermutung nahe genug, dass es sich hier nicht um ein vereinzelt Vorkommen handelt, sondern dass eine in ihren Grundlagen diesen Clansverfassungen der Australier und der nordamerikanischen Indianerstämme verwandte Organisation der Gesellschaft überall dereinst eine Durchgangsstufe zu den im engeren Sinne politischen Gesellschaftsordnungen gebildet hat. Mag bei manchem, was J. G. Frazer in seinem gelehrten Werk über „Totemismus und Exogamie“ als Reste tote-

<sup>3)</sup> A. W. Howitt, *The Native Tribes of South-East Australia*, 1904. Spencer and Gillen, *The native Tribes of Central-Australia*, 1899. *The northern Tribes of Central-Australia*, 1904. Wertvolle Ergänzungen liefern die Mitteilungen von C. Strehlow über die Aranda- und Loritjastämme (Veröffentlichungen aus dem städtischen Völkermuseum in Frankfurt a. M. Teil I bis III, 1907—11). Uebrigens stehen die Mitteilungen Strehlows über die sozialen Zustände der Arandas noch aus.

<sup>4)</sup> Lewis H. Morgan, *Ancient Society*, 1877. Deutsch von Eichhoff und Kautsky u. d. T. *Die Urgesellschaft*, 1891, S. 52 ff.

mistischer Anschauungen innerhalb der späteren Kulturen anführt, diese Deutung zweifelhaft sein, der Fülle des von ihm gesammelten Materials gegenüber wird sich die Wahrscheinlichkeit nicht bestreiten lassen, dass hier eine Gesetzmässigkeit vorliegt, die zwar Abweichungen im einzelnen nicht ausschliesst, aber in den durchgehenden Zügen der Entwicklung auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen darf.<sup>5)</sup>

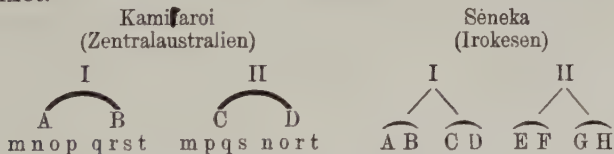
## 2. Australische und amerikanische Stammesverfassungen.

Um so mehr sollte man jedoch die neben dieser allgemeinen Uebereinstimmung bestehenden Unterschiede nicht übersehen. In dieser Beziehung hat, wie mir scheint, A. Goldenweiser mit Recht darauf aufmerksam gemacht, dass der amerikanische und der australische Totemismus offenbar sehr verschiedene Entwicklungsstufen der totemistischen Kultur darstellen.<sup>6)</sup> Während es keinem Zweifel unterliegen kann, dass in Australien diese im ganzen noch in ihrer ursprünglicheren Form erhalten geblieben ist, bei welcher das Totemtier die Bedeutung eines Kultobjektes besitzt, wie dies vor allem in dem Verbot, vom Fleisch des Tieres zu essen, sich ausspricht, scheint in Amerika und besonders bei den in dieser Beziehung am genauesten erforschten atlantischen Stämmen das Totem zu einem blossen Wappensymbol geworden zu sein. Wir können dieses Verhältnis vielleicht kurz in den Worten ausdrücken: in Australien bedeuten die Totemnamen Gruppen von Kultgenossen innerhalb eines Clans, in Amerika sind sie selbst Clanbezeichnungen. Daneben stimmen aber die Erscheinungen, soweit die Gliederung des Stammes in Betracht kommt, hier und dort durchaus überein. Diese Gliederung erfolgt nämlich in beiden Fällen nach dem Prinzip der Zweiteilung. Zunächst spaltet sich der Stamm in zwei Stammeshälften (I und II), dann sondert sich jede dieser wieder in zwei Clans (A und B, C und D), und eventuell teilen sich die letzteren in Subclans, so dass schliesslich acht Stammesabteilungen entstehen. In einzelnen Fällen ist diese Gliederung nicht über die Zweiteilung hinausgeschritten; andererseits scheint die Achtteilung eine obere Grenze zu bilden. Dieses Schema ist nun bei den Australiern und in Amerika ein so übereinstimmendes, dass es begreiflich ist, wenn die meisten Autoren die Verhältnisse beider Gebiete als wesentlich identisch be-

<sup>5)</sup> J. G. Frazer, *Totemism and Exogamy*, vol. 1—4, 1910.

<sup>6)</sup> A. Goldenweiser, *Totemism, an analytical Study*, *Journal of American Folk-Lore*, vol. XXIII, 1910.

trachten. Indessen weist doch schon die abweichende Benennung der Stammesabteilungen auf Unterschiede der Bedeutung hin. In Australien sind nämlich die Clansnamen durchaus verschieden von den Totemnamen. Sie sind den heutigen Eingeborenen im allgemeinen unverständlich geworden und gehören, da viele von ihnen in verschiedenen Gebieten wiederkehren, die gegenwärtig abweichende Idiome sprechen, wahrscheinlich einer älteren Sprachstufe an. Es mag sein, dass diese Wörter, wie Ipai, Kumbo, Murri, Kubbi usw., ursprünglich eine lokale Bedeutung besaßen, jedenfalls kommen aber unter ihnen nur in ganz seltenen Fällen Tiernamen vor. Dagegen sind gewissen Tieren, wie z. B. dem Emu, Känguruh, Oppossum, Adlerhabicht u. a., die regelmässigen Bezeichnungen der innerhalb der Clans bestehenden Totemgruppen entnommen. Anders bei den Nordamerikanern. Hier tragen alle Clans Tiernamen, und besondere Totemgruppen, die sich als daneben bestehende Kultverbände betrachten liessen, gibt es überhaupt nicht. Die folgenden beiden Schemata veranschaulichen dieses Verhältnis. In ihnen sind die Stammeshälften mit I und II, die Clans mit A, B, C usw., die selbständigen, innerhalb der einzelnen Clans bestehenden Totemgruppen mit m, n, o, p usw. bezeichnet.



Die übliche Deutung dieser Erscheinungen besteht nun darin, dass man, veranlasst durch die äussere Analogie der Stammesgliederungen, die Totemgruppen der Australier als ebensolche Clans oder Subclans betrachtet, wie dies die mit analogen Totemnamen bezeichneten sozialen Gruppen der Amerikaner zweifellos sind. Diese Auffassung hat jedoch unleugbar zu einer grossen Verwirrung in den Schilderungen besonders der australischen Stammesorganisationen geführt. Sowohl bei den eingehenden sehr verdienstvollen Mitteilungen Howitt's wie anderer ihm vorangegangener Forscher über die soziologischen Zustände Australiens kann man sich daher dem Eindruck nicht entziehen, dass hier insbesondere in der Interpretation der verschiedenen Gruppenbezeichnungen Missverständnisse obgewaltet haben, welche die Verhältnisse verwickelter erscheinen lassen, als sie tatsächlich sind. Solche Missver-

ständnisse sind aber um so leichter möglich, als die betreffenden Forscher durchweg der Sprachen der Eingeborenen unkundig waren und sich daher im wesentlichen auf die Angaben ihrer Dolmetscher verlassen mussten. Unter diesen Umständen darf es wohl als erlaubt gelten, solchen Berichten, namentlich da, wo sie zugleich eine Interpretation der Tatsachen in sich schliessen, mit einer gewissen Skepsis zu begegnen und eventl. zu versuchen, ob sich nicht bei einer etwas geänderten Auffassung der Bedeutung der verschiedenen Gruppenbezeichnungen ein klareres und zugleich dem allgemeinen Zustand der Bevölkerungen adäquateres Bild der Verhältnisse gewinnen lässt. Ungleich durchsichtiger als die australischen erscheinen im allgemeinen die amerikanischen Zustände, besonders da, wo die alten Stammesgliederungen noch verhältnismässig treu erhalten blieben, wie bei den Irokesen, und sobald man davon ausgeht, dass hier die Totemnamen offenbar zu reinen Clansbezeichnungen ohne jede kultische Bedeutung geworden sind. Da letzteres bei den Australiern nicht eingetreten ist, vielmehr hier der Totemname unverkennbar ein Kultobjekt bezeichnet, das den Mitgliedern der Gruppe gemeinsam ist, so ist man wohl um so mehr berechtigt, solchen Gruppen mit Totemnamen in beiden Fällen eine wesentlich verschiedene Bedeutung beizulegen, als, wie oben bemerkt, bei den Australiern besondere Clansbenennungen existieren, die bei den Amerikanern, bei denen die Totemnamen zu Clansnamen geworden sind, fehlen. Demnach wird die folgende Betrachtung versuchen, einer Deutung der Grundlagen der totemistischen Stammesorganisation dadurch näher zu kommen, dass sie da, wo uns diese Organisation offenbar in einem relativ früheren Stadium der Entwicklung entgegentritt, bei den Australiern, die Totemgruppen lediglich als Kultverbände auffasst, die sich in die Stammesabteilungen oder Clans einfügen, selbst aber in ihrer ursprünglichen Bedeutung durchaus von diesen verschieden sind.

Die hier vertretene Auffassung unterscheidet sich also von der geläufigen dadurch, dass sie den Totemnamen an beiden Stufen der Entwicklung eine abweichende Bedeutung beilegt. Dort, bei den Australiern betrachten wir die Totemnamen als Namen von Kultgruppen, hier, in Amerika, wo der eigentliche Totemkult verschwunden ist, als blosse Clansnamen. Die Ausbreitung der Totembezeichnungen über das gesamte Clanssystem im letzteren Fall erscheint dann aber nicht etwa als Symptom eines ausgebildeteren, sondern



vielmehr als das eines im Rückgang begriffenen Totemismus, bei dem das Totemtier aus dem Kultobjekt, das es dereinst wohl auch hier war, zu einem blossen Wappenzeichen geworden ist. Für diese Stellung des amerikanischen Totemismus dürften die sogenannten Totensäulen, wie z. B. das Berliner Völkermuseum eine solche vom Stamm der Haida besitzt, ein sprechender Ausdruck sein. Indem eine solche Säule aus einer Anzahl menschlicher Köpfe besteht, welche die Ahnen des Clans darstellen, und über diesen als Krönung den Kopf des Totemtieres zeigt, ist sie offenbar ein symbolischer Ausdruck für den Gedanken: diese Generationenreihe steht unter dem Zeichen dieses Totemtieres. Das heisst: die Säule ist nichts anderes als ein erweitertes Wappen. In dem obigen Schema bedeuten demnach A B C D usw. Stammesabteilungen oder Clans, m n o p usw. Kultgruppen. Auf der amerikanischen Seite fehlen diese, da hier von den Stammesabteilungen unabhängige Kultgenossenschaften nicht existieren, auch die alten Totemnamen ihre ehemalige kultische Bedeutung verloren haben und zu blossen Clansnamen geworden sind.

Ueber den Ursprung der zweiteiligen Stammesgliederungen selbst, der im Hinblick auf seine grosse Gleichförmigkeit natürlich hier wie dort als ein übereinstimmender anzusehen ist, kann übrigens kaum ein Zweifel bestehen. Sichtlich hat er mit dem Totemismus an sich eigentlich nichts zu tun, und auch daraus wird es verständlich, dass, wie das Beispiel Australiens wahrscheinlich macht, die Stammesglieder ursprünglich nicht nach Totems, sondern nach lokalen oder sonstigen äusseren Verhältnissen genannt wurden. Eine so regelmässig in weit entlegenen Gebieten wiederkehrende Erscheinung, wie jene Zweiteilung, lässt sich in der Tat kaum anders als aus den allgemeinen Bedingungen der Ausbreitung der Bevölkerung verstehen. Vor allem ein Stamm, der ein unstetes Sammler- und Jägerleben führt, muss sich von selbst bei der Zunahme der Volkszahl oder bei der Erschöpfung der Nahrungsquellen in Teile sondern, indem zunächst der ganze Stamm in zwei nach ihren Jagdplätzen geschiedene Abteilungen zerfällt, worauf sich dann bei jeder der letzteren der gleiche Prozess wiederholen kann. Mit dieser, in den natürlichen Bedingungen der Ausbreitung gelegenen Entstehung stimmt es auch überein, dass am ehesten in den Unterabteilungen gelegentlich Abweichungen von dem Prinzip der binären Gliederung vorkommen. Hier kann es natürlich leicht geschehen, dass eine der kleineren Abzweigungen aufgerieben wird oder, in grössere Ferne wandernd, den Zusammenhalt mit dem Stamm verliert.

### 3. Die totemistische Exogamie.

Kann hiernach die binäre Stamingliederung als ein verhältnismässig einfacher und leicht erklärlicher Vorgang betrachtet werden, so bereitet dagegen die damit eng verbundene totemistische Exogamie grössere Schwierigkeiten. Sie besteht, wie oben bemerkt wurde, darin, dass ein Mitglied eines bestimmten Clans oder einer im Clan enthaltenen Totemgruppe nur mit dem Mitglied eines andern Clans oder einer andern Totemgruppe in die Ehe treten darf. Diese Norm des Eheverkehrs ist es, die man mit dem von dem schottischen Ethnologen und Historiker Mac Lennan eingeführten Ausdruck allgemein als „Exogamie“ zu bezeichnen pflegt. Wir wollen sie zur Unterscheidung von andern die Verbindung zwischen Verwandten oder Verschwägerten ausschliessenden Normen der Eheschliessung, wie sie z. B. noch in unserer heutigen Gesetzgebung bestehen, speziell die „totemistische Exogamie“ nennen. Sie ist anscheinend die früheste Form, in der sich Ehebeschränkungen in Sitte und Recht ausgebildet haben, und man darf annehmen, dass die hierher gehörigen Normen entweder gleichzeitig mit der ersten Stammesgliederung oder jedenfalls bald nach ihr entstanden sind, da unter den australischen und melanesischen Stämmen bereits solche die Exogamie üben, bei denen die Stammesgliederung nicht über die Zweiteilung fortgeschritten ist. Im vortotemistischen Zeitalter, in der primitiven jeder Gliederung entbehrenden Horde, findet sich dagegen von ihr noch keine Spur. Ehen zwischen Eltern und Kindern scheinen allerdings schon auf dieser vortotemistischen Stufe gemieden zu werden. Doch geschieht dies schwerlich auf Grund fest bestimmter Normen der Sitte. Solche bilden sich überall erst unter dem Einfluss der totemistischen Stammesorganisation, und sie sind eng an die verschiedenen Entwicklungsstufen dieser gebunden.

Legen wir zunächst die oben berührten australischen Verhältnisse zugrunde, die für diese Entwicklung am ehesten eine annähernde Regelmässigkeit der stufenweisen Aufeinanderfolge erkennen lassen, so scheiden sich hier vor allem drei Hauptformen der Exogamie. Die erste ist die einfachste. Bezeichnen wir die beiden Stammesabteilungen, zwischen denen exogamische Verbindungen bestehen, mit A und B, und irgendwelche Untergruppen unter A mit l, m, n, o, unter B mit p, q, r, s, so ist diese einfachste Form die unbeschränkte Exogamie. Sie entspricht dem folgenden Schema:

## I. (Unbeschränkte Exogamie.)

A				B			
l	m	n	o	p	q	r	s

Das bedeutet: ein Mann der Klasse A kann ein Weib aus jeder beliebigen Untergruppe der Klasse B zur Ehe nehmen, und ebenso umgekehrt. Diese Ehe ist insofern beschränkt, als ein Mann kein Weib aus seiner eigenen Klasse nehmen darf; sie ist aber unbeschränkt, da er sie aus jeder Untergruppe der andern Klasse wählen kann. Diese Form kommt, wie es scheint, nur vor, wo die Stammesgliederung bloss bis zur Zweiteilung gelangt ist: die Eheklassen A und B sind dann die Stammeshälften, die Untergruppen m n o p . . . sind Totemverbände, also nach der oben geltend gemachten Auffassung Kultverbände. Meist bestehen hier engere Ehebeziehungen zwischen bestimmten unter diesen Kultverbänden noch nicht, sondern ein Mann aus einer Stammesabteilung A kann ein Weib aus jeder beliebigen Totemgruppe p q r s der Abteilung B heiraten, nur die Verbindung mit einer Frau aus einer Totemgruppe der eigenen Abteilung A ist ihm untersagt. Doch kommen schon, wie wir unten sehen werden, beschränktere Verbindungen zwischen einzelnen Totemgruppen vor, und diese Ausnahmen bilden dann wohl Uebergangsstufen zur beschränkten Exogamie. Solche Uebergänge zu der folgenden Form finden sich z. B. bei den australischen Dieri, bei denen einige Totemgruppen nur mit je einer bestimmten der andern Stammeshälfte in Eheverkehr treten.

Die zweite Form der Exogamie liegt dann vor, wenn ein Mitglied der Klasse A nicht eine ganz beliebige Frau der Klasse B zur Ehe nehmen kann, sondern nur eine solche aus einer fest bestimmten Untergruppe, also z. B. ein Mann aus der Gruppe n eine Frau aus der Gruppe r, nach dem folgenden Schema:

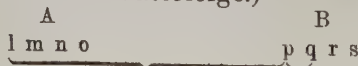
A				B			
l	m	n	o	p	q	r	s

Beide Formen, die unbeschränkte wie die beschränkte, folgen hinsichtlich der Zugehörigkeit der Kinder dem gleichen Gesetz. Sind, wie durchgängig in Australien, A und B in exogamischer Verbindung stehende Clans und m n o p . . . die in diesen Clans enthaltenen Totemgruppen, so bleiben, wenn Mutterfolge

herrscht, die Kinder sowohl bei dem Clan wie bei dem Totem der Mutter; bei Vaterfolge gehen sie in Clan und Totem des Vaters über. Das erstere ist das Vorherrschende und wahrscheinlich überall das Ursprüngliche, was auch darin sich ausspricht, dass sich mit der Vaterfolge meist weitere Erscheinungen verbinden, die auf eine Störung durch äussere Einflüsse hinweisen, z. B. ein Vorkommen gleicher Totemgruppen in beiden exogamisch verbundenen Clans A und B. Bei dem in I und II schematisch wiedergegebenen regelmässigen Verhalten ist dies ausgeschlossen. Auch bei der unbeschränkten Exogamie I gehören also z. B., wenn Mutterfolge besteht und die Mutter zum Clan B und zur Totemgruppe r gehört, die Kinder ebenfalls dieser Gruppe r an. Dieses Verhältnis vereinfacht sich wesentlich bei den Amerikanern, bei denen die Totemnamen zu Bezeichnungen der Clans selbst geworden sind, Totemgruppe und Clan also zusammenfallen. Hier existieren die besonderen Totemgruppen m n o p . . . überhaupt nicht, und die Exogamie zwischen den Clans A und B besteht lediglich darin, dass ein Mann des einen Clan nur eine Frau aus dem andern heiraten darf, worauf die Kinder, wenn Mutterfolge besteht, wie z. B. bei den Irokesen, dem Clan der Mutter, bei Vaterfolge dem Clan des Vaters angehören.

Hier zweigt sich nun aber bei dem System der Australier, das Clan und Totem scheidet, und daher, wie wir annehmen dürfen, noch einer aufsteigenden Entwicklung angehört, eine dritte Form exogamischer Verbindung ab, die in Australien die vorherrschende zu sein scheint, während sie bei der reinen Clanexogamie der Amerikaner selbstverständlich hinfällig geworden ist. Nennen wir nämlich die nach dem Schema II erfolgende Ordnung, bei der die Kinder bei Mutterfolge unmittelbar dem Clan der Mutter, bei Vaterfolge dem des Vaters angehören, eine „beschränkte Exogamie mit direkter Mutter- oder Vaterfolge“, so hat sich aus dieser eine dritte Ordnung entwickelt, bei der die Kinder zwar dem Clan des für sie bestimmenden Elternteils zufallen, aber in eine andere Totemgruppe dieses Clans übergehen. So entsteht eine „beschränkte Exogamie mit indirekter Mutter- oder Vaterfolge“, wie sie das Schema III veranschaulicht:

### III. (Beschränkte Exogamie mit indirekter Mutter- oder Vaterfolge.)





Ein Mann aus dem Clan A und der Totemgruppe l darf nur eine Frau aus dem Clan B und der Totemgruppe p heiraten, aber die Kinder gehören nicht dem Totem p an, sondern sie gehen in eine bestimmte andere Totemgruppe q des Clans B über.

Die Wirkungen, die diese verschiedenen Formen der Exogamie auf die Eheschliessungen der aus einer solchen Verbindung entsprossenen Kinder ausüben, lassen sich nun leicht übersehen. Gehen wir von der Form I, der unbeschränkten Exogamie aus, so ist klar, dass alle Kinder einer Mutter, wenn Mutterfolge besteht, was bei unbeschränkter Exogamie durchweg der Fall zu sein scheint, nur in den Clan des Vaters, bei Vaterfolge umgekehrt nur in den Clan der Mutter heiraten. Geschwisterehe ist also ausgeschlossen; ebenso ist es bei Mutterfolge verboten, dass ein Sohn seine Mutter, bei Vaterfolge, dass eine Tochter ihren Vater heiratet. Dagegen würde im ersteren Fall eine Ehe zwischen Vater und Tochter, im zweiten eine solche zwischen Mutter und Sohn erlaubt sein. Nicht minder ist die Verheiratung des Sohnes oder der Tochter mit den demselben Clan zugehörigen Verwandten der Mutter bei Mutterfolge ausgeschlossen. Der Sohn darf also z. B. keine Schwester der Mutter, die Tochter keinen Bruder der Mutter heiraten usw. Der Schwerpunkt der Institution liegt aber ohne Zweifel auf der Ausschlussung der Geschwisterehe einerseits, und, da bei unbeschränkter Exogamie Mutterfolge als Regel gelten kann, der Ehe des Sohnes mit der Mutter anderseits, — bei der Vaterfolge würde sich natürlich das letztere Verhältnis umkehren.

Welches sind nun die Folgen der Form II, der beschränkten Exogamie mit direkter Mutter- oder Vaterfolge? Zunächst ist klar, dass genau die nämlichen Eheverbindungen ausgeschlossen sind wie bei der unbeschränkten Exogamie. Auch hier gibt es keine Ehe zwischen Geschwistern, bei Mutterfolge keine zwischen dem Sohn und der Mutter und den mütterlichen Verwandten, während zwischen Vater und Tochter die Ehe erlaubt ist, alles umgekehrt bei der Vaterfolge. Trotz der völligen Uebereinstimmung der erlaubten Eheverbindungen besteht aber zwischen den Fällen I und II eine sehr grosse Verschiedenheit auf der Seite der Heiratsverbote. Bei der unbeschränkten Exogamie kann ein Mann in jedes beliebige Totem des exogamisch verbundenen Clans, bei der beschränkten darf er nur in ein Totem des gegenüberstehenden Clans heiraten. Die Möglichkeit der Eheschliessungen ist also für ihn sehr wesentlich beschränkt. Die beschränkte Exogamie mit

direkter Mutter- oder Vaterfolge hat demnach die Bedeutung einer Wiederannäherung an die Endogamie. Die Auswahl zur Ehe ist eine wesentlich engere geworden, und zwar ist sie auf einen Kreis der näheren Verwandten des Vaters bei der Mutterfolge, der Mutter bei der Vaterfolge eingeeengt. Es ist daher durchaus nicht, wie manche Ethnologen behaupten, ein strengerer Grad von Exogamie, sondern im Gegenteil eine relative Rückkehr zur Endogamie eingetreten. Dies ist sehr wichtig; denn für die Frage nach den Motiven dieser merkwürdigen Organisation ist es von entscheidender Bedeutung.

Wie verhält es sich endlich mit der Form III, der beschränkten Exogamie mit indirekter Mutter- oder Vaterfolge? Hier ist natürlich zunächst die Geschwisterehe ebenfalls verboten. Aber eine andere, bei II erlaubte Verbindung ist ausgeschlossen. Sohn und Tochter gehören ja, wenn wir Mutterfolge voraussetzen, nun nicht mehr zur Totemgruppe der Mutter (p), sondern sie gehen in eine andere Gruppe über, etwa in q. Daraus folgt, dass nicht bloss der Sohn seine Mutter nicht heiraten darf, weil beide demselben Clan angehören, sondern dass auch der Vater seine Tochter nicht heiraten darf, weil ihm nur ein Weib aus der Gruppe p, der seine Gattin angehört, erlaubt ist. Nicht minder gilt das für den Sohn, der nun ebenfalls der Gruppe r angehört, also nicht mehr eine weibliche Verwandte des Vaters heiraten darf, da die Gruppe q, in die er eingetreten ist, in exogamischer Verbindung mit einer andern Totemgruppe des väterlichen Clans, etwa mit m steht. Damit ist ein Schritt rückwärts zur strengeren Exogamie bei diesem Uebergange gemacht: die Ehe bleibt beschränkt, aber die Verwandtenehe ist durch den Totemwechsel der Kinder in weiterem Umfange unmöglich gemacht. So dürfen Vettern und Kusinen nicht miteinander in die Ehe treten: die Beschränkung der Exogamie geht also hier noch weiter, als sie z. B. bei uns geboten ist. Es ist begreiflich, dass eine solche Beschränkung, namentlich wenn, wie zumeist in Australien, Frauenmangel besteht, zu einem lästigen Zwang werden kann. So haben denn einzelne australische Stämme zu einer merkwürdigen Abhilfe gegriffen, indem sie erklärten, ein Mann solle nicht als der Sohn seines Vaters, sondern bei Mutterfolge als der seines väterlichen Grossvaters gelten, was praktisch darauf hinauskam, dass er in das Totem seines Vaters versetzt wurde, also mit seinen mütterlichen Verwandten in die Ehe treten konnte. Diese Fiktion, die an die berühmten

Fiktionen der römischen Jurisprudenz erinnert, mag übrigens in den Augen des Australiers dadurch gerechtfertigt erscheinen, dass ihm die verschiedenen Generationen seiner Vorfahren im wesentlichen als gleichwertig gelten.

Gemeinsam den drei Formen der Exogamie bleibt hier nach die Ausschliessung der Geschwisterehe und, insofern die Mutterfolge als die vorherrschende Einrichtung gelten darf, der Ehe des Sohnes mit der Mutter. Beides, besonders aber das letztere, entspricht, wie man wohl annehmen darf, einem früher schon in der Menschheit lebendig gewordenen Gefühl, dem die Ehe des Sohnes mit der Mutter mehr widersteht als die von Bruder und Schwester oder selbst als die des Vaters mit der Tochter. Man erinnere sich an die Oedipustragödie. Sie würde vielleicht minder erschütternd sein, wenn nicht Sohn und Mutter, sondern Vater und Tochter in die Blutschuld verstrickt würden. Vollends Geschwisterehen kommen unter bestimmten Bedingungen vor. So war es, wie schon oben bemerkt wurde, ein Gesetz der peruanischen Inkas, dass der König seine Schwester heirate. Ähnlich findet sich im Interesse der Reinhaltung des Blutes die Geschwisterehe in einzelnen der kleineren despotischen Negerstaaten. Wahrscheinlich liegt auch hier, ebenso wie bei den Inkas, die Unterwerfung eines Volks durch ein eingewandertes Herrschergeschlecht zugrunde. Uebrigens war selbst bei den Griechen die Ehe zwischen Stiefgeschwistern erlaubt.

(Schluss folgt.)

## Vico als Rechtsphilosoph.\*)

Von

Josef Kohler.

Es war die Zeit, als Cartesius versucht hatte, die Scholastik abzuwerfen und mit dem „Cogito ergo sum“ eine sichere Basis zu finden, dann aber die Philosophie nicht auf den Menscheng Geist und dessen Denken, sondern auf die Raumausdehnung und die geometrischen Gesetze lenkte; es war die Zeit, als die Naturwissenschaften sich zur induktiven Methode verdichteten und Baco von Verulam das Novum organon ge-

\*) Benedetto Croce, La Filosofia di Giambattista Vico, 1911. Benedetto Croce, Giambattista Vico. L'Autobiografia, il Carteggio e le Poesie Varie, 1911. Vico, La Scienza nuova, a cura di Fausto Nicolini, l'Parte Prima, 1911.

schrieben hatte; diese Zeit war es, in welcher Vico, der jüngere Genosse Leibnitzens, auftrat, ein Denker, welchem das Schicksal das schwere Los schuf, lange vor seiner Zeit geboren zu werden, so dass er bei seinen Mitlebenden kein Verständnis fand und mit Not und Elend kämpfte, unerkant und fast unbeachtet aus dem Leben scheiden musste, bis ihn das 19. Jahrhundert wieder aus der Grabesruhe auferweckte und den Schatz hob, der in seinen Gedanken liegt. Uebrigens war er nicht vollkommen schuldlos an seinem Schicksal; denn, wer heutzutage sein Hauptwerk, die *Scienza nuova*, liest, wird, nicht durch den Stil, denn dieser ist fest und kernig, aber durch das Ungeordnete der Darstellung gestört und muss sich oft schwer hindurchringen, um dem Ideengang zu folgen. Und wenn dies bei uns der Fall ist, die wir doch derartige Ideen zum Gemeingut unseres Denkens gemacht haben, um wieviel mehr musste dies bei den Zeitgenossen geschehen, denen Vico mit der grössten Schroffheit entgegentrat!

Im Gegensatz zu den naturwissenschaftlichen Bestrebungen bezogen sich seine Studien auf den Menschen und die Menschheitsentwicklung. Dem Satze „*Cogito ergo sum*“ setzte er den anderen Satz entgegen: die volle Wahrheit könne man nur über dasjenige erfahren, was man selbst geschaffen hat; während daher die Natur nur von ihrem Schöpfer vollkommen verstanden werden könne, so seien das menschliche Tun und die Ergebnisse der Menschheitsentwicklung Gegenstand unserer vollkommenen Einsicht. Diese Menschheitsentwicklung erfasste er in einer Weise, die seinen Zeitgenossen völlig unverständlich war, aber unsere höchste Bewunderung erregen muss. Er erkannte zuerst die grosse Bedeutung der ethnologischen Kundgebungen, er wusste, dass die Poesie die erste Gedankenwelt der Menschheit war und dass Zeichen-, Wortsprache und Schrift unmittelbar dem menschlichen Denken und dem soziologischen Verkehr entsprossen. Er hatte eine Ahnung davon, dass die Religion aus dem Einheitsgefühl zwischen dem Menschen und der Welt und dann wiederum aus dem Bewusstsein der Uebermacht der Natur hervorging, so dass man die Götter menschlich schuf, aber zugleich die Gottheit als das allgewaltige Wesen verehrte, vor allem den Gott des Blitzes und des Donners. Auf diesem Wege verstand er es, die ewige Wahrheit in den Mythen und Sagen zu entdecken: nicht bewusste Symbole sind sie, sondern allgewaltige Aeusserungen des Welt- und Gottesgedankens. Die Poesie, die heutzutage von der Philosophie und von der Naturwissen-



schaft durch eine tiefe Kluft getrennt ist, war den Völkern Wahrheit, sie war ihnen alles; denn sie konnten das Walten der Natur nur in dieser durchgeistigten Weise erfassen und die Helden der Vorzeit nur in Erzählungen verstehen, welche ihre heldenhafte Natur zum vollkommenen Ausdruck brachten.

Auch das blieb ihm nicht verborgen, dass in den kräftigen Zeiten der Volksfreiheit, namentlich auch in Rom, durchaus nicht der Demos herrschte, dass vielmehr die aristokratischen Familien über die Untergebenen eine mehr oder minder tyrannische Macht übten; auch mit diesem Gedanken hat er der tieferen Erkenntnis der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte vorgearbeitet. Das Heroentum ist wesentlich aristokratisch, und der Demos ist nur der Unterbau, auf dem die schöpferischen Naturen sich auftürmen.

Alle diese grossartigen Gedanken finden sich bei Vico. Er hat damit die ganze Ethnologie, und die Universalgeschichte des Rechtes vorausgeahnt und der Philosophie der Geschichte vorgearbeitet. So ist er der grosse Vorgänger Herders und Hegels.

Wie Herder und Hegel, war er eine geschichtlich angelegte Natur. Seine tiefe Kenntnis der Volksseele führte ihn auch im einzelnen zu grossen Entdeckungen. Er war es, der an der Person Homers zweifelte und damit die ganze Homerkritik vorbereitete; er erkannte das mythische in den Erzählungen der römischen Königsgeschichte und verstand die Bildungsweise der Sage, welche an jeden der Könige einen bestimmten Zweig der Kultur- und Volksentwicklung anknüpfte. Allerdings mischte er darein viel Phantastisches, wie z. B. die Idee vom Zeitalter der Götter, der Riesen und anderes, was uns gegenwärtig ein Lächeln abnötigen könnte, wüssten wir nicht, dass eine nach Einheit strebende Natur sich innerlich genötigt sieht, den Mangel an Detailkenntnissen durch die Phantasie zu ergänzen.

Auch die Lehre von den Rückgängen in der Menschheit, wo die einmal gestaltete Kultur wieder zerfällt, um einer neuen Entwicklung Raum zu geben, wird von Vico erkannt: es ist das System der „ricorsi“. Das deutlichste Beispiel musste für ihn der Zerfall des römischen Reiches sein und im Gegensatz dazu die Zeit des Mittelalters. Auch der Gedanke, dass, wenn die Kultur eine Zeitlang geschlummert hat, sie von neuem erwacht, so dass die Geschichte ein ständiges Auf- und Absteigen verrät, ist ihm nicht fremd geblieben: es ist eben die Eigenheit des menschlichen Geistes,

dass er von Zeit zu Zeit ermüdet und sich erholen muss, um wieder neue Kräfte zu erlangen.

Alles dies zeigt, dass Vico der Entwicklungslehre nahe war. Der Gedanke von der Einheit des Subjektiven und Objektiven hätte ihn zum Pantheismus führen können, und die Vorstellung, dass die ganze Welt, einschliesslich des Menschen, eine vergöttlichte Ideengestaltung ist, die sich nach bestimmten inneren Gesetzen bewegt, hätte sich ihm aufdrängen müssen; allein davor behütete ihn sein Kirchenglauben: er war nicht nur ein getreuer Katholik, sondern eine im ganzen zurückhaltende, timide Natur, die zwar schriftstellerisch scharfe Hiebe austheilen konnte, sich aber im Leben vor Zusammenstössen fürchtete. Er war kein kämpfender Kraftmensch wie Giordano Bruno oder Tommaso Campanella; stets in bedrängten Verhältnissen lebend, schwer um das Dasein ringend, hätte er es nicht gewagt, das Dogma gegen sich heraufzubeschwören, auch wenn er nicht von früh auf seine Zweifel unterdrückt hätte. Daher die mit seinem System wenig verträgliche Fassung des Theismus, daher der Einschnitt, den er in die Geschichte machte: das auserwählte Volk habe eine Geschichte für sich, und das Christentum sei eine Erscheinung für sich, vollkommen getrennt von dem Heidentum, welches allein der von ihm gezeichneten Entwicklung folgte. Begreiflich ist es allerdings, dass seine katholischen Gegner gerade diesen Punkt aufgriffen: sie waren es, die durch ihre Kritik den Mann zuerst bekannt machten, sie entdeckten den Pfahl im Fleische, sie wussten, wie seine Idee von der Menschheitsentwicklung am Dogma und an der unverbrüchlichen Ueberzeugung von der Richtigkeit der heiligen Geschichte nagen musste, und dem Vorwurf des Pantheismus, den man damals dem Atheismus gleichstellte, konnte er ebenso wenig entgehen, als später Hegel. Aber jene Widersprüche und Inkonssequenzen können uns nicht blind machen für seine grosse Leistungen, und wir von unserem Standpunkt aus dürfen uns um so mehr an seine tiefen Ideen freuen, nachdem wir sie aus der Gebundenheit seines Kirchenglaubens befreit haben.

Dass ein Mann wie Vico natürlich auch das Naturrecht im Sinne des Hugo Grotius, ein Recht, das ausserhalb Gottes existiere und an dem selbst Gott nichts ändern könne, unerträglich fand, versteht sich von selbst. Er eifert stark gegen jene bekannten Aeusserungen in der Praefatio und im Beginn des ersten Buches des *Jus belli ac pacis*. Ihm ist natürlich alles Recht göttlich, insofern als es die Aeusserung des Gottes-

geistes ist, der in der Weltgeschichte waltet. Ebenso war ihm der Utilitarismus so unsympathisch wie er uns ist, und er hält in dieser Richtung Spinoza entgegen, dass die Gesellschaft, die er schildert, eine Gesellschaft von Kaufleuten sei. Er würde dies noch mehr gegen den Utilitarismus im Sinne Iherings gesagt haben, welcher die Menschheit zu einem Krämervolke gestaltet, bei dem immer das vorteilhafteste und „profitabelste“ ausgedeutet und ausgeklügelt wird; als ob die Menschheit nicht ein tief ethisches, religiöses und damit gottdurchleuchtetes Geschlecht wäre.

So ist Vico ein Ruhm Italiens, der grosse italienische Vorgänger Herders und Hegels, der Vorbildner der universalen Rechtsgeschichte und der Entwicklungslehre, ein Mann, in einer poesielosen Zeit lebend, in einer Zeit, als die Geisteswissenschaften danieder lagen, geboren 1668 und gestorben 1744. Seine Werke wurden im 19. Jahrhundert mehrfach neugedruckt, denn das junge Italien begeisterte sich an dem grossartigen Zuge seiner Phantasie. Das Hauptwerk ist die *Scienza nuova*, die zuerst 1725, dann ein anderes Mal in veränderter Form im Jahre seines Todes erschien. Diesen Denker wieder zu erwecken, war eine Pflicht der italienischen Philosophie, und der Mann, dem wir es hauptsächlich verdanken, ist Benedetto Croce. Er bietet in seinem Werke „*La filosofia di Giambattista Vico*“ eine höchst sachkundige geistvolle Darstellung seiner Philosophie, unter Vergleichung seiner Gedankengänge mit denen anderer Forscher vor und nach ihm, und entfaltet zu gleicher Zeit eine Schilderung der Zeit seines Wirkens. Ihm ist auch die Ausgabe der Autobiographie und des reichhaltigen Urkundenbuches zu verdanken, welche beide mit erstaunlicher Gelehrsamkeit erläutert sind. Die Ausgabe der *Scienza nuova* wird durch Nicolini veranstaltet und erscheint, wie alle diese Werke in der verdienstvollen Verlagshandlung von Laterza & Söhne in Bari. Auch die Ausgabe der *Scienza nuova* zeugt von ausserordentlichem Fleiss und Geschick: die ungenauen Zitate Vicos sind mit der grössten Sorgfalt verglichen und seine vielen literarischen Unrichtigkeiten im einzelnen dargelegt; hierdurch gewinnen wir zugleich eine schätzenswerte Bibliographie jener Zeit, und eine Menge längst vergessener kulturhistorisch bedeutsamer Werke tritt zutage.

Die Rechtsphilosophie und vergleichende Rechtsgeschichte wird künftig nicht an Vico vorbeigehen können.

# Wille und Willenserklärung im Tatbestand des Rechtsgeschäftes.

Von

**Dr. Julius Binder,**

o. Professor d. R. an der Universität Erlangen.

Die Frage, welche Bedeutung dem Willen des Erklärenden im Tatbestand des Rechtsgeschäftes zukommt, ist weder eine Frage der Rechtsphilosophie, noch der Psychologie, sondern ausschliesslich eine Frage der positiven Rechtswissenschaft. Denn wenn auch nicht verkannt werden darf, dass das Verhältnis des Willens zur Willenserklärung und demgemäss seine Bedeutung für das Zustandekommen eines Rechtsgeschäftes auch für den exakten Psychologen von Interesse sein kann, wenn sich auch der Rechtsphilosoph von dem normativ-kritischen Standpunkt aus, den er überhaupt gegenüber dem Rechte einzunehmen hat, auch mit diesem Verhältnis wird beschäftigen können, so handelt es sich doch für beide um durchaus andere Probleme als das ist, das ich mit gutem Vorbedacht an die Spitze dieser Erörterung gestellt habe. Den Psychologen werden die seelischen Zustände interessieren, die beim Entstehen eines rechtsgeschäftlichen Willensentschlusses und seiner Betätigung in der Willenserklärung in Betracht kommen; er wird an diesen wie an anderen psychischen Erscheinungen sein naturwissenschaftliches Interesse befriedigen und sich zur Beantwortung der Frage, welche rechtliche Bedeutung diese Erscheinungen haben, ob sie eine Rechtswirkung auslösen oder nicht, nicht als kompetent betrachten<sup>1)</sup>; ebenso wird der Rechtsphilosoph etwa zu untersuchen haben, welche Bedeutung er dem Willen des Erklärenden im Rechtsgeschäft zuweisen darf, wenn dieses mit der Idee des Rechtes im allgemeinen und des Rechtsgeschäftes im besonderen im Einklang bleiben soll.<sup>2)</sup> Um beides aber handelt es sich nicht bei dem

<sup>1)</sup> Damit soll natürlich nicht gesagt sein, dass der Psychologe nicht berechtigt sei, die psychologischen Vorstellungen des Juristen unter die Lupe seiner Fachwissenschaft zu nehmen und gegebenenfalls zu berichtigen. Ich werde im Folgenden darauf zurückkommen.

<sup>2)</sup> In dieser Richtung sind vor allem unsere idealistischen Philosophen des 18. und 19. Jahrhunderts zu nennen, die das Privatrecht als die Domäne des subjektiven Willens betrachten und demgemäss die Rechtsgeschäfte überhaupt nur als Betätigungen dieses Willens ansehen, sodass sie für die Willens - Erklärung überhaupt keinen Blick haben; vgl. z. B. Kant, metaphys. Anfangsgründe der Rechtslehre 1803, Zweites Hauptstück § 10 S. 76 ff; 84 f; 97; 98 (der Vertrag als gemeinschaftlicher Wille, als „Akt der



Problem, das etwa seit der Mitte der siebziger Jahre die Köpfe der deutschen Zivilisten fortgesetzt beschäftigt und sie in zwei grosse Parteien geschieden hat, die wir mit den Schlagworten: Willens- und Erklärungstheorie zu bezeichnen gewohnt sind. Dieses Problem lautet vielmehr, wenn wir es ohne alle philosophischen und psychologischen Seitenblicke mit der einem Juristen ziemenden Nüchternheit formulieren: Gehört zum Tatbestand des Rechtsgeschäfts — abgesehen natürlich von anderen, uns hier nicht interessierenden Momenten, wie z. B. der Geschäftsfähigkeit, der Form, der Erlaubtheit des Inhalts — neben der äusseren Tatsache der Willenserklärung und dem zu ihrer Hervorbringung erforderlichen Willen noch ein besonderer seelischer Zustand dessen, der die Willenserklärung hervorgebracht, d. h. abgegeben hat, sodass beim Fehlen dieses seelischen Zustandes, dessen Bezeichnung wir vorläufig unterlassen können, die Rechtswirkung, die der Tatbestand des Rechtsgeschäfts nach dem Befehl der Rechtsordnung auslöst, nicht ausgelöst werden kann?<sup>3)</sup>

Dass dieses Problem nicht durch eine rechtsphilosophische Betrachtung gelöst werden kann, liegt wohl auf flacher Hand, und das Erscheinen dieses Aufsatzes in einer rechtsphilosophischen Zeitschrift würde daher durchaus keine Berechtigung haben, wenn diese so einfache Wahrheit nicht merkwürdigerweise von Anfang an verkannt worden wäre, wenn man die Frage nach der Bedeutung des Willens für die Willenserklärung nicht oft genug für eine Frage der Ethik gehalten und sich verpflichtet

vereinigten Willkür zweier Personen“, wobei „der empirische Aktus der Deklaration“ (S. 99) ganz zurücktritt; Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechtes (Werke VIII 1833) S. 23; § 4 S. 34: „der Boden des Rechts ist überhaupt das Geistige und seine nähere Stelle und Ausgangspunkt der Wille, welcher frei ist“; § 71: „Die Vermittelung, Eigentum nicht mehr nur vermittelt einer Sache und meines subjektiven Willens zu haben, sondern ebenso vermittelt eines andern Willens und hiermit in einem gemeinsamen Willen zu leben, macht die Sphäre des Vertrages aus“ (S. 113); §§ 72 ff: „Identität des Willens“ (S. 115); § 76: „Zum Vertrag gehören zwei Einwilligungen“; § 78 S. 120: „In der Natur des Vertrages liegt es, dass sowohl der gemeinsame als auch der besondere Wille sich äussere“; § 79 S. 120 ff: „die Aeusserung der Stipulation ist nicht eine Aeusserung überhaupt, sondern enthält den zu Stande gekommenen gemeinsamen Willen“ usw.; § 81 S. 120 ff. u. a. m.; Fichte, Grundlage des Naturrechts (Werke, herausgeg. von Medicus 1908, II. Bd.), Einleitung S. 8; II. Hauptstück § 5 (S. 63), § 6 (S. 73 ff.); erstes Kap. der Rechtslehre § 12 (S. 124 ff.).

<sup>3)</sup> Vgl. die Formulierung des Problems bei Windscheid Pand. I § 69 Anm. 1a; Dernburg Pand. I § 91 zu N. 10 und die dort Zitierten. Das Problem wird verkannt von Manigk, Iherings Jahrb. 49 S. 475 Z. 11 ff. Vgl. dazu Henle, Willens- und Vorstellungstheorie S. 12.

gefühlte hätte, seinen Standpunkt zu dieser Frage von seinem eigenen ethischen Standpunkt aus zu bestimmen und damit die Frage selbst zu einer Frage geradezu der Weltanschauung zu machen.<sup>4)</sup>

Ebenso muss es aber einleuchten, dass unser Problem auch von den Psychologen nicht gelöst werden kann und dass nicht einmal die von ihnen mit erstaunlicher Feinheit und Schärfe herausgearbeiteten psychologischen Begriffe unmittelbar für den Juristen, der an dieses Problem herantritt, verwendbar sind. Denn einerseits beginnt dieses juristische Problem überhaupt erst da, wo das Problem des Psychologen aufhört, insofern nämlich für diesen die psychischen Voraussetzungen, für jenen die rechtlichen Folgen einer Handlung in Frage kommen, und andererseits wird der Jurist zwar gerne die primitiven und laienhaften psychologischen Begriffe des Rechtes mit den feineren fachwissenschaftlichen des Psychologen vertauschen; aber er darf niemals um der Psychologie willen einen vom Gesetz normierten Tatbestand korrigieren, so dass der Einfluss der Psychologie auf die Jurisprudenz, auch wo es sich um psychologische Begriffe handelt, sich wesentlich auf die Terminologie beschränken wird.<sup>5)</sup>

Man kann dagegen nicht einwenden, dass es dem Gelehrten überlassen werden müsse, das Problem so oder so zu stellen und daher auch so oder so zu behandeln; denn eine Problemstellung kann für uns aus dem einfachen Grunde überhaupt nicht in Frage kommen, weil das Problem uns ein- für allemal gestellt ist, so dass jede neue Problemstellung als eine

<sup>4)</sup> Schon in der Fassung des Willensdogmas bei Savigny können wir den Einfluss Hegels nicht verkennen, der, wenn Savigny auch kein Hegelianer gewesen ist, doch auf dem Umweg über Puchta sich auf ihn geltend machen konnte. Vgl. dazu Brie, der Volksgeist bei Hegel etc. 1909; Landsberg, Gesch. der deutschen Rechtswissenschaft. III. Abt. 1910, 2. Halbbd. S. 187, 213 zu N. 56a und Noten S. 99 N. 37, S. 102 N. 56a; auch etwa Binder, das Problem der jur. Persönlichkeit S. 10 zu N. 4 f. Savignys und Puchtas Persönlichkeitslehre (vgl. Binder a. a. O. S. 12 ff.) wirkt natürlich bei Windscheid und anderen, vor allem auch bei Zitelmann nach, und wenn auch Gierke Anhänger der Willenstheorie ist (D. Privatrecht I S. 280 ff.), so dürfte auch darin der Einfluss Hegels erkannt werden können. Singulär ist die Stellungnahme des Hegelianers Kohler zum Willensproblem.

<sup>5)</sup> Der einseitige, jede Verwertung der Psychologie in der Rechtswissenschaft ablehnende Standpunkt Schlossmanns (in der Revision des Zitelmannschen Werkes, Grünhuts Zeitschr. VII S. 544 ff.) ist entschieden ebenso zu verwerfen wie etwa die Meinung, dass die in einer Rechtsordnung vorkommenden psychologischen Begriffe nur vom Psychologen zu bestimmen seien. Vgl. dazu neuestens die Ausführungen von Titze, Missverständnis S. 5 ff, aber auch schon Bekkers Aufsatz über „Psychologische Jurisprudenz“, krit. Vierteljahrsschrift XXII (1880) S. 33 ff.

Verschiebung des Problems, als Substituierung eines neuen Problems aufzufassen ist, die zwar an sich gewiss zulässig ist, aber die Gefahr heraufbeschwört, das neue Problem werde mit dem alten verwechselt und die Lösung des ersteren mit Unrecht für eine Lösung des letzteren gehalten werden.

Worin das der Wissenschaft gestellte Problem besteht, ergibt ein Blick auf die Dogmengeschichte. Wir können dabei an Savigny anknüpfen, nicht etwa deshalb, weil er die das 19. Jahrhundert beherrschende Willenstheorie begründet hätte — denn dies ist, wie wir noch sehen werden, keineswegs der Fall —, sondern weil sein übermächtiger Einfluss auf die Dogmatik der nach ihm folgenden Zeit die ihm vorausgegangenen Zivilisten ganz in den Hintergrund gedrängt hat.

Nach Savigny<sup>6)</sup> bestehen die juristischen Tatsachen in zufälligen Umständen oder in freien Handlungen der Beteiligten und bei diesen letzteren kann der Wille des Handelnden auf zwiefache Weise tätig sein: nämlich unmittelbar gerichtet auf die Entstehung oder Auflösung eines Rechtsverhältnisses; diese juristischen Tatsachen heissen dann Willenserklärungen oder Rechtsgeschäfte — oder unmittelbar gerichtet auf andere, nicht juristische Zwecke, so dass die juristische Wirkung entweder als untergeordnet im Bewusstsein zurücktritt oder entschieden nicht gewollt wird (Beispiele: Okkupation, negotiorum gestio, Delikt). Die Willenserklärungen aber erscheinen wieder auf zweierlei Weise: als einseitiger Wille des Beteiligten, wohin als wichtigster Fall der letzte Wille gehört, und als übereinstimmender Wille des Beteiligten mit dem Willen einer oder mehrerer anderer Personen, d. h. als Vertrag.

Schon hier mag darauf hingewiesen werden, dass bereits bei dieser allgemeinen und einleitenden Erörterung des grossen Zivilisten, bei dieser Exposition der juristischen Handlungen die Handlung ganz in den Hintergrund tritt gegen den Willen,<sup>7)</sup> der so als das eigentlich bedeutsame Moment für die Rechtswirkung erscheint. Im Vergleich mit ihm wird die Handlung, nämlich die Willenserklärung, zu einem blossen Ausdrucksmittel für den Willen, der auf die Rechtswirkung gerichtet ist, dergestalt, dass Savigny, wie die obige Wiedergabe seiner Erörterung ersehen lässt, sofort überhaupt nur noch vom Willen der Geschäftsparteien und nicht mehr von seiner Erklärung spricht. Uns Juristen von heutzutage wird daher Savignys

<sup>6)</sup> System Bd. III S. 5 ff.

<sup>7)</sup> Vgl. dazu das oben N. 2 Gesagte.

Argumentation fehlerhaft erscheinen; sie wird uns aber vielleicht durch die — späterhin noch weiter zu verwertende — Beobachtung begreiflich, dass Savigny damit nur die Auffassung wiedergibt, die die naturrechtliche Lehre vom Wesen und der Bedeutung der Willenserklärung gehabt hat, nämlich dass dabei das eigentlich wesentliche, treibende Moment der auf die Rechtsfolge gerichtete Wille und nicht die Erklärung sei.<sup>8)</sup>

Diese Auffassung tritt auch weiterhin bei Savigny zutage, vor allem in seiner Erörterung über die Willenserklärungen *κατ'ἐξοχήν*,<sup>9)</sup> die von ihm als „diejenigen juristischen Tatsachen“ definiert werden, „die nicht nur freie Handlungen sind, sondern in welchen zugleich der Wille des Handelnden auf die Entstehung oder Auflösung eines Rechtsverhältnisses unmittelbar gerichtet ist.“

Es handelt sich hier also ganz zweifellos um eine dualistische Theorie:<sup>10)</sup> in der Willenserklärung steckt ausser der Handlung mit allen ihren begrifflichen Erfordernissen noch ein weiteres Moment: der auf die Rechtsfolge gerichtete Wille als ein psychisches Phänomen. Dieser Dualismus wird uns noch deutlicher bei Betrachtung der Deduktion, die sich unmittelbar an diese Erörterung anschliesst:

„Drei Momente derselben“ (d. h. der Willenserklärung) „sind hier einzeln zu erwägen: der Wille selbst, die Erklärung des Willens und die Uebereinstimmung des Willens mit der Erklärung.“ Durch diese Erörterung wird deutlich, dass der Wille sich zur Erklärung als das Objekt verhält, dass er ein psychischer Zustand ist, der durch die Erklärung offenbart werden soll und dass deshalb die Erklärung mit dem Willen zwar übereinstimmen soll, aber möglicherweise nicht übereinstimmt. Es ist also der Wille selbst dabei weder als der die Erklärung als Handlung auslösende psychische Zustand gedacht (Handlungswille), noch auch als objektiver Erklärungsinhalt (erklärter Wille), sondern als ein von beiden unabhängiger, neben ihnen bestehender Zustand. Damit steht es denn auch im Einklang, dass nach Savigny dieser „Wille selbst“ — ein Gegensatz zu den beiden anderen Momenten — „nach zwei Seiten einer genaueren Bestimmung

8) Vgl. unten V. Diese aus der naturrechtlichen Schule stammende Lehre, die auf Savigny, wie auch sonst das Naturrecht, stark eingewirkt haben muss — vgl. mein Problem der jur. Persönlichkeit S. 10 N. 3 und die dort Zitierten — wird auch wohl die oben genannten Philosophen beeinflusst und durch sie in verstärktem Masse auf Savigny zurückgewirkt haben.

9) System III S. 98 ff. und Beilage VIII S. 325 ff.

10) Kohler, Jherings Jahrb. XVI S. 91.



bedarf“:<sup>11)</sup> 1. Das Dasein desselben kann zweifelhaft werden durch entgegenwirkende Tatsachen, deren Einfluss untersucht und festgestellt werden muss. Diese Tatsachen sind: Zwang und Irrtum. 2. Der Umfang des Willens kann modifiziert werden durch Beschränkungen, die er sich selbst gibt (Bedingung, Zeit, Modus). Es handelt sich also für Savigny nicht um die Frage, wie Zwang und Irrtum auf die Erklärung einwirken, welche Bedeutung bedingte und andere durch Nebenbestimmungen beschränkte Erklärungen haben, sondern darum, wie der „auf die Rechtsfolge unmittelbar gerichtete Wille“ durch Zwang und Irrtum, Bedingung und dergleichen beeinflusst wird, um Vernichtung oder Beschränkung dieses inneren Willens — ganz einerlei natürlich, ob dieser Ausdruck psychologisch zutreffend ist oder nicht — durch die genannten Umstände.

Dieser Wille tritt denn auch in der weiteren Darstellung Savignys<sup>12)</sup> in einem Masse in den Vordergrund, dass die Erklärungshandlung, die doch seinen Ausgangspunkt für die Disposition des Ganzen gebildet hat, vollkommen verschwindet. Savigny sucht nämlich zu beweisen, dass die *vis compulsiva* die Freiheit des Willens im ethischen Sinne nicht aufhebe, sondern im Gegenteil dem Gezwungenen eine gesteigerte Wahlfreiheit gewähre und dass daher die Unwirksamkeit des erzwungenen Rechtsgeschäfts nicht auf dem Fehlen des Willens — d. h. immer des Willens im oben erörterten Sinne —, sondern auf der Unsittlichkeit des Zwanges beruhe,<sup>13)</sup> der mit dem „auf die sichere und selbständige Entwicklung der Persönlichkeit gerichteten“ Zweck alles Rechtes im Widerspruch stehe;<sup>14)</sup> und ebenso schliesst für ihn der Irrtum im eigentlichen Sinn diesen Willen nicht aus — anders beim sogenannten unechten Irrtum —, da nicht sowohl der Irrtum den Willen bestimmt, als der Handelnde selbst, der dem Irrtum diese bestimmende Kraft eingeräumt hat;<sup>15)</sup> daher der Irrtum an sich auch in der Regel gar keine Wirkung hat.<sup>16)</sup> Als das wesentliche Moment für die Rechtswirkung erscheint so immer und immer wieder der auf den rechtlichen Erfolg gerichtete Wille, und wenn diese Auffassung auch bei der Erörterung der Nebenbestimmungen des Rechtsgeschäfts<sup>17)</sup>

<sup>11)</sup> System III S. 99.

<sup>12)</sup> S. 99 ff.

<sup>13)</sup> S. 103.

<sup>14)</sup> Vgl. dazu mein Problem der jur. Persönlichkeit S. 10 f.

<sup>15)</sup> S. 113 f.

<sup>16)</sup> S. 114.

<sup>17)</sup> S. 120—237.

weniger klar hervortritt, so leuchtet sie doch später wieder einmal in voller Helligkeit in dem Satze auf: „Die Grundlage jeder Willenserklärung ist das Dasein des Wollens.“<sup>18)</sup> Im Vergleich zu ihm ist die Erklärung nur die Offenbarung dieses Wollens, die erforderlich ist, weil „der Wille selbst, als eine innere Tatsache, nur mittelbar, durch eine sinnlich wahrnehmbare Tatsache, erkannt werden kann.“<sup>19)</sup> In seiner an diesen Satz anknüpfenden Lehre von den ausdrücklichen und den stillschweigenden Erklärungen aber kehrt sie nochmals mit voller Deutlichkeit wieder: denn wenn nach Savigny stillschweigende Willenserklärungen solche sind, die nicht die Bestimmung haben, als Kennzeichen des Willens zu dienen, sondern eine andere Bestimmung haben, aber daneben auch den Ausdruck des Willens in sich schliessen,<sup>20)</sup> so wird dadurch der Willenserklärung selbst das Moment der Richtung auf den Rechtserfolg vollkommen genommen; es kommt überhaupt nur auf den Willen an und die Erklärung ist im Grunde überhaupt kein selbständiges Tatbestandsmoment des Rechtsgeschäftes mehr, sondern nur ein leider unentbehrliches Mittel, das einzig wirkliche Moment zu erkennen und zu beweisen. Immer wieder tritt bei Savigny die Behauptung auf, „eigentlich müsse der Wille an sich als das einzig Wichtige und Wirksame gedacht werden, und nur weil er ein inneres und unsichtbares Ereignis sei, bedürfe er eines Zeichens, woran er von anderen erkannt werden könne“, nämlich der Erklärung.<sup>21)</sup> Hieraus folgt für Savigny, dass die Uebereinstimmung des Willens mit der Erklärung zwar das naturgemässe Verhältnis sei, dass sich aber auch ein Widerspruch zwischen dem Willen und der Erklärung denken lasse (Erklärung ohne Willen, z. B. Mentalreservation).<sup>22)</sup> In solchem Falle müsste das Rechtsgeschäft an sich nichtig sein; wo dies nach der positiven Rechtsordnung nicht der Fall ist, da beruht die Rechtswirkung „auf der Zuverlässigkeit jener Zeichen, wodurch allein Menschen in eine lebendige Wechselwirkung treten können“. „Daher darf die erwähnte Störung nicht angenommen werden in dem einfachsten dafür denkbaren Falle, wenn nämlich derjenige, der etwas als einen Willen erklärt, heimlich den entgegengesetzten Willen hat.“

<sup>18)</sup> S. 237.

<sup>19)</sup> So ausdrücklich S. 242.

<sup>20)</sup> S. 242.

<sup>21)</sup> S. 258.

<sup>22)</sup> S. 258.

Ich muss es mir an dieser Stelle natürlich versagen, die Lehre Savignys von der Willenserklärung in allen Einzelheiten wiederzugeben; es kommt für meine Zwecke ja nur auf den Grundgedanken, auf das Verhältnis von Wille und Erklärung in bezug auf den Rechtserfolg an, und dieser Grundgedanke dürfte durch die hier wiedergegebenen Ausführungen Savignys ausser Zweifel gestellt sein. Nur auf einen Punkt soll daher in diesem Zusammenhang noch hingewiesen werden, der bisher die m. E. verdiente Beachtung nicht gefunden zu haben scheint. Savigny erscheint in einer grossen Erörterung als Vertreter der extremsten Willenstheorie: das Rechtsgeschäft ist die schöpferische Tat des Willens, der sich der Erklärung nur als eines Mittels bedient. Aber in dem Augenblick, wo Savigny auf die möglichen Fälle der Erklärung ohne Willen übergeht, tritt mit den Worten „daher darf die erwähnte Störung nicht angenommen werden“ ein neuer Gedanke auf, der mit dem erwähnten Grundgedanken im Widerspruch steht, der Gedanke, dass die extreme Willenstheorie praktisch undurchführbar sei, dass sich die Menschen auf die Zuverlässigkeit jener Zeichen, d. h. der Willenserklärung, verlassen können,<sup>23)</sup> ein Gedanke, der bereits im Keime die Erklärungstheorie enthält.

So nahe berühren sich gelegentlich die Extreme.

Die Folgezeit hat dies allerdings nicht bemerkt. In der gesamten Literatur nach Savigny finden wir immer wieder den erwähnten Gedankengang: der auf den Rechtserfolg gerichtete Wille ist das massgebende Moment beim Rechtsgeschäft. Ich kann hier nur einige wenige Belege anführen. Nach Sintenis<sup>24)</sup> z. B. sind Handlungen „Aeusserungen des Willens einer Person“. Vermöge dieses Begriffes umfassen die Handlungen „einen Entschluss, die Selbstbestimmung zum Handeln und die Ausführung desselben“, und sind sie, soweit sie für das Recht in Betracht kommen, als „Vermittlungen zwischen dem Willen und gewissen rechtlichen Wirkungen“ anzusehen.<sup>25)</sup> Dieser Wille, der die Handlung beherrscht, kann sowohl darauf gerichtet sein, dass sie gewisse rechtliche Wirkungen haben oder nicht haben soll, als auch ohne dieses nur auf das Objektive der Hand-

<sup>23)</sup> Vgl. dazu die „Vertrauenstheorie“ Schlossmanns, Willenserklärung und Rechtsgeschäft S. 42 f; aber auch schon: Regelsberger, Erörterungen I S. 17 ff, Röver, Bedeutung des Willens S. 18; Bähr Jherings, Jahrb. XIV S. 400 Eisele eod. XXV S. 416; Jakoby, Grünhuts Zeitschr. XVII S. 144 ff; Isay, die Willenserklärung im Tatbestand des Rechtsgeschäfts S. 387 ff.; Leonhard, Irrtum I S. 118 ff. u. a. m.; Henle (s. unten) S. 3 f., 13 ff.

<sup>24)</sup> Sintenis, das gem. prakt. Zivilrecht (III. Aufl. 1868) I S. 133 ff.

<sup>25)</sup> S. 135, 144.

lung gehen. Im ersteren Falle — denn der letztere interessiert uns hier nicht — „ist eine für sich bestimmt hervortretende Willenserklärung erforderlich, und diese Handlung ist recht eigentlich von rechtlicher Tendenz, da sie eine Verfügung über Rechte begreift, m. a. W. ein Rechtsgeschäft“. Man sieht: bei allen Handlungen steht der auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Wille im Vordergrund, nicht der Wille zu handeln, sondern der Wille, mit der Handlung einen Erfolg zu erreichen, einen Zweck zu verwirklichen, und deshalb nennt Sintenis die Handlung nicht eine Betätigung, sondern eine Aeussierung des Willens. Dem entspricht es, dass an anderer Stelle die Willenserklärung definiert wird als „die Handlung, durch die ein bestimmter Wille mit rechtlicher Bedeutung zu erkennen gegeben werden soll“, <sup>26)</sup> sodass auch hier die Erklärung dem Willen untergeordnet wird, und dass Zwang, Betrug u. dergl. als Einflüsse behandelt werden, die „die Willensbestimmung des Handelnden als unfrei oder m. a. W. das, was er erklärt oder tut, nicht als den wahrhaften und vollkommenen Ausdruck seines inneren Lebens erscheinen lassen.“ <sup>27)</sup> Auch der Geschäftsirrtum wird nicht unmittelbar zu der Handlung als solcher, sondern zunächst zu dem Willen in dem genannten Sinne in Beziehung gesetzt, indem „sein Einfluss auf die Willensbestimmung, also seine Eigenschaft als Beweggrund zu einer Handlung“ erörtert wird, wobei zur Handlung nach Sintenis, wie das oben Gesagte ergibt, eben auch der Wille im oben genannten Sinne gehört. Ebenso betrachtet Bruns in seinen Pandektenfragmenten <sup>28)</sup> den „freien Willen der Personen“ als „den Hauptgrund, gewissermassen als den Mittelpunkt der Gründe für die Veränderungen in den Rechten“ und das Rechtsgeschäft als „wesentlich auf dem Schaffen des Rechtes durch den eigenen freien Willen der Person beruhend“. <sup>29)</sup>

„Natürlich muss der Wille, um äusserlich zu wirken, auch äusserlich erklärt werden.“ <sup>30)</sup> Das Rechtsgeschäft ist daher

<sup>26)</sup> eod. §. 149.

<sup>27)</sup> S. 186.

<sup>28)</sup> Kleinere Schriften II (1882) S. 452 ff.

<sup>29)</sup> S. 453.

<sup>30)</sup> Bruns berührt hier den wundesten Punkt der Willenstheorie, den wohl jeder, der sie vertritt oder ihr einmal angehört hat, schmerzlich empfunden hat, nämlich die Schwierigkeit, von dem rechtsschöpferischen Willen überhaupt zur Willenserklärung zu gelangen. Auch ich habe seinerzeit, als ich noch Anhänger der Willenstheorie war, diese Schwierigkeit empfunden und nach einem Ausweg gesucht, vgl. meine Rechtsstellung der Erben I S. 86 ff.



wesentlich Willenserklärung. Allerdings versteht es sich, dass das objektive Gesetz diese ganze Tätigkeit des Willens rechtlich ordnen muss . . . Allein wenn man darum sagen will, die Rechtsgeschäfte seien ihrem wesentlichen Inhalte nach nicht durch den Handelnden, sondern durch das Recht, so stellt man das natürliche Verhältnis auf den Kopf; dann ist der Mensch nur wie ein Kind, das vom Rechte geleitet wird, nicht wie ein Mann, dessen eigene freie Tätigkeit nur vom Rechte anerkannt und geordnet wird.“ Demgemäss ist es für Bruns „der Wille unmittelbar als solcher“, der sich sein Recht schafft; er ist „der Grund, warum das Gesetz rechtliche Wirkungen mit dem Geschäfte verbindet“. <sup>31)</sup> Dies ist der an anderer Stelle von Bruns sogenannte „praktische Rechtswille, der darin besteht, dass, indem der Erklärende bestimmte praktische Verhältnisse fest und sicher haben und begründen will, er sie auch rechtlich will“. <sup>32)</sup> „Der Wille ist die eigentliche Substanz, das was die rechtlichen Folgen begründen soll. Die Erklärung ist das äussere Mittel, wodurch der innere Wille in die Aussenwelt gebracht, für andere klar, d. h. sinnlich wahrnehmbar gemacht wird. In der Regel werden beide einander entsprechen: was gewollt wird, wird erklärt, und was erklärt wird, ist gewollt.“ „Indessen kann man Erklärungen . . . auch machen, ohne diesen Willen zu haben.“ „Die Folge davon ist zunächst unzweifelhaft die, dass der wirkliche Wille, den man auf diese Weise nicht erklärt hat, auch nicht als erklärt gelten kann. Zweifelhafter ist, ob der Wille, den man faktisch ausgesprochen und dessen Annahme man in dem anderen hervorgerufen hat, als rechtlich vorhanden und wirksam gilt, oder als nicht gewollt als nichtig zu behandeln ist. Das Prinzip muss im allgemeinen notwendig im letzteren Sinne bestimmt werden . . .“ <sup>33)</sup>

Nicht wesentlich verschieden von dieser ist die Auffassung Windscheids. „Rechtsgeschäft ist eine auf die Hervorbringung einer rechtlichen Wirkung gerichtete Privatwillenserklärung.“ „Es wird der Wille erklärt, dass eine rechtliche Wirkung eintreten solle, und die Rechtsordnung lässt diese Wirkung eintreten, weil sie von dem Urheber des Rechtsgeschäftes gewollt ist.“ <sup>34)</sup> „Das in der Erklärung als gewollt Bezeichnete kann

<sup>31)</sup> S. 453.

<sup>32)</sup> S. 455.

<sup>33)</sup> S. 473, 474.

<sup>34)</sup> Windscheid, Pandekten I § 69. Vgl. auch Windscheid, Wille und Willenserklärung, Arch. f. ziv. Prax. Bd. 63, S. 72 ff. (auch in Ges. Reden und Abhandlungen, herausgeg. v. Oertmann 1904 S. 337 ff.)

möglicherweise nicht gewollt sein. Die Erklärung geht dahin, dass eine gewisse rechtliche Wirkung eintreten solle; aber gewollt ist dieses Eintreten nicht. Wer ein solches Auseinandergehen von Wille und Erklärung behauptet, muss es beweisen; steht es fest, so erzeugt die Erklärung die als gewollt bezeichnete rechtliche Wirkung nicht. So das Prinzip.<sup>35)</sup> Als letzten unter den Koryphäen der Willenstheorie will ich Zitelmann anführen, der, wenn er das Problem auch auf eine psychologische Grundlage gestellt hat,<sup>36)</sup> während die Basis der anderen eine ethische gewesen ist, doch das Problem selbst keineswegs verrückt hat. Durch seine ganze Erörterung über die juristischen Handlungen und vor allem über die Rechtsgeschäfte zieht sich ja der Gedanke der Privatautonomie des Rechtssubjekts hindurch,<sup>37)</sup> mit der für ihn das Wesen der Willenserklärung im innigsten Zusammenhange steht. „Dem Willen der Person will man Rechnung tragen? Gut, dann soll die Rechtsfolge nur dann eintreten, wenn die Person sie begehrt.“<sup>38)</sup> Und demgemäss ist die Willenserklärung „nicht bloss Aeussierung des unmittelbaren Willens wie jede Handlung, sondern zugleich eine wahre Aeussierung des mittelbaren Willens, der Absicht“, also „Absichtserklärung“.<sup>39)</sup> „Die juristische Willenserklärung besteht demnach darin, dass die Beabsichtigung einer Rechtsfolge und die Erklärung dieser Beabsichtigung Tatbestandsmomente für das Eintreten der Rechtsfolge sind. Dies ist die Form, in der das objektive Recht die Autonomie der Person im Privatrecht verwirklicht hat.“<sup>40)</sup>

Es ist hier noch nicht der Ort, in eine Kritik dieser Gedankengänge einzutreten<sup>41)</sup> und vor allem die Frage zu erörtern, ob eine dieser Deduktionen die Frage, warum, wenn wirklich der schöpferische Wille die Grundlage der Rechtswirkung ist, zu diesem Willen noch die Erklärung, dass gewollt werde, hinzutreten muss, damit die Rechtswirkung eintreten könne, in einer nur einigermaßen befriedigenden Weise beantwortet; diese Frage, die der Willenstheorie notwendigerweise als ihr

<sup>35)</sup> Pand. I § 75 (9. Aufl. von Kipp S. 376).

<sup>36)</sup> Zitelmann, Irrtum und Rechtsgeschäft 1879 S. 15.

<sup>37)</sup> S. 229 ff, 237.

<sup>38)</sup> S. 237.

<sup>39)</sup> S. 243.

<sup>40)</sup> S. 245.

<sup>41)</sup> Vgl. auch neuestens noch Gierke, D. Privatrecht I S. 280 N. 4; Enneccerus, Rechtsgeschäft, Bedingung etc. 1889 S. 5 ff. und Lehrbuch I § 136; Dernburg, Pand. I § 91 und Lehrbuch I S. 367 und viele andere. S. die Literaturangaben bei Oertmann, Kommentar I S. 344 f.

Schatten überallhin nachfolgt und deren Unbeantwortlichkeit den inexakten Charakter dieser Theorie deutlich genug erkennen lässt, die mit nüchterner Betrachtung gegebener Rechtsordnungen kaum etwas zu schaffen hat.<sup>42)</sup> Nein, hier handelt es sich einstweilen nur um die Aufzeigung — nicht die Stellung — des Problems, mit dem sich die Willentheorie und ihre Gegnerin abmühen, und zu diesem Zweck sollen nunmehr den Anhängern der ersteren Vertreter der Erklärungstheorie gegenübergestellt werden.

Ich kann dabei den schwächlichen Versuch von Röver, die Willentheorie auf die letztwilligen Rechtsgeschäfte zu beschränken, beiseite lassen;<sup>43)</sup> denn wenn darin auch der erste Zweifel an der Richtigkeit einer bis dahin „einstimmig vertretenen Lehre“<sup>44)</sup> auftaucht, so zeigt doch gerade die Beschränkung seines Angriffs auf eine, wenn auch die wichtigste Gattung der Rechtsgeschäfte,<sup>45)</sup> dass Röver den eigentlichen Kern des Problems gar nicht erkannt hat. Diesen Kern herausgeschält und damit das Problem für uns formuliert zu haben, ist vielmehr das grosse Verdienst Lotmars.<sup>46)</sup>

Aus dem Begriff des Rechtsgrundes nämlich als eines von der Rechtsordnung mit einer Rechtswirkung verknüpften Tatbestandes schliesst nämlich Lotmar, dass bei der Willensäusserung als dem Rechtsgrunde der rechtsgeschäftlichen Rechtswirkung „der Eintritt der Rechtswirkung unabhängig ist von der Gegenwart der Vorstellung der Rechtsfolgen als solcher im Bewusstsein des Handelnden nicht minder wie von ihrem Begehrtsein durch denselben, dass mithin kein Grund vorliegt, insbesondere die Bezeichnung Rechtsgeschäft auf diejenigen Willensäusserungen zu beschränken, bei welchen der Handelnde die Rechtsfolgen will“.<sup>47)</sup>

„Weil die Willensäusserung Rechtsfolgen hat durch das Recht, ist das Wollen der Rechtsfolgen durch den Handelnden gleichgültig.“

<sup>42)</sup> Richtig wird der positiv-rechtliche Charakter des Problems erkannt von Oertmann a. a. O. S. 344.

<sup>43)</sup> Röver, über die Bedeutung des Willens bei Willenserklärungen 1874.

<sup>44)</sup> Vgl. Röver S. 3. Aber schon früher tauchen vereinzelte Bedenken auf, z. B. bei Schliemann, die Lehre vom Zwange S. 98 ff. — der sie freilich wieder überwindet (vgl. S. 101, 102, 114).

<sup>45)</sup> Röver a. a. O.: „Hinsichtlich der ersteren (der letztwilligen Rechtsgeschäfte) ist die fragliche Regel allerdings über jeden Zweifel erhaben. Das ergibt sich sowohl aus den Quellen, als auch aus der Natur der Sache.“

<sup>46)</sup> Lotmar, über causa 1875.

<sup>47)</sup> eod. S. 15.

„Die Rechtswirkung tritt ein, einerlei ob der Urheber der rechtlichen Willensäußerung den Willen hat oder nicht hat, dass sie eintritt, oder den Willen hat, dass sie nicht eintritt. Denn sie tritt ein von Rechts wegen, kraft des Urteils des Rechts. Darum tritt die ein, die das Recht, nicht die der Urheber will.“<sup>48)</sup>

Es leuchtet zwar wohl ohne weiteres ein, dass diese Deduktion als solche verfehlt ist, weil sie auf eine *petitio principii* hinausläuft. Denn es müsste zuvor feststehen, dass der Rechtsgrund, an den das Recht die Rechtswirkung knüpft, nur die Willensäußerung ist, damit die Behauptung begründet wäre, das Wollen der Rechtswirkung sei gleichgültig; und ein Anhänger der Willenstheorie könnte mit vollem Rechte der Argumentation Lotmars die andere gegenüberstellen: weil der Tatbestand, an den das Recht die Rechtsfolge knüpft, nicht bloss aus einer Willensäußerung, sondern aus dieser und dem auf die Rechtsfolge gerichteten Willen besteht, ist das Wollen für die Rechtswirkung nicht gleichgültig. Aber es ist doch dabei der springende Punkt mit aller Deutlichkeit herausgestellt, indem der damals herrschenden Lehre: Die Rechtsfolgen müssen gewollt sein, damit sie eintreten können, die ebenso kategorische Behauptung entgegengestellt wird: das Wollen der Rechtsfolgen ist unerheblich.

Freilich wird diese These von kaum einem der in der Folge immer zahlreicher werdenden Gegner der Willenstheorie mit der gleichen Schärfe vertreten. Sehe ich von Schlossmann ab,<sup>48)</sup> dessen temperamentvolle, dabei aber methodisch anfechtbare und fast stets über das Ziel hinausschiessende Weise der Erklärungstheorie mehr geschadet als genützt hat, der aber jedenfalls dem Wollen des Rechtserfolges — das er mit einem blossen Wunsche identifiziert<sup>49)</sup> — ebenso wie Lotmar jede Bedeutung abspricht,<sup>50)</sup> so richtet sich der Angriff der Folgenden weniger gegen die Behauptung, das Wollen der Rechtsfolge sei für den Eintritt der Rechtsfolge erforderlich, als vielmehr gegen die andere, wenngleich mit jener aufs innigste zusammenhängende, dieses Wollen sei die eigentliche Grundlage des Rechtsgeschäfts, der Rechtsgrund der Rechtsfolge, und die Willenserklärung nur ein leider nicht wohl entbehrliches Mittel, diesen Rechtsgrund erkennbar zu machen. Damit vollzieht sich natürlich eine kleine Verschiebung des Problems; denn diese Seite der Willenstheorie

<sup>48)</sup> S. 16.

<sup>49)</sup> Schlossmann, der Vertrag 1876.

<sup>50)</sup> S. 136 f.



kann abgelehnt werden, ohne dass dem Wollen des Rechtserfolges jede Bedeutung abgesprochen wird.

In der Tat operiert in dieser Weise Kohler. Es ist, führt er in seiner Polemik gegen die herrschende Lehre von der Mentalreservation aus,<sup>51)</sup> „unrichtig, wenn man sagt: eigentlich muss der Wille an sich als das einzig Wirksame und Wirkliche gedacht werden; es ist unrichtig, wenn man meint, das Recht erfordere nur um der Erweislichkeit willen neben der Existenz auch noch eine Aeusserung des existent gewordenen Willens, wenn man der Willenserklärung nur die untergeordnete Funktion einer Entdeckungsquelle des Willens vindiziert“. Vielmehr verbinden sich Wille und Erklärung zu einer Einheit: „die Erklärung ist keine Verkündung eines bereits feststehenden, bedeutungsvollen Aktes; vielmehr sind Wille und Erklärung nur die zwei Seiten, gleichsam die zwei Pole eines und desselben Phänomens, die zwei untrennbar verschlungenen Qualitäten einer und derselben Erscheinung. Nicht die inneren Willens-evolutionen . . . sind von rechtlicher Tragweite; das, was den rechtlichen Boden betritt, ist die Willensaktion, das in die Körperwelt eintretende Operat des voluntären Lebens. Nicht mit Wille und Erklärung, sondern mit Willensaktionen hat es das Recht zu tun.“ Es handelt sich also für Kohler um die Verschmelzung von Wille und Erklärung zur rechtgestaltenden Tat.<sup>52)</sup> Nur ist dabei leider nicht klar, welchen Willen Kohler dabei im Auge hat, den Erklärungs- oder den Erfolgswillen. Die Polemik gegen Savigny und seine Schule lässt das letztere vermuten; und seine Parallele zwischen der Willenserklärung und dem Delikt<sup>53)</sup> bestärkt diese Auffassung; denn beim Mord handelt es sich nicht nur um die Betätigung des Willens, zu schiessen, sondern zu töten. Aber dann gerät er in eine grosse Schwierigkeit gegenüber dem Problem der Mentalreservation: denn hier fehlt der Erfolgswille unter allen Umständen; Wille und Erklärung klaffen unverkennbar auseinander und die Behauptung ist offenbar unrichtig, „dass ein bewusster Widerspruch in dem rechtlich erheblichen Willen, in der Willensaktion völlig undenkbar sei“. <sup>54)</sup> Denkt anderseits Kohler an den Erklärungswillen, so wird seine Theorie zu einer trivialen Selbstverständlichkeit, seine Polemik

<sup>51)</sup> S. 125 ff.

<sup>52)</sup> Jherings Jahrb. XVI S. 91 ff. Vgl. auch Lehrbuch des b. Rechts I S. 485 ff.

<sup>53)</sup> So vor allem deutlich sein Lehrbuch a. a. O. Vgl. die verwandte Auffassung in meiner Rechtsstellung des Erben I S. 92 f.

<sup>54)</sup> S. 93.

zu einem Kampf gegen Windmühlen; denn dass die Erklärung als Handlung Betätigung und Existenz dieses Willens und nicht bloss Erkenntnismittel ist, das dürfte niemals verkannt worden sein. Aber freilich sucht Kohler einen Ausweg aus diesem Dilemma:<sup>55)</sup> der rechtsgeschäftliche Wille ist für ihn nicht ein Wille, der auf die Erzeugung der Rechtsfolgen gerichtet ist und diese treten nicht deshalb ein, weil sie gewollt sind; aber er ist auf die Erklärung als Rechtsakt gerichtet.<sup>56)</sup> Die Willenserklärung erstrebt als Erklärung die Erzeugung eines Geisteseffektes bei einem anderen,<sup>57)</sup> der in dem Eindruck, dass ein Rechtsakt vorgenommen werde, besteht. Der rechtsgeschäftliche Wille muss zwar nicht die rechtlichen Folgen des Geschäftes, wohl aber die Erklärung im rein aktuellen Sinne und diesen psychischen Erfolg umfassen.<sup>58)</sup> Es handelt sich also hierbei um eine Differenzierung des Problems, das über die rohe Alternative: Wille oder Erklärung hinausgeführt wird; aber doch immer wird mit der Behauptung, dass die Rechtsfolgen nicht gewollt sein müssen, das Problem selbst festgehalten.<sup>59)</sup>

Dasselbe gilt von Lenels bekanntem Aufsatz über „Parteiabsicht und Rechtserfolg“,<sup>60)</sup> in dem er seine Lehre von dem auf die wirtschaftlichen Folgen gerichteten Parteiwillen verkündet, dem sich die Rechtsfolge anbequemt und unterordnet,<sup>61)</sup> und von Bechmanns Theorie der auf den empirischen Erfolg gerichteten typischen Absicht, die von dem Wollen der einzelnen Rechtsfolgen scharf und klar geschieden wird.<sup>62)</sup> Dasselbe gilt auch von Hölders Lehre,<sup>63)</sup> wonach dem Willen die Bedeutung eines zu Recht bestehenden Willens nicht als einem für den Wollenden, sondern nur als einem für die Aussenwelt existierenden oder geäusserten zukommt; es wird dadurch in nicht wohl misszuverstehender Weise betont, dass die Existenz des der Erklärung entsprechenden, in der Erklärung bezeichneten Willens nicht erforderlich ist; und von einer ganzen Reihe anderer Vertreter der „Erklärungstheorie“. <sup>64)</sup>

<sup>55)</sup> S. 95.

<sup>56)</sup> eod. S. 327 ff.

<sup>57)</sup> S. 329, 333.

<sup>58)</sup> S. 334.

<sup>59)</sup> S. 335, 336, wo das später von Henle verwertete Bild der Klimax des Willens gebraucht wird.

<sup>60)</sup> Vgl. auch Kohler, Jherings Jahrbücher XVIII S. 135 ff.

<sup>61)</sup> Jherings Jahrb. XIX S. 154 ff, 163.

<sup>62)</sup> eod. S. 164.

<sup>63)</sup> Bechmann, Kauf II S. 9 ff.

<sup>64)</sup> Hölder, Pandekten S. 213. Vgl. auch krit. Vierteljahrsschr. XVIII S. 175 ff.; Kommentar zum allg. Teil S. 234 ff., Jherings Jahrb. Bd. 55 S. 430 ff.;

Das also ist das Problem, das wir uns nicht erst zu stellen haben, sondern das uns, wenn wir vor die Alternative: Willens- oder Erklärungstheorie? treten, ein für allemal gestellt ist; das Problem, ob zum Tatbestande des Rechtsgeschäftes ausser der Willenserklärung auch noch ein auf die Rechtsfolgen gerichteter Wille des Erklärenden gehört oder nicht und ob daher die Rechtsfolgen nur dann eintreten können, wenn sie von dem Erklärenden gewollt sind, oder auch ohne diesen Willen.

Die Frage, auf welche Weise dieses Problem zu lösen sei, kann wohl nicht zweifelhaft sein. Es handelt sich ja ausschliesslich um eine Rechtsfrage; es gilt also irgend eine gegebene Rechtsordnung daraufhin in exakter Weise zu untersuchen, was für einen Tatbestand sie als Rechtsgeschäft betrachtet; zu prüfen, ob in ihr ein Rechtssatz des Inhalts besteht: die Rechtswirkung tritt nicht ein, wenn sie nicht gewollt ist. Es handelt sich also um ein einfaches Problem der Rechtsauslegung, um nichts weiter. Das ist leider nach zwei extremen Richtungen hin verkannt worden. Savigny und seine Schule haben den grossen Fehler begangen, hier wie bei anderen juristischen Fragen mit ethischen Kategorien zu arbeiten; sie haben aus dem Rechtsgeschäft eine Betätigung der souveränen ethischen Persönlichkeit gemacht und mussten daher als den wesentlichen Faktor beim Rechtsgeschäft den Kern dieser Persönlichkeit, den Willen betrachten und jeden Versuch, ihn aus dem Tatbestand des Rechtsgeschäfts zu eliminieren, als einen Frevel an ihrer Ethik und Rechtsphilosophie empfinden. Dieser Irrtum wirkt noch heute bei manchem bedeutenden Vertreter der Willenstheorie nach. Aber wenn er für Savigny und seine Zeit verzeihlich war, die noch schuhtief in den Anschauungen der naturrechtlichen Schule mit ihrer Verquickung von Ethik und allgemeiner Rechtslehre befangen war und der Uebergang zu einer rein positiven Jurisprudenz durch den übermächtigen Einfluss der idealistischen Philosophie und überhaupt der philosophischen Grundrichtung jener Epoche obendrein noch erschwert wurde,<sup>65)</sup> so ist es mir doch schwer begreiflich, dass diese Meinung noch heutigen Tags Vertreter findet, da wir doch eine positive Rechtswissenschaft haben, die von Herder, Kant und Hegel, Gott sei's geklagt, kaum mehr etwas

---

zur Lehre von der Auslegung der Rechtsgeschäfte 1907 und sein letztes Dekanatsprogramm: Der Inhalt der Willenserklärung 1911.

<sup>65)</sup> Eine vollständige Literaturübersicht ist angesichts der Angaben in den Kommentaren und Kompendien an dieser Stelle wohl entbehrlich. Vergl. auch die ausgezeichneten Literaturangaben bei Henle S. 1 ff. in den Anmerkungen.

weiss und sich ihnen gegenüber nicht wohl zur Vasallentreue verpflichtet fühlen kann, und für die anderseits Recht und Ethik ganz selbstverständlicherweise getrennte Welten sind. Wissen wir nicht, dass das Recht keine Kategorie der Sittlichkeit ist, dass es zwar nicht unethisch, aber doch ethisch indifferent ist, dass das Privatrecht vor allem meist ganz anderen als ethischen Interessen dient und demgemäss auch die Willenserklärung des Privatrechts keineswegs für die Betätigung der ethischen Persönlichkeit bestimmt ist?<sup>66)</sup>

Auf der anderen Seite hat Zitelmann durch seine epochemachenden Untersuchungen über den Begriff der Handlung, des Willens und der Absicht, sowenig er selbst das Wesen unseres Problems verkannt hat,<sup>66a)</sup> doch zu der Meinung Anlass gegeben, dass es sich bei der Willenserklärung in der Tat um ein Problem vorwiegend oder gar ausschliesslich psychologischen Charakters handle und dass es, weil dabei psychologische Begriffe, wie Handlung, Handlungswille, Absicht, Irrtum u. a. m. nun einmal nicht umgangen werden können, nicht durch juristische, sondern durch psychologische Analysen gelöst werden müsse. Dabei wird verkannt, dass diese psychologische Arbeit überhaupt erst dann einsetzen kann, wenn eine rein juristische Vorarbeit erledigt ist, nämlich festgestellt ist, ob der Gesetzgeber mit seinen nolens volens psychologisch gefärbten Kunstaussdrücken wirklich auf rein psychologische Begriffe hat verweisen wollen, so dass es sich nicht bloss um die Verwendung einer allgemeinen Terminologie für Begriffe handelt, die in Wahrheit Rechtsbegriffe sind. Dieses Verfahren hat Zitelmann mit methodischer Sicherheit beobachtet;<sup>66b)</sup> es ist aber leider nicht von jedem Bearbeiter unseres Themas beobachtet worden.<sup>66c)</sup>

(Fortsetzung folgt.)

<sup>66)</sup> Vgl. oben Note 2.

<sup>67)</sup> Vgl. dazu mein Problem der jur. Persönlichkeit S. 42 ff.

<sup>67a)</sup> Vgl. Irrtum und Rechtsgeschäft S. 16 f.

<sup>67b)</sup> eod. S. 17 ff.

<sup>67c)</sup> Vgl. dazu von Tuhr, Zeitschr. f. Schweizerisches Recht Bd. 37 S. 301; Regelsberger Pand. I S. 93 ff; Pfersche, Irrtumslehre des österr. Privatr. S. 20 ff; Schlossmann, Irrtum über wesentl. Eigenschaften S. 4 f., 92; Titze, Missverständnis S. 8 ff; Bekker, krit. Vierteljahrsschr. XXII S. 33 ff.



# Hobbes' Naturrecht.

Von

Professor Dr. Ferdinand Tönnies (Kiel).

(Schluss.)

16. Der Geist der Theorie ist die Darstellung des **R e c h t s-  
s t a a t e s**, der Bestimmung des Staates, das Naturrecht zu verwirklichen durch Gesetze. Hobbes ist zwar zugleich Vertreter des Wohlfahrts-oder Polizeistaates; er anerkennt auch kein Eigentum unabhängig vom Staatswillen, d. h. er will die Eigentumsordnung durch das Gesetz bedingt sein lassen (die Legalitätstheorie); aber in der Hauptsache scheint ihm doch offenbar die bestehende, des staatlichen Schutzes sich erfreuende Verteilung des Eigentums als „natürlich“ und richtig dem allgemeinen Interesse zu entsprechen. Wie das ganze spätere Naturrecht, wie die Idee des Rechtsstaates, die im 19. Jahrhundert gleichsam das erloschene Naturrecht ersetzen musste, ist seine Gedankenwelt ein System des Liberalismus, in dem Sinne, wie ihn auch der aufgeklärte Absolutismus der Fürsten und Minister des 18. Jahrhunderts vertritt, wie er in Wahrheit auch im 19. nur teilweise und scheinbar vom Absolutismus sich losgelöst hat. Ungeachtet aller Proteste gegen die falschen Begriffe von politischer Freiheit (die Freiheit, die von den Alten gepriesen werde, sei die Freiheit ihrer Gemeinwesen, nicht die von Privatleuten) erklärt er doch schon in El., die Annehmlichkeit des Lebens, die der Souverän seinem Volke verschaffen müsse, bestehe in Freiheit und Wohlstand — „Freiheit“ bedeute, dass die natürliche Freiheit nicht weiter eingeschränkt werde, als für das Wohl des Ganzen notwendig sei, und dass wohlmeinende Leute nicht unversehens in Gesetzen wie in Schlingen sich verfangen. In C wird der Grundsatz schärfer ausgesprochen. „Wie ein Gewässer“ heisst es (XIII, 15), „wenn auf allen Seiten durch Ufer eingeschlossen, stagniert und verdirbt, wenn auf allen Seiten offen, sich ausbreitet, und um so freier strömt, je mehr Ausgänge es findet; so auch die Staatsbürger: wenn sie nichts ohne den Druck von Gesetzen tun könnten, so würden sie erstarren, wenn alles, verwildern; und je mehreres durch die Gesetzgebung unbestimmt gelassen wird, desto grösserer Freiheit erfreuen sie sich.“ Und wie in böser Ahnung der späteren Staatsentwicklung: „wo es mehr Gesetze gibt, als dass wir deren leicht uns erinnern können, und wo durch sie verboten wird, was die Vernunft an und für sich n i c h t verbietet; da ist es unvermeidlich, dass man aus Unkunde, ohne jede böse Absicht, in die Gesetze hinein-

fällt wie in Fallen.“ Viel eingehender aber, und in einem besondern Kapitel (21) wird die „Freiheit der Untertanen“ in L. abgehandelt. Nach langer Erörterung, was sie nicht sein können, wird erklärt, sie könne nur in den Dingen liegen, die der Souverän bei Regulierung ihrer Handlungen übergangen habe: z. B. Freiheit zu kaufen, und zu verkaufen und andere Kontrakte mit einander einzugehen; ihren Wohnsitz, ihre Lebensweise, ihren Beruf zu wählen und ihre Kinder zu erziehen, wie sie selber es für gut erachten, u. dgl. m. Genauer wird dann begründet, dass der Untertan in allen Dingen seine Freiheit behalte, worauf er sein natürliches Recht nicht durch Vertrag aufgeben könne. Versprechen, auf Notwehr zu verzichten, sind in sich nichtig; daraus folgt das Recht des Ungehorsams, wenn ein Befehl ergeht, sich selbst zu töten oder zu verwunden, oder Angriffen nicht zu widerstehen, oder sich des Gebrauches von Nahrung, Luft, Medizin, oder einer anderen Sache, ohne die man nicht leben kann, zu enthalten; ebenso kann niemand gezwungen werden, ein begangenes Verbrechen zu gestehen. Ebenso wenn es sich um einen gefährlichen oder unehrenhaften Auftrag handelt, so ist man nicht unbedingt zum Gehorsam verpflichtet, sondern nur, wenn die Weigerung den Zweck, für den die Souveränität eingesetzt wurde, vereiteln würde. Daher kann man ohne Unrecht dem Kriegsdienste sich verweigern, z. B. wenn man einen guten Stellvertreter beschafft, oder wenn man von Natur furchtsam ist. Reissaus nehmen im Kampfe oder dem Kampfe ausweichen, ist vielleicht feige; aber kein Unrecht.

17. So wird denn der wichtige und für die Entscheidungen des Tages, angesichts einer gelungenen Staatsumwälzung, folgenreiche Satz abgeleitet: „Die Verpflichtung der Untertanen gegen den Souverän dauert so lange, und nicht länger, als die Macht dauert, vermöge deren er im Stande ist, sie zu beschützen.“ Daran knüpfen sich noch Regeln für die Fälle persönlicher Gefangenschaft, der Abdankung des Souveräns, seiner Verbannung und seiner Unterwerfung unter einen Sieger. — Für alle diese Fälle will Hobbes festsetzen, was der Natur der Sache nach rechtens ist. Er will ferner theils die notwendigen und wesentlichen, theils wenigstens die zweckmässigen Grenzen der Gesetzgebung bestimmen. Wenn gleich er, innerhalb dieser Grenzen, alles positive Recht unbedingt massgebend sein lässt, so dass es unter keinem Vorwande ein „Recht“ gebe, sich dem gesetzlichen Gehorsam zu entziehen, so ist er doch weit davon entfernt, das irgendwo geltende Recht auch als solches gutzuheissen. Zwar die notwendigen Elemente des Privatrechts und des Straf-

rechtes findet er überall wieder, aber eine wirklich zweckmässige Gesetzgebung ist ihm offenbar ein Ideal der Zukunft, hauptsächlich in bezug auf das Unterrichtswesen. Das Prinzip der Unterwerfung unter den Staatswillen bedeutet ihm: Befreiung von der Kirche, und dies besonders zu Gunsten der Freiheit des Denkens, Lehrens und Schreibens. Vom aufgeklärten Souverän, der keine andere Richtschnur anerkennt als Vernunft, Naturrecht, und diese wichtige Wissenschaft der Moral und Politik, erwartet Hobbes und fordert allerdings, dass er solche richtige Lehre durch die Universitäten ausbreite, dass er also den kirchlichen Einfluss im gesamten Unterrichtswesen breche — fürchtet aber nicht, dass er, von solchen Einflüssen frei geworden, seine Macht zur Unterdrückung der freien und wissenschaftlichen Meinungen anwenden werde, was Hobbes für sehr töricht und schädlich hält; wenn die früheren Werke noch dem Zweifel hierüber Raum geben, so hat er sich in den weniger bekannten kleineren Schriften deutlich genug ausgesprochen: „denn nichts — heisst es in dem Buche über die Freiheit des Willens — ist mehr geeignet Hass zu erzeugen, als die Tyrannei über des Menschen Vernunft und Verstand.“ (E. V. 250), und im Behemoth (p. 62 mea ed.): „Ein Staat kann Gehorsam erzwingen, aber keinen Irrtum überzeugen und nicht die Gesinnungen derer verändern, die da glauben, sie haben die besseren Vernunftgründe. Unterdrückung von Lehren hat nur die Wirkung zu einigen und zu erbittern, d. h. sowohl die Bosheit als die Macht derer, die sie bereits geglaubt haben, zu vermehren.“

18. Der Begriff des Gesetzes wird in eingehender Weise untersucht, und darin konzentriert sich die Lehre vom Naturrecht, insofern es durch den Staat verwirklicht werden soll. Wenn das englische Wort (Law) zugleich bedeutet, was wir (objektives) Recht nennen, so steht aber darin für Hobbes der Sinn Gesetz im Vordergrund. Die erste Darstellung der Theorie (El.) ist völlig an diesen Begriff und an die Unterscheidung von natürlichem und politischem Gesetz gebunden. In C. handelt ein besonderes Kapitel (XIV) De Legibus et Peccatis (über Gesetze und Vergehen). In L. endlich sind 3 Kapitel auseinandergelegt: 26. Über bürgerliche Gesetze. 27. Über Verbrechen, Entschuldigungen und Milderungen. 28. Über Strafen und Belohnungen.

Überall wird grosses Gewicht gelegt auf differenzierende Bestimmung der Begriffe Gesetz, Rat, Vertrag. Wir sehen, wie er bemüht gewesen ist, diese Distinktionen zu verschärfen. Schon



in El. wird betont: der Ausdruck des Rates sei „Tue, weil es am besten ist“, der des Gesetzes „Tue, weil ich ein Recht habe, dich zu zwingen“. In C. wird aber Gesetz auf den allgemeinen Begriff des Mandats zurückgeführt: Rat ist eine Vorschrift, die den Grund des Gehorsams aus der Sache, die vorgeschrieben wird, entnimmt; Mandat eine Vorschrift, die denselben Grund aus dem Willen dessen, der sie gibt, ableitet; Gesetz „ein Mandat derjenigen Person (eines Menschen oder einer Versammlung), deren Vorschrift den Grund des Gehorsams in sich enthält“. Was durch Gesetz vorgeschrieben wird zu tun, ist Pflicht; was durch Rat, Sache des freien Willens; bei Rat handelt es sich um den Zweck dessen, dem er gegeben wird; bei Gesetz dessen, der es gibt. In L. ist dem Rat ein besonderes Kapitel (25) gewidmet, das dem über bürgerliche Gesetze vorausgeht. Nachdrücklicher als früher wird hier behauptet, dass Rat und Befehl oft verwechselt werden. Weil das Interesse des Beratenen wesentliches Merkmal des Rates, so sei ein durch Zureden und Abreden leidenschaftlich aufgedrungener Rat dessen Wesen entgegen; Ratgeber, die solche Mittel anwenden, sind gleichsam bestochen durch ihr eigenes Interesse. Die erste Bedingung für einen guten Ratgeber ist, dass seine Zwecke und Interessen nicht unverträglich seien mit den Zwecken und Interessen des Beratenen; die zweite, dass er sachlich informiere; in festem Gedankengang und in einer Ausdrucksweise, die so bezeichnend, so eigentlich und so kurz sein muss, wie die Natur des Gutachtens irgend erlaubt. Ferner kann niemand als guter Ratgeber gelten, der nicht in dem Geschäft, worauf sein Rat sich beziehen soll, viel erfahren ist, aber auch viel darüber nachgedacht und es gründlich erwogen hat. Um in auswärtigen Staatsgeschäften Rat zu geben, muss der Ratgeber mit den Nachrichten und Briefen aus dem Auslande, mit den Urkunden der Verträge und Unterhandlungen, die das Land betreffen, vertraut sein. Sodann ist es zweckmässiger, jeden Ratgeber einzeln, als mehrere zusammen in einer Versammlung zu hören. Viele Gründe werden dafür angeführt; u. a. dass in einer Versammlung immer solche sein werden, deren Privatinteressen dem Gemeininteresse entgegen sind; ihr Interesse aber macht sie leidenschaftlich, die Leidenschaft beredt, Beredsamkeit reisst andere mit. „Denn die Leidenschaften der Menschen sind gesondert mässig, wie die Hitze einer Fackel; in einer Versammlung sind sie wie viele Fackeln, die einander entzünden, zumal wenn sie durch Reden einander anblasen, um ans Gemeinwesen Feuer zu legen, unter dem Vorwande, es zu beraten“. Grosse Aufmerksamkeit wird dann auch der Unter-



scheidung zwischen Gesetz und Vertrag gewidmet. Beide verpflichten; aber Vertrag durch das Versprechen einer Handlung oder Unterlassung, die speziell genannt und abgegrenzt wird; Gesetz kraft eines allgemeinen Versprechens, so dass hier der Bestimmung dessen, was zu tun oder zu unterlassen sei, die Verpflichtung vorausgeht, während sie dort folgt. In C wird die Sanktion der Strafe und das Moment des Zwanges als dem Gesetze wesentlich hinzugefügt. In L tritt dies wieder zurück. Bürgerliches Gesetz (Recht), wird hier definiert, ist für jeden Untertan der Inbegriff derjenigen Regeln, die das Gemeinwesen durch Wort, Schrift oder anderes genügendes Zeichen seines Willens ihm befohlen hat, zur Unterscheidung von Recht und Unrecht, d. h. dessen, was der Regel gemäss und was ihr zuwider sei. Hieraus werden Sätze abgeleitet, die Funktion des Gesetzgebers, seine Immunität, Gewohnheitsrecht und Naturrecht, das in Provinzen geltende Recht betreffend. Zum Wesen des Gesetzes gehört, dass es publiziert wird; auch muss deutlich erkennbar sein, dass es von der höchsten Gewalt ausgeht oder doch autorisiert wird. Endlich da es immer auf seinen eigentlichen Sinn, d. i. auf die Meinung des Gesetzgebers ankommt, so macht erst die Auslegung der Richter das geltende Recht; auch das ungeschriebene Gesetz der Natur bedarf ihrer, ja, durch Parteilichkeiten am meisten verdunkelt, erfordert es um so mehr tüchtige Interpreten. Aber nicht geschriebene Kommentare, sondern die Richtersprüche machen für jeden gegebenen Fall das geltende Recht; ohne dass aber irgend ein Richterspruch denselben oder andere Richter für ähnliche Fälle bindet. Präzedenzfälle haben keine rechtliche Bedeutung. Zu einem guten Richter gehört in erster Linie ein richtiges Verständnis für das oberste Naturgesetz, die Billigkeit. Zum andern Verachtung unnötiger Reichtümer und Auszeichnungen. Zum dritten die Fähigkeit, in seinem Urteil alle Furcht, Zorn, Hass, Liebe und Mitleid von sich abzutun. Endlich: Geduld zu hören; sorgfältige Aufmerksamkeit im Hören; Gedächtnis für das Gehörte: es zu behalten, zu verarbeiten und anzuwenden. — Folgerungen für Verbrechen und Strafen: „Verbrechen“ heisst jede strafbare Handlung, zu unterscheiden von „Sünden“: Sünde ist jede Absicht Unrecht zu tun, Verbrechen nur solche, die in einer äusseren Handlung zutage tritt. Beide haben ein Gesetz zur Voraussetzung, aber Sünde nur das Naturgesetz. Strafe wird in L. (Kap. 28) definiert als ein Übel, von Staats wegen über den verhängt, der etwas getan hat, was durch dieselbe staatliche Autorität als gesetzwidrig, oder unterlassen hat, was als gesetz-

lich geboten erkannt worden ist; ihr Zweck ist, den Willen der Menschen besser zum Gehorsam geneigt zu machen. Das Recht zu strafen verleihen die Untertanen dem Souverän nicht, sondern indem sie ihr eigenes aufgeben, stärken sie das seine; denn es ist in der allgemeinen ursprünglichen Befugnis, zum Behuf der eigenen Erhaltung Gewalt anzuwenden, enthalten; aber nur unter bestimmten Bedingungen ist diese Anwendung von Gewalt Strafe; Feindseligkeiten, die unter anderen Bedingungen, zu anderen Zwecken geübt werden, müssen von Strafen streng unterschieden werden. Daher ist zwar jede Feindseligkeit gegen den Rebellen berechtigt, aber keine ist ihrem Wesen nach eigentliche, nämlich rechtmässige Strafe; diese setzt voraus, dass der Bestrafte den Gesetzen mit seinem Willen unterworfen ist.

19. Man muss hier sich erinnern, dass unser Philosoph nicht darauf abzielt, wirkliche soziale und staatliche Tatsachen zu schildern und zu erklären; sondern er will Recht, und zwar das allgemeine Staatsrecht deduzieren; der Rechtszustand, *status civilis*, ist ihm ein tatsächlicher Zustand, wenigstens in der Vorstellung; als solcher hängt er ganz und gar vom vernünftigen Willen der Menschen ab, dass sie eben in einem solchen Zustande leben, dass sie Staatsbürger sein wollen; sie setzen dann einen richtigen Staat, d. i. einen solchen, worin ein unzweifelhafter, absoluter, mit aller Gewaltfülle ausgestatteter — souveräner — Wille vorhanden ist: ein rechtmässiger, Gesetze gebender, Gesetze anwendender, Gesetze vollziehender Wille. Das Dasein dieses Willens und dieser Gewalt ist das allein entscheidende Merkmal, und demnach ist der *status civilis* umso völliger vorhanden oder, was dasselbe sagen will, der Naturstand um so vollkommener überwunden, je vollkommener die Souveränität ausgebildet ist, wenn sie nur ihren Zweck erfüllt, den inneren Frieden zu erhalten und das Land zu verteidigen. Dazu gehört auch ein zweckmässiges Strafgesetz, nicht minder als ein bürgerliches Privatrecht, das Hobbes auch „*distributives*“ Gesetz nennt, in richtiger Erkenntnis, dass es sich wesentlich auf das Mein und Dein bezieht. Da es seiner Lehre gemäss im Naturzustande kein Eigentum geben kann (sondern allen alles gemein ist), so ist es also nur im Gesetze begründet, und durch Gesetz kann folglich die Eigentumsordnung abgeändert werden; weil es kein Eigentum vor dem Staate gibt, so gibt es keines gegen den Staat. Die bestehende Eigentumsordnung ist gültig, insofern sie gesetzlich; richtig, insofern sie zweckmässig ist. Der Gesetzgeber, also der Souverän, ist verpflichtet, sie zu verändern, wenn er erkennt, dass das gemeine Wohl (die *Salus*

publica) es erfordert. So ist zwar alles, was kraft Gesetzes besteht, geltendes Recht, und es ist sowohl dem Naturgesetz, als dem Staatsgesetz gemäss. Pflicht der Bürger, sich danach zu richten; aber nicht alles ist vernünftiges („richtiges“) Recht, das unvernünftige (unrichtige) ist dem Naturgesetz entgegen — und doch in ihm enthalten? doch ist es Gebot der richtigen Vernunft ihm unbedingt zu gehorchen? Darüber wird kein Zweifel gelassen; es ist die Summe der Hobbesischen Moraltheorie, dass der „sündigt“ oder fehlt, der unvernünftig handelt; darum „sündigt“ der Rebell, aber ebenso sündigt der Souverän (sei es eine individuelle oder korporative Person), wenn er seine Pflicht nicht erfüllt; beide verstossen aber doch nur gegen das Gesetz der Natur, beide unterliegen nicht der staatlichen Strafe, beide sind gegen einander im Naturzustande, sie können einander „mit Recht“ feindselig behandeln. Aber diese ganze Ethik, die ihrem Inhalte nach durchaus politisch ist, steht nur in äusserem, wenn auch sehr starkem Konnex mit der naturrechtlich-staatsrechtlichen (publizistischen) Theorie, die das Wesen des positiven Rechts beschreiben soll, daher auch allgemeine Rechtslehre heissen kann. Jene gehören zur „Politik“ als einer Lehre vom richtigen (naturrechtlich begründeten, also rechtmässigen), aber auch vom guten oder besten Staate, von den Mitteln, ihn zu schaffen, auszubilden und zu erhalten.

20. Man kann das Naturrecht des Hobbes nur richtig verstehen, wenn man erkennt, dass es mit der Politik in diesem Sinne verkoppelt, ja beinahe verschmolzen ist. Erst dann tritt es klar hervor, wie jene naturrechtliche Theorie Vorbild einer „analytischen Jurisprudenz“ werden konnte, deren Arbeit, wie sie von Bentham und ausgeführt von Austin in England geleistet wurde, bewusst an die des Hobbes anknüpft. Freilich auch Bentham vorzugsweise als politischer Denker, der er immer in erster Linie ist; Austin gelegentlich auch als solcher, aber hauptsächlich als Jurist. Austin's Lehre will die Wissenschaft des positiven Rechts sein. Er geht nicht von einer Theorie des Staates aus, sondern er will — ganz wie Hobbes ursprünglich — durch Analyse finden, was Gesetz, was Recht, was Pflicht sei, d. h. wie sie begrifflich im juristischen Sinne zu bestimmen. Die Auflösung bringt ihn auf den Begriff der unabhängigen politischen Gesellschaft und zugleich auf den der Souveränität, indem er positiv behauptet, innerhalb jeder Gesellschaft, die nicht gewohnheitsmässig einer anderen gehorche, finde sich eine Einzel- oder Kollektivperson, der gewohnheitsmässig vom Gros dieser Gesellschaft Gehorsam erwiesen werde, und diese



bestimmte Person sei der Souverän — er sei mit derselben Sicherheit in einer politischen Gesellschaft anzutreffen, wie der Schwerpunkt in einer materiellen Masse. In welcher Gestalt immer die Souveränität auftreten möge, sie habe ein beständiges Merkmal: den Besitz unwiderstehbarer Gewalt, die Macht zu zwingen. Das Theorem ist eingeständlich aus der Lehre des Hobbes erwachsen; und in der Anwendung kommen sie überein. Aber methodologisch sind sie verschieden, ja entgegengesetzt. Wenn Hobbes selber berichtet, er sei im Denken von der Analyse ausgegangen, so ist doch sein Verfahren, ist seine Darstellung durchaus synthetisch, und dies gelangt auch in den Namen seiner Werke zu deutlicherem Ausdruck, wenn er — anfangs das Recht oder Gesetz, dann den Bürger, endlich — „die Materie, Form und Macht eines Gemeinwesens“ oder den Leviathan auf die Fahne schreibt. Er findet nicht die Souveränität heraus als Wirklichkeit, als Ursache geltenden Rechtes, sondern er setzt sie als Idee, als begriffliche Notwendigkeit, als Gegensatz gegen den Begriff des Streites: hier viele Willen und allgemeiner Hader — dort ein Wille und Friede durch diesen einen Willen, durch das Gesetz, dessen Urheber und Verwalter er ist. Die Bedeutung, welche dieser Gegensatz alsbald in Anspruch nimmt: dass der gesicherte Friedenszustand für den vernünftigen Menschen bei weitem vorzuziehen, ist für seinen begrifflichen Wert sekundär; darin kein Unterschied von der analytischen Behandlung. Er kommt auch in dem logischen Postulat mit dieser überein: dass alles geltende Recht in nur einem Staate insofern gilt, als der Souverän — der souveräne Herr oder die souveräne Versammlung — es will, nur darum gilt, weil er es will; alles Gewohnheitsrecht und solche Systeme, wie das englische Common Law, werden von Austin, wie von Hobbes — Sir H. Maine hebt es richtig hervor (*Early History of Institutions* p. 363) — nach der Regel beurteilt, „die von vitaler Bedeutung für ihre Denkweise ist“: „Alles was der Souverän gestattet, das befiehlt er“. „Sie befehlen es“, so heisst es bei Maine weiter, von den Inhabern souveräner Gewalt, „weil sie der Annahme nach im Besitze unumschränkter Macht, in jedem Augenblick es verändern können“: Zulassung eine Form des Wollens, wo die vollkommene Fähigkeit vorhanden ist, durch Nichtzulassung zu vernichten; Schweigen, — wie Hobbes es ausdrückt — Beweis der Zustimmung. Auch Hobbes hält — besonders in L. — für geboten, seine Theorie solchen Erfahrungen anzupassen. Für die Theorie selber gibt es nur den einen normalen Ausdruck des Recht schaffenden Staatswillens: das Gesetz. Gewohnheits-



recht ist wesentlich Anomalie. Bei Austin hingegen stehen die empirischen Tatbestände im Vordergrund; er abstrahiert daraus, indem er zusammenfügt, was er als wesentliche Merkmale darin gefunden hat. Die Abstraktion des Hobbes ist konstruktiv. Er will den ideellen Typus darstellen — dass er zugleich Ideal bedeutet, ist wiederum sekundär, es gehört in die Politik —; darum lässt er sich durch die Erfahrung nicht irre machen. „Es gibt Leute, die behaupten, es gebe keine Gründe oder Prinzipien der Vernunft, jene wesentlichen Rechte, welche die Souveränität absolut machen, zu stützen. Denn, wenn es sie gäbe, so wären sie an der einen oder anderen Stelle angetroffen worden; während wir doch sehen, es ist bisher noch kein Gemeinwesen gewesen, wo diese Rechte anerkannt oder in Anspruch genommen wurden. Dies ist ein so schlechtes Argumentiren, als wenn die Wilden in Amerika leugnen wollten, es gebe Vernunft-Gründe oder Prinzipien, um ein Haus so zu bauen, dass es so lange dauert wie das Material, weil sie noch nie ein so gut gebautes gesehen haben. Zeit und Arbeit bringen alle Tage neue Erkenntnis hervor. Und wie die Kunst gut zu bauen aus vernünftigen Grundsätzen, die von tüchtigen Leuten beobachtet wurden, hergeleitet ist; wie diese lange die Beschaffenheit des Materials, und die verschiedenen Wirkungen von Figuren und Verhältnissen studiert haben, nachdem die Menschen viel früher in armseliger Weise angefangen hatten zu bauen; ebenso können, lange nachdem die Menschen begonnen haben, Gemeinwesen einzurichten, unvollkommene, und geneigt, in Unordnung zurückzufallen, können, sage ich, durch emsiges Nachdenken, Grundsätze der Vernunft ausfindig gemacht werden, um ihren Bestand dauernd zu machen, ausgenommen durch Gewalt von aussen her. Und solche Grundsätze sind es, die ich in diesem Traktate vorgelegt habe; ob sie nun denen, die die Macht haben, sie zu gebrauchen nicht zu Gesicht kommen, oder von ihnen vernachlässigt werden, trifft mein persönliches Interesse, in den heutigen Zeitläufen, sehr wenig.“ (L. P. II. 30 E. III p. 325; in der lateinischen Ausgabe fehlt der letzte Satz.) Daran knüpft der Schluss dieses zweiten Abschnittes von L. — anscheinend bestimmt gewesen, das ganze Werk zu beschliessen — an: „Wenn ich nun erwäge, wie verschieden diese Doktrin ist von der Praxis des grössten Theiles der Welt, insbesondere dieser westlichen Teile, die ihre Moral von Rom und Athen gelernt haben; und wie viel Tiefe der Moralphilosophie erfordert wird bei den Verwaltern souveräner Macht; so bin ich auf dem Punkte zu glauben, dass diese

meine Arbeit so nutzlos ist wie die Republik des Plato. Denn auch er ist der Meinung, dass es unmöglich sei, die Unordnungen des Staates, die Verfassungsänderungen durch Bürgerkriege, jemals abzuschaffen, bis die Souveräne Philosophen seien. Wenn ich aber wiederum erwäge, dass die Wissenschaft der natürlichen Gerechtigkeit die einzige Wissenschaft ist, die wirklich notwendig ist für Souveräne und ihre ersten Diener; und dass sie nicht belastet zu werden brauchen mit den mathematischen Wissenschaften, wie sie durch Plato werden (ausser dass sie durch gute Gesetze das Studium dieser Wissenschaften befördern sollten); und dass weder Plato, noch ein anderer Philosoph bisher, alle Theorien der Morallehre in Ordnung gebracht und auf genügende oder probable Weise erhärtet hat, so dass die Menschen davon lernen können, wie zu regieren und wie zu gehorchen — dann schöpfe ich wieder einige Hoffnung, es möge heute oder später, diese meine Schrift in die Hände eines Souveräns fallen, der sie persönlich in Erwägung zieht (denn sie ist kurz und wie ich meine klar), ohne die Hülfe eines interessierten oder neidischen Auslegers; und der durch Ausübung vollkommener Souveränität im Schutze der öffentlichen Unterweisung in dieser Lehre, die Wahrheit ihrer Spekulation in den Nutzen der Praxis verwandeln werde.“ (E. III 357 s. In der lateinischen Ausgabe (L. III, 263 s.) werden neben Platos Staat auch die Utopia, die Atlantis „und ähnliche Spielereien des Geistes“ herangezogen, übrigens ist die Stelle zusammengezogen, es wird aber (1668) nicht ohne Bedeutung darauf hingewiesen, dass die Vertreter entgegengesetzter Lehren nicht einmal, nachdem sie durch Bürgerkrieg gestraft worden, bekehrt seien.) — Alles dies betrifft nun freilich näher die Politik. Es wird hier aber angeführt, um zu beweisen, wie sehr sich Hobbes des ideellen und synthetischen Charakters auch seiner Rechtslehre bewusst geworden war. Es ist der Schlüssel zu ihrem Verständnisse als eines absolut rationalistischen Systems. Das Gesetz ist die normale weil rationale Rechtsquelle. Von der unermessbaren Tätigkeit moderner Gesetzgebungen konnte man zu jener Zeit keine Ahnung haben; aber ihre ideelle Voraussetzung ist die Souveränität der gesetzgebenden Gewalt, die niemand vor Hobbes (auch Bodin nicht) begriffen und festgelegt hat. Hobbes denkt wie die aufgeklärten Monarchen, denen er überhaupt das Programm vorgezeichnet hat, zunächst nur an Kodifikationen. Die englische Unterscheidung von gemeinem Recht und statutarischem Recht musste ihm sinnlos vorkommen; der wahre Grund beider ist, wie er in

dem posthumen Dialog (zwischen einem Philosophen und einem „des gemeinen Rechts Beflissenen“) ausführt, ihr Sinn, ihre Zweckmässigkeit, ihre Vernunft; der Unterschied ist historisch begründet, nicht sachlich. In neuester Zeit erst zieht die englische Jurisprudenz die Konsequenzen dieser Ansicht, durch Fusion dieser beiden Massen von Privatrecht. Hobbes spricht sich, in jenem leider Fragment gebliebenen Werke, auch für ein Grundbuch und für Kodifikation des Strafrechts, die in England zuletzt 1871 vergebens unternommen wurde, aus. — Sir H. Maine erblickt in diesen 3 Voraussetzungen einen höchst erstaunlichen Beweis für die Reinigung des Gehirns, die das System zu bewirken vermöge (l. c. p. 397). Was aber den Inhalt des Privatrechts betrifft, so kann kein Zweifel bestehen — obgleich Hobbes nur Andeutungen darüber macht — dass er, gleich seinen Nachfolgern, den Naturrechtslehrern, die individuelle Freiheit und das individuelle Eigentum als dessen Grundlagen gedacht hat, wie sie also im jüngeren römischen Rechte, unter dem Einflusse des Jus Gentium, das dem freien Handelsverkehr diene, der Naturalis Ratio und der stoischen Lehre vom Aequum und Bonum del., in annähernder Vollkommenheit gestaltet waren.

## Dantes Philosophie des Eigentums.

Von

**Anton von Kostanecki,**

o. Professor der Nationalökonomie an der k. k. Technischen Hochschule in Lemberg.

(Schluss.)

### VI.

#### Eigentumspolitik.

Gegen Ende seiner im Paradiso beschriebenen Himmelfahrt, im Momente, wo er sich in die vorletzte, achte Sphäre aufschwingt, wirft Dante einen Blick auf die Bahn, die er bereits durchlaufen hat, und wird durch die Winzigkeit des Erdballs zu einem Lächeln sowie zu einer weltflüchtigen Betrachtung veranlasst.<sup>126)</sup>

126)

„Col viso ritornai per tutte quante  
Le sette spere, e vidi questo globo  
Tal, ch'io sorrisi del suo vil sembiante;  
E quel consiglio per migliore approbo  
Che l'ha per meno; e chi ad altro pensa,  
Chiamar si puote veramente probo“. Par. XXII v. 133—138.

So sehr nun aber die an dieser Stelle zutage tretende Melodie in gewissem Sinne das Leitmotiv des *Paradiso* abgibt, so ist sie keineswegs die hier allein herrschende, und ihre Fortspinnung wird, mit bewusster künstlerischer Absichtlichkeit, gerade im Zentrum des Gedichtes ebenso nachdrücklich als nachhaltig unterbrochen: Die in den Gesängen XV, XVI und XVII gebrachte Erzählung Cacciaguidas, die, im siebzehnten Gesange, bezeichnenderweise das mit den Verhältnissen seiner Heimat so eng verflochtene persönliche Schicksal Dantes behandelt, schildert zunächst, im fünfzehnten und im sechzehnten Gesange, einen Gegenstand, der auf dem „winzigen Erdball“ kaum einem Sandkorn gleichen konnte, den aber Dante auch von den Sternen aus ganz genau sieht — sein kleines Florenz.

Denn es ist sein Florenz, das Florenz Dantes, von dem sein Urahn Cacciaguida spricht. Allerdings scheint ja dieser nicht das Gegenwärtige, sondern das längst Vergangene, nicht das Florenz um 1300, sondern dasjenige vor 1150 auszumalen, allerdings scheint er die gute alte Zeit preisen zu wollen, die er aus eigener Anschauung gekannt hat. Indessen geht doch der Sinn überall dahin, dass das, was früher zu finden war, jetzt nicht mehr da ist, und dass das, was früher nicht zutraf, jetzt leider der Fall ist. Überall handelt es sich um eine indirekte und insofern nur umso energischere Hindeutung auf das gegenwärtig, d. h. um 1300 Bestehende. Aus jedem Worte klingt wie ein Seufzer und der Ausruf: „Warum ist es heute so ganz anders als einstmals!“ heraus.

In Cacciaguidas wunderbarer Elegie findet sich Dante mit den zeitgenössischen Verhältnissen seiner Heimat, die er hier zum letzten mal und am ausführlichsten diskutiert, ganz endgültig ab. Und man sieht, dass diese Heimatstadt für ihn die Welt bedeutet, denn, über sie urteilend, gibt er, was die Gestaltung der irdischen Dinge angeht, sein Kredo und sein Testament schlechtweg.

Im fünfzehnten Gesange wird allerdings die idyllische Einfachheit des Vergangenen in einer Reihe von Bildern vorgeführt, die uns zum Aufsuchen von abstrakten Gedanken, an sich betrachtet, nicht einladen, die uns vielmehr ganz und gar durch ihre Schönheit, durch ihre starke Anschaulichkeit fesseln: Florenz, noch durch die alte enge Stadtmauer umzingelt, stand damals friedsam und mässig und schamhaft.<sup>127)</sup> Angesehene, ja leitende florentinische Bürger

127)

„Firenza, dentro dalla cerchia antica  
Ond'ella toglie ancora e terza e nona,  
Si stava in pace, sobria e pudica“.

Par. XV v. 97—99.

(Wer denkt hier nicht an Wagners Hans Sachs-Monolog:



befleissigten sich in ihrer Kleidung der grössten Bescheidenheit, indem sie Gürtel aus Leder und Bein trugen und davon Abstand nahmen, ihren Pelz mit einem kostbaren Stoffe zu bedecken. Angesehene Bürgersfrauen waren aber sittsam und häuslich. Sie bemalten, wenn sie sich vor dem Spiegel schmückten, die Gesichter nicht und verbrachten die Zeit entweder an der Wiege des Kindes — ihm jene Liebesworte zuflüsternd, an welchen sich, noch vor dem Kinde, Vater und Mutter ergötzen —, oder aber bei Spindel und Rocken. Dabei plauderten sie dann mit ihren Familien von alten und ehrwürdigen Legenden, von den Trojanern, Fiesole und Rom. Und so war Florenz, wegen des behaglichen und schönen Lebens, das man dort lebte, wegen der treuen Bürgerschaft, von welcher man sich umgeben wusste, ein gar süßes Heim.<sup>128)</sup>

Indessen wechseln diese Schilderungen der früheren Einfachheit mit Hinweisen auf den damals unbekannten, aber jetzt allgemein verbreiteten Luxus ab, und diese Hinweise verraten mit allergrösster Deutlichkeit, dass hier ein abstrakter Gedanke hineinspielt. Wenn nämlich als Prototyp eines Luxus treibenden Florentiners aus der Danteschen Periode der Richter Lapo Salterello genannt wird,<sup>129)</sup> dessen Aufwand, wie wir aus den Kommentaren wissen, über die

„Wie friedsam treuer Sitten,  
getrost in Tat und Werk,  
liegt nicht in Deutschland's Mitten  
mein liebes Nürenberg!“

128)

„Bellincion Berti vid'io andar cinto  
Di cuoio e d'osso, e venir dallo specchio  
La donna sua senza il volto dipinto;  
E vidi quel de' Nerli e quel del Vecchio  
Esser contenti alla pelle scoperta,  
E le sue donne al fuso ed al pennecchio.

.....  
L'una vegghiava a studio della culla;  
E, consolando, usava l'idioma  
Che pria li padri e le madri trastulla:  
L' altra, traendo alla rócca la chioma,  
Favoleggiava con la sua famiglia  
De' Troiani, di Fiesole e di Roma.

.....  
A così riposato, a così bello  
Viver di cittadini, a così fida  
Cittadinanza, a così dolce ostello  
Maria mi diè, chiamata in alte grida.“

Par. XV v. 112—117, 121—126, 130—133.

129)

„Saria tenuta allor tal maraviglia  
Una Cianghella, un Lapo Salterello,  
Qual or saria Cincinnato e Corniglia.“

Par. XV v. 127—129.

durch seinen Stand vorgezeichneten Grenzen unbedingt hinausging,<sup>130)</sup> und wenn ferner angedeutet wird, dass, in derselben Periode, es in Florenz „leere Häuser“, d. h. den wirklichen Bedarf des Besitzers und seiner Familie bei weitem übersteigende Paläste gegeben habe, deren Ausstattung eine sardanapalische, eine ganz einfach unsinnige war,<sup>131)</sup> so muss schon alles dies den Eindruck hervorrufen, dass Dante nur einen durch den vernünftigen, standesgemässen Bedarf normierten Aufwand als berechtigt erachte, dass er ein im höchsten Grade subjektives, persönliches Aufwandsmass verkünde. Und dieser Eindruck wird durch eine andere, schon vorher eingeschobene Bemerkung bestätigt. Gleich nach der Stelle, die die Friedlichkeit, Mässigkeit und Schamhaftigkeit des alten, von dem engen Mauergehege umzingelten Florenz nachrühmt, wird nämlich ganz ausdrücklich gesagt, dass es damals — eben im Gegensatze zu jetzt — weder eitel herausgeputzte Frauen noch auch kostbare Armbänder, Diademe oder Gürtel gegeben habe, Gürtel die sehenswerter wären „che la persona,“ als die Person selbst.<sup>132)</sup>

Schliesslich steht also Dante auf dem Standpunkt, dass ein Aufwand, der über das durch die Person bestimmte Ausmass hinausgeht, als verwerflich betrachtet werden müsse, und es ist gut, sich diese Tatsache zu vergegenwärtigen, bevor man den Gehalt des nachfolgenden Gesanges, des sechzehnten würdigt.

Auch hier wird auf der einen Seite nur Konkretes gegeben: Cacciaguida erzählt von bedeutenden Florentiner Geschlechtern, die untergegangen sind, deren Andenken bereits verwischt ist, und deren Blütezeit er einst miterlebt hat. Er erzählt von ihnen, ohne es zu verschweigen, dass manche durch ihren Stolz zugrunde gerichtet worden sind<sup>133)</sup> und so verdientermassen von dem Schauplatze ihrer früheren Wirksamkeit verschwanden. Aber er erzählt, trotz alledem, mit einer offenbaren Sympathie und Rührung. Nachdem er, zunächst, der melancholischen Idee Ausdruck gegeben hat,

130) Scartazzini, Ausgabe der D. C. Kommentar zu Par. XV v. 128.

131) „Non avea case di famiglia vote;  
Non v'era giunto ancor Sardanapalo  
A mostrar ciò che in camera si puote,“

Par. XV v. 106—108.

S. auch Scartazzinis Kommentar zu v. 106.

132) „Non avea catenella, non corona,  
Non donne contigiate, non cintura  
Che fosse a' veder più che la persona.“

Par. XV v. 100—102.

133) „Oh, quali io vidi quei che son disfatti  
Per lor superbia! . . . . .“

Par. XVI v. 109/10.

dass Geschlechter, wie alles in der Welt, ihr Ende finden, dass Menschliches — mag dies auch dem Einzelnen bei der Kürze seines Lebens verborgen bleiben — durchweg dem Tode unterliege, wie die Menschen selber,<sup>134)</sup> gibt er eine sehr weit ausgespinnene, mit den Worten: „Ich sah . . .“ beginnende Aufzählung, die einen Namen samt den mit ihm verknüpften Reminiszenzen an den anderen reiht.<sup>135)</sup> Und alles dies — darüber kann der Ton der Erzählung keinen Zweifel übrig lassen — wird in dem Vertrauen vorgebracht, dass der zuhörende Dante oder in Wirklichkeit der zeitgenössische Leser die Namen als klangvoll und die Reminiszenzen als inhaltschwer empfinden werde. Ja dieser Leser sollte nach der offenbaren Absicht des Dichters ein Stück florentiner Geschichte vor seinen Augen vorbeiziehen sehen, er sollte vor deren einstigen Führern und Trägern sein Haupt neigen, sollte vor ihnen in Ehrfurcht erschauern. Und dementsprechend wird, noch zum Schluss, von Cacciaguida hervorgehoben, dass er mit diesen Leuten und anderen ihnen ähnlichen ein ruhiges Leben gelebt habe, und dass, mit ihnen, das florentiner Volk berühmt und gerecht war.<sup>136)</sup>

Indessen gibt es auch hier abstrakt angehauchte Ausführungen, die übrigens nicht ganz unerwartet sich einfinden, sondern an eine ihnen gar weit vorauseilende Stelle sehr lebhaft erinnern. Denn schon im Inferno klagt Dante darüber, dass „neue Leute“ (*gente nuova*) die Verhältnisse in Florenz im schlimmen Sinne beeinflussen.<sup>137)</sup> Hier aber lässt er seinen Ahnen auf diese neuen Leute — als eine Antithese zu den gefeierten alten Geschlechtern — zurückkommen und lässt ihn einen nicht minder abfälligen Urtheilsspruch verkünden. Die Bürgerschaft von Florenz, sagt Cacciaguida, ist jetzt eine gemischte, war aber zu seiner Zeit bis zum letzten Handwerker ganz

134) „Le vostre cose tutte hanno lor morte,  
Sì come voi; ma celasi in alcuna  
Che dura molto; e le vite son corte!“

Par. XVI v. 79—81.

135) Par. XVI v. 88—147.

136) „Con queste genti, e con altre con esse,  
Vid' io Fiorenza in sì fatto riposo,  
Che non avea cagion onde piangesse:  
Con queste genti vid' io glorioso  
E giusto il popol suo tanto, che il giglio  
Non era ad asta mai posto a ritroso,  
Nè per division fatto vermiglio.“

Par. XVI v. 148—154.

137) „La gente nuova, e i sùbiti guadagni,  
Orgoglio e dismisura han generata,  
Fiorenza, in te, sì che tu già ten piagni!“

Inf. XVI v. 73—75.

rein.<sup>138)</sup> Und wäre es denn nicht besser, diejenigen, die das Mischungselement ausmachen — die nicht von den Urflorentinern Abstammenden, die Zugewanderten, mit einem Worte die neuen Leute — unter Nichteinbeziehung ihrer Heimatsorte in das Stadtgebiet als blosse Nachbarn zu behandeln, als sie bei sich zu haben und stets ihren Gestank zu ertragen?<sup>139)</sup> Sicherlich wäre das Stadttinnere gerechter, wäre es nur von diesen Ankömmlingen frei.<sup>140)</sup> Auch hat das Unglück schon mancher Stadtgemeinde in ganz derselben Weise begonnen. Denn wie dem Körper die übermässige Speisezuführung, so tut einem Gemeinwesen das Durcheinander der Personen (*confusione delle persone*) nicht wohl.<sup>141)</sup>

Während also im fünfzehnten Gesange die Person in quantitativer Beziehung in Betracht kommt — wie erinnerlich, wird dort der über das Ausmass der Person hinausgehende Aufwand verurteilt —, wird sie im sechzehnten Gesange in qualitativer Beziehung herangezogen: Das Durcheinander der Personen, die Vermischung der erbeingesessenen Bevölkerung mit minderwertigen, zugewanderten Menschen wird gebrandmarkt.

Nun lässt sich aber leicht nachweisen, dass Dante nicht bloss gegen den übermässigen Aufwand, sondern ebenso gegen dessen Grundlage, die übermässigen Vermögen polemisiert, und dass er die Pfeile, die er gegen die neuen Leute abschießt, insbesondere auch gegen ihre Vermögen richtet; es lässt sich nachweisen, dass er in den beiden aufeinander folgenden Gesängen etwas Einheitliches, die, sei es nun quantitative, sei es qualitative, Inkongruenz von Vermögen und Person behandelt.

Denn im fünfzehnten Gesange wird die luxuslose alte Zeit von Cacciaguida nun auch darum gepriesen, weil damals die floren-

138) „Ma la cittadinanza, ch'è or mista  
Di Campi, di Certaldo e di Figghine,  
Pura vedeasi nell' ultimo artista.“

Par. XVI v. 49—51.

139) „O quanto fora meglio esser vicine  
Quelle genti ch'io dico, ed al Galluzzo  
Ed a Trespiano aver vostro confine,  
Che averle dentro, e sostener lo puzzo  
Del villan d'Aguglion, di quel da Signa.“

Par. XVI v. 52—56.

140) „Ed ancor sarià Borgo più quieto,  
Se di nuovi vicin fosser digiuni.“

Par. XVI v. 134/5.

141) „Sempre la confusion delle persone  
Principio fu del mal della cittade,  
Come del corpo il cibo che s'appone.“

Par. XVI v. 67—69.



tinier Bürgerfrauen noch nicht Frankreichs wegen von ihren Ehemännern verlassen wurden.<sup>142)</sup> Es wird also ganz deutlich auf die Tatsache angespielt, dass es sich in der Gegenwart durchaus anders verhalte, und diese Anspielung ist ausserordentlich vielsagend, denn nicht Vergnügungs halber, sondern um Handels- und Bankgeschäfte zu betreiben, pflegten die Florentiner, zu Dantes Zeit, sich nach Frankreich zu begeben, von dorthier holten sie den grössten Teil ihrer Geschäftsgewinne, von dorthier holten sie ihre Vermögen.<sup>143)</sup> Aber alles dies findet bei dem *laudator temporis acti* keinen Beifall. Er kommt über den Umstand, dass solche Reisen die frühere Idylle zerstört haben, dass die durch sie hervorgerufenen Vermögensanhäufungen an die Stelle der einstmaligen Einfachheit den Luxus setzten, unmöglich hinweg.

Andererseits werden aber, im sechzehnten Gesange, die neuen Leute immer wieder als diejenigen hingestellt, die nach gewinnbringenden Geschäften Ausschau halten,<sup>144)</sup> die, nachdem sie florentiner Bürger geworden sind, Handels- und Wechselgeschäfte treiben, obwohl es besser wäre, wenn sie in ihren Heimatsorten dem Hausierhandel nachgehen würden, wie es dort ihre Vorfahren einst taten.<sup>145)</sup> Und auch die illustrationsweise angeführten Eigennamen sagen uns ganz dasselbe. Wenn nämlich, um nur eines zu erwähnen, unter anderen auch die Cerchi,<sup>146)</sup> die Inhaber eines der bedeutsamsten Bankhäuser des damaligen Florenz genannt werden, so beweist das wiederum, dass gerade die geschäftliche Betätigung der neuen Leute, möge sie auch von dem allergrössten Erfolge gekrönt sein, als etwas recht Unliebsames angesehen und mit der deutlich erkennbaren Begründung verurteilt werde: Es ist nicht gut, wenn solche Menschen zu Vermögen kommen.

Zu grosse Vermögen und Vermögen in schlechten Händen, so könnte man, ganz kurz, Cacciaguidas Klagen wiedergeben. Und wenn ich dies oben als „Inkongruenz“ von Vermögen und Person formuliert habe, so kann ich jetzt, positiv, hinzufügen: Was Dante,

142) „O fortunate! Ciascuna era certa  
Della sua sepoltura, ed ancor nulla  
Era per Francia nel letto deserta.“

Par. XV v. 118—120.

143) s. Scartazzinis Ausgabe der D. C., Kommentar zu Par. XV v. 120.

144) „Che già per barattare ha l'occhio aguzzo!“

Par. XVI v. 57.

145) „Tal fatto è fiorentino e cambia e merca,  
Che si sarebbe volto a Semifonti,  
Là dove andava l'avolo alla cerca.“

Par. XVI v. 61—63.

146) Par. XVI v. 65.

durch den Mund Cacciaguidas, als sein ausgesprochenes Ideal verkündet, das ist die Kongruenz von Vermögen und Person. Sie möchte er der Vermögensbildung zur Richtschnur geben, in ihrem Sinne möchte er die Vermögenspolitik betreiben.

Diese Vermögenspolitik ist aber auch Eigentums politik. Denn zur Zeit Cacciaguidas waren die Vermögen der alten Geschlechter im Wesentlichen noch nicht Erwerbsvermögen — diese herrschen erst zur Zeit Dantes vor und werden, implizite, durch die Ausfälle gegen den kaufmännischen und den bankmässigen, mit einem Worte gegen den geschäftlichen Erwerb der Florentiner im allgemeinen sowie der neuen Leute im besonderen<sup>147)</sup> mit getroffen —, sondern Besitzvermögen, so dass Vermögen und Besitz oder bestimmter Vermögen und Eigentum, vor allem Immobiliareigentum, damals zusammenfielen, und dass das jener Zeit entnommene Ideal „Kongruenz von Vermögen und Person“ das Ideal „Kongruenz von Eigentum und Person“ mit einschliesst.

Letzteres mochte sich aber Dante, der ja als geltendes Recht das römische vor Augen hatte, auch als solches, auch explizite aufdrängen. Denn die römischrechtlichen Rechtsregeln: „Zweien zugleich kann das Eigentum oder der Besitz nicht angehören“,<sup>148)</sup> „Soweit das Eigentum in Betracht kommt, kann das, was mein ist, nicht eines andern sein“,<sup>149)</sup> „Wenn das Urteil besagt, dass eine Sache mein sei, so besagt es zugleich, dass sie nicht jenes anderen sei“,<sup>150)</sup> usw. verknüpfen zwar das Eigentum mit der Person, aber nur mit irgendeiner Person, so dass sie die Eigentumsmobilisierung nicht erschweren, sondern gerade begünstigen müssen. Und es ist sattsam bekannt, wie eben die so begünstigte Eigentumsmobilisierung — das Losschlagen des den alten florentiner Geschlechtern gehörigen Grundbesitzes an neue Leute — die Vermögensverschiebung zwischen jenen und diesen sowie die Bildung übermässiger Erwerbsvermögen beförderte, wie sie bei den Vorgängen, die Dante so unsympathisch berühren, in hohem Masse mitwirkte, wie sie mitunter die Hauptrolle spielte.<sup>151)</sup> Da konnte also das direkte Gegenteil

<sup>147)</sup> Ueber die neuen Leute und ihre Erwerbstätigkeit s. den schönen Aufsatz von del Lungo: „La gente nuova di Firenze“ in „Dante ne'tempi di Dante.“ Bologna 1888. S. 3—102.

<sup>148)</sup> *Duorum quidem in solidum dominium vel possessio esse non potest.* 5 § 15 D de comm. 13, 6.

<sup>149)</sup> „In proprietatis quaestione quod unius est alterius non est.“ 30 § 1 D de exc. rei jud. 44, 2.

<sup>150)</sup> „Nam cum iudicatur, rem meam esse, simul iudicatur illius non esse.“ 40 § 2 de procura 3, 3.

<sup>151)</sup> S. del Lungo l. c. S. 41, 44, 61, 77 usw. Ferner Davidsohn, Geschichte von Florenz. Zweiter Band, II. Teil. Berlin 1908. S. 402/3, 412 und 416.

der Eigentumsmobilisierung, die Verknüpfung des Eigentumes nicht mit irgend einer, sondern mit einer ganz bestimmten Person, die in quantitativer und in qualitativer Beziehung vollkommen zur Geltung käme, sehr wohl als das Angezeigte erscheinen, da konnte das Ideal „Kongruenz vom Eigentum und Person“ ganz spontan, nach Massgabe des einfachen Kontrastverhältnisses, zum Vorschein kommen.

Aber auch dieses ist noch nicht alles. Zu dem in Rede stehenden Ideal konnte nicht bloss ein indirekter, sondern auch ein direkter Weg geleiten. Ein Weg, der von gewissen thomistischen Anschauungen ausging.

Wenn nämlich Thomas von Aquin, um das Eigentum zu rechtfertigen, unter anderem auch geltend macht, dass ohne Eigentum sich jeder um alles kümmern müsste und sich daraus eine confusio ergeben würde,<sup>152)</sup> so lässt sich der Dantesche Gedanke, wonach — um eine sonst drohende confusio delle persone zu verhindern — das Vermögen bezw. das Eigentum der Qualität, der Würdigkeit der Person adäquat bleiben solle, als eine eigenartige Transposition seines Satzes ansehen und begreifen. Im Unterschiede von Thomas beschäftigt sich eben Dante nicht mit der für ihn undiskutablen, weil seiner Meinung nach axiomatisch feststehenden Eigentumsinstitution an sich, sondern mit der konkreten Eigentumsgestaltung. Gleich Thomas von Aquin ist er aber der Ansicht, dass das Eigentum der gesellschaftlichen confusio entgegenzuwirken bestimmt sei, und so verlangt er eine Eigentumsgestaltung, die eine spezifische, von Thomas nicht mehr ins Auge gefasste Sonderart der confusio — das Durcheinander ungleichwertiger Personen — zu paralysieren geeignet wäre; er verlangt, dass das Eigentum der Person, in qualitativer Hinsicht, kongruent sei.

Wenn aber, andererseits, Thomas von Aquin das grundsätzlich gerechtfertigte Eigentum doch einschränkt, wenn er die dringende Forderung aufstellt, dass der Mensch allein soviel als seiner persönlichen Lebenslage, seiner condicio entspreche, im vollen Sinne des Wortes sein Eigen nenne und alles Übrige zu Gunsten anderer,

---

152) „Respondeo dicendum, quod circa rem exteriorem duo competunt homini; quorum unum est potestas procurandi et disponendi, et quantum ad hoc licitum est quod homo propria possideat. Est etiam necessarium ad humanam vitam propter tria . . . . . Alio modo quia ordinatius res humanae tractantur, si singulis imminet propria cura alicuius rei procurandae; esset autem confusio, si quilibet indistincte quaelibet procuraret.“ Summa. II, 2 q. 66 art. 2c.

zur Spendung von Almosen an seine armen Mitmenschen verwende,<sup>153)</sup> so glaubt man darin das unverkennbare Urbild der Danteschen Gleichung zwischen dem Vermögen bezw. dem Eigentume und dem persönlichen Bedarf zu erblicken. Nur dass Dante, was sehr bezeichnend erscheint, die wenn auch nur moralische Einschränkung des Eigentumes ganz entschieden ausschaltet, und dass er, eine durchaus uneingeschränkte Eigentumsinstitution voraussetzend, wiederum nur eine konkrete Eigentumsgestaltung — im Sinne der nunmehr quantitativen Kongruenz von Eigentum und Person — herbeisehnt.

Schliesslich gelangt man also zu dem Ergebnis, dass, für beide Teilmomente der Danteschen Eigentumspolitik, gewisse entwicklungsgeschichtliche Anknüpfungspunkte wohl nachweisbar seien. Und somit wird man jene Eigentumspolitik, gleich der Eigentumstheorie, als etwas der Eigentumsidee gegenüber Primäres auffassen und demgemäss sagen dürfen: Diese Eigentumsidee ist nichts anderes als eine Schlussfolgerung, zu der Dante auf Grund von zwei Prämissen, seiner Eigentumstheorie und seiner Eigentumspolitik, gelangt ist. Denn wenn Eigentum und Person sowohl hinsichtlich der Realität (der Frage ob sie sind) als auch hinsichtlich der Modalität (der Frage wie sie sind) einander gleich sind — jenes ist ja der Sinn des Satzes: „Kein Eigentum ohne Person, keine Person ohne Eigentum“, und dies das Postulat, das das Ideal „Kongruenz von Eigentum und Person“ verkündet—, dann sind sie, allerdings, schlechtweg gleich, dann sind sie, wie es Dante mit bewundernswerter Folgerichtigkeit erkannt hat, *i d e n t i s c h*.

Damit erscheint aber die Aufgabe, die ich mir am Ende des vierten Kapitels gestellt habe, die Erklärung der Eigentumsidee, als einer entwicklungsgeschichtlichen Unbekannten, aus der Eigentumstheorie und der Eigentumspolitik als etwas in entwicklungsgeschichtlicher Beziehung Bestimmbarem — ganz gelöst, und es fragt sich nur, wie man sich das Verhältnis der erklärungs halber herangezogenen Faktoren, eben das Verhältnis der Eigentumstheorie und der Eigentumspolitik, wohl vorstellen solle.

In dieser Hinsicht muss man aber unbedingt annehmen, dass Dante zunächst seine Eigentumspolitik und erst dann, als ein symmetrisches Gegenstück, seine Eigentumstheorie geformt habe. Und man muss es angesichts der Tatsache, dass, während diese Eigentumstheorie als etwas zeitlich völlig Farbloses sich darstellt

<sup>153)</sup> Dies ist der praktische Sinn des thomistischen Satzes: „Non debet homo habere res exteriores ut proprias, sed ut communes“ (Summa II, 2, q. 66 a. 2 c), wie sich insbesondere aus der längeren Ausführung über das Almosengeben Summa II, 2 q 32 a 6 mit Klarheit ergibt.



— ihre Verwandtschaft mit einer bestimmten Gruppe moderner Eigentumstheorien, den sog. Persönlichkeitstheorien, ist ja unverkennbar — die Eigentumspolitik ein zeitliches Kolorit von allergrösster Stärke aufweist. Von einer Stärke, die etwas durchaus Urwüchsiges verrät, und die den Eindruck aufzwingt: Das Übrige ist bloss Ausbau, doch hier liegt der Grundstein!

Demgegenüber ist es aber geboten, das zeitliche Kolorit, von dem ich eben gesprochen habe, so bestimmt als möglich herauszuarbeiten, und es ist merkwürdig: Dante selber — in gewissen, mit unserem Thema scheinbar ganz ausser Zusammenhang stehenden Visionen des Inferno — bietet hier die Hand. Er verrät, wie ich nunmehr in einem kurzen Schlusskapitel zeigen möchte, an welche zeitgenössischen Vorgänge er bei der Absteckung seiner Eigentumspolitik, oder vielmehr der diese einschliessenden Vermögenspolitik gedacht hat. —

## VII.

### Das Kapital.

Im neunundzwanzigsten Gesange des Inferno schildert Dante die mit der Lepra behafteten Metallfälscher: Wie diese einst die Substanz der Metalle zu verunreinigen gewagt haben, so müssen sie jetzt die Unreinheit ihrer Körper sehen und erdulden.

Bald darauf, im dreissigsten Gesange, behandelt er aber die Strafe der Münzfälscher,<sup>154)</sup> die als Wassersüchtige vorgeführt werden, und deren Übel ausdrücklich dahin umschrieben wird, dass „ihr Körpersaft sich falsch umsetzt“,<sup>155)</sup> so dass die Absicht, das von ihnen in mutwilliger Weise Gefälschte, nämlich die Münze, das Geld als etwas dem Körpersafte Analoges hinzustellen und zu verteidigen, wohl vollkommen klar ist.

Dies muss aber weiterhin zu der Annahme veranlassen, dass Dante insbesondere an die Geldzirkulation denke, dass er das Geld als Tauschmittel in Schutz nehmen wolle. Und diese Annahme stimmt mit der Anschauungsweise des Thomas von Aquin durchaus überein. Betont doch letzterer, sich dabei auf Aristoteles berufend, dass das Geld vor allem um Tauschgeschäfte abzuschliessen erfunden worden sei, und dass der eigentliche und vornehmste Gebrauch des

154) S. darüber J. Kohler, Archiv für Strafrecht B. 48.

155) „La grave idropisia, che sì dispaia  
Le membra con l'umor che mal converte,  
Che il viso non risponde alla ventraia,  
Faceva a lui tener le labbra aperte.“

Inf. XXX v. 52—55.

Geldes in dessen Verzehrung oder Entziehung, d. h. in dessen Ausgabe bei Tauschgeschäften gesehn werden müsse.<sup>156)</sup>

Bezeichnenderweise wird aber diese positive Ausführung in einen negativen Gedankengang eingeflochten: Thomas gibt sie an der Stelle, an der er *ex officio* den Wucher behandelt. Das Geld als Tauschmittel wird gut geheissen, aber nur, um, im Gegensatz dazu, über das Geld als Zinsenquelle, das Geld als Kapital den Stab zu brechen,<sup>157)</sup> und solches führt uns wieder auf Dante zurück.

Denn auch Dante verurteilt das Geld als Kapital — obwohl er die Wucherer nicht wie die Münzfälscher in das untere Reich der frode, sondern in das obere Reich der *violenza* versetzt und demgemäss früher wie diese, schon im siebzehnten Gesange des *Inferno* behandelt — ganz besonders scharf. Ja er verurteilt es mit einer Leidenschaftlichkeit, die seine Phantasie lebhaft anregt, die sie zur Bildung einer nicht allein eigenartigen, sondern in ihrer Eigenart sehr auffälligen Symbolik veranlasst.

Soll indessen diese letztere erfasst werden, so ist nicht gerade die Tatsache in den Vordergrund zu rücken, dass die Wucherer von einem Feuerregen geplagt werden, dass sie, auf der nackten Erde sitzend, sich mit den Händen bald gegen den übermässig erhitzten Boden, bald gegen die niederfallenden Funken zu schützen suchen — ganz wie sich Hunde, wenn sie von Flöhen, Fliegen oder Bremsen gestochen werden, mit der Schnauze oder auch mit den Beinen zu schützen gewohnt sind.<sup>158)</sup> Denn das hier zur Geltung kommende Motiv ist durchaus nicht eigenartig. Dante bestraft mit der Erduldung des Feuerregens nicht bloss die Wucherer, die als Gewaltttätige gegen die Kunst (die normale Erwerbskunst) hingestellt werden, sondern auch die Sodomiter<sup>159)</sup> und die Gotteslästerer,<sup>160)</sup>

<sup>156)</sup> „*Pecunia autem . . . principaliter est inventa ad commutationes faciendas . . . Proprius et principalis pecuniae usus est ipsius consumptio, sive distractio, secundum quod in commutationibus expenditur.*“ *Summa II*, 2 q. 78 (de peccato usurae) art 1 c.

<sup>157)</sup> Nach den eben zitierten Worten wird gesagt: „*et propter hoc secundum se est illicitum pro usu pecuniae mutuatae accipere pretium, quod dicitur usura.*“

<sup>158)</sup> „Per gli occhi fuori scoppiava lor duolo:  
Di qua, di là soccorrien con le mani  
Quando a' vapori, e quando al caldo suolo.  
Non altrimenti fan di state i cani,  
Or col ceffo or col piè, quando son morsi  
O da pulci o da mosche o da tafani.“

*Inf. XVII v. 46—51.*

<sup>159)</sup> *Inf. XV und XVI.*

<sup>160)</sup> *Inf. XIV.*

die er als Gewalttätige gegen die Natur und gegen Gott auffasst, wobei der Umstand, dass die Wucherer sitzen, die Sodomiter unruhig hin und hergehen und die Gotteslästerer unbeweglich auf dem Rücken liegen müssen, doch wohl kaum als ein differenzierendes Moment in Betracht kommt.

Umsomehr ist aber daran zu denken, dass Dante die einzelnen Wucherer, die er in der Hölle erblickt, von einander nicht zu unterscheiden vermag, dass er Individualisierungs halber erst die an ihren Hälsen hängenden Beutel mustert, deren jeder eine besondere Farbe und ein besonderes Abzeichen aufweist — um seinen Abscheu dagegen auszudrücken, dass in Florenz auch Adelige dem Bankiergewerbe und somit dem Wucher nachgingen, führt Dante, als solche Abzeichen, nur Florentiner Adelswappen an —, und an denen die Unglücklichen nun die Augen weiden.<sup>161)</sup> Es ist daran zu denken, dass die Wucherer ohne derartige Abzeichen nicht erkannt werden können, dass sie als solche ganz unkenntlich sind.

Scheinbar dasselbe Motiv hat ja Dante, wieerinnerlich, schon im siebenten Gesange angeschlagen. Doch sein Gedanke ist dort doch ein anderer. Beim jüngsten Gericht, sagt er nämlich, werden die Geizigen nur als Geizige, die Verschwender nur als Verschwender auferstehen, sie werden nicht als Individuen, sondern als Typen zum Vorscheine kommen. Hier aber ist der Gegensatz zum Individuellen, zum Persönlichen ein noch entschiedenerer. Die Wucherer sind nicht typisch, sie sind *anonymous*.

Nun vertreten aber diese Wucherer das Geld als Kapital, oder kurz das Geldkapital. Im Grunde wird also das Anonyme, das Unpersönliche des Geldkapitals gebrandmarkt. Und hat man dies eingesehen, dann wird die Dantesche Vermögenspolitik noch viel verständlicher, dann tritt dasjenige, was ich ihr zeitliches Kolorit genannt habe, aufs schärfste hervor.

Denn das Geld, das dem Bürgerstande aus den Geldgeschäften zuflöss, wirkte auf das Gewerbe derart befruchtend, dass es sich in vielen seiner Zweige zur Grossindustrie entwickelte<sup>162)</sup>, oder, mit anderen Worten, zu Dantes Zeit spielte das Kapital nicht bloss in seiner reinsten Form, als „wucherndes“ Geldkapital, in dem blühenden

161) „Poi che nel viso a certi gli occhi porsi,  
Ne' quali il doloroso foco casca,  
Non ne conobbi alcun; ma io m'accorsi  
Che dal collo a ciascun pendea una tasca  
Che avea certo colore e certo segno,  
E quindi par che il lor occhio si pasca.“

Inf. XVII v. 52—57.

Darauf (v. 58—66) werden dann die Adelswappen einzeln vorgeführt.  
162) Davidsohn, l. c. S. 405.

Florentiner Bankwesen eine Rolle ersten Ranges, sondern es trat auch als gewerbliches Kapital in den Vordergrund. Die Tendenz zum kapitalistischen Betrieb, ja zur kapitalistischen Konzentration kam auch in dem Gewerbe entschieden zur Geltung,<sup>163)</sup> und da „der Übergang von Landgütern aus der toten Hand in die sehr lebendige der Kaufleute oder die Zerbröckelung des Grosseigentums der Feudalherrn“<sup>164)</sup> mit zur Erstarkung des Kapitals beitrug, so kann man ganz einfach sagen, dass die Entwicklung des Kapitalismus dem Zeitalter ihr Gepräge gab.<sup>165)</sup> Im Gegensatz zu den bisherigen feudalen Besitzvermögen traten jetzt die diese aufsaugenden und ihrer Natur nach kapitalistischen Erwerbsvermögen auf den Schauplatz: Erwerbsvermögen, die, weil in ihnen das die Person missachtende, das unpersönliche Kapital wirksam wurde — gerade die moderne Anschauung trägt dieser Anonymität des Kapitals sehr ausgiebig Rechnung —, mehr und mehr über den durch die feudale Tradition abgesteckten Persönlichkeitsrahmen hinauswuchsen, Inkongruenzen von Vermögen und Person ergaben.

Auch dort also, wo Dante auf das von ihm gebrandmarkte Kapital, das er ja nur als reines Geldkapital in Betracht zieht, in keiner Weise mehr hindeutet, auch in seiner Vermögenspolitik, in der er, die Inkongruenz von Vermögen und Person verurteilend, die Kongruenz beider fordert, bleibt der wahre und der letzte Gegenstand seines Einspruchs doch das Kapital. Und eben die Tatsache, dass seine antikapitalistische Vermögenspolitik nur den Grundstein für ein sehr imponantes, in seiner Symmetrie und in seiner Folgerichtigkeit echt mittelalterlich anmutendes Gedankengebäude bildet — wie wir wissen, handelt es sich dabei durchweg um diejenige wirtschaftliche Institution, die Dante vor allen anderen wertschätzt, um das Eigentum —, zeigt so recht deutlich, als wie stark, als wie tragfähig sich die oppositionelle Uridee erweist.

In der Tat, so energische Widersprüche pflegt nur das noch nicht Eingebürgerte, das Neue zu wecken. Und darum scheint mir Dantes Protestruf für die Periode des aufkommenden Kapitals, des einsetzenden Kapitalismus sehr bezeichnend, er scheint mir ein historisches Dokument von allergrösster Bedeutung zu sein.

Dieses Dokument beleuchtet aber auch den Dichter selbst. Denn es beweist, dass dieser, soweit wirtschaftliche Dinge in Betracht kommen, nicht mit Prophetenblick in die Zukunft, sondern mit sehnsuchtsvollen Augen in die Vergangenheit, in die Zeit des noch ganz unberührten Feudalismus schaute, dass er aber für den Sinn

<sup>163)</sup> Ebenda S. 425 und 433.

<sup>164)</sup> Ebenda S. 412.

<sup>165)</sup> Ebenda S. 402.



der zeitgenössischen Vorgänge, für die grosse Bedeutung der damals alles beherrschenden kapitalistischen Entwicklung ein Auffassungsvermögen von geradezu überraschender Sicherheit besass. Und somit wird der Eindruck, den Dantes so bestimmte, so mannigfaltige Gedanken über das Eigentum schon an sich hinterlassen, durch das diesen Gedanken zu Grunde liegende Fundament, durch Dantes Auffassung des Kapitalproblems vollkommen bestätigt. Hier und dort kommen wirtschaftliche Realitäten voll zu ihrem Rechte, hier und dort werden sie mit einer Präzision und einem Nachdruck behandelt, die man gerade in der Divina Commedia wohl kaum ahnen würde. Aber auch darin wieder zeigt sich Dantes Grösse. Mit festem Fusse schritt er auf dem Erdenboden einher, er, der sich auf den Flügeln seiner Phantasie zu den Sternen aufschwang.

## Das Versprechen.

Von

Josef Kohler.

\*) Die früheste Grundlage der Verpflichtung ist nicht das Versprechen, sondern das Delikt. Die älteste Personenhaftung ergibt sich daraus, dass, wer in Blutrache steht und eigentlich mit Leib und Leben zu büssen hat, sich durch eine Geldsumme lösen darf, und diese Geldsumme haftet auf ihm und belastet ihn in seinem vollen Sein und Werden.

Ursprünglich muss er bis zur Lösung in Haft gehen; später gibt man ihm seine zeitweise Freiheit, wenn ein Bürge für ihn eintritt, der solange in Gefangenschaft bleibt, bis der Schuldige sich wieder stellt.

Hier hat sich nun die Verpflichtung im Leben der Völker entwickelt: die Verpflichtung ist zunächst eine Bürgschaftsverpflichtung. Statt dass der Bürge seine eigene Person in Haft gibt, keimt der Gedanke auf, dass er dem Gläubiger sein Wesen und seine Seele zu voller Herrschaft überantwortet; und dabei macht sich die animistische Magie geltend, welche die Menschheit ursprünglich beherrscht. In einen Zauberstab wird die Seele des Bürgen verhäut; ebenso wie die Gottheit in einem Fetisch festgehalten werden kann, so auch die menschliche Seele in einem mit zauberhaften Zeichen versehenen

\*) Nach einem im Philosophiekongress von Bologna gehaltenen Vortrag; auch veröffentlicht im „Tag“ am 24. Mai 1911.

Stabe oder Zweig. Uebergibt der Bürge diesen Fetisch dem Gläubiger, so ist er ihm mit Leib und Seele verfangen, und der Gläubiger hat die Macht, über sein ganzes Wesen zu herrschen, er hat Gewalt über Leben und Tod.

Hatte man diese Art der Haftung hier verwirklicht, so war es nur ein weiterer Schritt, wenn sich im Verkehrsleben der Schuldner gleich einem Bürgen in die Herrschaft des Gläubigers begab. Beim Kauf war dies weniger nötig, denn der Kreditkauf ist späteren Datums: der Kauf ist ursprünglich durchaus Barkauf; und wenn der Kaufpreis kreditiert werden soll, so geschieht dies dadurch, dass er als bezahlt gilt und die Summe sofort dem Käufer als Darlehen überlassen wird. Das Darlehen ist das älteste, lange Zeit das einzige Kreditgeschäft; daneben treten Miete und Dienstvertrag.

Als der religiöse Glaube eine andere Gestalt annahm und man aus dem unbestimmten Fetischismus und dem Gedanken des pantheistisch die Welt durchdringenden, sich da und dort einhäusenden Allwesens zu der Idee einzelner persönlicher Gottheiten gelangte, musste auch das Versprechen eine andere Gestalt annehmen. Man legte die Seele des Menschen in die Hand einer bestimmten Gottheit und rief diese Gottheit an, um der Seele dies oder jenes Schicksal zu bereiten: Gebet und Gottesfluch sind die Aeusserungen dieses Glaubens. Während man bisher die Seele des Schuldners oder des Bürgen verhäusete und dem Gläubiger übergab, so erzeugte man jetzt eine mystische Verbindung zwischen dem Geiste des Schuldners und der Gottheit in der Art, dass der Gläubiger mit ihrer Hilfe die Seele des Schuldners in seine Gewalt bekam und in der Lage war, den schwersten Fluch auf sie zu laden. Der Schuldner verpfändete Leib, Leben, Gesundheit, Seelenheil, und die Gottheit gestattete es, dass der Gläubiger den hypothetischen Fluch zur Wirklichkeit machte.

Ein Rest dieser Anschauungsweise ist das Versprechen mit Eid und Ehrenwort.

Natürlich kommt hier überall nur die formale Seite des Versprechens zur Geltung: der Inhalt der Zusage mag sein, wie er will. Der Gläubiger hat die Seele des Schuldners in seiner Gewalt und gibt sie nur frei, wenn der Schuldner sich löst und damit den Zauber bricht, der ihn festhält. Ob Leben oder Tod, Heil oder Unglück, Seligkeit oder Verderben — was versprochen ist, muss erfüllt werden; der Gläubiger trägt das Schicksal des Schuldners in seiner Hand. Jeder kennt die

Sage von Jephthas Tochter, deren Vater sie dem Tode weihen muss, weil er versprochen hat, das erste, was ihm begegnet, der Gottheit zu opfern, und jeder kennt die feinsinnige Erörterung darüber im fünften Buche des Paradiso. Und wenn im Ramayana der König seiner Frau die Erfüllung jedes Wunsches verspricht, so muss er seinen Sohn in die Verbannung schicken, sobald sie diesen Wunsch äussert. So spielt denn auch im kirchlichen Rechte das eidliche Versprechen und der Konflikt, welchen es erregt, wenn das Versprechen auf etwas Unheilvolles, ja Unsittliches geht, eine grosse Rolle, und man kommt zu der Auffassung, dass in solchen Fällen die Kirche kraft ihrer Lösegewalt den Versprechenden seines Wortes entbinden kann. Und ebenso erkeimt im weltlichen Recht die Ueberzeugung: der Gläubiger darf von einem derartigen Versprechen keinen Gebrauch machen; er ist gehalten, den Schuldner zu befreien, sobald das Versprechen in die bare Unvernunft übergeht, sobald es zur Seelenbedrängnis führt und den Schuldner in Unheil und Verderben verstrickt.

Auf solche Weise kommt man dazu, aus der formalen Natur des Versprechens den Inhalt loszulösen und die Gültigkeit und Verbindlichkeit einer Zusage nach ihrem Inhalte zu beurteilen; nicht mehr das Versprechen an sich, sondern die inhaltliche Natur des Versprechens ist jetzt das wesentliche. Man gelangt zu einer ganz neuen Vorstellung vom Grunde der Versprechenshaftung: man überzeugt sich, dass die wirtschaftlichen und ethischen Zwecke der Menschheit nur dann zur Blüte und Reife gelangen können, wenn es möglich ist, sich durch Versprechen zu verbinden, wenn derjenige, der einstweilen noch vermögenslos ist, auf solche Weise ein Kapital in die Hand bekommen kann, mit dem er glücklich wirtschaften und das Heil des Ganzen fördern kann, unter der Voraussetzung, dass er das Kapital seinerzeit wieder zurückzahlt, — wenn also die Rechtsordnung den Schuldner mit festen Klammern an einem solchen wirtschaftlich bedeutsamen Versprechen festhält. Jetzt wird es klar, dass die bindende Kraft des Versprechens abhängen muss von der Vernunft seines Inhalts, und dass nur dasjenige Versprechen wert ist, erzwungen zu werden, das einen günstigen Samen sät, der in der menschlichen Kultur aufgehen wird. Ist das Versprechen unvernünftig, ist es verderblich, unsittlich, trägt es den Keim des Wuchers, der gesellschaftlichen Bedrängnis und der wirtschaftlichen Knechtung in sich, so wird es machtlos an dem Felsen des Rechts zerschellen.

Solche Erscheinungen zeigen sich im Verkehr der Privaten, wie im Verkehr der Staaten unter sich. Schon längst ist man zur Ueberzeugung gelangt, dass Verträge unter den Staaten keine unbedingt bindende Kraft haben können, sondern ganz von selbst zusammenbrechen müssen, wenn tiefgreifende Lebensinteressen des Volkes ein Abgehen von solchen Versprechungen erheischen. Jeder Staatsvertrag wird nur unter dieser Voraussetzung abgeschlossen. Das ist die richtige Erklärung der Klausel *rebus sic stantibus*, von der jüngst auch Bonucci in der „Zeitschrift für Völkerrecht“ gehandelt hat. Ein berühmter Fall dieser Art war es, als Russland im Jahre 1870 von dem Pariser Vertrag von 1856, welcher seiner Bewegungsfreiheit im Schwarzen Meer die ärgsten Schranken setzte, einfach zurücktrat. Ob diese Handlungsweise gerechtfertigt war, ist hier nicht zu erörtern. Sicher aber handelte Oesterreich vollkommen richtig, und ich habe es seinerzeit vom völkerrechtlichen Standpunkt aus gebilligt, als es sich gegen den Wortlaut des Berliner Vertrages Bosnien und Herzegowina angliederte, weil die Umstände sich so gestellt hatten, dass nur auf diese Weise eine volle Gesundung der Balkanverhältnisse zu erwarten war.

So zeigt der Kulturfortschritt den Triumph der materiellen Seite des Versprechens über die formale.

Unterhalb der Schwelle des Rechtes wird allerdings das formale Versprechen immer noch in der menschlichen Seele fortleben; wer eine Spielschuld eingegangen oder wer ein Ehrenversprechen gegeben hat auf etwas, was offenbaren Wucher in sich trägt, der wird sich doch bedrängt fühlen, wenn er nicht in der Lage ist, die Zusage zu erfüllen, und so ist der alte Standpunkt der formalen Bindung immer noch geeignet, eine düstere Tragik über das menschliche Leben zu breiten.

Betrachten wir die Sache von einem höheren Standpunkt aus, so löst sich der Widerspruch zwischen der formalen und materiellen Natur des Versprechens in einer gereiften Denkweise von selbst. Individualistisch ist das Versprechen eine Verknüpfung von Individuum zu Individuum: es enthält also eine geeinte Zweinatur; die philosophische Auffassung aber, welche die Individualitäten in ihrer Gesamtheit als eine soziale Einheit betrachtet, kann eine solche Zwiegestalt im Versprechen nicht aufrechterhalten: ebenso wie bei dem elektrischen Strom der positive und negative Pol nur eine relative Bedeutung hat und eine Kraft das Ganze durchzieht, ebenso ist das Ver-



sprechen vom höheren Standpunkt aus nichts anderes als einer der Lebensprozesse innerhalb der Menschheit. Die ursprüngliche religiöse Anschauung will nun, dass derartige Lebensprozesse sich unter allen Umständen ausleben, dass das Versprechen bedingungslos erfüllt wird; irgend eine Störung in der Entwicklung, irgend ein Bruch des Versprechens weckt die Mächte des Unheils und entzieht dem Menschen die Gunst der Gottheit und den Segen der guten Geister. Eine spätere Auffassung erkennt, dass nicht alle Prozesse, welche sich in der Menschheit entspinnen, zur schliesslichen Entwicklung gelangen dürfen, dass es auch pathologische Lebensäusserungen gibt, deren baldige Stokung, Stauung und Vernichtung zum Heil des Ganzen notwendig ist. Und so gelangt man zu der Ueberzeugung, dass nur diejenigen Rechtsakte zur vollen Reife gelangen dürfen, welche den Kulturzwecken der Menschen günstig, ihnen mindestens nicht feindselig sind.

Die Eigenheit der religiösen Auffassung zeigt sich auch hier. Die Religion kann nicht die feinen, geschmeidigen Richtlinien der Philosophie verfolgen: sie bedarf ihrer scharfen Abgrenzungen, ihrer strengen Gebote und Verbot. Die Unbestimmtheit menschlichen Philosophierens muss einem festen, unwandelbaren Kanon weichen, welcher den Stürmen der Zeit Trotz bietet; weshalb das religiöse Leben die Auffassungen früherer Zeiten stereotypiert und als konservatives Element dem Ansturm philosophischen Denkens entgegentritt, — nicht zum Unheil der Menschheit; denn jede soziale Kraft bedarf ihrer Zügelung. Unaufhaltsam aber wird der Fortschritt der philosophischen Anschauung gegenüber den überlebten Anschauungen hindurchbrechen, zuerst empirisch, dann mit klarer Erkenntnis und im Bewusstsein der Relativität der menschlichen Lebensprozesse. So triumphiert die materielle Natur des Versprechens über die formale.

---

## Eine Rechtswissenschaft der Theorie.

(Stammlers „Theorie der Rechtswissenschaft“.)

Von

Dr. jur. Fritz Berolzheimer (Berlin).

Den Angriffen, die Stammler mit seiner „formalen Methode“ (niedergelegt insbesondere in der Lehre von dem richtigen Rechte) fand, sucht Stammler in der Weise

durch die Tat zu begegnen, dass er seine Gedanken in einem umfangreichen Werk näher ausgebaut hat: Theorie der Rechtswissenschaft.

Der wesentliche Inhalt soll im Folgenden, soweit irgendmöglich mit Stammlers eigenen Worten, skizziert werden:

1. Die Aufgabe der „reinen“ Rechtslehre oder der „Theorie der Rechtswissenschaft“ (S. 32) ist nach Stammler die Findung dessen, „was sich in rechtlichen Erörterungen mit unbedingter Allgemeingültigkeit aufstellen lässt.“ (S. 3.) Dabei soll es sich nicht um allgemeingültige Rechtsnormen, -sätze oder -einrichtungen „mit stofflich bedingtem Inhalt“ (S. 5) handeln (wie beim Naturrecht), vielmehr um die „bedingenden Arten des Ordnen“ (S. 6) der Rechtsgedanken. Diese bedingenden Gedanken verhalten sich zu den dadurch bedingten als Form zu Stoff. Das Ordnen der Rechtsgedanken nach bedingenden und bedingten Elementen ist Aufgabe der „kritischen Rechtstheorie.“ (S. 23.) Die reinen Formen der Rechtsgedanken, die reinen Rechtsgedanken, oder: die bedingenden Richtlinien des juristischen Denkens, laufen in die oberste Spitze zusammen zum Rechtsgedanken selbst. (S. 11.)

2. Die Frage, was das Recht ist, hat primäre Bedeutung gegenüber der Frage nach der Quelle oder Wurzel des Rechts. (S. 39.) Denn alle genetische Erwägung bezieht sich nur auf den Wechsel von Besonderheiten, die nicht zum Wesen des Untersuchungsobjekts gehören. (S. 40.) Der Begriff des Rechts wird dahin von Stammler deduziert: „Recht ist das unverletzbar selbstherrlich verbindende Wollen.“ (S. 109–113). Hierbei ist nach Stammler, im Anschluss an Jhering, Wollen = Zweckstreben („Bestimmung der Mittel durch den Zweck“, S. 54); Verbindendes Wollen ein Wollen, „das ein mehreres Wollen als Mittel für einander bestimmt“ (S. 75); Selbstherrliches Wollen eine „finale Verbindung“, die „ihre Reihe von Mitteln und Zwecken in geschlossener Einheit aufbaut und bleibend feststellt.“ (S. 96f.) „Unverletzbares Wollen“ bildet den Gegensatz zum willkürlichen. (S. 109–112.)

3. Positives oder gesetztes Recht ist das bedingte rechtliche Wollen. (S. 123.) Geltendes Recht, d. h. Recht mit der Möglichkeit sich durchzusetzen (S. 117), ist nicht identisch mit gesetztem Recht, sondern ein untergeordneter Teil des gesetzten Rechts (S. 133). Die psychologische Untersuchung

des rechtlichen Geltens führt dahin: „Die Ueberzeugung, einem verbindenden Wollen als geltendem Rechte sich fügen zu sollen, gründet in dem Vertrauen auf seine Unverletzbarkeit während seines Bestehens.“ (S. 171.) Daraus erwächst eine Unsicherheit beim Bestimmen des rechtlichen Geltens, und die Frage, ob ein gewisses Anordnen als Recht wirklich in Geltung steht, ist sonach eine Einzelfrage, deren Entscheidung nicht notwendig als unumstösslich sicher behauptet werden darf.“ (S. 173—179; 176.)

4. Die Grundbegriffe des Rechtes, die allein geeignet sind, die Jurisprudenz als Wissenschaft begreiflich zu machen (S. 185), sind aus dem Begriff des Rechtes selbst abzuleiten (S. 188). Die Grundbegriffe sind enthalten in folgenden (S. 191)

### Rechtlichen Kategorien

des Wollens: Rechtssubjekt — Rechtsobjekt

des Verbindens: Rechtsgrund — Rechtsverhältnis

der Selbstherrlichkeit: Rechtshoheit — Rechtsunterstellt-  
heit

der Unverletzbarkeit: Rechtmässigkeit — Rechtswidrig-  
keit.

„Jeder dieser einfachen Grundbegriffe bedeutet ein unabänderliches Verfahren, bedingte rechtliche Fragen derartig zu ordnen, dass diese nun in der unbedingten Einheit des Rechtsbegriffes zusammengezogen sind.... Die Wissenschaft des Rechtes bedeutet das bewusste Durchschauen dieses einheitlichen Zusammenhanges, der nur durch das Einsetzen der Grundbegriffe des Rechtes ermöglicht wird.“ (S. 193.)

Diese Grundbegriffe werden weiterhin gekennzeichnet wie folgt:

„Rechtssubjekt ist ein formales Verfahren, einen besonderen Rechtsinhalt einheitlich zu bestimmen.“ (S. 200.) „Die gleiche Eigenschaft einer unvermeidlich bedingenden Art, besonderes rechtliches Wollen zu ordnen, kommt dem Begriffe des Rechtsobjektes zu, ... als dem notwendigen Gegenstück zu dem Begriffe des Rechtssubjektes.“ (S. 201f.)

„Rechtsgrund ist die Vorstellung des rechtlichen Bestimmens mehrerer Willensinhalte als Mittel zu gemeinsamen Zwecken.“ (S. 204.) „Rechtsverhältnis ist das rechtliche Bestimmensein mehrerer Willensinhalte als Mittel füreinander.“ (S. 205.)

„Rechtshoheit ist die Gedankenrichtung eines rechtlichen Wollens, nach der es den Zweck seines Bestimmens in sich trägt, — Rechtsunterstelltheit ist das Einordnen rechtlich verbundener Willensinhalte als Mittel für ein verbindendes Wollen.“ (S. 209.)

„Rechtmässigkeit ist die Uebereinstimmung der verbundenen Willensinhalte mit dem sie verbindenden rechtlichen Wollen, — Rechtswidrigkeit besagt den Widerspruch in der gleichen Richtung.“ (S. 214f.)

4. Die dargestellten acht einfachen Grundbegriffe des Rechts führen in Verschmelzung untereinander zu den 24 „zusammengezogenen Grundbegriffen des Rechtes.“ (S. 219.) So entsteht aus Rechtssubjekt und Rechtmässigkeit die Rechtsbefugnis, aus Rechtshoheit und Rechtswidrigkeit das Rechtsverbot, aus Rechtsunterstelltheit und Rechtswidrigkeit der Rechtsverlust. (S. 222ff.)

5. Die rechtlichen Grundaufgaben betreffen die Rechtsfähigkeit oder die Frage, wen ein Recht als Subjekt bestimme (S. 239); die Rechtsgüter, nämlich „Zwecke, die als Mittel für die Aufgabe des rechtlichen Wollens bestehen.“ (S. 241.) Dann die Rechtshandlung, nämlich „das von einem rechtlichen Wollen bezweckte Verhalten der nach jenem verbundenen Menschen“ (S. 244); den Rechtsschutz (S. 255—259.)

Hingegen erscheint nach Stammler der Begriff der Strafe nicht als reiner Grundbegriff des Rechts; denn als solcher „dürfte er nichts als die Vorstellung eines bedingenden Verfahrens bedeuten, nach dem irgendein bedingtes Streben unter die Einheit des Rechtsgedankens gebracht würde.“ (S. 259f.)

6. Der vierte Abschnitt des Werkes behandelt Die Methodik des Rechtes. „Die wesentliche Art des wissenschaftlichen Begreifens des Rechtes wird dann eingesehen sein, wenn wir die notwendigen Bedingungen festgestellt haben, unter denen das einheitliche Ordnen der Rechtsvorstellungen begreiflich ist.“ (S. 265.) „Ein Rechtsbegriff ist ein einheitliches Bestimmen von rechtlichem Wollen.“ (S. 268.) Das rechtliche Begreifen besteht aus den drei Tätigkeiten: Beobachtung, Vergleichen, Zusammenschliessen. (S. 268.)

Von den reinen Grundbegriffen des Rechts sind zu scheiden Rechtsbegriffe von nur bedingter Allgemeinheit. (S. 275—278.)



Der Inhalt eines Rechtsbegriffs ist „die Besonderheit eines rechtlichen Wollens.“ (S. 280.)

Die Kausalität rechtswidriger Handlungen ist aus der reinen Rechtslehre auszuschalten. (S. 296.) Verursachung im Rechtssinn kann vielmehr erst aus dem bedingten Inhalte einer begrenzten und veränderlichen Rechtsordnung entnommen werden. (S. 297.)

Die Ursache nach geltendem Recht bestimmt Stammler (S. 297—301) wesentlich im Anschluss an v. Bar (der allerdings nicht genannt wird).

Die Rechtsbegriffe sind „im logischen Rangverhältnisse“ die notwendige Voraussetzung der sozialwirtschaftlichen Vorstellungen. (S. 309.)

Der Rechtssatz ist ein Urteil, ist die Ausführung der in einem Rechtsbegriffe bestimmten Gedanken. (S. 311, 313.) Es gibt genau so viele Arten von Rechtssätzen, als Grundbegriffe des Rechtes. (S. 317.)

Die juristische Konstruktion bedeutet „die methodische Erfassung rechtlicher Fragen in festen und deutlich eingesehenen Begriffen.“ (S. 336.) Daher schafft die juristische Tätigkeit „dem Stoffe nach“ nichts Neues; die Rechtswissenschaft ist somit nicht Rechtsquelle. (S. 341.)

Eine rechtliche Erscheinung ist „ein nach dem Rechtsgedanken bestimmtes besonderes Wollen.“ (S. 339.)

Juristisch konstruieren heisst „rechtlich vereinheitlichen.“ (S. 347.) Es kommt darauf an: „einen gegebenen Rechtsinhalt im Sinne der reinen Formen des juristischen Denkens zu durchdringen. Die damit geforderte Einheit ist die der bleibenden Gedankenrichtungen, die gerade für das rechtliche Wollen notwendig einsetzen, nicht aber eine solche des bedingten Inhaltes selbst.“ (S. 351f.)

Nicht durch Uebertragung naturwissenschaftlicher Forschungsart, sondern mittels des in einer Zweckwissenschaft erforderlichen Verfahrens ist die Abhängigkeit einer jeden rechtlichen Besonderheit von dem Gedanken des Rechtes festzustellen. Hiernach ist die Aufgabe: „Auflösung eines gegebenen Rechtsinhaltes in seine gedanklichen Bestandteile, Festlegung des nur bedingten Stoffes in ihm und Klarstellung der eigenartigen Weise, in der die formalen Einheiten reiner Grundbegriffe des Rechtes ihn einheitlich bestimmen.“ (S. 352.) Dabei ergibt sich als Oberbegriff, um zum Zentralbegriff des Rechtes zu gelangen „Die rechtliche Natur eines Wollens.“

(S. 353.) Als Leitsatz ist festzuhalten, dass jeder Versuch einer juristischen Konstruktion unhaltbar ist, der nicht unter Zurückführung auf die reinen Grundbegriffe des Rechtes unternommen wird. (S. 355.) Vier Forderungen, „die Lehrsätze der juristischen Konstruktion“ (S. 357):

„1. In jeder Rechtsfrage ist festzustellen, wer nach diesem rechtlichen Wollen als Selbstzweck und was als blosses Mittel behandelt wird.

2. Alles Recht ist in einzelnen Beziehungen zu begreifen, in denen mehrere Willensinhalte als Mittel füreinander nach rechtlichem Wollen bestimmt sind.

3. Die rechtlichen Willensinhalte sind als Mittel und Zwecke füreinander einem Wollen untergeordnet, das seinen Grund in sich trägt.

4. Die Bewegungen im Rechtsleben sind als Aenderungen rechtlicher Zwecksetzung aufzufassen.“

7. „Das System ist eine erschöpfend gegliederte Einheit.“ (S. 364.) In der Lehre vom System des Rechts untersucht Stammler nach seiner Methode die „reinen Einteilungen“ des Rechts: Persönliches und sachliches, allgemeines und besonderes, objektives und subjektives, materielles und formelles Recht. (S. 369—384.)

Der historischen Schule mit der Vorstellung des Volksgeistes tritt Stammler entgegen (S. 388—394), ebenso der Ableitung des Rechts vom Staat (S. 394—397); vielmehr ist der Staat „eine besonders geartete Rechtsordnung.“ (S. 397.)

8. Die Idee des Rechtes ist „der Gedanke eines unbedingt gültigen Verfahrens, den Inhalt aller jemals möglichen Zwecke und Mittel einheitlich zu richten.“ (S. 439.) Bedeutet somit die Rechts-Idee die Einheit, die den Gedanken der Vollständigkeit aller jemals möglichen Rechtsvorstellungen bezeichnet; so besorgt hingegen der Begriff des Rechtes „die Einheit eines stofflichen bedingten Wollens; er ist die gleichmässige Art und Weise, ein begrenztes Streben zu erfassen, das nun in diesem seinem Bestimmtheit jenes allgemeingiltige Verfahren im besonderen Auftreten genau erfüllt.“ (S. 441.)

Das soziale Ideal entwickelt weiterhin Stammler im Anschluss an sein früheres Werk, Die Lehre von dem richtigen Rechte, als die Gemeinschaft frei wollender Menschen: „(Es) ergibt sich uns als Formel der Rechtsidee die Richtlinie einer Gemeinschaft frei wollender Menschen“. (S. 471.)

9. Der 7. Hauptabschnitt des Werkes untersucht die Technik des Rechts. — Hier will Stammler allgemein-

gültige Lehren über die Auslegung des Rechts geben. Er kommt zu dem Ergebnis: „Das Richten nach der Idee des Rechtes ist als Mittel der Auslegung nur zulässig, wenn der Inhalt des fraglichen rechtlichen Wollens in sich unsicher ist“. (S. 621.) „Freie Rechtsfindung“ als allgemeine Methode ist nach Stammler ein Unding. (S. 719—727.) Die Zulässigkeit der Analogie ist nach Massgabe des jeweils geltenden Rechts zu entscheiden. (S. 644 f.)

Ueber die Freirechtsschule sagt Stammler späterhin (S. 729): „Wenn also die freirechtliche Bewegung fordert, dass der Richter nicht nur nach geformten Paragraphen, sondern auch nach anderem Rechtsinhalte urteilen soll, so wird damit keineswegs verlangt, dass dem Richter eine Nichtbeachtung des Gesetzes gestattet sein soll, oder dass der einzelne über dem Staatswillen stehe. Denn es ist ja gerade das Gesetz, das dem Richter befiehlt, in bestimmter Lage das dem Grundgedanken des Rechtes entsprechende Ergebnis auszuwählen, es ist der Staatswille selbst, der es anordnet, dass Rechte und Pflichten nach richtigen Grundsätzen festzustellen seien. Es kann sich nur um eine bedingte *Freiheit* innerhalb des Rechtsinhaltes handeln; denn etwas anderes ist logischerweise gar nicht möglich.“ Ferner (S. 733): „Es schrumpft also die Bedeutung der freirechtlichen Bewegung bei näherer Betrachtung ausserordentlich zusammen. Sie ist als eine eigene Grundauffassung der rechten wissenschaftlichen Behandlung des Rechtes ganz ungeeignet und kann mit ihrem Verzicht auf die kritische Klärung der zur Darlegung richtigen Rechtes notwendigen Methode als positiver Fortschritt nicht erachtet werden; — und sie hat ihre konkrete politische Forderung, alles heutige, zwingend geformte Recht seines zwingenden Charakters zu entkleiden, als ein für unsere Tage und Zustände innerlich begründetes Verlangen, bis jetzt nicht bewiesen“.

10. Der 8. Hauptabschnitt: „Die Praxis des Rechts“ entwickelt allgemeingültige Grundsätze für das „juristische Schliessen“. (S. 653 ff.) Wie schon in dem früheren Werk, der Lehre von dem richtigen Rechte, entwickelt Stammler folgenden „theoretischen Grundriss für die grundsätzliche Art der Rechtspraxis:

## 1. Grundsätze des Achtens.

- a) Es darf nicht der Inhalt eines Wollens der Willkür eines andern anheimfallen.
- b) Jede rechtliche Anforderung darf nur in dem Sinne geschehen, dass der Verpflichtete sich noch der Nächste sein kann.

## 2. Grundsätze des Teilnehmens.

- a) Es darf nicht ein rechtlich Verbundener nach Willkür von der Gemeinschaft ausgeschlossen sein.
- b) Jede rechtlich verliehene Verfügungsmacht darf nur in dem Sinne ausschliessend sein, dass der Ausgeschlossene sich noch der Nächste sein kann.“ (S. 680.)

11. Der 9. Hauptabschnitt behandelt die Geschichte des Rechtes. Den Gegenstand der Rechtsgeschichte bilden „ausschliesslich die Besonderheiten von gesetztem Rechte“. (S. 755.) Die Gesetzmässigkeit der Rechtsgeschichte soll in ihrer teleologischen Eigenart festgehalten werden. (S. 761, 765.) Die Entwicklung erscheint nach Stammler, trotz einzelner Rückschläge, als „ein Aufsteigen zu höheren, das ist der grundlegenden Zweckbestimmung näher stehenden Zuständen“. (S. 801, 816) Hiernach ergibt sich als Begriffsbestimmung: „Die Geschichte der Menschen ist das Fortschreiten ihres gemeinschaftlichen Wollens“. (S. 805.) „Es gibt keine Geschichte der Menschheit, als eigenen und festen Begriff, ausser der Einheit, die im Gedanken des Fortschreitens ihres gemeinschaftlichen Wollens liegt; es besteht keine Gewähr solchen Fortschrittes, die nicht auf die Hingebung an die Idee der möglichen Richtigkeit des wollenden Bewusstseins sich gründet.“ (S. 829.)

\* \* \*

Soweit der Inhalt. —

Die Kritik kann im begrenzten Raum dieser Zeitschrift nicht ins einzelne gehen, muss sich vielmehr auf die prinzipiellen Fragen beschränken:

I. Vor allem Stammlers methodologische Idee! Stammler will Kant's Forschungsart auf die Rechtswissenschaft übertragen. Stammler sagt: Aller Inhalt besteht aus Form und Stoff. Nehmen wir aus der Rechtswelt den Stoff, so bleibt die Form übrig und die Entwicklung der Formenlehre ist die reine Rechtslehre, die schlechthin a priori gültige, die Rechtslehre aus aller Ewigkeit in alle Ewigkeit.



Hier läuft ein grundlegender Irrtum unter. Der Inhalt besteht aus Stoff, ist identisch mit dem Stoff; dieser Stoff ist irgendwie geformt. Die Form ist eine Eigenschaft, die dem Stoff zukommt, aber nicht ein Bestandteil des Inhalts. Ein kugelförmiges Stück Eisen hat als Inhalt nicht Eisen + Kugelform; sondern hat als Inhalt lediglich Eisen. Dieses Eisen hat verschiedene Eigenschaften — eine bestimmte Härte, Schwere, Durchschlagskraft usw. und auch eine gewisse Form. Nehme ich den Stoff (Eisen) weg, so bleibt die Form ebensowenig als Inhaltsbestandteil übrig, als etwa die Härte, Schwere oder Durchschlagskraft. Vielmehr bleibt nach Wegnahme des Stoffes real überhaupt nichts übrig — als allenfalls die Vorstellung der Kugel. Diese Vorstellung hat aber mit dem Eisen nichts zu tun, sondern sie ist eine leere Vorstellung, ein Schattenbild, zu dem man sich nach Belieben irgend einen Inhalt hinzudenken kann, wenn man will, oder auch nicht. Die Abstraktion der Form besagt uns daher nichts.

Ebenso ist es mit dem Recht. Der Gedanke Stammlers, als könne man den Inhalt des Rechts in vergänglich-veränderlichen Stoff und in bleibend-unveränderliche Form zerlegen, scheitert daran, dass eben die Form nicht Teil des Inhalts, sondern blosse Eigenschaft des Inhalts ist. Richtig lautet es: Inhalt = Stoff; Form = Eigenschaft des Inhalts oder Stoffes.

II. Hieraus ergibt sich auch die Unfruchtbarkeit von Stammlers Methodik.

Es sei gerne anerkannt, dass Stammler innerhalb des Irrwegs, auf den er sich begeben hat, mit grossem Scharfsinn und, wenn schon in der Darstellung manche Weitschweifigkeit ermüdet, mit Geschick arbeitet. Aber es sind lauter Schattenbilder, die Stammler findet, keine Realitäten. So wird denn das Recht von Stammler als eine Art des Wollens gekennzeichnet. (Und das ist grundlegend für das ganze Werk Stammlers. Man wird damit an die Willensphilosophie Schopenhauers und an die Willenstheorie Jellineks erinnert. Stammler führt aber seine Lehre auf keinen der Genannten zurück, vielmehr auf Jhering.) Das Wollen Stammlers soll bedeuten Zweckstreben; das Recht ist nach Stammler eine Art des Zweckstrebens.

Mit dieser seiner Lehre ersetzt Stammler die klare Realität Recht, um sie begriffsmässig auszudeuten, durch eine höchst unklare, ja geradezu sinnlose Bezeichnung. Denn das Stammler'sche „Wollen“ ist nicht etwa ein Wollen in dem uns bisher vertrauten Sinn, sondern ein subjekt- und objekt-

loses Wollen, ein Wollen ohne Willenssubjekt, ein Wollen ohne festumschriebenes Ziel. Wollen bedeutet immer (wie schon Nietzsche treffend gegen Schopenhauer betont) etwas wollen. „Wollen“ besagt: A will b; allgemein X will n. Aber bei Stammler heisst es: Es will; etwa so wie: Es regnet. Das Wollen Stammers ist ein Ding ohne Kopf und ohne Füsse. Ein leeres Wort, ein Nichts.

Soviel gegen den Inhalt des von Stammler zum konstruktiven Aufbau benützten Grundbegriffs. Die einzelnen Rechtsbegriffe sind Unterarten jenes „Wollens“, das selbst Nichts ist als ein in sich widerspruchsvoller Begriff. So kommt denn Stammler zu der Paradoxie, im Staat nichts zu erblicken als eine „besonders geartete Rechtsordnung“ (S. 397), und zu einer Philosophie der Rechtsgeschichte, die über den Inhalt des geschichtlichen Werdens stolz hinwegschreitet.

Und somit erweist sich Stammers „Theorie der Rechtswissenschaft“ als ein Schemen, bestenfalls als eine Rechtswissenschaft der Theorie.

\*

\*

\*

Stammers Rechtsphilosophie ist zu bekämpfen. Sie geht von irriger Voraussetzung aus und arbeitet mit unfruchtbarer Methode.

Stammers Verdienst um die Wiederbelebung der Rechtsphilosophie aber wird durch die Kritik seiner Lehre nicht verneint. Stammler war — nachdem er als Forscher des Bürgerlichen Rechts Beträchtliches geleistet hatte — der ersten einer, die der Rechtsphilosophie zur Auferstehung in Deutschland verhalfen. Und ferner hat Stammler mit seinem standard work *Wirtschaft und Recht* die Wechselbeziehungen dieser beiden Gebiete wertvoll aufgehell.

## Ein neuer rechtsphilosophischer Versuch.

Kohler betont mit Recht, dass die einst so verachtete Rechtsphilosophie zu neuem Leben erwacht ist. Einen neuen rechtsphilosophischen Versuch stellen meine Werke dar. Um gleich den Inhalt Aller zu kennzeichnen, so geht der neue Versuch dahin: Ich will auf exakt-rechtspsychologischem Wege die nach E. Zitelmann unüberbrückbare Kluft zwischen den Uebenden und den nicht Uebenden rein exakt-psychologisch überbrücken. Nach Zitelmann besteht das Band zwischen Beiden darin,

dass sich in dem korrekt denkenden Beobachter die Vorstellung erzeugt, dass es so weiter geübt werde, und es darum richtig sei, auch so zu üben.

Ich scheide nun diesen Schluss des Intellekts als nicht bestehend, nicht nachweisbar, völlig aus, und überbrücke die Kluft von Rechtsmensch zu Rechtsmensch auf folgende Weise: Für den „Kampf des Gesetzes mit der Rechtsgewohnheit“ (1877 Georg H. Wigand Kassel) aber viel deutlicher in dem Hauptwerk „Revision der gemeinrechtlichen Lehre vom Gewohnheitsrecht“ 1900 (Dunker und Humblot) zitiere ich die eingehende Kritik im Preussischen Verwaltungsarchiv von Dr. Haase, und die sehr eingehende von Stier-Somlo im Juristischen Literaturblatt. Der Letztere findet die Weiterbildung der Zitelmann'schen Grundidee. Haase betont das Neue, die „neuen Bahnen“ die „packende, streng folgerichtige Darstellung“. Stier-Somlo sagt ganz richtig „Für Sturm liegt im Wesen des Menschen, dass er dem Gesetz wie der Rechtsgewohnheit als Rechtswesen gehorcht, der Mensch muss für sein äusseres Verhalten eine Rechtsnorm haben, diese muss eine bestimmt äussere Form besitzen, es muss endlich jede Norm die Form des Gesetzes oder der Gewohnheit haben. Diese drei Wesensnormen liegen im Wesen des Menschen. Sie sind keine Willensnormen, sie sind empirisch. Es ist eine Art erhaltende Geistesfunktion, die an die Uebung bindet, ein zwingender Rechtstrieb, den die Geschichte mit Normen erfüllt, ein Trieb, Normen zu geben und Normen zu gehorchen. Stier-Somlo lehnt als Anhänger Zitelmanns ab, nennt aber das Werk, „sehr verdienstvoll“.

Zehn Jahre nach diesem Werk erschien in dem bekannten Verlage von Helwing „Die psychologische Grundlage des Rechts“, welche die Gedanken des ersten Werkes vertieft und ausbaut. Ich benutze auch hier frühere Kritiken, die in Joseph Kohler und Oppenheims Zeitschrift für Völkerrecht und Staatsrecht und die von Neukamp im „Recht“: Die erste Kritik sagt: „Dass diesem Werk nur sachliche Gegner erwachsen, nicht Feinde erstehen können. (S. 48.) Das freilich dankt Sturm lediglich sich selbst: Dem sittlichen Ernst, dem nach der Tiefe der Probleme zielenden Streben, den dieses des Verfassers Rechtslehre abschliessenden Werk geschaffen. Wer anders als mit Gründen Sturm bekämpfen wollte, auf den prallt der Pfeil zurück, sein Verantwortlichkeitsgefühl richtend. Mag es in grossen Partien zur Ablehnung zwingen, das doch sichert ihm über seinen eigentlichen Beruf weitgehende Bedeutung, dass es die psychologischen Grundlagen der rechtlichen Geschehnisse suchend nachweist, dass die völlige Ausschaltung psychologischer Abrechnungsweise sicherlich eine Lücke in unserer rechtsphilosophischen Anschauung bedeutet hat“. Ich weise aus jener Kritik vor allem auf folgende Stelle hin: „Es zeigt sich, dass Sturm ein viel besserer Kantianer ist, als dieses sein der biologischen Entwicklungslehre entlehntes Rüstzeug vermuten lässt. Mit Recht darf Sturm immer wieder betonen, wie nahe er Stammler im Grundprinzip steht. Es liegt hier m. E. einer der Angelpunkte der ganzen in dem Werke niedergelegten Anschauungsweise Sturm's, die man vielleicht betonen mag, um diese gewaltige Arbeit, die so ganz auf die psychologische Analyse gebaut ist, vor der Verkennung zu schützen, denn das wieder birgt die Gefahr, diese psychologisch erklärende Aussage wolle mehr prätendiren, als

sie vermöge; eben erklären, nicht unter den Kategorien gut oder böse werten“. In der Tat ist schon im Hauptwerk, das seinen exakten, Art erhaltenden Rechtstrieb des Menschen auf Psychologie stützt, doch die Grenze zwischen dieser Forschung und dem Haeckel'schen Monismus auf Grund Kant's gezogen. Und das war bei diesem Werk nötig, da die Psychologie im Recht das Erkenntnisproblem wie die Kategorien streifen muss. Neukamp betont bei seiner Kritik, dass ich nach meinem wissenschaftlichen Standpunkt die Laienrichter in der Rechtspflege verwarf und lobt die „höchst interessanten Anregungen, die das Buch gibt.“ Er tadelt die vielen Auseinandersetzungen mit anderen Schriftstellern.

Die „Form des Rechts“, die Rudolf Stammler gewidmet ist, behandelt auf derselben Grundlage die „Rechtsform im Allgemeinen“, enthält Neues über die „Natur der Sache“ und findet Recht nur in der Form, die Leben ist. Die Natur der Sache gibt uns keine materiellen Normen. Im biologischen Grundgesetz der obersten Gefühlsnorm leite ich psychologisch aus der Macht der Obernorm im Recht, ohne intellektuelle Voraussetzung, die Macht der abgeleiteten Norm ab: Gehorsam gegen das Untergesetz wie gegen das neue Recht bei Verfassungswechsel etc. In dem Kapitel der „Materie des Rechts“ komme ich auf den genannten Kantianismus zurück. Mit Recht, um mich vor dem Vorwurf des Materialismus als Philosoph zu wahren. — Gerade dieses Kapitel gehört zu meiner Grundlehre als Kautionser: Die Persönlichkeit, mit der der Jurist wertet, steht über der Materie überhaupt. Aber in der Möglichkeit der Konformitäten komme gegen Kant das Ich dem Wesen näher. (S. 24.) Hier findet sich auch die Ablehnung der Gewohnheit und die bildlich dargestellte Wirkung der Rechtsübung. Dieses Kapitel ist das philosophisch inhaltreichste. Um so bedauerlicher ist es, dass die Kritik eines praktischen Juristen im Zentralblatt für freiwillige Gerichtsbarkeit Heft 6 1911 dem philosophischen Gedanken so wenig zu folgen vermag und so wenig ihn durchgearbeitet hat, dass sie in der Wahrung gegen Häckels Irrtümer auf Kant'scher Basis „eine Verwirrung von Intellekt- und Gefühlsmomenten“ sieht, ohne auch nur, wie Stier-Samlo den Wert dieser Wahrung zu ahnen. — Weiter wird das „Rechtsgefühl“ eingehender geschildert; ich weiche hier gewaltig von Stammler ab, insbesondere auch in dem wichtigen § 10: die Verbreitung des „Rechtsgefühls und der Rechtsübung“: „in der psychologischen Tiefe des Gefühls. nie in dem zweifelnden Intellekt (auch nicht im Gefühls-Intellekt Zitelmanns) liegt der Rechtszwang“. Es folgen Kapitel: „Das Zurechtrichten des Rechts“. „Zerstörung der Rechtsform durch Laiengerichte“. Weiter wird nach der Philosophie der reinen Erfahrung das Problem der Rechtsform selbst gewertet (§ 13). Es folgt noch „richtiges Recht“.

Daran schließt sich das Formensystem des bürgerlichen Gesetzbuchs und die Lehre von den Rechtsreaktionen, den vollkommenen: Rechtsgehorsam, psychologischer Zwang, den unvollkommenen: Prozessreaktion, Strafe, Notwehr, den unrechten: Duell, Krieg.

Wie im Hauptwerk die Friedensrechtsfrage eingehend am heutigen Friedensrecht als letzte Frage des Rechtsgefühls gewertet ist, so in diesen



speziellen Formenwerk die Form der Bereicherungsklage S. 80 bis 136, eine die Literatur umfassende Monographie.

Das letzte Ziel des Rechts ist heut im Völkerrecht das seit Haag lebhaft erörterte Friedensrecht. So schliesse ich an das im Hauptwerk erörterte Friedensrechtsgefühl und seine Aeussderung in den Verträgen hier die Form des internationalen Friedensrechts an, S. 140 bis 163, auch hier eine fortschreitende psychologische notwendige Entwicklung des Rechts sehend (S. 163). Das Schlusswort wertet hier die Italiener und Reichel's Arbeiten als Nachtrag, und zitiert gegen v. Stengel für das Friedensrecht Kohler (Anm. 1 S. 175 S. 174 A. 1 S. 173).

Das dritte Werk „Die Materie des Rechts“ schliesst das ganze ab. Es ist den deutschen Handelskammern gewidmet, deren gesamtes Material es zum ersten Mal eingehend unter Benutzung der gelieferten Sammlungen wissenschaftlich behandelt. Das Resultat ist so zu sagen negativ: Die Materie gibt das Recht nicht, Recht ist nur Form, sofort Form, wie die Zelle Leben ist: Altruismus ist hier wie dort Leben. Stammler wird § 4 eingehend gewertet, in § 5 Berolzheimer, Kohler, Reichel, um bei den Abweichungen die eigene Ansicht zu rechtfertigen.

In § 6 finden sich weitere Kritiken von Psychologen und Juristen, so auch wird Lipps eingehend gewürdigt und Dohna. Einen eigenen Ausdruck wählte ich in § 8 „Die Embryologie des Rechts im Allgemeinen“, es hängt dies mit meiner Entwicklungslehre eng zusammen. Es folgt „Die Embryologie der Rechtsübung“ die meine Lehre von der Uebung weiter stützt. „Die sozialen Phänomene und die Lebensvorgänge“ wandeln in etwas Stammler'sche Bahnen. Dagegen ist der § 12 „Instinkt und Recht“ wieder ganz mein Eigentum. Ich werte zum erstenmal hier als Jurist die neuen Forschungen des Zoologen Ziegler, der, wenn auch in eigener Art, Kant'sche Gedanken zeigt, eine Seltenheit bei Zoologen. Dieses wichtige Kapitel nimmt viel Raum ein (S. 63 bis 76). Die „Richtlinien des Übungsrechts“ beschäftigen sich wieder mit Stammler's Ideen. In „Materie und Freirechtlerum“ wird das Letztere folgerecht abgelehnt. Und in § 17 wende ich die Lehre auf die Kritik der Prozessnovelle u. s. w. praktisch an. Es folgt die Abtrennung des Handelsrechts, Handelsgewohnheitsrecht, Verkehrssitte, Börsenunsancen, Kaufmännische Schiedsgerichte. Zuletzt Welthandelsrecht und Weltfriedensrecht.

Diesen drei Hauptwerken folgte im Verlag des Waisenhauses Halle: „Die Bedeutung der Mehrheit in der Rechtsgebung und in der Rechtsprechung“, das organisch jenen entstammt. Es sollen im Verlag von Demme in Leipzig nun die letzten Einzelarbeiten daraus folgen: Anwaltschaft und Friedensrecht. Damit soll der Kreis geschlossen sein. —

Ich betone nochmals die Hauptidee: Ich leite den Rechtstrieb entwicklungsgeschichtlich aus einem rein psychologischen exakten Rechtswang an die Uebung, aus dem Zwang der Arbeiter an das erarbeitete Recht ab, dem kraft der biologischen Obornorm später der Gesetzesgehorsam folgt. Ich fusse hier auf Darwin'schen Entwicklungsgedanken. Wie bei dem von mir gewerteten Zoologen Ziegler setzt aber mit dem

gewordenen Menschen die nicht mehr tierische Idee ein. Um dies zu beweisen, werte ich hier den Kant'schen Kritizismus, und fusse erkenntnistheoretisch auf den Weiterbildungen Kant's durch v. d. Pfordten, der uns an den „Konformitäten“ zeigt, dass wir wissenschaftlich dem Wesen näher kommen.

Dieser Nebenweg ist m. E. sehr nötig, denn er zeigt auf dieser Wanderung mein Anlehnen an Kant, im Gegensatz zu Häckel, er rettet die menschliche Persönlichkeit für das Recht. Aus dieser Idee aber finde ich im Gegensatz zu Stammler nicht das Band an die Uebung, dieses gibt mir nur die exakte Psychologie; sagt diese auch über Ethik, Normen oder „richtiges Recht“ nichts, so bindet sie doch den Menschen, unvollkommen immer, an das Recht selbst: „Alles Recht hat Erdgeruch!“

Naumburg.

Justizrat Dr. A. Sturm.

---

### III.

## Sozial- und Wirtschaftsphilosophie.

---

### Gesetze der Natur und Gesetze der Gesellschaft.

Von

Landrichter Dr. Ernst Weigelin-Stuttgart.

Die heutige Sprache kennt Naturgesetze (früher „Hypothesen“ genannt) einerseits, und Gesetze des Rechtes, der Moral und der Sitte andererseits. Dass in beiden Fällen das Wort Gesetz einen verschiedenen Sinn hat, wird jedem sein Sprachgefühl sagen. Trotzdem lehrt die Erfahrung, dass in wissenschaftlichen Erörterungen der Ausdruck Gesetz unbewusst bald im einen, bald im andern Sinn gebraucht und infolge dieser Verwirrung verfehlte Schlüsse gezogen werden. Eine genaue begriffliche Abgrenzung wird daher, auch wenn sie nichts wesentlich neues bringt, nicht ohne Nutzen sein.

Unter den Naturgesetzen versteht man Sätze, welche aussagen, dass auf gewisse Vorgänge andere mit Notwendigkeit folgen. Es handelt sich also um Formeln, welche gewisse Gleichförmigkeiten im Naturverlauf ausdrücken. Alle Naturgesetze stehen daher unter dem Ursachengesetz, welches besagt, dass alles, was geschieht, einen Grund hat, dass nichts ohne Ursache geschieht, und dass unter gleichen Bedingungen auch gleiche Folgen eintreten. Hierbei ist lediglich zu beachten, dass das Ursachengesetz nicht etwa das oberste der Naturgesetze in dem Sinne ist, dass alle übrigen Naturgesetze unter ihm stehen würden. Denn aus dem Ursachengesetz als solchem kann niemals abgeleitet werden, was im einzelnen Falle geschieht, sondern nur, dass, weil eine Ursache gesetzt ist, auch irgend eine Folge eintreten muss; dagegen kann der Inhalt dieser Folge nur aus den konkreten Naturgesetzen abgeleitet werden.

Wie man nun aber auch das Verhältnis des Ursachengesetzes zu den einzelnen Naturgesetzen bestimmen will, jedenfalls sind die Naturgesetze keine Gesetze in dem Sinne, dass ein Gebot ergeht und dass sich das ihm Unterworfene dem Gebote fügt.<sup>1)</sup> Vielmehr handelt es sich um Regeln über das, was geschieht, nicht über das, was geschehen soll. Aus dem, was tatsächlich in gleichförmiger Weise geschieht, wird das Gesetz abgeleitet. So wurde das Gesetz der Schwere aus den Bewegungen der Himmelskörper berechnet, und die Fallgesetze auf Grund von Beobachtungen der fallenden Körper festgestellt. Die Annahme einer übergeordneten Macht, welche in jedem einzelnen Falle den Befehl zu solchen Vorgängen erteilte, steht mit der vollkommenen Gleichförmigkeit dieser Wirkungen in unvereinbarem Widerspruch. „Die Natur kennt keine Imperative.“<sup>2)</sup> Als Haupt-Charakteristikum der Naturgesetze lässt sich daher gerade das ausnahmslose Eintreffen der nach dem Gesetz bestimmten Wirkung bezeichnen. Wir sind von dieser Sicherheit des Eintretens der Wirkung so sehr überzeugt, dass wir, wenn einmal die Wirkung wider Erwarten ausbleibt, ohne weiteres annehmen, dass ein anderes Naturgesetz ausser dem zunächst wirksamen eingegriffen und die Wirkung des ersteren durchkreuzt hat. Dagegen erscheint es uns undenkbar, dass je einmal die Wirkung auch ohne besonderen Grund ausbleiben könnte.

<sup>1)</sup> Petersen, Kausalität, Determinismus und Fatalismus (1909), S. 25.

<sup>2)</sup> Ihering, Der Zweck im Recht (3. Aufl.) Bd. I, S. 331.

Eine nur scheinbare Ausnahme machen die sog. „empirischen“ Naturgesetze, z. B. die Regeln der Biologie, Meteorologie und Psychologie. Auch diese Wissenschaften haben „Gesetze“ aufgestellt, welche aber ausnahmslose Geltung nicht für sich in Anspruch nehmen können. So ist ja die Unzuverlässigkeit aller Wetterregeln geradezu sprichwörtlich, und das Weber'sche oder Fechner'sche Gesetz in der Psychologie sind höchstens im Durchschnitt richtig. Hier handelt es sich aber gar nicht um wirkliche Gesetze<sup>3)</sup>, sondern schon im Sinne ihrer Urheber nur um annähernde Regeln, welche für den praktischen Gebrauch gewöhnlich ausreichen und vielleicht die Vorläufer von genauen Gesetzen darstellen.

Ein weiteres charakteristisches Merkmal der Naturgesetze ist ihre Unveränderlichkeit. Wir sind überzeugt, dass alle Naturgesetze von jeher gegolten haben, auch wenn sie erst im Laufe der Zeit erkannt und formuliert worden sind, und wir haben keinen Zweifel, dass sie gelten werden, solange die Welt steht. Daran wird dadurch nichts geändert, dass die Naturwissenschaft dem Wechsel unterworfen ist, und dass sie nicht selten Jahrtausende alte Auffassungen, deren Wahrheit geheiligt erschien, auf Grund einer neuen Entdeckung mit Sicherheit als falsch nachweisen kann.<sup>4)</sup> Dieser Wechsel betrifft allein die stets mehr oder weniger unvollkommene Erkenntnis; dass der Gegenstand dieser Erkenntnis, die Naturgesetze von Ewigkeit zu Ewigkeit sich gleich bleiben, erscheint unumstösslich sicher. Ebenso unzweifelhaft ist es, dass die Naturgesetze überall gelten, auf der Erde, wie auf anderen Himmelskörpern; eine Welt, in der sie keine Geltung hätten, ist für uns schlechthin undenkbar.

Was nun die Gesetze des Rechts, der Moral und der Sitte anbelangt, so ist zunächst hervorzuheben, dass sie hinsichtlich ihrer Entstehung und ihrer Wirkungen den Naturgesetzen, insbesondere dem Ursachengesetz, ebenso unterworfen sind, wie alles materielle und geistige Geschehen. Insbesondere ist die angebliche Willensfreiheit, welche teils für das sittliche, teils auch für das rechtliche, und schliesslich für das gesamte menschliche Handeln behauptet worden ist, als unvereinbar mit den anerkannten Denkgesetzen abzulehnen, umsomehr als man ihrer zur Erklärung der Verantwortlichkeit des mensch-

<sup>3)</sup> Petersen, a. a. O. S. 26. Anders Paulsen, Ethik (7. und 8. Aufl.), Bd. I, S. 13.

<sup>4)</sup> Vgl. Wundt, Ethik (3. Aufl.) S. 4 ff.; Stammler, Wirtschaft und Recht (1896) S. 373.



lichen Handelns nicht bedarf. Eine eingehende Auseinandersetzung mit dieser Theorie ist hier natürlich nicht möglich; ihre Widerlegung ist ausserdem von anderen Seiten in ausreichender Weise erfolgt.

Betrachtet man nun aber die Gesetze des Rechts, der Moral und der Sitte innerhalb der Naturgesetze für sich, so erscheinen sie als Gesetze von begrifflich ganz anderer Art als die Naturgesetze.<sup>5)</sup> Die Gesetze des Rechts, der Moral und der Sitte sind Befehle, deren Befolgung verlangt wird. Sie werden aber vielfach von dem einzelnen nicht anerkannt und noch häufiger kommt es vor, dass sie trotz Anerkennung nicht befolgt werden. Es handelt sich bei diesen Geboten und Verboten lediglich um den Versuch, den gewünschten Erfolg herbeizuführen. Es werden also diese Gesetze, teils durch ihr blosses Dasein, teils durch die im Hintergrund stehenden Zwangsmittel, zu Bestimmungsgründen für ein entsprechendes Verhalten der Menschen.<sup>6)</sup> Dass es sich bei den Gesetzen des Rechts um Befehle handelt, ist wohl noch nie bestritten worden: hier tritt schon in der Form dieser Gesetze die Befehlsnatur deutlich zutage. Dasselbe aber muss bezüglich der Moral und der Sitte gelten, wie sich schon aus der vielfachen inhaltlichen Uebereinstimmung der Rechts- und Moralnormen ergibt. Gleichwohl ist der imperative Charakter der Moralnormen bis in die neueste Zeit von verschiedenen Seiten bestritten worden, besonders von Schopenhauer.<sup>7)</sup> Nach dieser Ansicht hätten es die Moralnormen nicht mit einem Sollen zu tun, sondern wie bei den Naturgesetzen wäre festzustellen, nach welchen Regeln die Menschen tatsächlich handeln. Allein dies steht mit den offenkundigsten Tatsachen des moralischen Bewusstseins im Widerspruch. Das Bewusstsein der sittlichen Verpflichtung tritt gerade dann in der Form des Gewissens besonders lebhaft auf, wenn dem Gebote oder Verbote zuwidergehandelt wird. Darüber, wie tatsächlich gehandelt wird, gibt das wirkliche Leben Auskunft und die wissenschaftliche Behandlung dieser Tatsachen erfolgt bis zu einem gewissen Grade in der Statistik der Moral und der Verbrechen; dagegen besteht die Aufgabe der Moralwissenschaft in der Feststellung der Normen, nach

<sup>5)</sup> Windelband, Präludien (3. Aufl.) S. 284 ff.

<sup>6)</sup> Stammler, a. a. O., S. 382 ff.

<sup>7)</sup> Ueber die Grundlage der Moral (Ausgabe von Steiner) Bd. VII, S. 149 ff; ausserdem vgl. Paulsen a. a. O., Bd. I, S. 14 ff.

welchen gehandelt werden soll, gleichviel, ob sie befolgt werden oder nicht. Das Begriffsmerkmal des Befehls ist tatsächlich das sicherste, welches aus den verschiedenen Moralgeseetzen entnommen werden kann;<sup>8)</sup> jedenfalls liegen nicht blosse Werturteile vor, wie in der Aesthetik.

Schopenhauer wurde zu seinem Bestreiten des imperativen Charakters der Moral hauptsächlich durch den Satz von Kant<sup>9)</sup> veranlasst: „In einer praktischen Philosophie ist es nicht darum zu tun, Gründe anzugeben von dem, was geschieht, sondern Gesetze von dem, was geschehen soll, ob es gleich niemals geschieht.“ Es erscheint nun allerdings als eine Ueberspannung des Gesetzesbegriffs (sowohl in der Moral, als im Recht), wenn er auch auf solche Befehle angewendet wird, welche niemals befolgt werden. Vielmehr kann von dem dauernden Bestand eines Gesetzes des Rechts, der Moral oder der Sitte nur dann die Rede sein, wenn es wenigstens in gewissem Umfange auch Erfolg hat.<sup>10)</sup> Wird ein solches Gesetz niemals oder fast niemals befolgt, so fällt es in sich zusammen. Im Recht ist es anerkannt, dass nicht nur das Gewohnheitsrecht selbst, sondern auch ein Gesetz durch Gewohnheitsrecht, d. h. durch dauernde Nichtbefolgung, abgeschafft werden kann, ja es sind Fälle vorgekommen, dass ein Gesetz von Anfang an niemals beachtet worden und so gewissermassen schon im Keime erstickt worden ist.<sup>11)</sup> Was aber vom Recht gilt, muss wegen Gleichheit des Grundes ebenso von der Moral und von der Sitte gelten. Dass eine Sitte, welche nicht oder nicht mehr geübt wird, keine Sitte mehr ist, leuchtet wohl ohne weiteres ein. Aber auch in der Moral können nur diejenigen Sätze wirklich Geltung haben, welche auch die Kraft in sich tragen, sich in gewissem Umfange durchzusetzen. Ein Moralgeseetz, das niemals befolgt wird, kann ein Programm für die Zukunft sein, gehört aber nicht der geltenden Moral an.

Alles dies vermag jedoch an der Befehlsnatur des Rechts, der Moral und der Sitte nichts zu ändern. Trotz der Möglichkeit des Erlöschens dieser Normen durch allgemeine Nichtbefolgung bleibt es dabei, dass sie trotz vielfacher Nichtbe-

<sup>8)</sup> Windelband, a. a. O., S. 382, 383.

<sup>9)</sup> Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, Rosenkranz S. 54.

<sup>10)</sup> Vgl. Kipp zu Windscheid, Bd. I (8. Aufl.), S. 68 u. 69.

<sup>11)</sup> Beispiel: Das Verbot Justinians, seine Gesetzbücher auszulegen (lex 12 § 5 C. 1, 14; lex 2 § 21 C. 1, 17), aus heutiger Zeit der § 137 Abs. 2 u. 3 CPO.; und § 188 Abs. 1 StPO. Vgl. Stammler, Wirtschaft und Recht, S. 505 ff.

folgung Geltung behalten; jedenfalls ist von einer ausnahmslosen Befolgung, entsprechend dem sicheren Eintritt der Wirkung bei den Naturgesetzen keine Rede.

Zu bemerken ist noch, dass der imperative Charakter von Recht und Moral dadurch verdunkelt werden kann, dass vielfach an die Stelle der Kundgebung von Geboten und Verboten eine Beschreibung des rechtlichen oder moralischen Verhaltens gesetzt wird.<sup>12)</sup> Dass hierfür lediglich technische Gründe massgebend sind und hieran an der Natur dieser Normen nichts geändert wird, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung.

Endlich wäre noch auf die zeitliche und örtliche Verschiedenheit der Gesetze des Rechts, der Moral und der Sitte hinzuweisen, im Gegensatz zu den Naturgesetzen, deren allgemeine Geltung in zeitlicher und örtlicher Beziehung oben hervorgehoben wurde.

Fassen wir das Ergebnis kurz zusammen, so ist zu sagen: die Naturgesetze sind der Natur abgelauschte Gleichförmigkeiten des Geschehens, welche, wenn nur einmal richtig erkannt, unwandelbar eintreten und überall und jederzeit Geltung haben; die Gesetze des Rechts, der Moral und der Sitte sind Befehle an die Menschen zu einem bestimmten Verhalten, deren Befolgung zwar im grossen ganzen, aber keineswegs ausnahmslos erreicht wird.

Es sei zum Schlusse gestattet, aus dem hervorgehobenen Unterschiede zwischen beiden Arten von Gesetzen beispielsweise einige Folgerungen zu ziehen.

Die erwähnte Unterscheidung ermöglicht es m. E. allein, die Sitte von dem blossen Brauche scharf abzugrenzen. Ein Herkommen, das allgemein geübt wird, ist bloss dann Sitte, wenn dem Herkommen ein Gebot zugrunde liegt, dessen Verletzung mit dem Zwangsmittel der Sitte, der Verachtung, erzwungen oder wenigstens zu erzwingen versucht wird. Ist dies nicht der Fall, wie z. B. bei der „Sitte“, zu einer bestimmten Zeit die Mahlzeiten einzunehmen, so liegt keine Sitte, sondern ein blosser Brauch vor.

Von besonderer Wichtigkeit dürfte folgendes sein. Die Erfolge der heutigen Naturwissenschaft haben vielfach zu der Forderung geführt, die Methoden und Arbeitsweisen der Naturwissenschaften auf die Geisteswissenschaften zu übertragen, und insbesondere ist schon öfter an die Rechts-

<sup>12)</sup> Ihering, a. a. O., Bd. II, S. 99.

wissenschaft die Mahnung gerichtet worden, sich bei ihren Forschungen der naturwissenschaftlichen Methode zu bedienen. Hiegegen ist selbstverständlich insoweit nichts zu erinnern, als die in der Naturwissenschaft üblich gewordene äusserste Genauigkeit der Untersuchung von den Juristen zum Muster genommen werden soll. Etwas ganz anderes aber ist es, ob die bei der Erforschung von Naturgesetzen angewendeten und bewährten Methoden auf die Behandlung der Gesetze des Rechts, der Moral und der Sitte übertragen werden sollen. Diese Frage ist entschieden zu verneinen. Die Gleichheit der Methode erscheint bloss dann angezeigt, wenn auch die Gegenstände des Erkennens wesentlich gleichartig sind. Dass dies auf die Naturgesetze einerseits, die Gesetze der Gesellschaft (nämlich das Recht, die Moral und die Sitte) nicht zutrifft, dürfte in den obigen Ausführungen deutlich gezeigt worden sein. Und zwar handelt es sich um so tiefgreifende Unterschiede, dass es ausgeschlossen erscheint, es könnten die Methoden der Naturwissenschaft bei der Erforschung der Gesetze der Gesellschaft irgend einen Dienst leisten. Im Gegenteil könnten nur Verwirrung und Irrtümer die Folge sein, deren Ueberwindung lange Zeit erfordern könnte. Bei den Gesetzen der Gesellschaft ist allerdings eine Betrachtung nach dem ursächlichen Zusammenhang und nach den bei ihrer Entstehung und Veränderung waltenden Naturgesetzen möglich und bis zu einem gewissen Grade nützlich, da, wie bereits hervorgehoben, die Gesetze der Gesellschaft, wie alles Geschehen, von den Naturgesetzen beherrscht werden. Allein das innere Wesen der Gesetze der Gesellschaft kann erst dann erkannt werden, wenn sie als Bestimmungsgründe für das menschliche Verhalten für die Zwecke der Menschheit betrachtet werden. Hier endet die Aufgabe der Naturwissenschaft und setzt die Geisteswissenschaft ein. Nur sie vermag festzustellen, was der Sinn und die Tragweite der geltenden gesellschaftlichen Gesetze ist, und nur sie vermag, nach Methoden, welche sie selbst aus dem Wesen des behandelten Gegenstandes gewinnen muss, die Richtlinien anzugeben, nach welchen die Gesellschaft der Zukunft ihre Gesetze zu geben hat.

---



# „Arbeit und Armut“

von

**Dr. W. Ed. Biermann,**

ao. Professor an der Universität Leipzig.

„Arbeit und Armut“ von Kostanecki\*) — um es gleich vorwegzunehmen — ein nach Methode und Ergebnis gleich merkwürdiges Buch. Auf vorwiegend konstruktiv-deduktivem Wege in nur loser Anlehnung an die Wirtschaftsgeschichte will K. beweisen, dass es geboten ist, die Geschichte der sozialen Ideen nicht wie bisher mit der Neuzeit, sondern schon mit dem Mittelalter einsetzen zu lassen. Ferner kommt die Schrift zu dem Ergebnis, dass, gleichfalls im Gegensatz zu dem bisherigen Verfahren, die Gedanken über Arbeiterfrage oder Arbeit nicht als etwas Isoliertes, sondern in ihrer Beziehung zur Armut, bezw. Armenpflege betrachtet werden sollen; „erst so kommt die grosse Entwicklungslinie an den Tag“. Der Verfasser ist durch das Studium der Ricardoschen Arbeitslohnlehre auf den Gedankengang seines Themas gekommen. Es ergab sich ihm, dass die Ricardosche Arbeitslohnlehre nur aus einer bestimmten Vorstellung von dem Einfluss der englischen Armengesetzgebung auf die Arbeitslöhne sich erklären lasse, sie huldige also der Auffassung, sich die Arbeit als etwas durch die Armenpflege Beeinflusstes vorzustellen. Nähere Untersuchungen überzeugten den Verfasser, dass in England der Ricardoschen Auffassung zwei andere vorausgingen, die alle drei insgesamt das Verhältnis von Arbeit und Armenpflege erschöpfend behandeln.

Die erste der genannten Perioden sieht in der Arbeit etwas Primäres und in der Armenpflege etwas Sekundäres. Sie tritt den Gedanken, dass die Arbeit die Armenpflege veranlasse, und geht von jener, nicht von dieser aus. Der zweiten Periode ist die Unterscheidung des Primären und des Sekundären durchaus fremd. Sie behandelt beide Erscheinungen als etwas absolut Gleichwertiges. Sie koordiniert Arbeit und Armenpflege und rückt weder die eine noch die andere vor. In der dritten Periode kommt dann die vorübergehend vernachlässigte Unterscheidung wieder zum Vorschein, aber sie tut es nur,

---

\*) Anton von Kostanecki, Arbeit und Armut. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte sozialer Ideen. Freiburg i. Breisgau, Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1909.

um in ihr Gegenteil umzuschlagen. Nunmehr sieht man in der Armenpflege das Primäre und in der Arbeit das Sekundäre. Man sagt sich, dass die Armenpflege die Arbeit beeinflusse, und man stellt jene in den Vordergrund. So handelt es sich also um einen dreigliedrigen Entwicklungsprozess englischer Theorien, der ein ganz geschlossenes Totalbild dem Verfasser zufolge ergeben soll. Die Idee der ersten Periode, so fand er, ist aus den englischen statutes of labourers bzw. poor-laws hervorgegangen und weist zurück auf die theoretische Anschauung der Armut im Sinne der Vermögenslosigkeit. Die Idee der dritten Periode stellt den Uebergang zu einer Anschauung dar, die die Arbeit mit der Armut im Sinne der Einkommenschwäche verknüpft. So macht für den Verfasser die Verknüpfung von Arbeit und Armut das letzte Endziel der Evolution aus, während die Verknüpfung von Arbeit und Armenpflege „nur als ein evolutionistisches Bindeglied“ betrachtet wird. Bei Ausdehnung seines Forschungsgebietes kam v. K. zu der Ueberzeugung, dass die Idee der ersten Periode dem Mittelalter angehört, die der dritten dagegen der modernen Zeit. Und so drängte sich ihm zu allerletzt die Erkenntnis auf, der Entwicklungsprozess der englischen Theorien „verbinde die mittelalterliche und die moderne Anschauung schlechtweg“.

Dieser Gedankengang musste vorausgeschickt werden, um dem Leser die Disposition des Buches verständlich zu machen. Es zerfällt in drei Teile. Der erste analysiert die mittelalterliche Anschauung: Arbeit und Armut im Sinne der Vermögenslosigkeit, der zweite schildert die englischen Theorien vom 17. bis zur Hälfte des 19. Jahrhunderts: Arbeit und Armenpflege, endlich der dritte setzt sich mit der modernen Anschauung auseinander: Arbeit und Armut im Sinne der Einkommenschwäche. Der erste Teil der eingehenden, gewiss von grosser Literaturkenntnis zeugenden Dogmengeschichte beginnt mit einer Darstellung des Versagens der vom Altertum ererbten Anschauung: Arbeit und Sklaverei. Plato und Aristoteles behandeln die Sklavereiverhältnisse in viel befriedigenderer Weise als die Arbeiterverhältnisse. Der Sklavenbegriff ist ihnen etwas Bekanntes und Konstantes, der Arbeiterbegriff etwas Fremdes und im wesentlichen Unbekanntes. Thomas v. Aquino ergänzt die Sklavenlehre des Aristoteles wesentlich. Spricht er doch mitunter von dem freien Gesinde, das er von dem servus abhebt. Aehnlich die Lehren des Antonin von Florenz und des Javellus. Das

Kapitel kommt zu dem Ergebnis, dass die Theorien des Altertums den Arbeiter dem Sklaventypus nur fragmentarisch angenähert haben, dass im Mittelalter aber eine Anlehnung des Arbeiterbegriffes an den Sklavenbegriff scheitern musste. Man sucht sich nun, wie das 2. Kapitel des ersten Teiles zeigt, dadurch zu helfen, dass man den Arbeiterbegriff an den sehr lebendigen mittelalterlichen Armenbegriff anlehnte: *mercennarii pauperes sunt*, sagt Thomas von Aquin. Das ist für unseren Verfasser der Markstein, an dem die eigentliche Entwicklung der Ideen über Arbeit und Armut beginnt: erst wo Armut im Sinne der Vermögenslosigkeit einsetzt, stellt die Arbeit ergänzend sich ein. Wie sich diese mittelalterliche Anschauung in der volkstümlichen Terminologie widerspiegelt, wird an den englischen Statuten des 14. bis 16. Jahrhunderts gezeigt, allerdings ergibt sich, dass der statutarische Ausdruck *poor labourers* nur angeblich mit dem vorhin erwähnten Satz des Thomas verwandt ist. Trotzdem auch, so meint v. K., die Identität da sei, so fehle doch die Kongenialität, und der Ausdruck *poor labourer* bleibe ein Denkmal der mittelalterlichen Anschauung. Der zweite Teil schildert nun in einigen dogmengeschichtlichen Kapiteln speziell die englischen Theorien nach jener von uns früher skizzierten Einteilung in drei Perioden. Die erste Periode: Arbeit als Anlass zur Armenpflege zeigt eine deutliche Verwandtschaft mit dem Merkantilsystem, wie namentlich an Manley und Petty gezeigt wird. Für die zweite Periode: Koordinierung von Arbeit und Armenpflege sind charakteristisch: Mandeville, Berkley, Fielding, Steuart, Tucker und Senior. Die 3 ersten Autoren drücken die in Rede stehende Koordination nicht explizite aus, sondern bieten sie implizite in der Form von Gleichungen oder Kontrastierungen dar, während Steuart die Koordination auch wirklich bewusst zum Ausdruck bringt und sein Koordinationsprinzip in der Beziehung zu den Bevölkerungsverhältnissen wurzeln lässt. Ähnlich Tucker und Senior, der die Idee der zweiten Periode noch in das 19. Jahrhundert hineinträgt. Das Aufsteigen der dritten Periode: Einfluss der Armenpflege auf die Arbeit, wird an der Hand von 3 Schriftstellern illustriert: Smith, Townsend und Malthus. Den Höhepunkt stellt aber Ricardo dar, der eine recht originelle Würdigung erfährt. Sieht doch v. K. (wie das Schlusskapitel und ein Anhang über die Ricardoforschung noch näher begründen) in dem ehernen Lohngesetz des Ricardo eine mehr optimistische als pessimistische Formulierung. Ricardo, so meint v. K., denke nicht an ein physisches,

sondern an ein moralisches Minimum, und erst die Folgezeit, namentlich Lassalle, habe sein Gesetz falsch interpretiert. Den Abstieg dieser Theorien stellen Schriftsteller wie Torrens, Senior, Chalmers, Mac Culloch, Read, Thompson u. J. St. Mill dar; er wird in einem letzten Kapitel des zweiten Teiles analysiert. Der dritte Teil bietet uns die moderne Anschauung: Arbeit und Armut im Sinne der Einkommenschwäche, er schildert zunächst den Uebergang von den englischen Theorien zu der modernen Anschauung. Diese ist — wie weiter auseinander-gesetzt wird — nicht imstande, den Ausdruck *poor labourer* zu ersetzen, sondern sie vermag ihn nur „durch Erschütterung der ihm zugrunde liegenden Prämissen zu negieren“. Aber es bricht sich eine Synthese der mittelalterlichen und der modernen Anschauungen dadurch Bahn, dass die Inhalte des mittelalterlichen und des modernen Armenbegriffes ineinander gewoben werden — es entsteht der Begriff des Proletariers, auf den dann in einem besonderen Kapitel des näheren eingegangen wird. Dank dem Proletarierbegriff geht die moderne Anschauung mit der mittelalterlichen eine vollständige und allgemeine Verbindung ein, und erst von dem Proletarierbegriff erhält die moderne Anschauung, die uns geläufige Arbeiterarmutsidee, Kraft und Schwung. Der dritte Teil schliesst mit einem Kapitel über die Disparität der englischen Theorien und der modernen Anschauung und die Missdeutung des Ricardoschen Lohngesetzes.

In dreifacher Hinsicht glaubt der Verfasser etwas Neues geboten zu haben. Er meint, seine Darstellung ermögliche zunächst die Geschichte sozialer Ideen in einer bestimmten Beziehung an die Wirtschaftsgeschichte anzulehnen. Sodann ermögliche sie die Geschichte sozialer Ideen in einer anderen Beziehung an die Geschichte der wirtschaftlichen Theorien anzulehnen, und letztens zeige sie, wie sich die Geschichte der sozialen Ideen von der Wirtschaftsgeschichte und der Geschichte wirtschaftlicher Theorien abzuheben habe. In letzter Beziehung komme man zu dem Ergebnis, dass die sozialen Ideen im ersten Entwicklungsstadium ethisch, im zweiten zuerst charitativ, später anticharitativ, im dritten rein sozial seien. — Soll nun ein Gesamturteil vom Referenten versucht werden, so wäre zu sagen: Die Schrift v. K.'s entbehrt gewiss nicht der Originalität, und schon darum lohnt sich die infolge des abstrakten Stils und eines gewissen wohl an der Scholastik genährten Begriffsfanatismus gewiss nicht leichte Lektüre. Aber das Problem selbst scheint mir nicht richtig gestellt



zu sein. Das Verhältnis von Arbeit und Armut ist doch nur ein Teilproblem aus der umfangreichen Geschichte der Arbeit. Und auch, um das von v. K. gewählte Verhältnis zu würdigen, reicht seine überwiegend konstruktive Methode nicht aus. Die Behandlung des Verhältnisses von Arbeit und Armut kann nach unserem Dafürhalten nur geschehen auf dem Hintergrunde einer umfassenden Morphologie der Volkswirtschaft.

---

#### IV.

## Gesetzgebungsfragen und Rechtsprechung.

---

### Kampf gegen Verbrecher und Verbrechen.

Von

Professor Dr. F. Wachenfeld in Rostock i. M.

(Schluss.)

Die Lisztsche Einteilung der Verbrecher ist ungerechtfertigt. Sie setzt ebenso wie die Einteilungen, die Lombroso, Ferri und andere Anhänger der soziologischen Richtung machen, voraus, dass es zwei Klassen von Menschen gibt: Verbrecher und Nichtverbrecher, und dass die ersteren eine besondere Spezies des Menschengeschlechts bilden. Das ist ein Irrtum.

Denn auf die Frage: „Wer ist ein Verbrecher“ kann im Gegensatz zu allen Spielarten Lombrososcher Anschauung nur die eine Antwort lauten: Derjenige, der ein Verbrechen begangen hat. Verbrechen aber ist jede schuldhaft, strafbare Handlung, jede, auch die geringfügigste. Unter die Verbrechen subsumieren sich also auch die Uebertretungen und Polizeidelikte. Rechnet man diese hinzu, so wird das Heer der Verbrecher jährlich um ca. 2 Millionen vermehrt,<sup>3)</sup> während es ohnedies nur jährlich etwas mehr als eine halbe Million Zuwachs erhält. Bei dem enormen Zustrom zu dem Verbrechertum würde der Heer-

---

<sup>3)</sup> Nach der Schätzung Aschaffenburgs, a. a. O. S. 3.

bann der Nichtverbrecher, die ausziehen wollten, die Verbrecher zu behänpfen, lächerlich schnell zusammenschrumpfen. Ja, 'man kann mit voller Gewissheit sagen, es würde niemand übrig bleiben. Denn wenn auch nicht jeder wegen einer Polizeübertretung bestraft wird, begangen hat jeder schon einmal die eine oder die andere.

Da bei der Hinzurechnung der Uebertretung von vornherein jede Scheidewand zwischen Verbrecher und Nichtverbrecher wegfällt, glaubt die soziologische Schule Uebertretungen und andere Delikte, die sie Rechtsverbrechen nennt, unterscheiden zu sollen und ihren Kampf beschränken zu müssen auf die Verüber von Rechtsverbrechen, Verbrecher in diesem engeren Sinne. Eine begriffliche Unterscheidung aber zwischen Rechtsverbrechen und Uebertretungen wird zumeist und mit Recht verworfen; denn die Unterscheidung basiert auf der Höhe der Strafdrohung, nicht auf der Art der Handlung, sie ist also nicht der Art des Delikts, sondern der Folge desselben entnommen. Oft entscheidet nur der Zufall, ob ein Rechtsverbrechen oder eine Uebertretung vorliegt, keinesfalls aber das Mass des Verschuldens. Wer sich einen Spazierstock aus dem Walde holen will und sich einen Stock vom Baume abschneidet, verübt nur die Uebertretung des Forstdiebstahls, wer aber den Stock dem geschlagenen und aufgeschichteten Holze entnimmt, einen gemeinen Diebstahl. Oder, wer eine fremde Zigarre nimmt und sie zugleich mit fremden Streichhölzern ansteckt, einen Diebstahl an den Zündhölzern, wer aber ein paar Zigarren nimmt und sie mit eigenen Streichhölzern ansteckt, nur einen Mundraub. Der Diebstahl ist natürlich ein Rechtsverbrechen, der auf die Wegnahme von Nahrungs- und Genussmitteln beschränkte Mundraub aber eine Uebertretung.

Die verbrecherischen Handlungen in den beiden Beispielen gehen in einander über, sodass sie begrifflicher Unterscheidung spotten. Es wäre auch sehr merkwürdig, wenn eine begriffliche Unterscheidung zwischen leichter und schwerer bestraften Delikten gäbe, während es fast unbestritten nicht einmal eine solche Unterscheidung zwischen strafbarem und straflosem Unrecht gibt. Es ist nur eine zufällige, aus den jeweiligen Bedürfnissen folgende Erscheinung, ob eine Handlung überhaupt mit Strafe, mit leichter oder mit schwerer Strafe bedroht ist. Hierfür bieten die Religionsdelikte, wie Gotteslästerung, Hexerei, und manche Vermögensdelikte, wie insbesondere der Wucher, Beispiele genug.

Obwohl ich die Unterscheidung zwischen Rechtsverbrechen und Verübern blosser Uebertretungen für völlig verfehlt halte, will ich doch in Konzession der gegenteiligen Meinung unter-

stellen, dass als Verbrecher nur der Rechtsverbrecher in Betracht kommt. Aber auch dann behaupte ich, dass es einen Unterschied zwischen Verbrecher und Nichtverbrecher nicht oder kaum gibt. Demgemäss muss der Kampf gegen das Verbrechertum zur Unmöglichkeit werden, weil es an einem Gegensatz zweier Parteien fehlt.

Zunächst erinnere ich an die angeführte Definition, wonach Verbrecher derjenige ist, der ein Verbrechen begangen hat. Die Begehung entscheidet, die Bestrafung ist irrelevant. Dass jemand bestraft wird, der kein Verbrechen begangen hat, ist selten, kommt aber auch bisweilen vor. Der Essener Meineids-Prozess gegen Schröder und Genossen zeugt davon. Und das Wort „Justizmord“ ist leider keine leere Phrase und findet in der Unvollkommenheit der Justiz, wie aller menschlichen Institutionen, seine Erklärung.

Das Umgekehrte aber, dass ein begangenes Rechtsverbrechen straflos bleibt, kommt weniger selten vor und ist sogar eine tagtägliche Erscheinung.

Im gewissen Sinne ist die Nichtbestrafung eines Deliktes gesetzlich sanktioniert. Es gibt eine Menge Delikte, die nur auf Antrag zu verfolgen sind und mangels Antrags unverfolgt bleiben, entweder weil sie für den Betroffenen zu unbedeutend sind oder, weil sein Interesse an der Bestrafung zurücktritt hinter dem andern Interesse, seine Privatangelegenheiten nicht öffentlich verhandeln zu lassen. Dann gibt es eine ganze Reihe von Delikten, von deren Begehung man weiss, und die doch aus kriminalpolitischen Gründen unverfolgt bleiben trotz des Legalitätsprinzips, das die Staatsanwaltschaft eigentlich zur Verfolgung nötigte. Dahin gehört z. B. die Kuppelei. In Berlin stehen mindestens 3000 Prostituierte unter Kontrolle. Die Polizei kennt die Wohnungen. Der Vermieter, der von dem Treiben der Mieterin weiss, macht sich der Kuppelei schuldig. Es wird gegen ihn nicht vorgegangen, weil die Dirne doch irgendwo wohnen muss.

In jeder kleinen Universitätsstadt kennt man die Tage der Mensuren. Jede studentische Schlägermensur ist nach des Reichsgerichts Ansicht strafbarer Zweikampf, und doch werden die Studenten bei ihren Mensuren nur selten von der Polizei behelligt.

Ebensowenig fällt es dieser ein, wegen jeder geringfügigen Rauferei, wie sie bei fast allen Volksfesten vorkommen, einzuschreiten. Manches Delikt wird begangen, das der Schutzmann nicht sehen will, noch viel mehr werden verübt, die ihm entgehen, die er nicht wahrnehmen kann. Das gilt z. B. für manche ex officio zu verfolgenden Sittlichkeitsverbrechen, insbe-

sondere für das Delikt des § 175 Str.G.B. In dem Streit um Abschaffung des § 175 Str.G.B. bildete gerade ein Hauptgrund für das Aufgeben der Strafbestimmung das Missverhältnis zwischen der geringen Zahl der Strafverfolgungen und der Menge der Uebertretungen des Gesetzes.

Die Kriminalstatistik gibt nur die Verbrechen an, wegen deren Strafverfolgung eingeleitet oder eine Verurteilung ergangen ist, das Gros der Delikte verschweigt sie. Darum sind auch die aus ihr gezogenen Schlussfolgerungen mit Vorsicht aufzunehmen.

Man denkt bei den Rechtsverbrechern wohl an gewohnheitsmässige und gewerbsmässige Bösewichte, aber das ist nur ein kleiner Teil der Rechtsverbrecher. Selbst bei der Verübung der schwersten Delikte braucht der Täter durchaus nicht eine ehrlose oder auch nur antisoziale Gesinnung an den Tag gelegt zu haben. Als Beispiel mag zunächst das nach geltendem Recht schwerste Delikt, der Mord, dienen. Gerade bei ihm sind die Situationen, in denen ohne ehrlose Gesinnung gehandelt wird, besonders mannigfaltig. Der Sohn, der aus Mitleid die tötende Dosis Morphinum dem von Schmerzen gefolterten und dem sicheren Tode verfallenen Vater gibt, der Liebhaber, der die Geliebte, wenn auch ohne ihr ausdrückliches Verlangen, aber mit ihrer Einwilligung, erschießt, während bei ihm die Kugel fehl geht, die arme Verführte, die ihr Kind ein paar Wochen nach der Geburt aus Nahrungssorgen tötet, der junge Mann, der den satisfaktionsunfähigen Vernichter seines Lebensglücks nach langem Hin und Her schliesslich niederknallt — sie alle haben einen Mord begangen, und doch haben sie keine Gemeinschaft mit dem gemeinen Verbrecher.

Bei der schweren Kuppelei ist man gewohnt, an den Abschaum der Menschheit zu denken. Dennoch gibt es geachtete Leute, die sich dieses Deliktes schuldig gemacht haben, sogar nicht vereinzelt, sondern über ganze Ortschaften verbreitet. In der Schwalm-Gegend soll es gang und gebe sein, dass der Bräutigam die Braut nur dann heiratet, wenn er zuvor ihre Fruchtbarkeit festgestellt hat. Die Mutter der Braut, die die Sache aus eigener Erfahrung kennt, drückt ein Auge zu, macht sich aber, indem sie dem Burschen Gelegenheit gibt, der Tochter beizuwohnen, der schweren Kuppelei schuldig.

Gewohnheits- und gewerbsmässige Verbrecher bringt man gewöhnlich in Verbindung mit Einbrechern, aber auch ein Einbruchsdiebstahl kann in relativ harmloser Weise geschehen. Ein Beispiel bieten die beiden Berliner Dienstmädchen, die während der Dämmerung in den Nachbargarten kletterten und



sich Rosen abschnitten, um sich damit auf dem Balle zu schmücken. Als Genussmittel waren die Rosen nicht genommen; und, so wenig wie ein Mundraub, lag ein anderer privilegierter Diebstahl vor, sondern nur Einbruchsdiebstahl.

Da weder das Bewusstsein des Verbots noch das der Strafbarkeit der Handlung für die Schuld von Bedeutung ist, werden täglich viele Delikte begangen, ohne dass der Täter, wie man sagt, sich etwas Böses dabei denkt. Es möchten wohl wenige geben, die nie ein Delikt, das sich als Rechtsverbrechen darstellt, verübt haben. Um das zu erkennen, muss man sich den oft weiten Umfang des Gesetzes klar machen. Jedes verletzende Wort über einen Dritten ist eine Beleidigung, die Behauptung einer wahren, aber nicht zu erweisenden herabwürdigenden Tatsache eine üble Nachrede. Wer einen andern von der Begehung des Verbrechens, ohne dafür ein besonderes Recht zu haben, abhält, begeht eine Nötigung. Wer eine Gehaltserhöhung fordert unter Androhung eines Nachteils, wie in dem Fall des Handlungsgehilfen, der im Verweigerungsfalle in ein Konkurrenzunternehmen einzutreten drohte, begeht nach reichsgerichtlicher Ansicht eine Erpressung. Wer einem fremden diebischen Jungen die wohlverdiente körperliche Züchtigung zuteil werden lässt, macht sich der Körperverletzung schuldig, wer den gefundenen Pfennig aufhebt und ihn einem armen Jungen schenkt, einer Unterschlagung. Der Gastwirt betrügt, wenn er sich bei der Rechnung geflissentlich verrechnet, der Schankkellner, wie der jüngste Münchener Prozess gezeigt hat, wenn er zu wenig Bier einschenkt, der Zahlkellner, wenn er beim Wechseln absichtlich zu wenig herausgibt, oder wenn er, wie es in ganz Südeuropa täglich versucht wird, dem Fremden wertlose Münzen aufzuhängen bemüht ist. Wer das nicht mehr kursierende Geldstück dann weitergibt, begeht ebenfalls einen Betrug, und wer das ihm aufgehängte gefälschte Geld wieder in Zahlung gibt, ein Münzverbrechen.

Hunderte und Aberhunderte solcher Fälle könnte man anführen, sie würden in nur noch verstärktem Masse zeigen, dass auch ein Rechtsverbrechen zu verbreitet ist, um es ausschliesslich einer besonderen Menschenklasse zuzuschreiben. Auch der anständige Mensch begeht es nicht selten.

Krauss<sup>4)</sup> sagt vom Diebstahl: „Welcher Sterbliche könnte sich am Abend seines Lebens rühmen, er habe niemals und unter keinen Umständen gegen das 7. Gebot in seiner buch-

<sup>4)</sup> Psychologie des Verbrechens 1884, S. 256.

stäblichen Strenge gesündigt?“ — Was hier speziell von einem Delikt behauptet wird, ist vielleicht zu viel gesagt. Aber ganz gewiss richtig wird es, wenn man die Worte anwendet auf das Strafgesetzbuch in seiner Gesamtheit.

Der biblische Satz: Es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder (Römer 3, 23), hat auch in kriminalistischer Beziehung seine Richtigkeit und darum ist es verfehlt, zwei verschiedene Menschenklassen, Verbrecher und Nichtverbrecher, aufzustellen, von denen die eine die andere bekämpfen soll. Was die soziologische Schule fordert, Kampf gegen den Verbrecher, ist ein Unding.

Nicht den Verbrecher gilt es zu bekämpfen, sondern das Verbrechen.

Das Verbrechen bekämpfen heisst das Verbrecherische in uns und bei anderen zurückzudrängen. Bei andern können wir wirken nicht auf den Entschluss, wohl aber auf die äusseren Umstände, die zu ihm führen.

Die äusseren Umstände nennt man Verbrechensursachen. Je mehr wir sie erkennen, umsomehr können wir die Verbrechensquelle beseitigen und daher auf die Herabminderung der Verbrechen einwirken. Die Berechtigung eines solchen Vorgehens ist freilich nicht unangefochten geblieben. Binding<sup>5)</sup> hält den Kampf auch gegen das Verbrechen für aussichtslos, da die Zunahme desselben eine natürliche Begleiterscheinung steigender Kultur sei. Allerdings gibt es nicht eine einzige Kulturerrungenschaft, der sich nicht zugleich auch das Verbrechen bemächtigt hätte. Aber wenn es eine fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechts gibt, so muss es auch höhere Kulturstufen geben, denen das Böse, das Verbrechen, weniger als den vorübergehenden anhaftet.

Binding und mit ihm andere Anhänger der klassischen Schule bestreiten dem Kriminalisten den Beruf, das Verbrechen zu bekämpfen und wollen dies allein dem Sozialpolitiker überlassen. Da möchte ich aber hinweisen auf den Mediziner, dessen vornehmste Aufgabe es ist, nicht die Krankheit zu heilen, sondern dieselbe zu verhüten. Das gerade erscheint mir das Verdienst der neueren Richtung im Strafrecht, dass sie uns lehrt, nicht nur gegen das Verbrechen, nachdem es verübt ist, vom Gerichtstisch aus vorzugehen, sondern auch ehe es verübt wird, um es unmöglich zu machen und es zu bekämpfen mit allen zu Gebote stehenden Mitteln.

<sup>5)</sup> Binding, Grundriss des deutschen Strafrechts, allgem. Teil, 7. Aufl., S. VIII f.

Die Wege hierzu weist uns die moderne Kriminalistik. Das ist aber eine junge Wissenschaft, die noch unsicher auftritt und nicht überall zu befriedigenden Resultaten gelangt. Nur in grossen Zügen mögen die Hauptkampfesmittel, die sie uns bietet, hervorgehoben werden.

Diese Kampfesmittel sind verschieden, je nach den individuellen oder sozialen Ursachen des Verbrechens.

Zu den ersteren gehören die körperlichen und besonders die geistigen Eigenschaften des Verbrechers. Ein gewisses Mass von Intelligenz gehört zu jedem Verbrechen. Andererseits ist auch nicht zu verkennen, dass Beschränkte, welche die Tragweite ihrer Handlungen nicht zu übersehen vermögen, sich leichter zu der verbrecherischen Handlung entschliessen, deren weitere Folgen ihnen verborgen bleiben. Neben der Intelligenz spielen Charaktereigenschaften eine Rolle. Das einzige Mittel, um nach dieser Richtung auf das Individuum einzuwirken, sodass es das Verbrechen meidet, ist die Erziehung. Aus diesem Gedanken heraus ist die Fürsorgeerziehung für die Jugendlichen erwachsen, die keine genügende Erziehung im Elternhause finden. Das Ziel, das man dabei verfolgt, ist zweifellos richtig, ob aber immer in concreto der richtige Weg eingeschlagen wird, mag dahingestellt bleiben. Mit der Zeit wird man durch die grössere Erfahrung noch bessere Erfolge erzielen als bis jetzt, obschon nicht verkannt werden soll, dass auch gegenwärtig schon manche trefflichen Erfolge erreicht sind.

Erziehung allein tut es nicht, wenn das Individuum mit geistigen Defekten behaftet ist. Sind sie nicht zu bedeutend, so ist wohl anzunehmen, dass sie, wie manche körperliche Fehler, durch entsprechende ärztliche Behandlung korrigiert werden können. Freilich, die beste Behandlung würde schon sehr viel früher einsetzen müssen, und zwar in der Verhinderung einer Ehe, in der mit Wahrscheinlichkeit geistig defekte Kinder geboren werden. Wo der Arzt in dieser Beziehung durch sachgemässe Beratung wirken kann, wird er dem Kriminalisten eine ausserordentlich wichtige Hilfe bieten.

Unter den sozialen Faktoren, von denen das Verbrechen abhängt, steht mit an erster Stelle die Zeit, in der es geschieht. Es gilt als erwiesen, dass im Winter sich die Eigentums-, im Frühjahr die Sittlichkeits-, im Sommer die Körperverletzungsdelikte vermehren<sup>6)</sup>. Das Erstere erklärt sich sehr einfach daraus, dass im Winter bei häufiger Minderung der Arbeits-

<sup>6)</sup> Vergl. Aschaffenburg, a. a. O., S. 18 ff.

gelegenheit und des Verdienstes die Bedürfnisse an Kleidung, Unterkunft und Nahrung wachsen. Die Mittel, um die Bedürfnisbefriedigung auf verbrecherischem Wege zu hindern, sind die Schaffung von Arbeitsgelegenheit, Gewährung von Unterkunft, Bereithaltung von Warmhallen, Speisung von Hungrigen u. dergl., also die Gewährung der sozialen Hilfe durch alle die Einrichtungen, wie sie die jüngste Zeit bereits ins Leben gerufen hat.

Der Zunahme der Sittlichkeitsdelikte während des Frühjahrs wird man machtlos gegenüberstehen, wenn die übliche Erklärung richtig ist, dass sie durch die mit der ansteigenden Temperatur wachsende Erregung hervorgerufen werden, der gegenüber bei zunehmender Sommerhitze wieder eine Erschlaffung eintritt.

Ebenso wird es gegen die Zunahme der Körperverletzungen kaum eine Abhilfe geben, sofern sie die natürliche Folge des freieren und leichter überschäumenden Lebens im Sommer sind. Man müsste denn den Alkohol wegen des im Sommer gesteigerten Konsums alkoholhaltiger Getränke allein für die sommerlichen Körperverletzungen verantwortlich machen.

Ueberblickt man die Verbrechen nach den Wochentagen, an denen sie begangen wurden, so fällt die Steigerung derselben an Sonn- und Festtagen auf. Der sonntägliche stärkere Alkoholenuss gibt noch keine genügende Erklärung, da die Zunahme auch in Gegenden mit geringerem Alkoholkonsum und auch in bezug auf Verbrechen vorkommt, auf welche der Alkohol wenig Einfluss hat. Die Erklärung mag wohl in dem sonntäglichen Müssigang liegen, der nach dem Sprichwort aller Laster Anfang ist. Obwohl der Sonntag statt geheiligt zu werden, geradezu zum Tag des Verbrechens wird, wird man nicht, nur um der Verbrechenssteigerung entgegen zu wirken, auf die Sonntagsruhe verzichten.

Zeiten, welche besonderen sozialen und politischen Einflüssen ausgesetzt sind, müssen in der Verbrechenskurve sich entsprechend äussern. In politisch erregten Zeiten mehren sich die politischen Delikte, in den Zeiten der Teuerung die Vermögensdelikte. Letzteres zeigt sich schon bei jeder Steigerung der Getreidepreise, sodass man geradezu eine Gleichung aufgestellt hat zwischen dem Anziehen der Getreidepreise und der Vermehrung der Vermögensdelikte<sup>7)</sup>. Die Vermehrung tritt

<sup>7)</sup> S. v. Mayr, die Gesetzmässigkeit im Gesellschaftsleben. 1877, S. 346. Berg, Getreidepreise und Kriminalität in Deutschland seit 1892 (Rost. Diss.), Abhandl. des Krim. Seminars Berlin 1902. S. 305 ff.



übrigens nicht sofort, sondern erst eine kleine Zeit nachher ein. Eine Einwirkung aber auf jene Verbrechensursachen im Interesse der Verbrechensbekämpfung ist selbstverständlich ausgeschlossen.

Ebenso ist dies der Fall bei der Parallele zwischen Beruf und Verbrechen. Man kann nicht Beamte abschaffen, damit keine Beamtendelikte verübt werden, nicht Kassierer entlassen, damit keine Unterschlagungen geschehen, oder Berufe wie gewerbmässiges Darlehengeben verbieten, nur damit der Wucher aufhöre. Es ist zwar sehr interessant, wenn uns statistische Nachweisungen über die Beteiligung mancher Berufe am Verbrechen gemacht werden, wie z. B. durch Aschaffenburg, wonach auf je 10000 höhere Gerichtsbeamte nur 3,5, auf die gleiche Zahl Lehrer 29,5, auf die gleiche Zahl Rechtsanwälte 56 und die gleiche Zahl Aerzte 70 Bestrafungen fallen (a. a. O. S. 59). Aber das ist für die Bekämpfung des Verbrechens unerheblich, von Bedeutung wird höchstens die Berufslosigkeit und die Ausübung unsittlicher Berufe. In ersterer Beziehung kann man durch die Kriminalistik leicht getäuscht werden, insofern, als diejenigen Personen, die sie als berufslos anführt, nicht besonders stark an der Kriminalität beteiligt erscheinen. Dies erklärt sich daraus, dass dabei mitgerechnet sind einerseits junge Leute, wie z. B. Studenten, die erst einen Beruf erstreben, und andererseits Rentiers und Pensionäre, welche die Früchte des vorausgegangenen Berufes geniessen. Die eigentlich Berufslosen verbergen sich hinter den Arbeitern, welche bei der Zählung keinen speziellen Erwerbszweig angegeben haben. Dahin gehören die sogenannten Gelegenheitsarbeiter, das sind die Leute, die nach Laune einmal arbeiten oder sich auch ohne Arbeit auf verbrecherische Weise erhalten. Obwohl die Arbeiter ohne bestimmten Erwerbszweig nur 1<sup>0</sup>/<sub>10</sub> der Bevölkerung ausmachen, sind sie am Verbrechen 10mal so stark als andere beteiligt. Sie bedürfen also ganz besonders einer strengen Ueberwachung.

Ein enger Zusammenhang besteht zwischen Prostitution und Verbrechen. Merkwürdigerweise wird derselbe von Lombroso, Aschaffenburg und anderen bestritten mit der Motivierung, dass die Prostitution eine Ableitung vom Verbrechen sei, d. h., das Weib, statt Verbrechen zu begehen, sich prostituire. Dabei wird aber übersehen, dass gerade durch die Prostituierte vielfach Verbrechen, wie vorsätzliche oder fahrlässige Gesundheitsschädigungen, verübt werden. Die jährliche Erkrankung an Geschlechtskrankheiten allein im deutschen Heere soll dem 3. Teil der Gesamtheit der Verwundungen im deutsch-französischen Kriege

gleichkommen<sup>8)</sup>. Jedenfalls sind die Geschlechtskrankheiten ungemein verbreitet und ein guter Teil derselben ist auf Rechnung der Prostitution zu setzen. Die Prostitution führt auch zu Vermögensdelikten: sobald das geschlechtliche Motiv zurücktritt, wächst die Geldgier. Allein oder in Verbindung mit dem Zuhälter sucht die Prostituierte durch Erpressung, Diebstahl oder Raub aus ihrem Opfer möglichst viel Kapital zu schlagen.

Auch das muss hervorgehoben werden, dass die Prostituierte, sei es als Strassendirne oder als elegante Halbweltdame, vielfach die Verleiterin zu Verbrechen wird.

Das sind Gründe genug, um die Prostitution zu bekämpfen. Welcher Art der Kampf sein muss, wird abhängen von dem Wesen der Prostitution. Da stehen sich zwei Ansichten gegenüber. Die eine, z. B. von Bebel und Hirsch vertreten, sieht in der Prostituierten das unglückliche Opfer unserer sozialen Zustände, die andere von Lombroso und Anhängern der soziologischen Schule vertretene eine Degenerierte. Beide Ansichten dürften nicht ganz das Richtige treffen, weil sie das natürliche Verlangen nach Befriedigung des Geschlechtstriebes ausser acht lassen.

Da man zugleich mit diesem natürlichen Triebe zu rechnen hat, wird man die Prostitution nie zu beseitigen vermögen. Dies wird auch durch die Tatsache bestätigt, dass sie sich zu allen Zeiten und auf allen Kulturstufen findet. Die Bekämpfung kann sich nur äussern in strenger Reglementierung und Ueberwachung.

Mit der Prostitution pflegt man Spiel und Trunksucht zusammenzustellen, aber dem ersteren wird bisweilen, so von Aschaffenburg, keine grössere kriminelle Bedeutung beigemessen. Doch wohl zu Unrecht. Denn auch das Spiel beruht auf einem natürlichen menschlichen Trieb, der mangels energischer Zügelung leicht gefährlich wird. Wo die Spielleidenschaft auswächst, sei es im Kümmelblättchen der Bauern, im Jeu der besseren Gesellschaft, in der Wette auf dem Rennplatz oder im Börsenspiel, besteht immer die Gefahr, dass Delikte begangen werden, die darauf abzielen, die Mittel zur Frönung der Leidenschaft oder zur Ausgleichung der Verluste zu beschaffen. In der Erkenntnis, dass das Spiel auf einem natürlichen Trieb beruht, haben einzelne Staaten, wie Oesterreich und Italien, das staatliche Lotto, das die Beteiligung mit kleinen Einsätzen ermöglicht, und andere Staaten, wie einige deutsche Bundesstaaten, die grösseren staatlichen Geldlotterien eingeführt.

---

<sup>8)</sup> Vergl. die Anführungen bei Aschaffenburg a. a. O. S. 80.

Um den Gefahren des Spiels zu begegnen, versagt man den Spielschulden die Klagbarkeit und erschwert die Abhaltung von Glücksspielen durch das Verbot, daraus ein Gewerbe zu machen oder sie in öffentlichen Lokalen auszuüben.

Als eine der stärksten Verbrechensursachen gilt unbestritten der übermässige Alkoholgenuss und insbesondere die Trunksucht. Jener führt zu Exzessen aller Art, namentlich zu Verbrechen wie Körperverletzung, Totschlag, Widerstand gegen die Staatsgewalt u. a. m. Trunksucht ist auch indirekt für die Kriminalität von Bedeutung, indem sie die Nachkommenschaft ungünstig beeinflusst und diese weniger widerstandsfähig und dadurch dem Verbrechen zugänglicher macht. Baer hat unter 30041 Insassen der von ihm untersuchten Gefangenenanstalten 43,9 % männliche und 18,1 % weibliche Trinker gefunden<sup>9)</sup>. Einen noch grösseren Prozentsatz stellen die Insassen des Arbeitshauses, in dem Arbeitsscheue, Landstreicher und dergl. die korrektionelle Nachhaft verbüssen. Bei ihnen überschreitet der Prozentsatz 50 und mehr. Man hat also allen Anlass, gegen den Alkohol als Verbrechensursache vorzugehen. Aber man soll nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Nur das Uebermass kommt kriminalistisch in Betracht. Dieses ist aber schon der Rausch. Der Vorentwurf zum St.G.B. hat deshalb ein Wirtshausverbot auf die Dauer bis zu 1 Jahr gegen denjenigen in Aussicht genommen, dessen strafbare Handlung auf Trunkenheit zurückzuführen ist (§ 43). Wird aber Trunksucht festgestellt, so soll die Unterbringung in einer Trinkerheilanstalt bis zur Heilung, eventuell auf die Dauer von 2 Jahren angeordnet werden können.

Endlich will ich noch eine Verbrechensursache wenigstens erwähnen, das ist der Aberglaube. Es steht zwar fest, dass viele Verbrecher abergläubig sind, damit wäre aber noch nicht gesagt, dass der Aberglaube zu Verbrechen führt. Doch auch das ist der Fall, freilich nicht mehr in dem Masse wie im Mittelalter und zur Zeit der Hexenverfolgungen. Aber immerhin kommen, wie interessante Mitteilungen in dem Gross'schen Archiv beweisen, auch heute noch Verbrechen vor, die nur aus Aberglauben begangen werden. Die Hauptrolle aber spielt der Aberglaube heute nach einer anderen Richtung. Schwindler, Kurpfuscher und dergl. nützen abergläubische Vorstellungen aus, um sich in betrügerischer Weise auf Kosten Ungebildeter zu bereichern. Hier gibt es nur ein Mittel, und dieses bildet einen Schutz gegen

<sup>9)</sup> Baer, der Alkohol, seine Verbreitung und seine Wirkung 1878, S. 349.

jede verbrecherische Ausbeutung und somit indirekt eine gute Handhabe, viele Verbrechen unmöglich zu machen, das ist Aufklärung und Bildung des Volkes.

Soweit von den allgemeinen Mitteln zur Bekämpfung des Verbrechens. Das spezielle und wirksamste Mittel wird immer bleiben die Strafe für die begangene Tat. Dies ist aber eine Behauptung, welche von der modernen soziologischen Schule in jeder Beziehung bestritten wird. Ihr geht die Strafe auf in eine individualistische Behandlung des Verbrechers. Damit kann sie wohl am einzelnen verbrecherischen Individuum eine Prophylaxe erreichen, aber niemals darüber hinaus. Zwar soll die Strafe kein Opfer sein, das der einzelne Verbrecher übernimmt im Interesse seiner Mitmenschen, aber doch sollen diese in der Bestrafung des Verbrechers ein Motiv finden, die Begehung derartiger verbrecherischen Handlungen zu unterlassen. Das werden sie aber nur, wenn sie sehen, dass die Strafe die naturnotwendige Folge des Verbrechens ist. Sie müssen sehen, dass die Strafe als ein Uebel nicht nur angedroht, sondern auch vollzogen wird über jeden, der das Gesetz übertritt, und zwar über jeden in gleicher Weise. Die Strafe um des begangenen Verbrechens willen erfüllt damit auch ihren Zweck, und dieser dürfte höher stehen als die Ziele, welche die soziologische Schule in der Abschreckung, Besserung und Unschädlichmachung des Individuums verfolgt. Denn sie dient in erster Linie den Zwecken nicht des Einzelnen, sondern der Gesamtheit.

---

## Ausbildung und Fortbildung der Richter.

\*) Unter den Gegenständen der Tagesordnung des 2. Richtertages ragte an Bedeutung die Behandlung der obigen Frage hervor. Wenn irgend ein Thema vor das Forum dieser neuen, sich kraftvoll entwickelnden Vereinigung gehört, so ist dies die heute alle Welt beschäftigende Frage der besseren Ausbildung der Richter auf der Universität und in der Praxis und deren zweckentsprechende spätere Fortbildung. Das gewichtigste Ergebnis der Verhandlungen scheint mir der Beschluss des Richtertages zu sein, den Justizminister um Einrichtung rechts- und staatswissenschaftlicher Fortbildungskurse zu bitten. Aber auch im übrigen finden sich wertvolle Anregungen zur Gestaltung des Universitätsunterrichts und des Vorbereitungsdienstes, worüber hier kurz referiert werden soll.

---

\*) Bericht über die Verhandlungen des 2. preussischen Richtertages vom 17. V. 1910. Hannover 1910, Verlag der Deutschen Richterzeitung.



Der Berichterstatter zur Frage der Ausbildung und Anstellung der Richter und Staatsanwälte, LGD. Grimm - Wiesbaden, stellte 4 Leitsätze auf, die von der Versammlung mit erheblicher Mehrheit angenommen wurden. 1. Die Dauer des Universitätsstudiums ist unter Ablehnung der Vorschläge auf Unterbrechung desselben durch einen praktischen Vorbereitungsdienst (Zitelmann) oder Einleitung durch einen solchen (Kitz) auf  $3\frac{1}{2}$  Jahre zu verlängern. 2. Der Universitätsunterricht ist in seinem methodischen Aufbau in eine Unterstufe (Grundlegung) und eine Oberstufe einzuteilen. Die erstere wird durch eine frühestens nach Schluss des dritten Semesters stattfindende Zwischenprüfung abgeschlossen. 3. Der Rechtsunterricht hat im Gegensatz zur historisch-dogmatischen Richtung von Anfang an in höherem Masse den praktischen Zwecken des Rechts und, auch bei der Behandlung der Rechtsgeschichte, dem praktischen Inhalt der Rechtssätze Rechnung zu tragen. 4. Zu den praktischen Ausbildungskursen sind geeignete Richter mitzuverwenden. — Dabei führte Referent etwa folgendes aus: Die Methode des Universitätsunterrichts der Juristen sei zu ändern. Der Beginn mit dem römischen Recht sei verkehrt, da der junge Student diesem Stoffe kein genügendes Verständnis und Interesse entgegenbringe. Wie Lamprecht - Leipzig dies für die Studenten der anderen Fakultäten festgestellt, trete auch bei den jungen Juristen das gesteigerte Bedürfnis nach Betätigung und Abneigung gegen nur rezeptive Tätigkeit mehr und mehr hervor. Gegen Zitelmann spreche, dass der Vorbereitungsdienst dabei viel zu kurz käme, indem derselbe wesentlich als Vorbereitung für den Hauptteil des dann folgenden Studiums figuriere. Gegen Kitz sei einzuwenden, dass Gerichtsverhandlungen dem nicht juristisch Geschulten nur ein leeres Schauspiel seien. Eine Reform sei nur von einer besseren Gestaltung des Universitätsunterrichts selbst zu erwarten. Dieser müsse dem Verständnis des jungen Studenten von Anfang an angepasst werden, insbesondere indem an das heut geltende Recht angeknüpft werde und auf den praktischen Inhalt und Zweck der Rechtsinstitute eingegangen werde. Material dazu wäre einerseits in den Fragmenten der römischen Juristen andererseits in den modernen Gesetzesmaterialien gegeben. Die ersten drei Semester hätten eine Einführung in die Rechtswissenschaft zu geben (Zitelmann). Im ersten Semester würden sich die Vorlesungen etwa im Rahmen gemeinverständlicher Vorträge über Bürgerkunde zu halten haben. Dann folgte Einführung in das Privatrecht, die von den realen Erscheinungen des Rechtslebens auszugehen und die Institute in Umrissen darzustellen und auf ihre historischen Wurzeln einzugehen hätte; ferner Rechtsgeschichte, Volkswirtschaftslehre und Staatsrecht, Zivilprozess und Konkurs, Strafrecht und Strafprozess in Einführungen.“ Im zweiten Teil des Studiums hätte sich nach einer Zwischenprüfung die eingehendere dogmatische Behandlung der Einzeldisziplinen und deren reichliche Verwertung in Übungen anzuschließen. Die Zwischenprüfung solle nicht das Hauptexamen stofflich entlasten, sondern den Studenten von Anfang an zu regulärem Studium anhalten. Sie hätte aus einigen Klausuren und einem mündlichen Examen zu bestehen.

Der Vorbereitungsdienst sei um ein Halbjahr zu kürzen. An den Anfang habe die Station beim grossen AG zu treten, dann Landgericht, dann ein Halbjahr bei Verwaltungsbehörden (Landrat, Stadt) u. s. f. — Von grösster

Wichtigkeit sei die Beschränkung der Gerichtsassessoren auf den Bedarf, der *numerus clausus*, u. zw. schon im Zeitpunkt des Beginns des Vorbereitungsdienstes auf Grund der bis dahin hervorgetretenen Leistungen und der persönlichen Befähigung.

Der zweite Referent LGD. Boisly - Halberstadt, konnte sich dem Vorredner im wesentlichen anschliessen. Auch er will vor allem eine Neuordnung des Studiums auf praktischer Grundlage. Voranzugehen habe eine Vorlesung über das gesamte Rechtsleben, objektive Schilderung der Lebensvorgänge (Besitz-Eigentum, Erwerb, Kauf, Erfüllung in all ihrer Mannigfaltigkeit, Kreditierung, Darlehn, Pfand, Wechsel, Arbeit, Gewerbe, Fabrik und Handel, Gesellschaften, Gewerkschaften und Trust usw.). In der 2. Hälfte hat die theoretische Rechtslehre einzusetzen; Verlängerung auf 4 Jahre. Zerlegung des Examens in mehrere Stationen. — Nachher müsse oberster Grundsatz bleiben, dass die Richterschaft die Blüte der Justiz enthalte.

In der Diskussion wurde vor umstürzenden, nicht organischen Reformen gewarnt (Boy - Danzig), auf manches hingewiesen, das sich heute schon im Gegensatz zu vergangenen Zeiten sehr gebessert habe, heute trügen die meisten Dozenten frei vor, während früher Diktate gegeben wurden (Ham - Bonn). Der Möglichkeit einer Vorlesung über das reale Leben, das das Recht nur gestalten wolle, wurden Bedenken entgegengesetzt; das Leben lasse sich nicht durch Unterricht begreiflich machen, die Kenntnis des Lebens könne man beim akademischen Studium nicht voraussetzen. Eher könnte man verlangen, dass jeder Rechtskandidat etwa während der langen Sommerferien sich auf einem Amtsgericht beschäftigte (Boethke - Berlin). Das römische Recht müsse unser Lehrmeister für Begriffsschärfe und juristische Gliederung bleiben (de Niem - Limburg). Die Praxis sei erst die rechte Lehrmeisterin, durch die die Rechtsbegriffe, die die Universität vermittele, erst Kraft und Leben gewönnen; aber nichts sei verkehrter, deshalb der Wissenschaft entraten zu können. Beide hätten verschiedene, sich ergänzende Aufgaben (Freitag - Hanau).

Zur Frage der Fortbildung erstattete AR. Freitag - Hanau den Bericht. Die geeignete Fortbildung der Richter sei das vornehmste Mittel zur Förderung der Rechtspflege. Der Richter breche zusammen unter der Fülle von Gesetzen und Verordnungen, er bedürfe in der Praxis der wissenschaftlichen Anregung. Nach dem Beispiel der staatswissenschaftlichen Lehrgänge seien über einzelne wichtige und streitige Rechtsfragen Kurse abzuhalten, vor allem aus dem bürgerlichen und Strafrecht. Die Vorträge seien Rechtslehrern, Richtern und Anwälten zu übertragen, und etwa an drei grossen Plätzen des Staates zu veranstalten, Berlin, Frankfurt a. M. und Posen. Dauer 6 Wochen. Die Richter seien zu beurlauben.

Der zweite Referent LR. Boy - Danzig erkannte die Notwendigkeit der Kurse ebenso an, wollte aber das ganze Gebiet der Rechtswissenschaft und ebenso die Staatswissenschaften behandelt wissen. Um den kaum durchführbaren Urlaub der Richter zu vermeiden, müssten die Kurse an möglichst zahlreichen Plätzen stattfinden, damit die Richter sich möglichst an ihrer Amtsstätte an denselben beteiligen könnten. Hinter jedem Vortrage müsste auch zur Verarbeitung des Stoffes eine mehrtägige Pause eintreten. — Auch

in der Diskussion wird die Notwendigkeit von Kursen durchweg anerkannt. Dem Richter im kleinen Ort fehle jede Anregung, und in der grösseren Stadt nähmen ihn die Amtspflichten ganz in Anspruch. Die Teilnehmer müssten von der Justizverwaltung dazu kommandiert werden, etwa in einem wiederkehrenden Turnus von 5—10 Jahren. (de Niem - Limburg). Während der Dienstzeit seien stärkere Beurlaubungen unmöglich, daher müssten die Gerichtsferien dazu benutzt werden und die Kurse müssten sich möglichst an die Universitäten anschliessen (Grimm - Wiesbaden). — Die Abstimmung ergab das schon oben angegebene Resultat, indem man die Frage der Ausgestaltung der Kurse der Justizverwaltung überlassen wollte. —

Bemerkenswert für die Frage der Reform des Universitätsunterrichts ist das Bestreben der meisten Redner, die Methode von Grund aus zu ändern. Sollten aber die Klagen über zu theoretischen Vortrag nicht mehr *ex tunc* zu erklären sein? Sind es nicht meist ältere Richter, die diese Klagen führen, die aus eigener Anschauung den gegenwärtigen Lehrbetrieb an den juristischen Fakultäten nicht genau kennen? Wie kommt es, dass heute die beteiligten Dozenten durchweg unter der Arbeitsüberhäufung leiden, die die Uebungen, Seminare und Praktika mit dem Zensieren zahlreicher schriftlicher Arbeiten verursachen, und fast zum Schulmeister werden? Die Dinge liegen wohl schon etwas besser, als den älteren Richtern bekannt ist, wenn auch manches noch zu reformieren bleibt. Vor einer umstürzenden Reform sei hier aber ernstlich gewarnt, um so mehr, als massgebliche Instanzen mehrfach erklärt haben, dass die Juristen in letzter Zeit weit besser vorgebildet in die Praxis träten als früher. Siehe hierzu auch die vom Referenten (S. 15) zitierte Erklärung des Präsidenten der Justizprüfungskommission (D. J. Z. 1909, S. 329), dass der bessere Durchschnitt der Referendare mit viel mehr Können und reifer in die Praxis eintrete als früher. Auch in der jüngst in Berlin in der Frage der Studienreform abgehaltenen Kommissionssitzung, wurde, wie ich höre, dieselbe Feststellung gemacht. Es scheint also der Unterricht doch auf brauchbarem Wege zu sein.

Ich glaube, der Wunsch einer sog. Freirechtsschule, den Richter von den Ketten des Gesetzes ganz zu befreien und eine „soziologische“ Rechtspflege in die Wege zu leiten, und andererseits der Wunsch gewisser Studienreformer, den Rechtsunterricht praktisch-wirtschaftlich zu fundieren und die bisherige dogmatisch-historische Methode zu verlassen, haben dieselbe — bedenkliche Wurzel. Beide Forderungen haben einen guten Kern, der aber nicht erst eine Frucht ihrer Bemühungen ist, sondern auf altem Heimatsboden immer schon gewachsen ist: Einerseits kein Sklaventum des Richters unterm Gesetz, sondern dessen freie Auslegung unter den Gesichtspunkten der Lebensbedürfnisse. Andererseits keine bloss theoretische Darlegung des Rechts an der Universität, sondern die stete Betonung des Rechtszweckes, Ordner des realen Lebens zu sein. Beide Forderungen sind berechtigt, aber uralte. Insbesondere galt immer schon der Dozent als schlecht, dem die Verbindung der Rechtsverhältnisse mit den Lebensvorgängen nicht gelang. Heute weiss jeder erfahrene Dozent, dass er gerade in den Beziehungen der Rechtsinstitute zu den Erscheinungen des Lebens diejenige Seite der Rechtslehre zu erklären hat, mit deren geschickter Verwertung er den Hörer besonders zu interessieren und zu fesseln vermag.



Soeben behandelt Heinsheimer-Heidelberg im ersten Heft der Zeitschrift „Recht und Wirtschaft“ in einem Aufsatz „Rechtsstudium und Lebenskunde“ diese Frage auch im Sinne des obigen Beschlusses des Richtertages. Aber welcher Handelsrechtsdozent wird denn die Handelsgesellschaften vortragen, ohne auf die den verschiedenen Gestaltungen zugrunde liegenden realen Assoziationsbedürfnisse hinzuweisen? Und hat nicht schon bisher jeder Dozent, der eine allzu trockene Darstellung verschmähte, bei der Cession auf die praktischen Funktionen dieses Instituts im Verkehr hingewiesen, oder auf die ratio legis beim Institut der Eigentümerhypothek usw.? Muss uns das vollends erst von „Recht und Wirtschaft“ gelehrt werden?

Ich würde vielmehr die Frage aufwerfen, ob diejenigen Praktiker, die das Rechtsstudium in den letzten 10 Jahren absolviert haben, den Rechtsunterricht für die Weltfremdheit der Richter in besonderer Masse verantwortlich machen und daher eine wesentliche Umgestaltung desselben für notwendig erachten; oder ob sie nicht vielmehr eine wesentliche Verbesserung des der juristischen Weiterbildung wenig entgegenkommenden Vorbereitungsdienstes und vor allem eine systematische Fortbildung des Praktikers als Heilmittel empfehlen. Ferner soll hier nicht unterdrückt werden, dass aus einer früheren Handhabung von Referat, Votum und Urteil in der zweiten grossen Staatsprüfung Dinge bekannt geworden sind, die grauer sind als alle Theorie auf dem akademischen Katheder. Dort wurde von dem angehenden Richter ein Formalismus verlangt, den ihm die Universität nicht vermitteln konnte! Es gibt auch unter den führenden Praktikern unverbesserliche Theoretiker. Man wird sein Augenmerk auch auf die zweckentsprechende Ausübung der zweiten Prüfung richten müssen, damit hier der Prozessformalismus nicht unbegründete Triumphe feiere. Denn auch hier sinkt die lex lata vor der Macht des Lebens i. e. der Gerichtspraxis bisweilen in den Staub. Man denke etwa an die Handhabung des Mündlichkeitsprinzips in der Praxis!

Die Lebensverhältnisse andererseits richtig zu sehen und unter richtigem Gesichtswinkel zu beurteilen, das kann vom Katheder aus nicht gelehrt werden, das wird immer eine Arbeit sein, die der dem Leben unmittelbar ins Auge schauende Jurist selbst zu leisten hat. So war es sehr richtig, als beim Richtertag eine systematische (!) „Lebenskunde“ auf dem Katheder als ein Unding bezeichnet wurde. Berechtigt ist nur die Forderung, dass bei Darlegung jedes Instituts die zugrunde liegenden realen Verhältnisse, die beteiligten Interessen und die ratio legis berücksichtigt werden.

Dass ich persönlich einer Teilung des Studiums in zwei Stufen in dem vom Richtertag gedachten Sinne, wie er auch von Zitelmann schon empfohlen war, schon das Wort geredet habe, dafür sei auf meine Eintragung in Otto Liebmanns Festgabe „Die jurist. Fakult. d. Univ. Berlin“ 1910 S. 390 f. verwiesen. Schon Justinian empfiehlt J. 1, 1, 2 allen künftigen Rechtslehrern eine solche Gruppierung des Stoffs: . . . incipientibus nobis exponere iura populi Romani ita maxime videntur posse tradi commodissime, si primo levi ac simplici, post deinde diligentissima atque exactissima interpretatione singula tradantur, alioquin si statim ab initio rudem adhuc et infirmum animum studiosi multitudine ac varietate rerum oneraverimus, duorum alterum aut desertorem studiorum efficiemus aut cum magno labore eius,



saepe etiam cum diffidentia, quae plerumque iuvenes avertit, serius ad id perducamus, ad quod leniore via ductus sine magno labore et sine ulla diffidentia maturius perducere potuisset. — Eine pädagogische Anschauung, die in jedem Wort auch für heute das Richtige trifft. A. a. O. empfahl ich auch die Zwischenprüfung, aber ja nicht zur Entlastung des Hauptexamens, sondern nur zur Erzielung regulären Studiums von Anfang an.

Königsberg i. Pr.

Prof. Dr. A. Manigk.

## V.

# Literatur.

## Besprechungen.

**Meili**, Professor Dr., F., und Dr. A. Mamelok, Das internationale Privat- und Zivilprozessrecht auf Grund der Haager Konventionen XIV + 427 S. Zürich 1911. Art. Institut Orell Füssli. Preis Fr. 12, Mk. 10.

Das umfangreiche Werk behandelt das positive internationale Privatrecht und Zivilprozessrecht, soweit es durch die Haager Konventionen für die Ehe, Ehescheidung, Vormundschaft und Zivilprozess geschaffen worden ist. Das Wesen und die Anwendung jener Staatsverträge, welche speziell in der Schweiz eine zum Teil sehr unfreundliche Aufnahme gefunden haben, wird hier — und zwar zum ersten mal systematisch — erläutert. Dabei wird ständig auf die Quellen zurückgegangen, wie auch die bisherige Staatspraxis erwähnt. Um das Verständnis der Konventionen zu fördern, werden die theoretischen Grundsätze des internationalen Privatrechts, so weit nötig, in ihrem Kerne entwickelt und vorangestellt.

Mit dem vorliegenden Buche haben die rühmlichst bekannten Autoren ein wertvolles und anregendes Werk geschaffen.

**Ludwig Pohle**, die gegenwärtige Krisis in der deutschen Volkswirtschaftslehre. Betrachtungen über das Verhältnis zwischen Politik und nationalökonomischer Wissenschaft. XIV + 136 S. Leipzig 1911. A. Deichert Nachf. Preis 2,50 Mark.

Mit der historischen Schule hat bekanntlich der Kathedersozialismus oder die „ethische Richtung“ in der deutschen Nationalökonomie die ausschlaggebende Bedeutung erlangt und im Verein für Sozialpolitik die äussere Form für die Anbahnung und Durchsetzung wirtschaftspolitischer, arbeiter- und kleinbürgerfreundlicher Bestrebungen gefunden. Gegen die „politisierende“

Methode des Kathedersozialismus wendet sich in eingehender Begründung Ludwig Pohle mit seinem Buche.

Den engen Zusammenhang zwischen der in Deutschland herrschenden Volkswirtschaftslehre und der Politik samt den wirklichen oder vermeintlichen Schäden, die daraus für die Freiheit der Wissenschaft, für ihre Unabhängigkeit, für das Niveau der wissenschaftlichen Diskussion und — last not least — für das akademische Berufungswesen erwachsen, legt Pohle in einer klaren und eindringlicher Weise dar, wie es bisher auch nicht entfernt geschah. Dabei bildet sein Ziel nicht etwa die Ersetzung der kathedersozialistischen Richtung durch irgendein, wie immer geartetes anderes Wirtschaftsprogramm, vielmehr bekämpft Pohle die sozialpolitische Schule aus dem methodologischen Gesichtspunkte, dass Aufgabe der Wirtschaftswissenschaft nur die voraussetzungslose Aufdeckung wirtschaftlicher Zusammenhänge und Tatsachenforschung überhaupt bilde. Während der Kathedersozialismus voraussetzungs- — vornehmlich in der Arbeiterfrage und beim Problem der Einkommensverteilung — aufbaue und arbeite. Von der Philosophie, von Durchdringung der Nationalökonomie mit philosophischem Geist erhofft Pohle eine Gesundung der Wirtschaftswissenschaft.

Hierbei hat Pohle mit dem, was er über den Kathedersozialismus, gegen den er (mit Voigt und Ehrenberg) Front macht, an tatsächlichem vorbringt, im wesentlichen recht. Eine andere Frage ist jedoch, ob das methodologische Ideal, dem Pohle nachgeht, nämlich die Vertreibung wirtschafts- und sozialpolitischer Probleme aus der Wirtschaftswissenschaft, erstrebenswert sein kann. Die Vorbereitung der Fortbildung des Rechts ist eine vornehme, ja wohl die vornehmste Aufgabe der Wirtschaftswissenschaft, wobei sie kritisch, also wertend sein muss. Auch die „natürlichen“ Wirtschaftsgesetze der klassischen Nationalökonomie haben übrigens in Wahrheit Werturteile in sich geschlossen, indem nämlich die bestehende atomistisch-privatrechtliche Wirtschaftsordnung als das Gegebene, Rechte und Gerechte beurteilt wurde und demgemäss für die Wirtschafts- und Gesetzgebungspolitik das Postulat der Freiheit (Freihandel, Nichteinmischung der Gesetzgebung in das freie Spiel der Kräfte, Gewerbefreiheit etc.) aufgestellt wurde. Allerdings wird man mit den Einseitigkeiten der heute herrschenden Nationalökonomie auf die Dauer keine wissenschaftlichen Fortschritte erzielen können; die historische Forschung bedarf der Vertiefung durch deduktive Führung und zugleich der universalgeschichtlichen Erweiterung. Nur dadurch wird eine Erhebung der Wissenschaft über den nachgerade recht verschwommenen und einseitig gewordenen sozialpolitischen Standpunkt zu einer unbefangenen Würdigung aller beachtenswerten Interessen ermöglicht. Ein wesentliches Verdienst an der Anbahnung des Fortschritts gebührt jedem, der gegen das Bollwerk des Kathedersozialismus ankämpft, und darin liegt der grosse Wert des von Pohle verfassten Buches.

Berlin.

Dr. Fritz Berolzheimer.

**Dr. Richard Schmidt**, ord. Professor der Rechte an der Universität Freiburg i. B. Die Richtervereine. (Zivilprozessrechtliche Forschungen, herausgegeben von Dr. Richard Schmidt. Heft 7). Berlin und Leipzig. Dr. Walther Rothschild. 1911. 103 S. Preis 3,50 M.

Gerade rechtzeitig zum 2. Deutschen Richtertage, ohne jedoch noch mit seinem Inhalt auf dessen augenblickliche Entschliessungen einwirken zu können, erschien freudig begrüsst die Schrift, die für die Richtervereine nicht bloss die rechtsgeschichtliche Daseinsberechtigung mit strenger Wissenschaftlichkeit nachweist, sondern auch in klaren Umrissen ihre für die gesunde Fortentwicklung des Rechts notwendige Wirksamkeit festlegt.

Ausgehend von der nicht bloss eine Augenblickerscheinung bildenden Tatsache, dass sich in Oesterreich, Deutschland und Italien Richtervereine gebildet haben und für die Förderung der Rechtspflege sowie der Standesangelegenheiten in rege Tätigkeit getreten sind, untersucht der Verfasser die Ursachen dieser Vorgänge unter Vergleichung gleichartiger aus früheren Jahrhunderten. Seine eingehende Kenntnis des altitalienischen Rechtslebens eröffnet dem Leser seiner Schrift einen überaus interessanten Einblick in die Kämpfe der rechtsgelehrten Juristen in Bologna und Verona in der Zeit des Mittelalters um ihre führende Stellung und in die aus diesem Anlass gebildete erste Richtervereinigung. Mit Recht findet der Verfasser den Schwerpunkt des damaligen und des jetzigen Zusammenschlusses der Berufsrichter in ihrem Kampfe gegen das Laienrichtertum. Der Entstehung, der rechtsgeschichtlichen Entwicklung und dem inneren Werte des letzteren widmet der Verfasser eingehende Betrachtungen unter Heranziehung des volkstümlichen Vorurteils gegen die beamteten und rechtswissenschaftlich gebildeten Berufsrichter.

Der Verfasser bestätigt danach die Gründung von Richtervereinen als eine Notwendigkeit im Interesse des Staates und billigt die Ziele, die sie sich selbst gesteckt haben. Um zwei „Konfliktsquellen“ ist er indes besorgt: „die Interessenverschiedenheit zwischen Richter und Anwalt und den Zwiespalt innerhalb des Richtertums selbst, der sich an die freirechtliche Bewegung knüpft“. Diese beleuchtet er treffend und rät eindringlich zu einem Zusammenhalten der Anwaltvereine mit den Richtervereinen, wie er andererseits die Berufsrichter davor warnt, sich der Freirechtsbewegung gänzlich hinzugeben. Er wägt das Für und Wider sorgfältig ab und meint, dass die Gestaltung des Verhältnisses zwischen Gesetz und Richteramt das grosse Problem der Zukunft bilden wird. In der Gesetzestreue erblickt er die Grundlage für den sicheren Bestand des rechtswissenschaftlich gebildeten Juristenstandes, und er erwartet von den Richtervereinen eine Absage an die Freirechtsbewegung. — Ohne dass bereits die geistvollen, überzeugenden Darlegungen des Verfassers auf die Teilnehmer des 2. Deutschen Richtertages einwirken konnten, haben sich diese durch ihre Abstimmung im Anschluss an den Vortrag des O.L.G. Rat Staffeldresden über die Freirechtsbewegung zu der Ansicht des Verfassers bekannt und so deren Richtigkeit ihrerseits bestätigt.

Die Schrift des Verfassers ist nicht bloss für alle Mitglieder der Richtervereine, sondern auch für deren Gegner, ganz besonders aber für alle diejenigen Juristen und Nichtjuristen überaus lesenswert, die aus den tatsächlichen Erscheinungen der Gegenwart den Weg unseres Vaterlandes in die Zukunft zu beurteilen und zu leiten bemüht sind.      Amtsgerichtsrat K a d e - Berlin.

**Urkunden zur Geschichte des Völkerrechts.** Von Dr. Karl Strupp. Bd. I. Bis zum Berliner Kongress (1878). XVIII + 410 S. mit 1 Karte (Balkan-Halbinsel). Bd. II. Vom Berliner Kongress bis 1911. VIII + 539 S. mit 1 Karte (Nord- und Mittelasien). Gotha 1911. Friedrich Andreas Perthes A.-G.

Der erste Band dieses umfangreichen Quellenwerkes führt von dem Handelsvertrag zwischen Rom und Karthago durch die Antike mit wenigen Urkunden rasch zum Westfälischen Frieden. Vom Instrumentum pacis Osnabrugense leitet eine Reihe von meist Friedensurkunden, darunter die Wiener Kongressakte, zum II. Pariser Frieden (20. November 1815). Mit der darauffolgenden bis zum Berliner Kongress reichenden Periode und vollends im II. Band mehren sich jene Dokumente, deren Bedeutung und Wirksamkeit in die Gegenwart reicht, wie die Pariser Seerechtsdeklaration, der Sundvertrag, der Bancroft-Vertrag, das Alabama-Vertrag, die Brüsseler Anti-Sklaverei-Akte, das Abkommen zwischen Belgien und dem Kongostaat, die Note der Pforte über die Dardanellendurchfahrt, das französisch-englische Abkommen über Ägypten und Marokko, das internationale Abkommen zur Unterdrückung des Mädchenhandels und die bedeutsameren völkerrechtlichen Verträge der neuesten Zeit bis zur Gegenwart.

Das ganze umfassende Material ist sorgsam gesammelt und gesichtet, mit Literaturangaben und einzelnen Erläuterungen versehen; daher bildet das Werk ein brauchbares Handbuch für den Forscher, einen wertvollen Nachschlagbehelf für jeden Politiker und eine begrüßenswerte Bereicherung der völkerrechtlichen Literatur.

Berlin.

Dr. Fritz Berolzheimer.

**Das Bürgerliche Recht der Krankenanstalten.** Von Geh. Justizrat Dr. E. Zitelmann, o. ö. Professor des bürgerlichen Rechts an der Universität Bonn. Abdruck aus „Das deutsche Krankenhaus“. Verlag von Gustav Fischer in Jena.

In dem Sammelwerk „Das deutsche Krankenhaus“, welches sich mit der Einrichtung, dem Bau und Betrieb eines Krankenhauses und dessen einzelnen Einrichtungen eingehend befasst, ist eine kurze Darstellung des Bürgerlichen Rechtes der Krankenanstalten von Professor Dr. Zitelmann in Bonn enthalten.

Es wird hierbei in knappen aber doch scharfen Umrissen das ganze Gebiet der Rechtsbeziehungen, die sich an die Aufnahme in eine Krankenanstalt anschliessen, entwickelt, besonders klar wird die schwierige Materie der „vertraglosen Aufnahme“ in das Krankenhaus behandelt, wenn ein Kranker ohne eigenen Willen zur Aufnahme von einem Dritten, sei es ein Unbeteiligter oder eine unterhaltungspflichtige Person, eingeliefert wird.

Eine Reihe anderer, juristisch äusserst interessanter Fragen, so die rechtliche Stellung des „Betriebsleiters“ eines Krankenhauses, der gegenüber dem eigentlichen „Unternehmer“ ein besonders festgesetztes Vertragsverhältnis hat, ferner die Natur des Krankenaufnahmevertrags im allgemeinen werden genau nach allen Seiten hin behandelt.



Man sieht, dass „die Jurisprudenz des täglichen Lebens“ eine Zahl von theoretisch zweifelhaften und schwierigen Fällen reichlich entstehen lässt.

Mannheim.

Rechtsanwalt Dr. Otto Simon.

## Bücherschau.

(Besprechung der nachverzeichneten Bücher bleibt vorbehalten.)

### I. Rechtsphilosophie einschliesslich der allgemeinen Rechts- und Staatslehre.

**Del Vecchio**, Giorgio, Het verschijnsel van den oorlog en het denkbeeld van den vrede. (Vertaald door C. R. C. Herckenrath.) Overdruk uit Onze Eeuw. 11<sup>e</sup> Jgg. 46 p. Haarlem 1911. De Erven F. Bohn.

**Di Carlo**, Dott. Eugenio, Intorno ad alcune idee del prof. Miceli sulla filosofia del diritto. (Estratto dal Circolo giuridico, vol. XLII, 1911.) 8 p. Palermo 1911. Stabilimento tipografico Virzi.

**Nicol-Speyer**, A., Rechtsanwalt in Rotterdam, Systematische Theorie des heutigen Rechts. 1. Abteilung. Der Allgemeinen Rechtslehre erster (morphologischer) Teil. X + 317 S. Berlin 1911. Franz Vahlen. 9 M.

**Reutersklöld**, C. A., Grunddragen af den Allmänna Rätts- och Samhällsläran, särskildt med hänsyn till positiv Svensk rätt. Tryckt som manuskript. Senare dellens första Hälften. p. 161—296. Upsala und Stockholm 1911. Almqvist & Wiksells Boktryckeri-A.-B.

**Salomon**, Dr. phil. et iur. Max, Kants Originalität in der Auffassung der Lehre vom Staatsvertrag. Sep.-Abdr. aus dem Archiv des öffentlichen Rechts. Bd. XXVIII, Heft 1. Tübingen 1911. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

**Stammler**, Rudolf, Theorie der Rechtswissenschaft. VII+851 S. Halle a. S. 1911. Buchhandlung des Waisenhauses. 22 M, gbd. 24 M.

**Volgt**, Andreas, Wirtschaft und Recht. In der Zeitschrift für Sozialwissenschaft, N. F. II., 1911, S. 1—12, 99—108, 177—182, 238—249, 311 bis 322, 387—397, 439—456.

### II. Wirtschaftsphilosophie.

**Blermann**, Dr. W. Ed., a. o. Professor an der Universität Leipzig, Aus Karl Georg Winkelblechs (Karl Marlos) literarischem Nachlass. Eingeleitet und herausgegeben. 163 S. Leipzig 1911. A. Deichert Nachf. 3 M.

**Kinkel**, Dr. Johannes, Die sozialökonomischen Grundlagen der Staats- und Wirtschaftslehren von Aristoteles. XVI + 146 S. Leipzig 1911. Duncker & Humblot. 4 M.

**Sulzbach**, Dr. Walter, Die Anfänge der materialistischen Geschichtsauffassung. 82 S. Karlsruhe 1911. G. Braun. 1,60 M.

### III. Gesetzgebungspolitik samt der Wirtschaftspolitik.

#### 1. Zivilrecht und -Prozess.

**Heinsheimer**, Dr. Karl, o. Prof. an der Universität Heidelberg, Typische Prozesse. Ein Zivilprozesspraktikum zum Gebrauch bei akademischen Uebungen und zum Selbststudium. 3., erweiterte Auflage. 145 S. Berlin 1911. Otto Liebmann. 3 M.

**Péritch, Jivoïn**, o. Prof. d. R. an der Universität Belgrad, Ein neues Werk auf dem Felde der Kodifikation des Privatrechts. (Sep.-Abdr.) 28 S. Berlin 1911. R. v. Deckers Verlag (G. Schenk).

**Schmidt**, Dr. Richard, o. Prof. d. R. an der Universität Freiburg i. B., Die Richtervereine. (Zivilprozessrechtl. Forschungen, hrsg. von Rich. Schmidt, Heft 7.) 103 S. Berlin und Leipzig 1911. Dr. Walther Rothschild 3,50 M, in Subskr. 3 M.

Kommentar zum **Schweizerischen** Zivilgesetzbuch. II. Band. Das Familienrecht, Hrsg. von Dr. A. Egger, Prof. an der Universität Zürich. 1. Lief. 112 S. Zürich 1911. V. Band. Das Obligationsrecht, hrsg. von Dr. Hugo Oser, Prof. an der Universität Freiburg. 1. Lief. VIII + 112 S. Zürich 1911. Schulthess & Co. Je Fr. 3,60.

**Sturm**, Justizrat Dr. August, Die Stellung des Rechtsanwalts im heutigen Leben. (Archiv für aktuelle Reformbewegung, Heft VIII.) 85 S. Leipzig 1911. Edmund Denme. 1,50 M.

#### 2. Handelsrecht.

**Trumpler**, Dr. Hans, Syndikus der Handelskammer zu Frankfurt a. M. und **Zybell**, Dr. Paul, Richtsass. in Frankfurt a. M., Systematische Rechtsvergleichende Darstellung des Wechselrechts aller Kulturvölker, und:

**Trumpler**, Dr. Hans, Syndikus der Handelskammer zu Frankfurt a. M., Systematische Rechtsvergleichende Darstellung des Scheckrechts aller Kulturvölker. XII + 244 S. (Welthandelsrecht. Sep.-Ausg. aus dem Schlussband des Werkes „Die Handelsgesetze des Erdballs.“) Berlin 1912. R. v. Deckers Verlag (G. Schenck). Geb. 6 M.

**Wehberg**, Dr. iur. Hans, Ein internationaler Gerichtshof für Privatklagen. (Handelspolitische Flugschriften, hrsg. vom Handelsvertragsverein, Heft 7.) 35 Seiten. Berlin 1911. Liebheit & Thiesen.

#### 3. Staats- und Verwaltungsrecht, Kolonialrecht, Völkerrecht.

**Hoffmann**, Prof. H. Edler v., Einführung in das deutsche Kolonialrecht. VIII + 230 S. Leipzig 1911. G. J. Göschen. Gbd. 6 M.

**Sohm**, Rudolph, Professor in Leipzig, Die Fränkische Reichs- und Gerichtsverfassung. (Die Altdutsche Reichs- und Gerichtsverfassung, I. Bd.) Unveränderter Neudruck. XXXII + 588 S. Leipzig 1911. Duncker & Humblot. 12 M.

**Stier-Somlo**, Dr. Fritz, Universitätsprofessor in Bonn, Politik. (Wissenschaft und Bildung, hrsg. von Priv.-Doz. Dr. Paul Herre, Bd. 4.) 2. Aufl. VII + 184 S. Leipzig 1911. Quelle & Meyer. Geh. 1,—, gbd. 1,25 M.

#### 4. Strafrecht und -Prozess.

**Amschl**, Alfred, k. k. Hofrat und Oberstaatsanwalt in Graz, Mitglied der judiziellen Staatsprüfungskommission, Beiträge zur Anwendung des Strafverfahrens. 1. Heft. 2. Aufl. VI + 228 S. Wien 1911. Manz. 5 Kr.

**Freudenthal**, Prof. Dr., Frankfurt a. M., Die Behandlung der Jugendlichen im Vorentwurf. Sonderabdruck aus Mitteilungen der Int. Krim. Ver. Bd. XVIII. Berlin 1911.

**Heusler**, Dr. phil. Andreas, Das Strafrecht der Isländersagas. 246 S. Leipzig 1911. Duncker & Humblot. 6 M.

**Kahl**, D. Dr. iur. et med. Wilhelm, Zur Reform des deutschen Strafrechts. In „Deutsch-Evangelisch, Monatsblätter für den gesamten deutschen Protestantismus“, hrsg. von Prof. Wilhelm Kahl und D. Dr. Martin Schian. November 1911, S. 641—677. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. Einzelheft 1,20 M.

### 5. Wirtschaft.

**Felg**, Regierungsrat Dr. Joh., und **Mewes**, Landesrat Dr. Wilhelm, Unsere Wohnungsproduktion und ihre Regelung. (Hrsg. vom Deutschen Verein für Wohnungsreform.) 103 S. Göttingen 1911. Vandenhoeck & Ruprecht. 2 M.

**Kaphahn**, Fritz, Die wirtschaftlichen Folgen des 30jährigen Krieges für die Altmark. Ein Beitrag zur Geschichte des Zusammenbruchs der deutschen Volkswirtschaft in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts. (Geschichtliche Studien, hrsg. von Dr. Armin Tille, Bd. II, Heft 1.) X + 105 S. Gotha 1911. Friedrich Andreas Perthes A.-G. 2,40 M.

**Moszkowski**, Dr. Max, Vom Wirtschaftsleben der primitiven Völker. (Unter besonderer Berücksichtigung der Papua von Neuguinea und der Sackai von Sumatra.) Vortrag vom 10. Juli 1911. (Probleme der Weltwirtschaft, hrsg. von Prof. Dr. Bernh. Harms, V.) 50 S. Jena 1911. Gustav Fischer.

**Nielsen**, Axel, Die Entstehung der deutschen Kameralwissenschaft im 17. Jahrhundert. 125 S. Jena 1911. Gustav Fischer. 3,50 M.

**Recht und Wirtschaft.** Schriftleiter Prof. Hans Reichel, Oberamtsrichter Franz Riss, Landrichter Max Rumpf. 1. Jgg. Okt. 1911. 40 S. Berlin. Carl Heymann.

**Schubert**, Frau Waldtraut, Die wirtschaftliche Selbstgenügsamkeit Joseph Chamberlains. Ein historischer Entwicklungsversuch. 326 S. Berlin 1912. Leonhard Simion Nf. 5 M.

### 6. Zoll- und Steuerfragen.

**Schöler**, Hermann, Zur Reform des preussischen Einkommen- und Eränzungssteuergesetzes. 103 S. Berlin 1912. Verlag Leonhard Simion Nf. 1,80 M.

### V. Verschiedenes.

**Tunas**, Myrra, Anti-Japan, Wahrheitsgetreue Aufklärungen über das Land der aufgehenden Sonne, zum Nachdenken für Europäer. 132 S. Zürich 1911. Internationaler Verlag von Franz Ketner.

**Windelband**, Wilhelm, Präludien. Aufsätze und Reden zur Einleitung in die Philosophie. 2 Bde. 4. erweiterte Aufl. VIII + 276 + 322 S. Tübingen 1911. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Pro Bd. 5 M, gbd. 7 M.

Verlag von C. L. Hirschfeld in Leipzig

In unserem Verlage erscheint:

# Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung

unter Mitwirkung namhafter Fachmänner aller Länder

herausgegeben von

**Dr. Carl Grünberg,**

o. ö. Professor der politischen Ökonomie an der Universität Wien.

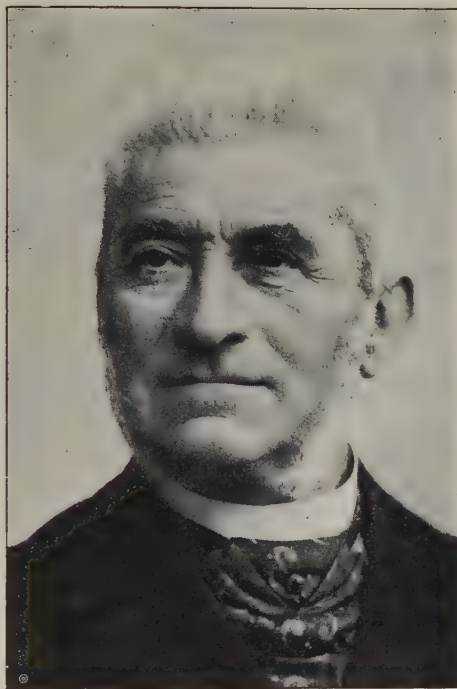
Jährlich erscheinen drei Hefte zum Preise von M. 12.— pro Band bei  
einem Gesamtumfang von 32 Bogen.

Das Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung macht es sich zur Aufgabe, die mannigfachen historischen Wandlungen des Sozialismus, ihre Ursachen und ihre Rückwirkungen auf das Geistesleben der Zeit, besonders auf die Volkswirtschaftslehre, Sozialpolitik, Rechtsphilosophie und Staatslehre darzulegen und zugleich alljährlich einen allgemeinen Überblick über die wichtigsten Ereignisse der internationalen sozialistischen Arbeiterbewegung und die sozialistische Literatur zu bieten.

Jedes Heft enthält mehrere grössere Abhandlungen, diesen folgen eine Reihe urkundlicher Mitteilungen. Den Schluss bilden ausführliche und gründliche Literaturbesprechungen und eine sorgfältig zusammengestellte Bibliographie.

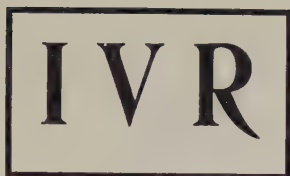
**Das Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung** kann durch jede bessere Buchhandlung des In- und Auslandes zum Preise von M. 12.— pro Jahrgang bezogen werden. Für die Mitarbeiter ist der Abonnementspreis auf M. 9.— pro Jahrgang festgesetzt worden. Bei Fehlen von buchhändlerischen Beziehungen liefert der Verlag gegen Einsendung des Betrages auch direkt. An Porto wird im Inlande M. —.70, im Auslande M. 1.20 berechnet.





Adolf Lasson





# Mitglieder=Verzeichnis

der

Internationalen Vereinigung

für

Rechts- und Wirtschaftsphilosophie

samt den Gesetzgebungsfragen

*Stand vom 1. März 1912.*

*Diese Liste wurde am 1. März 1912 abgeschlossen.  
Die weiterhin neu hinzugetretenen Mitglieder werden in die Liste vom  
1. Juli 1912 aufgenommen.*



I.

**Protektor**

der Vereinigung:

*Seine Königliche Hoheit*

**Ernst Ludwig**

*Grossherzog von Hessen und bei Rhein.*

II.

**Vorsitzende.**

Geheimer Justizrat Dr. Josef Kohler, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, *Ehrenvorsitzender.*

Dr. jur. Fritz Berolzheim, Berlin SW. 61, Belle-Allianceplatz 20, *Geschäftsleitender Vorsitzender.*

Carl Fürstenberg, Geschäftsinhaber der Berliner Handel-Gesellschaft, Berlin W. 64, Behrenstr. 32/33, *Vorsitzender für die Vermögensangelegenheiten.*

III.

**Ehrenrat der ausserdeutschen Kulturstaaen.**

Amerika, Vereinigte Staaten: Dr. jur. Charles Henry Huberich, o. Prof. d. R. Stanford University, California.

Professor Dr. W. B. Munro, Harvard University, Cambridge (Mass).

Argentinien: Dr. Ernesto Quesada, Universitätsprofessor, Buenos Aires.

Belgien: Professor E. Waxweiler, Direktor des Solvay Soziologischen Institutes, Brüssel.

Brasilien: Dr. Clovis Bevilacqua, Consultor juridico do Ministerio das Relações Exteriores, Rio de Janeiro.

England: Dr. Paul Vinogradoff, Corpus-Professor  
d. Rechte, Oxford.

Frankreich: Emile Durkheim, Professeur à l'Uni-  
versité de Paris.

Griechenland: Univ.-Professor Dr. von Streit,  
Königlich Griechischer Gesandter in Wien,  
Kaiser Wilhelm Ring 10.

Holland: Professor Dr. S. J. Fockema Andreae,  
Leiden.

Indien: Govindo Dàs, Durgakund, Benares.

Italien: Universitätsprofessor Dr. Giorgio Del  
Vecchio, Bologna.

Norwegen: Dr. Bredo Morgenstierne, Prof. d.  
Rechte und der Nat.-Ökonomie, Kristiania.

Oesterreich: Dr. L. Grabscheid, Hofrat des obersten  
Gerichts- und Kassationshofes, Wien.

Russland: Exz. Geh. Rat von Martens (†), St. Peters-  
burg.

Universitätsprofessor Dr. P. Sokolowsky, Kurator  
des St. Petersburger Lehrbezirks, St. Petersburg.

Schweden: Dr. Vitalis Norström, Professor an  
der Hochschule zu Gothenburg.

Schweiz: Dr. Fr. Meili, o. Prof. d. R. an der Uni-  
versität Zürich.

Ungarn: Hofrat Dr. Eugen von Balogh, erster  
Staatssekretär im könig. Ung. Ministerium für  
Kultus und Unterricht, korr. Mitglied der Ungar.  
Akademie der Wissenschaften, Budapest VIII.,  
Szentkirályig. 35.

#### IV.

##### Beratender Ausschuss.

Dr. jur. J. Simon van der Aa, Professor des Strafrechts an  
der Universität Groningen.

o. ö. Universitätsprofessor Dr. iur. Sigmund Adler, Wien, VIII,  
Zeltgasse 2.

- Dr. Bernardino Alimena, Prof. ord. di diretto e. Procedura penale nella R. Università, Modena.
- Alfred Amschl, k. k. Hofrat und Oberstaatsanwalt, Graz.
- Geh. Justizrat Dr. L. v. Bar, o. Prof. d. R. an der Univ. Göttingen.
- Advokat Dr. C. Basiliu, Privatdozent, Athen.
- Se. Exzellenz Dr. E. I. Bekker, Geh. Rat I. Klasse, Univ.-Prof., Heidelberg.
- Geh. Justizrat D. Dr. Bierling, Prof. d. R., Greifswald.
- Dr. P. Bisoukides, Rechtsanwalt in Pera.
- Oberlandesgerichtspräsident Dr. Börngen, Jena.
- Prof. Dr. jur. et phil. Alessandro Bonucci an d. Univ. Rom.
- Louis Bridel, de Lausanne et Genève, prof. à la Faculté de droit, Université impériale de Tokio.
- Geh. Justizrat Universitäts-Prof. Dr. Brie, Breslau.
- S. Khuda Bukhsh, M. A., B. L.-A., 86 Ripon-Street, Calcutta.
- John W. Burgess, Professor des Staatsrechts und Dekan der Fakultäten der Philosophie, der Staatswissenschaften und der reinen Naturwissenschaften, New - York, Columbia-Universität.
- Universitätsprofessor Dr. Georg Cohn, Zürich.
- Justizrat Professor Dr. H. Crüger, Charlottenburg-Berlin, Nussbaum-Allée 17.
- Oberlandesgerichtsrat Richard Deinhardt, Jena.
- Se. Exzellenz Dr. B. Dernburg, Wirkl. Geh. Rat, Berlin-Grunewald, Erbacherstrasse 1.
- Reichsgerichtsrat Dr. Adelbert Düringer, Leipzig, Kaiser-Wilhelmstrasse 51.
- Dr. E. Dürr, o. ö. Prof. an der Universität Bern, Seftigenstr. 53.
- Dr. A. Egger, o. Prof. d. R. an der Universität Zürich, Zürich V, Sprensenbühlstrasse 20.
- Dr. Richard Ehrenberg, o. Professor an der Universität Rostock.
- Dr. Leo Ehrnrooth, Vortragender Rat für Arbeiterangelegenheiten, Helsingfors.
- Geh. Hofrat Dr. Rudolf Eucken, o. Prof. an der Universität Jena.
- Dr. Franz Finkey, Prof. d. Rechtsphilos. a. d. Rechtsakademie Sárospatak.

- Geheimer Justizrat Univ.-Prof. Dr. Otto Fischer, Breslau.
- Dr. Reinhard Frank, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen.
- Dr. Hans Ritter v. Frisch, o. Professor d. R., Basel, Nonnenweg 15.
- Avvocato Francesco Paolo Fulci, Palermo, Via Esposizione 47.
- W. M. Geldart, Vinerian Professor of English Law, Oxford. All Souls College, Oxford.
- Geh. Justizrat Dr. Otto von Gierke, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Charlottenburg II, Carmerstrasse 12.
- Dr. Wenzeslaus Graf Gleispach, o. Prof. d. R. an der deutschen Universität Prag, Smichow bei Prag, Inselgasse 13.
- Rudolf Goldscheid, Wien, III, Jacquingasse 45.
- Dr. James Goldschmidt, a. o. Professor d. R. an der Universität Berlin, Berlin W, Landgrafenstr. 9.
- Hofrat Universitätsprofessor Dr. Karl S. Grünhut, Wien IX, Berggasse 22.
- Elie Halévy, Professeur à l'Ecole libre des sciences politiques Paris.
- Dr. M. Halewyck, Directeur au Ministère des Colonies, Bruxelles.
- Univ.-Prof. Dr. G. A. van Hamel, Amsterdam.
- Dr. iur. Harold Oexter Hazeltine, Fellow and Law Lecturer of Emmanuel College, Cambridge, and Reader in English Law in the University of Cambridge. Emmanuel College, Cambridge, England.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. J. W. Hedemann, o. Prof. d. R. an der Universität Jena, Wörthstr. 12.
- Dr. E. Heymann, o. Professor d. R. an der Universität Marburg.
- Geh. Hofrat Dr. Georg Jellinek, † o. Professor d. R. an der Universität Heidelberg.
- Geh. Justizrat D. Dr. Wilhelm Kahl, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 23.
- Se. Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Hon.-Professor Dr. iur. Franz Klein, Wien VIII, Lange Gasse 8.
- Anton von Kostanecki, o. Prof. d. R. am Polytechnikum Lemberg.
- Dr. Oskar Kraus, Universitätsprofessor, Prag, Heuwagsplatz 8.



- Se. Exz. Wirkl. Geheimer Rat Prof. Dr. Paul Laband, Strassburg.  
Geh. Regierungsrat Universitätsprof D. Dr. Adolf Lasson, Berlin.  
Dr. Franz Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Marburg a. L.  
Geh. Justizrat Dr. Rudolf Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Breslau, Lindenallee 6 (vom 1. 4. 11 ab, Gabitzstr. 188).  
Dr. iur. et phil. M. Liepmann, o. Professor der Rechte, Kiel.  
Geh. Hofrat K. v. Lilienthal, Univ.-Professor, Heidelberg, Ziegelheiner Landstrasse 29.  
Dr. E. Liljeqvist, o. Prof. der praktischen Philosophie an der Universität Lund.  
Geh. Justizrat Dr. Franz von Liszt, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, M. d. R. und M. d. L., Charlottenburg, Hardenbergstr.  
Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. E. Loening, Mitglied des Herrenhauses, Halle a. S., Händelstrasse 28.  
Dr. Julius Makarewicz, o. Prof. d. R. a. d. Universität Lemberg.  
Dr. Georg v. Mayr, Kaiserl. Unterstaatssekretär z. D., kgl. bayer. Universitätsprofessor, München.  
Dr. Meckenstock, Professeur à l'Université de Neuchâtel.  
Universitätsprofessor Dr. A. Meinong, Graz.  
Dr. A. Mendelssohn Bartholdy, o. Professor d. R. an der Universität Würzburg, Randersackerstrasse 5.  
Dr. iur. et phil. Christian Meurer, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Lessingstr. 1.  
Dr. iur. W. L. P. A. Molengraaff, Universitätsprofessor, Utrecht, Molierstraat 1a.  
Geh. Justizrat Dr. A. Mosse, Oberlandesgerichtsrat a. D., o. Honorarprofessor an der Universität Königsberg, Stadtrat von Berlin, Berlin W, Lichtensteinallee 2a.  
Hugo Münsterberg, o. Professor an der Harvard-Universität, Cambridge, Mass., U. S. A.  
Dr. Theodor Niemeyer, o. Professor an d. Universität Kiel.  
Dr. Friedrich Oetker, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Sieboldstr. 8.  
K. k. Hofrat Dr. Emil Ott, Universitätsprofessor, Mitglied der österr. Herrenhauses, Prag II, Kremnergasse 8 neu.

Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Paasche, Schlachtensee-Berlin, Adalbertstr. 27.

Wilhelm Freiherr v. Pechmann, Direktor der Bayerischen Handelsbank, München.

Dr. Robert Piloty, o. Professor an der Universität Würzburg.  
Walter Pollack, Berlin W., Kalkreuthstr. 16.

Professor Dr. Hugo Preuss, Berlin W 10, Matthäikirchstr. 29.

Adolphe Prins, Professor d. R. a. d. Universität Brüssel.

Sr. Exzellenz Dr. Peter Pustoroslew, o. Prof. des Strafrechts  
a. d. Universität Jurjew (Dorpat), wirkrl. Staatsrat.

Regierungsrat Dr. Rathenau, Berlin W., Meinekestrasse 7.

Dr. Adolfo Ravà, Prof. an der Universität zu Camerino.

Dr. Herm. Rehm, o. Prof. d. R. an der Universität Strassburg.

Geh. Justizrat Dr. Riesser, o. Honorarprofessor an der Universität Berlin, W, Lichtenstein-Allee 4.

Geh. Justizrat Dr. Eduard Rosenthal, o. Professor d. R. an Universität Jena.

Prof. d. Rechte L. von Savigny †, Mitgl. d. Preuss. Herrenhauses.  
Universitätsprofessor Dr. Robert Schachner, Jena.

K. k. Hofrat Dr. Emil Schrutka Edler v. Rechtenstamm,  
o. Prof. d. R. a. d. Universität Wien 19, Cottagegasse 56.

Geh. Justizrat Dr. Friedrich von Schulte, o. Prof. d. R. an der Universität Bonn (wohnt: Meran-Obermais, Schloss Reichenbach).

Geh. Regierungsrat Fr. Schuppe, ord. Professor d. Philosophie zu Greifswald, Steinstrasse 61.

Geh. Regierungsrat Dr. iur. h. c. Max Sering, o. Professor d. Staatswissenschaften an der Universität Berlin, Grunewald, Lucius-Str. 9.

Professor Dr. Silbergleit, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin, Berlin W. 35, Am Karlsbad 23.

Dr. Felix Somló, o. Prof. d. R. an der Universität Kolozsvár (Klausenburg).

Universitätsprofessor Dr. Hans Sperl, Wien XIX, Hofzeile 29.

Prof. Dr. S. R. Steinmetz, Amsterdam, Amstel 65.

Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat Dr. theol. Dr. med.  
Dr. iur. von Strauss und Torney, Senatspräsident des  
Oberverwaltungsgerichts, Berlin W 62, Bayreutherstr. 40.

- Geh. Justizrat Dr. Ulrich Stutz, o. Professor d. R. an der Universität Bonn; Bonn, Simrockstr. 25.
- Geheimer Rat Dr. August Thon, o. Professor der Rechte. Jena, Fürstengraben, 2.
- Dr. jur. Tso Tchun Tchou, Mitglied der Kaiserl. chines. Studienkommission, Berlin W 15, Kurfürstendamm 218.
- Dr. Ferdinand Tönnies, o. Honorar-Professor a. d. Universität Kiel.
- Univ.-Prof. Dr. C. W. A. Veditz, (Washington) z. Z. Paris, 12 rue Vinense.
- Dr. F. Wachenfeld, o. Prof. d. R. an der Universität Rostock, Georgstrasse 96.
- Professor Dr. iur et phil. Adolf Weber, Handelshochschule Köln, Köln-Marienburg, Robert Heuserstr. 12.
- Dr. Max Weber, o. Honorarprofessor a. d. Universität Heidelberg.
- Dr. Leopold Wenger, o. Professor d. Rechte an der Universität München, Adelheidstrasse 15.
- Geheimrat Dr. Windelband, o. Prof. d. Philosophie an der Universität Heidelberg, Landfriedstrasse 14.
- Exz. Wirkl. Geh.-Rat Prof. Dr. Wilhelm Wundt, Leipzig, Schwägerichenstrasse 17.
- Dr. Wladislaw Francowič Zaleskij, Wirklicher Staatsrat und Professor, Kasan.
- Univ.-Professor Dr. Theobald Ziegler, Strassburg.
- Geh. Justizrat Dr. Ernst Zitelmann, o. Prof. d. R. a. d. Univ. Bonn.
- Geh. Justizrat Univ.-Prof. Dr. Philipp Zorn, Mitgl. d. Preuss. Herrenhauses und Kron-Syndikus, Bonn, Humboldstr. 24,

## V.

**Mitglieder.**

- Dr. jur. Simon van der Aa, Professor des Strafrechts an der Universität Groningen.
- Dr. Paul Abel, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, I, Rosenbursenstrasse 8.
- o. ö. Universitätsprofessor Dr. iur. Sigmund Adler, Wien, VIII, Zeltgasse 2.
- Justizrat Adlerstein, München, Theatinerstr. 44, 2.

- Univ.-Professor Dr. Fritz Affolter, Heidelberg, Anlage 49.  
 Patentanwalt Dr. B. Alexander-Katz, Berlin SW. 68, Neuenburgerstr. 12.  
 Justizrat Professor Dr. Paul Alexander-Katz, Rechtsanwalt, Berlin W. 8, Leipziger Strasse 39.  
 Dr. Bernardino Alimena, Prof. ord. di diritto e procedura penale nella R. Università Modena.  
 Alfred Amschl, k. k. Hofrat und Oberstaatsanwalt, Graz.  
 Privatdozent Dr. iur. Walter Anderssen, Neuchâtel, Quai du Mont Blanc 6 II.  
 Rechtsanwalt, Dr. H. N. Antoine-Feill, Hamburg, Adolphbrücke 9.  
 Dr. med. Gustav Aschaffenburg, Prof. f. Psychiatrie a. d. Akademie f. prakt. Medizin in Köln a. Rh., Stadtwaldgürtel 30.  
 Rechtsanwalt Dr. iur. Arnold Th. Assmann, Berlin W. 9, Königin Augustastrasse 7.  
 A u t e n r i e t h, Oberrichter für Kamerun und Togo, Buea (Kamerun.)  
 Geheimer Justizrat und k. k. Regierungsrat Dr. Adolf Bachrach, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien I, Rosenbursenstrasse 8.  
 Dr. jur. Elemér Balog, Honoraroberfiscal, Berlin, Krausnickstrasse 3 (z.Zt. 13 Bernard Street, Russel Square London W.C.).  
 Hofrat Dr. Eugen von Balogh, erster Staatssekretär im könig. Ung. Ministerium für Kultus und Unterricht, korr. Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest I., Ménesi út 35.  
 Geh. Justizrat Dr. L. v. Bar, o. Prof. d. R. a. d. Univ. Göttingen.  
 Dr. jur. E. Barich, Rechtsanwalt, Wädenswil, Schweiz.  
 Dr. Alfredo Bartolomei, ord. Prof. d. R. a. d. Universität Parma.  
 Universitätsprofessor Dr. Robert Bartsch, Ministerialsekretär im k. k. Justizministerium, Wien IX, Alserbachstrasse 4a.  
 Advokat Dr. C. Basiliu, Privatdozent, Athen.  
 Universitätsprofessor Dr. Giulio Q. Battaglini, Perugia, via Morone 3.  
 Rechtsanwalt Alfred Bauer, München, Odeonsplatz 2.  
 Farbenfabriken vormals Friedr. Bayer & Co., Elberfeld.  
 Dr. Hermann Beck, Berlin W. 50, Spichernstr. 17.  
 Rittergutsbesitzer Beelitz, Garden b. Greifenhagen.  
 Exz. Geh. Rat I. Klasse Univ.-Prof. Dr. E. I. Bekker, Heidelberg.



- Dr. Ludwig Bendix, Domkapitular und Professor am Seminar Mainz, hintere Präsenzgasse 2 2/10.
- Amtsrichter Dr. Beneke, Tarnowitz O./S., Beuthenerstr. 10.
- Julius Berlin, Nürnberg, Marienstrasse 8.
- Dr. jur. Fritz Berolzheimer, Berlin, Belle-Allianceplatz 20.
- Dr. Heinrich Betz, Kaiserlicher Konsul, Tsinanfu, China, Deutsches Konsulat.
- Dr. Clovis Bevilacqua, Consultor giuridico do Ministerio das Relações Exteriores, Rio de Janeiro (Brasil), Rua Aristides Lobo, 209.
- Geh. Justizrat D. Dr. Bierling, Prof. d. R., Greifswald, Wallstrasse 19.
- Dr. Biermann, ao. Professor a. d. Univ. Leipzig, Wiesenstr. 3b.
- Dr. J. Binder, o. Professor der Rechte, Erlangen, Sieglitzhoferstr. 38.
- Dr. iur. J. van Binsbergen, rechter in de Arondissements-Rechtbank te Amsterdam, Frans van Mierstraat 135.
- Dr. iur. Diedrich Bischoff, Versicherungsdirektor, Leipzig, Schützenstrasse 12.
- Dr. jur. Perikles Bisoukides, Rechtsanwalt am deutschen und griechischen Konsulargericht zu Konstantinopel, Pera, Sakiz Agatsch 73.
- Dr. Albert Bittinger, Landgerichtsrat, München, Wilhelmstr. 21 II.
- Kommerzienrat Julius Blanck, Paris, 18 rue St. Fiacre.
- Dr. D. van Blom, Professor an der Technischen Hochschule in Delft, Noordeinde 30.
- Dr. iur. Michael von Bochkor junior, Professor an der kgl. Rechtsakademie, Nagyvárad.
- Oberlandesgerichtspräsident Dr. Börngen, Jena.
- Prof. Dr. jur. et phil. Alessandro Bonucci, Perugia.
- Alexander Borsenko, Mag. jur., Städtischer Bibliotheksgründer, Odessa, Deribas Strasse 9.
- Rechtsanwalt Dr. iur. Bernhard Brands, Berlin, Neue Rossstr. 23.
- Kgl. Universitätsbibliothek Breslau.
- Dr. iur. James Breit, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht Dresden, Elisenstrasse 10.
- Dr. Louis Bridel, de Lausanne et Genève, professeur à la Faculté de droit, Université impériale de Tokio. (Tokio, Koishikawa, Oimatsu-chô 59.)

- Dr. Friedrich von Engel, Landesgerichtsrat in Salzburg, Gisela-Kai 45.
- Freiherr Rudolf v. Engelhard, Rittergutsbesitzer und cand. iur. et. phil., Ehrenritter des Johanniterordens, Alt-Bornpr. Kreslawka, in Kurland (Russland).
- Senatspräsident Professor Dr. Arthur Engelmann, Breslau 18, Eichendorffstrasse 63.
- Patentanwalt Dr. Julius Ephraim, Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 68.
- Kgl. Universitätsbibliothek Erlangen. (Oberbibliothek. Dr. Zucker.)
- Landrichter Dr. Fritz Ernst, Essen-Ruhr, Irmgardstrasse 33.
- Dr. Ernst, Rechtsanwalt und Handelsadvokat, Zürich, Böcklinstr. 37.
- Dr. Wilhelm Esslinger, Rechtsanwalt, München, Promenade-strasse 15 II.
- Geh. Hofrat Dr. Rudolf Eucken, o. Prof. an der Universität Jena.
- Landgerichtsrat Max Fabisch, Dortmund, Markgrafenstr. 7.
- Dr. Antonio Falchi, Professor a. d. Univ. Sassari, Lorgo Cavaletti.
- Dr. Hans Fehr, o. Professor d. R. an der Universität Jena.
- Kammergerichtsreferendar Paul Feick, Südende bei Berlin, Stephanstr. 34.
- Staatsanwalt Dr. Feisenberger, Magdeburg, Kaiser Otto Ring 17.
- Dipl.-Ing. Fels, Patentanwalt, Berlin SW. 61, Belle-Alliance-Platz 14 I.
- Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. A. Finger, Halle a. S., Reichardtstrasse 2.
- Dr. Franz Finkey, Prof. der Rechtsphilosophie an der Rechtsakademie Sárospatak (Ungarn).
- Gerichtsassessor Dr. Oskar Fischbach, Strassburg i. E., Zaberberner Ring 4.
- Geh. Justizrat Dr. Otto Fischer, o. Prof. d. R. an der Universität Breslau, Monhauptstr. 3.
- Rechtsanwalt Dr. Flechtheim, Cöln a. Rh.
- Dr. J. P. Fockema Andreae, Wethouder (Beigeordneter) der Stadt Utrecht, Utrecht, Trans No. 4.
- Prof. Dr. S. J. Fockema Andreae, Leiden.
- Dr. T. H. Fokker, Rechtsanwalt, Amsterdam, 252 Amstel.
- Dr. Edgar Franckel, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, I. Lobkowitzplatz 3.

- Dr. Reinhard Frank, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen.
- Justizrat Rechtsanwalt Dr. Heinrich Frankenburg, München, Maximilians-Platz 16/II.
- Rechtsanwalt Dr. Ernst Frankenstein, Berlin W 8, Taubenstr. 8.
- Justizrat Friedenthal, Breslau, Neue Schweidnitzer Str. 4.
- Landgerichtsrat Dr. J. K. Julius Friedrich, a. o. Professor d. R. an der Universität Giessen, Johannesstr. 5/I.
- Dr. Hans Ritter v. Frisch, o. Professor d. R., Basel, Nonnenweg 15.
- Avvocato Francesco Paolo Fulci, Palermo, Via Esposizione 47.
- Justizrat Dr. Ludwig Fuld, Mainz, Heidelbergerfassgasse 11.
- Carl Fürstenberg, Geschäfts-Inhaber der Berliner Handelsgesellschaft, Berlin.
- Dr. Ludwig Gallia, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien I, Biberstrasse 2.
- Professor Dr. Ganz, Rechtsanwalt beim Reichsgericht, Leipzig, Ferdinand Rhodestrasse 31.
- Professor Dr. Heinrich Geffcken, Köln-Marienberg, Lindenallee 62.
- W. M. Geldart, Vinerian Professor of English Law, Oxford; All Souls College, Oxford.
- Geh. Rat Dr. Georgi, Oberbürgermeister a. D., Leipzig-Möckern.
- Amtsgerichtsrat Gerson, Dortmund, Markgrafenstr. 5.
- Geh. Justizrat Dr. Otto von Gierke, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Charlottenburg II, Carmerstrasse 12.
- Dr. Giner de los Rios, o. Prof. d. R. an der Universität Madrid, Obeliseo 8.
- Rechtsanwalt Dr. Fritz Glaser, Dresden-A, Amalienstr. 12.
- Dr. Wenzeslaus Graf Gleispach, o. Prof. d. R. an der deutschen Universität Prag, Smichow bei Prag, Inselgasse 13.
- Dr. Max Gmür, Prof. d. Rechte an der Universität Bern.
- Geheimer Kommerzienrat Goldberger, Berlin W 56, Markgrafenstrasse 53/54.
- Justizrat Eduard Goldmann, Rechtsanwalt und Notar, Berlin W, Potsdamerstrasse 22 a.
- Rudolf Goldscheid, Wien, III/3, Jacquingasse 45.
- Dr. James Goldschmidt, a. o. Professor d. R. an der Universität Berlin, Berlin W, Landgrafenstrasse 9.
- Govindo Dàs, in Durgakund, Benares, Indien.

- Dr. L. Grabscheid, Hofrat des obersten Gerichts- und Kassationshofes, Wien VIII, Schönborng. 10.
- Univ.-Prof. Dr. X. Gretener, Breslau, Lothringerstrasse 19.
- Justizrat Philipp Grimm, K. Notar a. D., München, Karlsstr. 40.
- Dr. jur. Jos. H. P. M. van der Grinten, Commies-Redacteur ter Gemeente-Secretarie, Nymegen, van Oldenbarneveldtstraat 12.
- Dr. phil. Chr. Grotewold, Schriftsteller, Steglitz bei Berlin, Peschkestr. 18, II.
- Dr. iur. Erwin Grueber, Kgl. Univ.-Prof. München, Giselastr. 5.
- Hofrat Universitätsprofessor Dr. Karl S. Grünhut, Wien IX, Berggasse 22.
- Königl. Senator Dr. Francesco Filomusi Guelfi, Professor der Rechte an der Universität Rom, Via Farini 40.
- Dr. Adolf Günther, Privatdozent an der Universität Berlin SW 68, Markgrafenstr. 94.
- Geheimrat Professor Dr. Güterbock, Königsberg i. Pr., Königstr. 63.
- Dr. jur. Harald Gutherz, † Privatdozent der Universität Berlin, Berlin-Halensee Kurfürstendamm 149.
- Universitätsprofessor Dr. K. Haff, Lausanne-Chailly, Villa Blanche 3.
- Universitätsprofessor Dr. Ernst Hafter, Kilchberg bei Zürich.
- Elie Halévy, Professeur à l'Ecole libre des sciences politiques Paris.
- Dr. M. Halewyck, Directeur au Ministère des Colonies, Bruxelles, rue Saint-Josse, 22.
- Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg.
- Professor Dr. G. A. van Hamel, Amsterdam, Nicolaas Witsenkade 48.
- Dr. iur. Paul Hámos, Privatdozent a. d. Handelsakademie Budapest.
- Dr. Ernst Harmening, Rechtsanwalt am Oberlandesgericht Jena, Kochstrasse 2.
- Dr. C. A. J. Hartzfeld, Rechtsanwalt und stellvertretender Richter beim Landgericht, Amsterdam, Spui 28.
- Universitätsprofessor Dr. Hasbach, Universität Kiel, z. Z. Dresden A, Johannstädter Ufer 12<sup>II</sup>.
- Dr. Adolf Hasenkamp, Privatdozent an der Universität Kiel, Feldstr. 88.



- Henri Hayern, Privat-docent à l' Université de Genève.  
[wohnt:] La Chapelle, près Carouge, canton de Genève (Suisse).
- Dr. iur. Harold Oexter Hazeltine, Fellow and Law Lecturer of Emmanuel College, Cambridge, and Reader in English Law in the University of Cambridge. Emmanuel College, Cambridge, England.
- Dr. Philipp von Heck, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen, Neckarhalde 68.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. J. W. Hedemann, o. Prof. d. R. an der Universität Jena, Wörthstr. 12.
- Universitätsprofessor Dr. A. Hegler, Tübingen.
- Universitätsprofessor Dr. Heilborn, Breslau II, Tauentzienstr. 42.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. Hein, Hamm i. Westf., Villa Werner (Osten Allee 84).
- Rechtsanwalt und Notar Dr. Heinemann, Essen (Ruhr).
- Justizrat Dr. Ernst Heinitz, Berlin W. 9, Königgrätzerstr. 9.
- Amtsrichter Dr. Heinrich, Kattowitz O./S., Karlstrasse 3.
- Privatdozent Dr. Henle, Bonn, Marienstr. 7.
- Dr. Léon Hennebiq, Professeur de philosophie du Droit à l'Université Nouvelle de Bruxelles, Directeur de la Revue Economique internationale, Bruxelles, 26—28 Rue des Minimes.
- Justizrat Siegmund Henschel, Breslau V, Schweidnitzer Stadtgraben 10 I.
- Ministerialdirektor a. D. Dr. J. Hermes, Chefredakteur der Neuen Preussischen (Kreuz-) Zeitung, Berlin SW 11, Bernburgerstrasse 24/25.
- Geheimer Kommerzienrat Wilhelm Herz, Berlin NW 7, Dorotheenstrasse 2.
- Oberstaatsanwalt und Kammerherr Franz von Hessert, Darmstadt, Schiesshausstrasse 128.
- Dr. Heinrich Hernád Hesslein, Budapest VII, Rákóczy ut 6.
- Dr. E. Heymann, o. Professor d. R. an der Universität Marburg.
- Rechtsanwalt Dr. Hirsch, Halle a. S., Händelstrasse 20.
- Dr. Franz Hoeniger, Rechtsanwalt am Kammergericht, Berlin C 2, Königstrasse 30.

- Graf Paul von Hoensbroech, Grosslichterfelde, Drakestr. 79.  
Rechtsanwalt Dr. E. E. Hoffmann (Hoffmann II), Darmstadt, H $\ddot{u}$ gelstr. 45.  
Universit $\ddot{a}$ tsprofessor Dr. Hollatz, Schloss Peseux bei Neuch $\hat{a}$ tel.  
Oliver Wendel Holmes, Supreme Court of the United States, Washington.  
Dr. Max Huber, o. Prof. d. R. an der Universit $\ddot{a}$ t Z $\ddot{u}$ rich (in Wyden bei Ossingen, Kanton Z $\ddot{u}$ rich).  
Dr. jur. Charles Henry Huberich, Counsellor at Law, Berlin NW 7, Unter den Linden 39.  
Geheimer Regierungsrat Karl H $\ddot{u}$ fner, Abteilungsvorsitzender am Kaiserlichen Patentamt, Sch $\ddot{o}$ neberg, Berlin W 30, Speyererstr. 19.  
Geh. Kommerzienrat Emil Jacob, Berlin W, Landgrafenstr. 12.  
Geheimer Justizrat Max Jacobsohn, Berlin W 9, Linkstr. 1.  
Exz. Dr. Eugen von Jagemann, grossh. Bad. Wirkl. Geh. Rat und Gesandtera. D., ord. Hon.-Prof. d. R., Heidelberg, M $\ddot{a}$ rzgasse 18.  
K. k. Landesgerichtsrat Franz Janisch, Eger (Kreisgericht).  
Oberlandesgerichtsrat Dr. Jaritz, Cassel, Kaiserstrasse 5.  
Dr. Alexander Jastchenko, Professor der Rechte an der Universit $\ddot{a}$ t Jurjew (Dorpat).  
Geh. Hofrat Dr. Georg Jellinek, † o. Professor d. R. an der Universit $\ddot{a}$ t Heidelberg.  
Prof. Dr. D. Josephus Jitta, ord. Univ.-Prof., Amsterdam 808 Keizersgracht.  
Dr. iur. V $\acute{a}$ clav Joachim, Magistrats-Sekret $\ddot{a}$ r, Prag VII, Kosteln $\acute{i}$  ul. 952.  
Rechtsanwalt Dr. A. Joos, Basel.  
Rechtsanwalt Dr. Isay, Berlin S. 61, Belle Allianceplatz 13.  
Justizrat Dr. J $\ddot{u}$ nger, Wiesbaden, Moritzstrasse 7.  
Landgerichtsrat Carl Kade, Vorstand des Preussischen Richter-vereins, Waidmannslust bei Berlin, Bondickstr.  
Geh. Justizrat D. Dr. Wilhelm Kahl, o. Prof. d. R. an der Universit $\ddot{a}$ t Berlin, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 23.  
Kathreiners Malzkaffee-Fabriken, G. m. b. H., Berlin SW 68, Lindenstr. 35.  
Justizrat Dr. Edwin Katz, Rechtsanwalt und Notar, Berlin W. 64, Behrenstrasse 17 II.

- Dr. R. Kaulla, Professor, Stuttgart, Mörikestrasse 14.
- Dr. iur. et phil. Stephan Kekule v. Stradonitz, Kammerherr S. H. D. des regierenden Fürsten in Schaumburg-Lippe; Berlin-Gross-Lichterfelde, Marienstr. 16.
- Justizrat Dr. Paul Kent, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M., Taunusstrasse 1.
- Dr. jur. J. C. Kielstra, Beamter im Verwaltungsministerium, Ifikini 26 Weltereder (Batavia).
- Univ.-Professor Dr. Walter Kinkel, Giessen, Plockstr 12.
- Gerichtsassessor Dr. jur. Hugo Kinne, Berlin SW 11, Grossbeerenstrasse 5, II.
- Rechtsanwalt Dr. Kirchberger, Leipzig, Kronprinzstr. 2.
- Oberbürgermeister Kirschner, Berlin NW. 21, Alt-Moabit 90.
- Dr. Géza Kiss, o. Professor a. d. Rechtsakademie Nagyvárad (Grosswardein).
- Staatsanwalt Dr. Karl Klee, Privatdozent an der Universität Berlin, Berlin W. 62, Maassenstr. 31.
- Regierungs-Assessor Dr. Kleefeld, Berlin W., Burggrafenstr. 15.
- Se. Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Hon.-Professor Dr. iur. Franz Klein, Wien VIII, Lange Gasse 8.
- Dr. G. Kleinfeller, o. Professor d. R., Kiel, Niemannsweg 101.
- Professor Dr. iur. et phil. E. Kloeppel, Elberfeld, Bismarckstrasse 17.
- Wirkl. Geh. Oberregierungsrat und Vortragender Rat im Staatsministerium des Innern Hugo von Knebel-Doeberitz, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38.
- J. K. Kochanowski, associé des Internationalen Institutes für Soziologie in Paris, Mitglied der Warschauer Wissenschaftlichen Gesellschaft, Redacteur der polnischen „Historischen Revue“ in Warschau; Warschau, Koszykowa 57.
- Albert Kocourek, attorney and counselor at law, Chicago, 4 Lake Street.
- Amtsrichter Dr. Arthur Kohler, Berlin W 15, Olivaerplatz 7.

- Geheimer Justizrat Dr. jur. Josef Kohler, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin W 15, Kurfürstendamm 216.
- Dr. Arthur Köhler, Erster Assistent am Kgl. Sächs. Institut für Kultur- und Universalgeschichte, Leipzig, Georgiring 11.
- Professor Dr. Carl Koehne, Privatdozent an der Technischen Hochschule Berlin, Keithstr. 12.
- Reichsgerichtsrat Heinrich Könige, Leipzig, Kaiser Wilhelmstrasse 59 II.
- Prof. Lic. Dr. Koppelman, Privatdozent für Philosophie, Münster i. W., Breul 12.
- Dr. Ignatz Kornfeld, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien I, Zelinkagasse 5.
- Dr. Anton von Kostanecki, o. Prof. d. R. am Polytechnikum Lemberg.
- Dr. Oskar Kraus, Universitätsprofessor, Prag, Heuwagsplatz 8.
- Dr. Felix Krueger, o. Professor der Philosophie an der Universität Halle, Henriettenstr. 21a.
- Freiherr Krupp von Bohlen und Halbach, Essen (Ruhr.)
- Dr. Bernhard Kübler, Universitätsprofessor, Berlin, Grosslichterfelde-Ost, Auguststr. 14.
- Rechtsanwalt Dr. Rob. Kück, Dominikanischer Legationssekretär, Hamburg, Ferdinandstrasse 22.
- Dr. jur. Edgar Kuhn, Nürnberg.
- Dr. G. Kuttner, Landrichter a. D., Privatdozent an der Universität Berlin, Grunewald, Höhmannstr. 6.
- Exz. Wirklicher Geheimer Rat Univ.-Prof. Dr. Laband, Strassburg im Elsass, Kaiser Wilhelmstr. 17.
- Dipl.-Ing. Dr. D. Landenberger, Patentanwalt, Berlin SW. 61, Gitschinerstr. 14.
- J. F. Landsberg, Amtsgerichtsrat in Lennep (Rheinl.) Mittelstr. 24.
- Oberlandesgerichtsrat L. Lang, Darmstadt.
- Dr. Josef Langer, k. k. Hof- und Gerichtsadvokat, Wien I, Bäckerstrasse 9.
- Geheimer Regierungsrat Universitätsprofessor D. Dr. Adolf Lasson, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 49



- Dr. Rudolf von Laun, Universitätsprofessor, Wien VII, Wimbergergasse 30.
- Universitätsprofessor Dr. Paul Aug. Leder, Czernowitz, Franzensgasse 45.
- Universitätsbibliothek Leipzig (Dr. Boyser).
- Dr. Franz Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Marburg a. L.
- Geh. Justizrat Dr. Rudolf Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Breslau, Gabitzstr. 188.
- Ludwig Leopold, Szekszárd, Ungarn.
- Dr. Alessandro Levi, o. Professor d. R. an der Universität Ferrara, Adresse: Venedig, 3897 Calle Avvocati.
- Bankdirektor Gerhard Ley, München, Gabelsbergerstr. 48.
- Dr. iur. et phil. M. Liepmann, o. Professor der Rechte, Kiel, Roonstr. 2 I.
- Geh. Hofrat K. v. Lilienthal, Univ.-Professor, Heidelberg, Ziegelhäuser Landstr. 29.
- Dr. E. Liljeqvist, o. Professor der praktischen Philosophie an der Universität Lund.
- Geheimrat Professor Dr. Carl v. Linde, München 44.
- Justizrat Adolf Lindt, Rechtsanwalt, Darmstadt, Kasinostr. 22.
- K. k. Bezirksrichter Dr. Eduard Ritter von Liszt, Wien I, Schottenhof.
- Geh. Justizrat Dr. Franz von Liszt, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, M. d. R. u. M. d. A., Hardenbergstr. 19, II.
- Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. E. Loening, Mitglied des Herrenhauses, Halle a. S., Händelstrasse 28.
- Dr. Alexander Löffler, Professor des Strafrechts an der Universität Wien, Wien XIX/1, Prinz Eugen-Strasse 10.
- Notar Wilhelm Lütkemann, Hannover, Prinzenstr. 2.
- Julian W. Mack, Appellations-Gerichtsrat und Univ.-Prof., Ashland-Block-Chicago.
- Rechtsanwalt Julius Magnus, Berlin, Dorotheenstr. 49.
- Oberlandesgerichtsrat Mainhard, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 4.
- Dr. Julius Makarewicz, o. Prof. an der Universität Lemberg, Lemberg-Lwów Franziskańska.
- Justizrat Dr. Mamroth, Breslau, Schweidnitzerstrasse 27.

- Fabrikbesitzer Dr. jur. Otto Hanns Mankiewicz, Gerichts-  
assessor a. D. (i. F: P. Beiersdorf & Co., Chemische Fabrik  
Hamburg), Hamburg XXX, Eidestedterweg 42.
- Rechtsanwalt S. Mankowsky, Berlin NW 7, Friedrichstr. 155.
- Exzellenz Wirkl. Geh. Rat von Martens †, St. Petersburg
- Prof. Dr. Götz Martius, Kiel, Hohenbergstr. 4.
- Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, Nürnberg 24.
- Geh. Kommerzienrat Dr.-Ing. h. c. Paul Mauser, Oberndorf a./N.,  
Württemberg.
- Prof. Dr. jur. et phil. Max Ernst Mayer, Strassburg i. Els.,  
Orangeriering 19.
- Univ.-Prof. Dr. Ernst Mayer, Würzburg, Randerseckstr. 33.
- Georg v. Mayr, Kaiserlicher Unterstaatssekretär z. D., kgl.  
bayrischer Universitätsprofessor, München, Georgenstrasse 38.
- Dr. Meckenstock, Professeur à l'Université de Neuchâtel.
- Dr. Fritz Meili, o. Professor d. R. an der Universität  
Zürich, Zürich I, Stadthausquai 7.
- Universitätsprofessor Dr. A. Meinong, Graz.
- Dr. S. M. Mélaméd, Schriftsteller, 7 Buckingham Mansions,  
Golder's Green, London N. W.
- Landgerichtsrat Mende, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 189.
- Franz von Mendelssohn, Grunewald bei Berlin, Herthastr. 5.
- Generalkonsul Robert von Mendelssohn, Berlin W. 56,  
Jägerstrasse 51.
- Dr. A. Mendelssohn Bartholdy, o. Professor d. R. an  
der Universität Würzburg, Randersackerstrasse 5.
- Dr. phil. Wilhelm Merton, Frankfurt a. M., Guiollettstr. 24.
- Dr. iur. et phil. Christian Meurer, o. Prof. d. R. an der  
Universität Würzburg, Lessingstr. 1.
- Regierungs-Assessor Dr. Mever-Edward, Darmstadt, Heiden-  
reichstrasse 37.
- Dr. Robert Michels, Prof. an der Universität Turin, Via  
A. Provana, 1.
- Patentanwalt M. Mintz, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 93.
- Dr. Waldemar Mitscherlich, Professor der Staatswissenschaften  
an der Kgl. Akademie Posen.
- Dr. Wolfgang Mittermaier, Univ.-Professor, Giessen, Liebigstr. 36.

- Dr. iur. W. L. P. A. Molengraaff, Universitätsprofessor,  
Utrecht, Molierstraat 1a.
- Regierungs-Assessor Walter Moll, Berlin NW 23, Brückenallee 36.
- Se. Exzellenz Staatsminister v. Möller, Berlin W, von der Heydt-  
strasse 12.
- Exzellenz Staatsminister von Moltke, Klein-Bresa bei Markt-  
Bohrau i. Schl.
- Exzellenz Eduard Graf Montgelas, Kgl. Bayer. Staatsrati. a. o. D.  
und Gesandter, Dresden, Zinzendorfstr. 13 I.
- Dr. Bredov. Morgenstierne, Prof. d. R. u. d. Nat.-Oek., Christiania.
- Geh. Justizrat Dr. A. Mosse, Oberlandesgerichtsrat a. D.,  
o. Honorarprofessor an der Universität Königsberg, Stadtrat  
von Berlin, Berlin W, Lichtensteinallee 2a.
- Dr. med. Max Moszkowski, Berlin-Grünwald, Herthastr. 2a.
- Prof. Dr. W. B. Munro, Harvard University, Cambridge (Mass.).
- Hugo Münsterberg, o. Professor an der Harvard-Universität,  
Cambridge, Mass, U. S. A. z. Z. Berlin, America-Institut
- Musée social, Paris, 5 rue Las Cases, Paris VII.
- Dr. Johannes Nagler, o. Prof. d. R. an der Universität Basel,  
Sonnenweg 21.
- Privatdozent Dr. Hans Nawiasky, k. k. Postsekretär im k. k.  
Handelsministerium, Wien XIII 2, Einwanggasse 23.
- Erich Nehring, Konsistorialassessor, Berlin-Steglitz, Sedanstr. 5.
- Universitätsprofessor Dr. Neubecker, Berlin-Charlottenburg,  
Königsweg 31.
- Dr. Adolf Neumann-Hofer, Reichstags- und Landtags-  
abgeordneter, Detmold.
- Dr. Johannes Niedner, o. Professor d. R. an der Universität  
Jena, Humboldtstr. 7.
- Dr. Theodor Niemeyer, o. Professor d. R. an der Universität Kiel
- Prof. Baron Boris Nolde, St. Petersburg, Fürstadskaia 20.
- Professor Dr. Nolens, Mitglied der 2ten Kammer, Haag  
(Holland).
- Dr. Vitalis Norström, Professor an der Hochschule zu Gothenburg.
- Norwegisches Nobelinstitut (Institut Nobel Norvégien),  
Kristiania, Drammensvei 19.

- Justizrat Dr. Hermann Oberneck, Rechtsanwalt am Kammergericht und Notar, Berlin, von der Heydtstr. 8.
- Dr. Friedrich Oetker, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Sieboldstr. 8.
- L. Oppenheim, M. A. LL. D., Whewell Professor of International Law in the University of Cambridge, Whewell House, Cambridge, England.
- Dr. Franz Oppenheimer, Privatdozent an der Universität Berlin, Berlin-Gr. Lichterfelde W, Bellevuestr. 44 I.
- Professor Dr. Albert Osterrieth, Berlin W 66, Wilhelmstrasse 57/58.
- Geh. Hofrat Dr. Wilh. Ostwald, emer. Professor, Gross-Bothen (Kgr. Sachsen), Landhaus Energie.
- K. k. Hofrat Dr. Emil Ott, Universitäts-Professor, Mitglied des österr. Herrenhauses, Prag II, Kremnergasse 8 neu.
- Dr. jur. Alfred Frhr. v. Overbeck, o. Prof. der Rechte an der Universität Freiburg (Schweiz), Villa Félix.
- Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Paasche, Schlachtensee-Berlin, Adalbertstr. 27.
- Antonio Pagano, Prof. libero di Filosofia del Diritto nella R<sup>a</sup> Università di Roma, Capo Sezione nel Ministero di Grazia e Giustizia (Biblioteca), Roma, Via Nazionale 172.
- Eugen Panofsky, Bankier und Stadtrat, Berlin C. 2, an der Stechbahn 3/4.
- Wilhelm Freiherr v. Pechmann, Direktor der bayrischen Handelsbank, München, Bayrische Handelsbank.
- Deputierter Jivoïn Péritch, Professor an der Universität Belgrad.
- P. Heinrich Pesch, S. J. (Adresse: Marienfelde-Berlin, Kloster vom guten Hirten, Lankwitzerstrasse).
- Dr. Igino Petrone, Privatdozent an der Universität Neapel; Napoli, R. Università.
- Dr. Pfahl, Syndikus der Handelskammer Halle a. S.
- Dr. Robert Piloty, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Roonstr. 2 I.
- Dr. Karl Polenske, Privatdozent an der Universität Halle, Blumenthalstr. 15.



Walter Pollack, Berlin W. 10, Cornelius-Str. 4a.

Rechtsanwalt Jllés Pollak, Mitglied des Anwaltsenates der Krone und Kurie, Präsident des ungarischen Landesadvokaten-Bundes, Budapest, V. Nagykorona uter 34.

Sir Frederick Pollock, 13 Old Square, Lincoln's Inn, London W. C.

Dr. Stanislaus Posner, Advokat in Warschau, Membre associé de la Société d'études législatives à Paris, Membre de l'Institut du droit comparé à Bruxelles; Paris 7 me 2 rue Perrouet.

Dr. Roscoe Pound, Professor of Law in the Harvard University, Cambridge (Mass.).

K. k. Universitätsbibliothek Prag.

Professor Dr. Hugo Preuss, Berlin W., Matthäikirchstr. 29.

Se. Exz. Dr. Peter Pustoroslew, ord. Professor des Strafrechts an der Universität zu Jurjew (Dorpat), Wirklicher Staatsrat; Jurjew (Dorpat), Rigaschestrasse 46.

Universitätsprofessor Dr. Ernesto Quesada, Buenos-Ayres, Plaza Libertad, Calle Libertad 946.

K. Regierungsdirektor Karl von Rasp, Generaldirektor der Bayerischen Versicherungsbank, München, Residenzstr. 27.

Regierungsrat Dr. Rathenau, Berlin W, Meinekestrasse 7.

Dr. jur. Gustav Ratjen, Frankfurt a. M., Westendstrasse 101.

Dr. Gustav Ratzenhofer, K. k. Richter in Gmunden, O. Ö.

Dr. Adolfo Ravà, o. Professor der Rechtsphilosophie an der Universität Messina.

Dr. Herm. Rehm, o. Professor d. R. an der Universität Strassburg.

Dr. iur. et phil. Hans Reichel, o. ö. Professor an der Universität Zürich, Sonneggstr. 80.

Dr. Heinrich Reicher, † Universitäts-Professor, Filzmoos, Post Eben (Salzburg).

Geh. Justizrat Dr. Riesser, o. Honorarprofessor an der Universität Berlin, W, Lichtenstein-Allee 4.

Viktor Ring, Senatspräsident am Kammergericht Berlin, Berlin W., Schöneberger Ufer 46.

- Dr. Heinz Rogge, Kammergerichtsreferendar, Berlin (gegenwärtig Neustettin).
- Patentanwalt A. Rohrbach, Erfurt, Bahnhofstrasse 6.
- Dr. jur. et phil. Walther Rohrbeck, Cöln a. Rh., Blumenthalstrasse 2.
- Dr. Henri Rolin, Professeur à l'Université de Bruxelles, 10 rue T. B. Meunier, (avenue Brugmann), Oecle près Bruxelles.
- Dr. Wilhelm Rosenberg, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien I am Hof 11.
- Geh. Justizrat Dr. Eduard Rosenthal, o. Professor d. R. an der Universität Jena.
- Dávid v. Rosnyay, Bibliothekar am juristischen Seminarium an der Universität Kolozsvár (Klausenburg).
- Landgerichtsdirektor Fritz Rotering, Magdeburg, Breiteweg 253.
- Geh. Oberbauinspektor Richard Roth, Basel.
- Dr. phil. Walther Rothschild, Verlagsbuchhändler, Berlin-Wilmersdorf, Aschaffenburgstr. 4.
- Privatdozent Dr. Paul Rumpel, Neuchâtel, 16 Trois Portes.
- Rechtsanw. Dr. S. Rundstein, Warschau, Tlomackiestr. 6/8.
- Referendar Fritz Ruppert, Wiesbaden, Kaiser-Friedrich-Ring 25.
- Dr. R. Saleilles, Professeur à l'Université de Paris, 14 Rue St. Guillaume Paris.
- Universitätsprofessor Dr. Giuseppe Salvioli, Neapel, Via Atri 37.
- Prof. d. Rechte L. von Savigny (†), Mitglied des Preuss. Herrenhauses, Münster i. W.
- Dr. Hugo Sawitz, Rechtsanwalt und Notar, Rostock i. M., Hopfenmarkt 17.
- Universitätsprofessor Dr. Robert Schachner, Jena.
- Geh. Justizrat Dr. S. Schlossmann †, o. Professor d. R. an der Universität Kiel.
- Rechtsanwalt Dr. Alexander Schmidt, Budapest, VI., Andrassy-Strasse 10.
- Dr. iur. Paul Schmidt, (Winter:) Dresden, Franklin-Str. 11; (Sommer:) Sonnenköpfe, Berchtesgaden-Salzberg.
- Landrichter Dr. B. Schmidt-Blanka, Frankfurt a. M., Bockenheimerlandstr. 87.

- Dr. Otto Schneider, Bankdirektor, Mannheim A, 2, I.  
Professor Dr. Schott, Breslau 16, Leerbeutelstr. 7.  
K. Schrader, Mitglied des Reichstags, Eisenbahndirektor a. D.,  
Berlin, Steglitzer Strasse 68.  
K. k. Hofrat Dr. Emil Schrutka Edler v. Rechtenstamm,  
o. Professor an der Universität Wien 19, Cotaggegasse 56.  
Hofrat Dr. J. Schulmann, k. b. freiresignierter Notar, München,  
Leopoldstrasse 37.  
Geh. Justizrat Dr. Friedrich von Schulte, o. Professor d. R.  
an der Universität Bonn (wohnt: Meran-Obermais, Schloss  
Reichenbach).  
Dr. A. S. Schultze, o. Prof. d. R. an der Universität Strass-  
burg i. E., Nikolausring 15.  
Geh. Reg.-Rat Dr. Schuppe, ord. Professor der Philosophie zu  
Greifswald, Steinstrasse 61.  
Justizrat Dr. J. Schwering, Hamm i. Westf., Ost-Str. 60.  
Justizrat Dr. Arnold Seligsohn, Berlin NW 7, Prinz Louis  
Ferdinandstrasse 1.  
Dr. iur. Gregor Semeka, Privatdozent, München, Gundelinen-  
strasse 5.  
Geh. Regierungsrat Dr. iur. h. c. Max Sering, o. Professor der  
Staatswissenschaften an der Universität Berlin, Grunewald  
Lucius-Str. 9.  
Dr. Siehr, Rechtsanwalt beim Kgl. Oberlandesgerichte Königs-  
berg Pr., Bergplatz 12.  
Professor Dr. Silbergleit, Direktor des Statistischen Amtes  
der Stadt Berlin, Berlin W. 35, Am Karlsbad 23.  
Oberlandesgerichtsrat Dr. Wilhelm Silberschmidt, Zwei-  
brücken, Villenstr. 7.  
Justizrat Dr. Hermann Veit Simon, Rechtsanwalt und Notar,  
Berlin, Victoriastr. 5.  
Rechtsanwalt Dr. Otto Simon, Mannheim.  
Dr. Soetbeer, Generalsekretär des Deutschen Handelstags,  
Berlin C2, Neue Friedrichstrasse 53—54.  
Univ. Prof. Dr. P. Sokolowsky, Kurator des Südrussischen  
Lehrbezirks in Charkow.  
Se. Exzellenz Gouverneur Dr. Solf, Staatssekretär des Reichs-  
kolonialamts, Berlin.

- Dr. Felix Somló, o. Prof. d. R. an der Universität Kolozsvár (Klausenburg), Monostori-út 72.
- Amtsrichter Theo Sonnen, Köln-Marienburg, Goltsteinstrasse 199.
- Universitätsprofessor Dr. Hans Sperl, Wien XIX, Hofzeile 29.
- Dr. Ludwig Spiegel, Prof. d. R. an der deutschen Universität Prag, Prag II, Tyršgasse 7.
- Rechtsanwalt Eduard Staedel, Darmstadt, Elisabethenstr. 14.
- Rechtsanwalt und Notar Stahl, Syndicus der Grossh. Handelskammer Friedberg in Hessen, Bad Nauheim.
- Professor Dr. Ph. Stein, Frankfurt a. M., Jordanstrasse 19.
- Univ.-Prof. Dr. S. R. Steinmetz, Amsterdam, Amstel 65.
- Privatdozent Dr. Ludwig Stephinger, Tübingen, Christophstrasse 30.
- Dr. Theodor Sternberg, Berlin W. 15, Pariser-Str. 45.
- Geh. Regierungsrat Paul Stier, Direktor der Mitteldeutschen Bodenkredit-Anstalt, Greiz i. V.
- Univ.-Professor Dr. Stier-Somlo in Bonn, Studiendirektor der Akademie für kommunale Verwaltung in Düsseldorf; Bonn, Kaufmannstrasse 81a.
- Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat Dr. theol. Dr. med. Dr. iur. von Strauss und Torney, Senatspräsident des Obergerverwaltungsgerichts, Berlin W 62, Bayreutherstr. 40.
- Univ.-Professor Dr. Georg von Streit, Königlich Griechischer Gesandter in Wien, Kaiser-Wilhelm-Ring 10.
- Dr. Gustav Stresemann, Mitglied des Reichstags, Dresden-A., Ferdinandstrasse 11, I.
- Universitätsprofessor Dr. Leo Strisower, Wien I, Lichtenfelsgasse 5.
- Dr. iur. Karl Strupp, Frankfurt a. M., Reuterweg 40.
- Justizrat Dr. Sturm, Naumburg a. S.
- Geh. Justizrat Dr. Ulrich Stutz, o. Professor d. R. an der Universität Bonn; Bonn, Simrockstr. 25.
- Dr. iur. Adolf Tecklenburg, Privatdozent an der Universität Bern, Südbahnhofstr. 8.
- Geheimer Rat Dr. August Thon, o. Professor der Rechte, Jena, Fürstengraben 2.



- Dr. iur. Richard Thurnwald, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Museum für Völkerkunde, Berlin W 50, Fürtherstr. 1.
- Dr. jur. Tso Tehun Tchou, Mitglied der Kaiserl. chines. Studienkommission, Berlin W 15, Kurfürstendamm 218.
- Dr. Alexander Tille, Saarbrücken III, Hellwigstrasse 1.
- Dr. Emanuel Tilsch, o. Prof. d. R. an der böhm. Universität Prag, Smíchov bei Prag, Kinského tř. 2.
- Ferdinand Tönnies, ordentl. Honorarprofessor an der Universität Kiel; in Eutin, Auguststrasse 8.
- Patentanwalt B. Tolksdorf, Berlin W 9, Potsdamerstr. 127/128.
- K. Universitätsbibliothek Tübingen (Oberbibliothekar Geiger).
- Dr. Alexander Turnowsky, Maros-Vásárhely (Ungarn).
- Rechtsanwalt Dr. Josef Ujlaki, Budapest, VI. Terézkörut 46.
- Geh. Rat Prof. Dr. E. von Ullmann, München, Ludwigstr. 29.
- Professor Dr. N. af Ursin, ehem. Vicepräsident des Finnländischen Landtags in Turku (Åbo) Finnland.
- Michelangelo Vaccaro, professore nella R. Università di Roma, Deputato al Parlamento nazionale.
- Univ.-Prof. Dr. C. W. A. Veditz, Washington, z. Zt. Paris, 12 rue Vinense.
- Dr. A. Vierkandt, Professor an der Universität Berlin, Gross-Lichterfelde, Wilhelmstr. 22.
- Dr. Paul Vinogradoff, Corpus Professor der Rechte, Oxford, 19 Linton Road, Oxford.
- Dr. H. L. A. Visser, Advokat, Amsterdam, Keizersgracht 528.
- Exzellenz Staatsminister Graf Vitzthum v. Eckstädt, Dresden, Seestr. 18.
- Akademieprofessor Dr. Andreas Voigt, Frankfurt a. M., Schwindstrasse 6.
- Geheimrat Dr. Johannes Volkelt, o. Universitätsprofessor, Leipzig, Auenstr. 3 II.
- Rechtsanwalt Dr. iur. Karl Vonschott, Bielefeld i. Westf., Marktstrasse 4.
- Rechtsanwalt Dr. Leo Vossen, Aachen, Heinrichs-Allee 39.
- Dr. F. Wachenfeld, o. Prof. d. R. an der Universität Rostock, Georgstrasse 96.

- Exzellenz Wirklicher Geheimer Rat Dr. Waentig, Dresden A.,  
Striesener Platz 16.
- Dr. L. Wappes, Regierungsdirektor der K. Regierung der  
Pfalz, Kammer der Forsten, Speyer, Hauptstrasse.
- Max M. Warburg, Hamburg, Ferdinandstrasse 75.
- Gerichtsassessor Erich Warschauer, Kattowitz, Bismarckstr. 11.
- Rechtsanwalt Dr. Martin Wassermann, Hamburg, Neuerwall 34.
- Dr. Rudolf Wassermann, München, Herzog-Heinrichstr. 20.
- Prof. E. Waxweiler, Direktor des Solvay Soziologischen  
Instituts, Leopoldspark, Brüssel.
- Professor Dr. jur. et phil. Adolf Weber, Handelshochschule  
Köln, Köln-Marienburg, Robert Heuserstrasse 12.
- Dr. Max Weber, o. Honorarprofessor a. d. Universität Heidelberg.
- Dr. Weber, M. d. R., Löbau (Sachsen).
- Dr. jur. Werner Wedemeyer, a. o. Prof. der Rechte, Kiel,  
Adolfstrasse 52 I.
- Landrichter Dr. Ernst Weigelin, Stuttgart, Johannesstr. 55 I.
- Geh. Justizrat Dr. J. Weismann, o. Prof. d. R. an der Uni-  
versität Greifswald.
- Dr. jur. Alexander Welkow, Ministerial-Hilfskonzipist, Buda-  
pest IX, Üllör út 3.
- Universitätsprofessor Dr. von Wenckstern, Breslau XVIII,  
Kleinburgstrasse 21.
- Dr. Leopold Wenger, o. Prof. d. R. an der Universität München  
Adelheidstrasse 15.
- Rechtsanwalt und Notar J. Wertheim, Johannesburg (S.-Afrika),  
P.O. Box 1847.
- Dr. Felix Wieland, Rechtsbeistand der K. Deutschen Bot-  
schaft in Frankreich, Paris, 49 rue de Trévisé.
- Hochschulprofessor Dr. v. Wiese und Kaiserswaldau, Han-  
nover, Podbielskistr. 23.
- Justizrat Dr. R. Wildhagen, Rechtsanwalt beim Reichsgericht,  
Leipzig, Ferdinand Rhodestr. 34.
- Rechtsanwalt Dr. Heinrich Wimpfheimer, Dozent an der  
Handelshochschule, Mannheim, B 2, 10 a.
- Geheimrat Dr. Windelband, o. Prof. d. Philosophie an der  
Universität Heidelberg, Landfriedstrasse 14.

- Dr. R. Wirth, Frankfurt a. M., Taunusstr. 1.  
Lycealprofessor Dr. M. Wittmann, Eichstätt.  
Paul Wölbling, Magistratsrat in Berlin, Eichwalde, Krs. Teltow.  
Staatsanwalt Ernst Wolff, Landsberg a. Warthe.  
Dr. Julius Wolff, Leiter der Zentral-Auskunftsstelle für Auswanderer, Berlin W. 35, Am Karlsbad 9/10, III.  
Dr. Martin Wolff, a. o. Professor d. R. an der Universität Berlin, Halensee, Halberstädterstrasse 2.  
Dr. J. Wolterbeek Muller, Advocaat, Haag, van Speykstraat 5.  
Rechtsanwalt Dr. Albert Wulff, Hamburg, Admiralitätstr. 81.  
Landrichter Dr. Carl Wunderlich, Leipzig, Lampestrasse 1 II.  
Exz. Wirkl. Geh.-Rat Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Wundt, Leipzig, Schwägrichenstrasse 17.  
Koichi Yamaguchi, Prof. an der Handelshochschule und an der Kaiserlichen Adelschule zu Tokio. Tokio, Ushigome Wakamatsu Cho 119.  
Oberlandesgerichtsrat Dr. A. N. Zacharias, Hamburg, Adolfstrasse 74.  
Dr. Wladislaw Francowič Zaleskij, Wirklicher Staatsrat und Prof., Kasan, Universitätsplatz, eigenes Haus.  
Rechtsanwalt Dr. iur. Heinrich Zeller, Zürich I, Rennweg 10.  
Dr. iur. Heinrich Ludwig Zeller, Darmstadt, Hochstr. 66 II.  
Univ.-Prof. Dr. Theobald Ziegler, Strassburg i. E., Fischartstrasse 22.  
Hugo Zietz, i/Fa. Orientalische Tabak- und Zigarettenfabrik Yenidze, Dresden, Weisseritzstr. 3.  
Geheimer Justizrat Dr. Ernst Zitelmann, o. Prof. d. R. an der Universität Bonn.  
Rechtsanwalt Dr. Zöphel, Leipzig, Peterssteinweg 19 II.  
Dr. Gottfried Zoepfl, Regierungsrat und a. o. Professor der Staatswissenschaften, Berlin, Wilhelmstr. 62.  
Geh. Justizrat Dr. Philipp Zorn, o. Prof. d. R. an der Universität Bonn, Mitglied des Preuss. Herrenhauses und Kron-Syndikus, Bonn, Humboldtstr. 24.
- 

Mitteilung von Adressenveränderungen, sowie Berichtigungen anderer Art sind an den geschäftsleitenden Vorsitzenden Dr. Fritz Berolzheim  
Berlin SW. 61, Belle-Allianceplatz 20 erbeten.





# Dritter Kongress der IVR (Posen 1913).

---

## I.

Für den nächsten Kongress unserer Vereinigung wurde als Kongressort

### Posen

in Aussicht genommen, nachdem Sr. Exzellenz Herr Oberpräsident **D. Schwartzkopff** in lebenswürdiger Weise die Förderung unserer Bestrebungen in Posen zugesagt hatte.

Als Zeitpunkt des Kongresses hätte im laufenden Jahre erst der Oktober, also die Zeit nach den Gerichtsferien in Frage kommen können, weshalb wir den Herren Mitgliedern des Ehrenrates und des Beratenden Ausschusses als Zeitpunkt die

### Pfingstwoche 1913

vorgeschlagen haben.

**Josef Kohler.**

**Fritz Berolzheimer.**

---

## II.

Nachstehend die

### **Antworten:**

### Zugestimmt haben:

Dr. iur. **J. Simon van der Aa**, Professor des Strafrechts an Universität Groningen.

Dr. iur. **Sigmund Adler**, o. ö. Professor an der Universität Wien.

K. k. Hofrat **Alfred Amschl**, Oberstaatsanwalt in Graz.

- Geh. Justizrat Dr. **L. von Bar**, o. Professor d. R. an der Universität Göttingen (unter Vorbehalt weiterer Vorschläge).
- Exzellenz Geheimer Rat I. Klasse Dr. **E. I. Bekker**, o. Professor d. R. an der Universität Heidelberg.
- Dr. **Clovis Bevilacqua**, Consultor juridico do Ministerio das Relações Exteriores, Rio de Janeiro.
- Geh. Justizrat Dr. **Bierling**, o. Professor d. R. an der Universität Greifswald.
- Oberlandesgerichtspräsident Dr. **Börnngen**, Jena.
- Geh. Justizrat Dr. **S. Brie**, o. Professor d. R. an der Universität Breslau.
- Dr. **Georg Cohn**, o. Professor an der Universität Zürich.
- Justizrat Professor Dr. **H. Crüger**, Charlottenburg-Berlin.
- Oberlandesgerichtsrat **Richard Deinhart**, Jena.
- Exzellenz Dr. **B. Dernburg**, Wirkl. Geheimer Rat, Berlin-Grunewald.
- Reichsgerichtsrat Dr. **Düringer**, Leipzig.
- Dr. **E. Dürr**, o. ö. Professor an der Universität Bern.
- Dr. **Richard Ehrenberg**, o. Professor an der Universität Rostock.
- Geh. Hofrat Dr. **Rudolf Eucken**, o. Professor an der Universität Jena.
- Dr. **Franz Finkey**, Professor der Rechtsphilosophie an der Rechtsakademie Sárospatak (Ungarn).
- Dr. **S. J. Fockema Andreae**, o. Professor d. R. an der Universität Leiden.
- Dr. **Reinhard Frank**, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen.
- Dr. **Hans Ritter v. Frisch**, o. Professor d. R. an der Universität Basel.
- Geh. Justizrat Dr. **Otto von Gierke**, o. Professor d. R. an der Universität Berlin.
- Dr. **James Goldschmidt**, Professor d. R. an der Universität Berlin.
- Dr. **L. Grabscheid**, Hofrat des obersten Gerichts- und Kassationshofes Wien.
- Hofrat Dr. **Karl S. Grünhut**, o. Professor d. R. an der Universität Wien.

- Dr. M. Halewyck**, Directeur au Ministère des Colonies, Bruxelles.
- Dr. G. A. van Hamel**, o. Professor d. R. an der Universität Amsterdam.
- Dr. iur. Harold Oexter Hazeltine**, Fellow and Law Lecturer of Emmanuel College, Cambridge, and Reader in English Law in the University of Cambridge.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. J. W. Hedemann**, o. Professor d. R. an der Universität Jena.
- Dr. E. Heymann**, o. Professor d. R. an der Universität Marburg.
- Dr. Charles Henry Huberich**, o. Professor d. R., Stanford University, Californien, z. Z. Berlin.
- Geh. Justizrat D. Dr. Wilhelm Kahl**, o. Professor d. R. an der Universität Berlin.
- Exzellenz Wirkl. Geheimer Rat Dr. iur. Franz Klein**, Honorarprofessor an der Universität Wien.
- Dr. Anton von Kostanecki**, o. Professor d. R. am Polytechnikum Lemberg.
- Exzellenz Wirkl. Geheimer Rat Dr. Paul Laband**, o. Professor d. R. an der Universität Strassburg.
- Geh. Regierungsrat Universitätsprofessor D. Dr. Adolf Lasson**, Berlin.
- Dr. Franz Leonhard**, o. Prof. d. R. an der Universität Marburg.
- Geh. Justizrat Dr. Rudolf Leonhard**, o. Professor d. R. an der Universität Breslau.
- Dr. iur. et phil. M. Liepmann**, o. Prof. d. R. an der Universität Kiel.
- Geh. Hofrat R. von Lilienthal**, o. Prof. d. R. an der Universität Heidelberg.
- Dr. E. Liljeqvist**, o. Professor d. praktischen Philosophie an der Universität Lund.
- Geh. Justizrat Dr. Franz von Liszt**, M. d. R. u. d. L., o. Professor d. R. an der Universität Berlin.
- Geh. Justizrat o. Universitätsprofessor Dr. Edgar Loening**, Mitglied des Herrenhauses, Halle a. S.
- Dr. Meckenstock**, Professeur à l'Université de Neuchâtel.
- Dr. Fritz Meili**, o. Professor d. R. an der Universität Zürich.

**Dr. A. Meinong**, o. Prof. an der Universität **Graz**.

**Dr. iur. W. L. P. A. Molengraaff**, Universitätsprofessor **Utrecht**.

**Dr. Bredo von Morgenstierne**, Professor d. R. und der Nat.-Oek. an der Universität **Kristiania**.

Geh. Justizrat **Dr. A. Mosse**, Oberlandesgerichtsrat a. D., o. Honorarprofessor an der Universität **Königsberg**, Stadtrat von **Berlin**.

**Dr. Vitalis Norström**, Professor an der Hochschule zu **Gothenburg**.

**K. k. Hofrat**, Mitglied des österr. Herrenhauses **Dr. Emil Ott**, Universitätsprofessor, **Prag**.

Geh. Regierungsrat Prof. **Dr. Paasche**, Schlachtensee - **Berlin**.  
Hochschulprofessor **Dr. Hugo Preuss**, **Berlin**.

Exzellenz Wirkl. Staatsrat **Dr. Peter Pustoroslew**, o. Professor des Strafrechts an der Universität **Jurjew (Dorpat)**.

Regierungsrat **Dr. Rathenau**, **Berlin**.

**Dr. Adolfo Ravà**, Professor an der Universität **Camarino**.

**Dr. Hermann Rehm**, o. Professor d. R. an der Universität **Strassburg**.

Geh. Justizrat **Dr. J. Riesser**, o. Honorarprofessor d. R. an der Universität **Berlin** (mit dem Hinweis, dass Pfingsten stets die Sitzung der Ständigen Deputation des Deutschen Juristentages stattfindet).

Geh. Justizrat **Dr. Eduard Rosenthal**, o. Professor d. R. an der Universität **Jena**.

Universitätsprofessor **Dr. Robert Schachner**, **Jena**.

**K. k. Hofrat Dr. Emil Schrutka Edler v. Rechtenstamm**, o. Professor d. R. an der Universität **Wien**.

Geh. Regierungsrat **Dr. Fr. Schuppe**, o. Professor der Philosophie an der Universität **Greifswald**.

Geh. Regierungsrat **Dr. iur. h. c. Max Sering**, o. Professor der Staatswissenschaften an der Universität **Berlin**.

Professor **Dr. Silbergleit**, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt **Berlin**.

Univ.-Professor **Dr. Paul Sokolowsky**, Kurator des Süd-russischen Lehrbezirks in **Charkow**.

**Dr. Felix Somló**, o. Professor d. R. an der Universität **Kolozsvár (Klausenburg)**.



Universitätsprofessor Dr. **Hans Sperl**, **Wien**.

Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat Dr. theol. Dr. med.  
Dr. iur. **von Strauss und Torney**, Senatspräsident des  
Oberverwaltungsgerichts **Berlin**.

Geh. Justizrat Dr. **Ulrich Stutz**, o. Prof. d. R. an der Uni-  
versität **Bonn**.

Geheimer Rat Dr. **August Thon**, o. Professor d. R, **Jena**.

Dr. **Ferdinand Tönnies**, o. Honorarprofessor an der Uni-  
versität **Kiel**.

Dr. **Paul Vinogradoff**, Corpus-Professor d. R. an der Uni-  
versität **Oxford**.

Dr. **F. Wachenfeld**, o. Professor d. R. an der Universität  
**Rostock**.

Professor Dr. iur. et phil. **Adolf Weber**, Handelshochschule  
**Köln**.

Dr. **Leopold Wenger**, o. Professor d. R. an der Universität  
**München**.

Geheimrat Dr. **Windelband**, o. Professor d. Philosophie an  
der Universität **Heidelberg**.

Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Dr. **Wilhelm Wundt**, o. Professor  
an der Universität **Leipzig**.

Dr. **Wladislaw Francowič Zaleskij**, Wirklicher Staatsrat und  
Universitätsprofessor, **Kasan**.

Universitätsprofessor Dr. **Theobald Ziegler**, **Frankfurt a. M.**

Kronsyndikus Geh. Justizrat Dr. **Philipp Zorn**, Mitglied des  
Herrenhauses, o. Professor d. R. an der Universität **Bonn**.

### Bemerkt haben:

Dr. **Giorgio Del Vechio**, o. Professor d. R. an der Universität  
**Bologna**:

dass die grosse Entfernung der Stadt Posen den Besuch der  
Italiener sehr erschweren wird. Auch die angegebene Zeit ist  
in dieser Beziehung nicht die günstigste: die Monate September-  
Oktober wären für die italienischen Gelehrten, die eine akademische  
Stellung haben, überhaupt vorzuziehen. Vielleicht wird es möglich  
sein, bei einer folgenden Gelegenheit diesen Umständen einiger-  
massen Rechnung zu tragen.

**Dr. Leo Ehrnrooth, Vortragender Rat für Arbeiterangelegenheiten, Helsingfors:**

dass diejenigen Ausländer, welche beabsichtigen die im September 1912 stattfindenden sozialpolitischen Kongresse (in Zürich) zu besuchen, vielleicht leichter die nötige Zeit für den Besuch des Kongresses der IVR finden könnten, wenn derselbe im Anschluss an die Septemberwoche in Zürich stattfinden könnte.

Berlin, 12. III. 1912.

**Die Schriftleitung.**

## II.

**Rechts- und Staatsphilosophie.****Zu Lassons achtzigstem Geburtstag.**

Von

**Josef Kohler.**

Zu den grössten Verdiensten Lassons gehört seine Rechtsphilosophie, welche in eine Zeit öden Positivismus fallend, zuerst wieder den philosophischen Geist in unserer Jurisprudenz belebte. Wenn in jener Zeit theils ein lauer Ueberrest Kantscher Studien, theils eine aus Jheringscher Scheinphilosophie entspringende dilettantische Oberflächlichkeit als Rechtsphilosophie galt, so hat uns Lasso zuerst wieder auf den Meister Hegel zurückgeführt und uns zu gleicher Zeit die Schätze des Altertums eröffnet, die in grossen Linien bedeutende Ideen zeichnen; während bei Savigny und Puchta nur eine nebelhafte Romantik und bei Jhering nur ein Zickzack kleinlicher esprithafter Denkfiguren gegeben waren, welche jedes Anschlusses an eine grosse Weltanschauung entbehrten. So hat auch in der Folge die Rechtsphilosophie auf Hegel gebaut; denn wie die Rechtsgeschichte zur Kulturgeschichte, so wurde die Rechtsphilosophie zur Kulturphilosophie, und diese ist nur möglich auf Grund der Hegelschen Entwicklungslehre, von der sich im Altertum Keime finden, die aber ausgestaltet zu haben die Tat des gewaltigen Philosophen bildet, dessen Fahne Lasso stets hochgehalten hat.

Diesen Verdiensten hat Lasson neuerdings ein weiteres beigefügt, indem er begonnen hat, uns die Metaphysik des Aristoteles näher zu bringen. Die Schwierigkeiten sind ganz ausserordentlich, da wir in den uns überlieferten Texten der aristotelischen Metaphysik kein vollendetes und nach allen Seiten hin harmonisch durchgeführtes Werk vor uns haben, aber trotzdem ein Werk von einem ganz ungeheuren Gedankengehalt, das der philosophischen Entwicklung für Jahrhunderte eine Leuchte gewesen ist. Der von Aristoteles gezeichnete Substanzbegriff, sein Begriff von Substanz und Akzidenz, vor allem aber die Denkfigur der Potentialität und Aktualität und der Satz, dass dem Potentiellen immer eine Aktualität vorausgehe, hat die Menschheit mächtig angeregt; gerade in dem Satz vom Potentiellen und Aktuellen liegt schon ein tüchtiges Stück der Entwicklungslehre. Die Vorstellung von der Bewegung und ihren Ursachen und der Gedanke an einen letzten Grund aller Dinge, der allerdings mehr im beschaulichen als im aktiven Sein sich betätige, ist für das Mittelalter von weitgehendstem Einfluss gewesen. Hier schöpfte Thomas von Aquin seine Substanz- und seine Potentialitätslehre, und die Idee von dem höchsten Gute gab der christlichen Dogmatik die Möglichkeit, sich an Aristoteles anzuschliessen und sich mit aristotelischem Geiste zu erfüllen: das höchste Gut des Aristoteles wurde zur Gottheit der christlichen Scholastik, nachdem Anselm seinen Gottesbeweis beigefügt hatte. Haben auf dem Gebiete der aristotelischen Metaphysik auch Brentano u. a. vorgearbeitet, so ist uns erst durch die ebenso klare als schlichte Uebertragung Lassons das Meisterwerk eigentlich eröffnet worden, und es bleibt uns nur der dringende Wunsch übrig, von Lassons nimmer müder Tätigkeit eine systematische Darstellung der aristotelischen Metaphysik zu erlangen.

Aristoteles ist der Gegensatz zu Plato, und die scharfe Polemik des Stagiriten gegen seinen ehemaligen Lehrer ist eine Hauptwürze seiner Darstellung, zeigt aber zu gleicher Zeit auch den grossen Unterschied der Denkweise dieser zwei



Geister des Altertums. Beide verkörpern zwei Pole, um welche sich die philosophischen Bestrebungen des ganzen Mittelalters drehen. Auf Aristoteles fusst die katholische Orthodoxie, von Plato her kommt stets die scharfe Salve, welche von Zeit zu Zeit aus pantheistischem Lager gegen das Lehrgebäude der Kirche aufblitzte und zu heftigen Gegenmassregeln Anlass gab. Die platonischen Ideen sind das Hauptbekämpfungsobject des aristotelischen Geistes, sie sind aber auch der Mutter-schoss aller derjenigen Lehrsysteme gewesen, welche zu der Einheit von Gott und Welt, zu der Hypostasierung der sinnlichen Erscheinung und somit zu einer Selbst- und Naturvergötterung führten, im Widerspruch mit der Lehre der Kirche, welche Gott und die Welt in strengen Gegensatz stellt und den Gegensatz durch den Schöpfungsbegriff zu begleichen sucht. Ist doch, trotz aller solchen Bekämpfung, Platos Lehre von den Ideen, von der Teilnahme des Empirischen an der Ideenwelt, von den Uebergängen des Realen zur Idee eine ständige Quelle tiefer Erfassung des Weltsystems gewesen, und in seinem Parmenides liegt der fruchtbare Keim so vieler Gedankenbilder bis in unsere Tage hinein.

Eine vollständige Versöhnung zwischen Plato und Aristoteles aber ist Hegel gelungen, denn er vereinigt den Tiefsinn der Platonischen Ideen mit der Potentialität und Entelechie des Aristoteles, er verbindet die über dem Realen schwebende Idee mit den in der Idee enthaltenen unendlich vielen Realitäten, — ein Verdienst, das Jahrzehnte verkannt, nun erst wieder voll zu leuchten beginnt.

Unserem grossen Denker Lasson aber ist es vergönnt gewesen, nicht nur in jugendlicher Kraft bis in die „Jahre“ hinein weiter zu arbeiten, sondern auch zugleich Zeuge zu sein von der Wiedergeburt jener Philosophie, für welche er zu einer Zeit kämpfte, als die öde Platttheit der Tage sich dem höheren Denken abgewendet, ja sogar die grossen Gedankenprobleme missachtet hat.

---



# Dritter Kongress der IVR

(Posen 1913).

---

## I.

Für den nächsten Kongress unserer Vereinigung wurde als Kongressort

### Posen

in Aussicht genommen, nachdem Sr. Exzellenz Herr Oberpräsident **D. Schwartzkopff** in liebenswürdiger Weise die Förderung unserer Bestrebungen in Posen zugesagt hatte.

Als Zeitpunkt des Kongresses hätte im laufenden Jahre erst der Oktober, also die Zeit nach den Gerichtsferien in Frage kommen können, weshalb wir den Herren Mitgliedern des Ehrenrates und des Beratenden Ausschusses als Zeitpunkt die

### Pfingstwoche 1913

vorgeschlagen haben.

**Josef Kohler.**

**Fritz Berolzheimer.**

---

## II.

Nachstehend die

### Antworten:

#### Zugestimmt haben:

Dr. iur. **J. Simon van der Aa**, Professor des Strafrechts an Universität Groningen.

Dr. iur. **Sigmund Adler**, o. ö. Professor an der Universität Wien.

K. k. Hofrat **Alfred Amschl**, Oberstaatsanwalt in Graz.

- Geh. Justizrat Dr. **L. von Bar**, o. Professor d. R. an der Universität Göttingen (unter Vorbehalt weiterer Vorschläge).
- Exzellenz Geheimer Rat I. Klasse Dr. **E. I. Bekker**, o. Professor d. R. an der Universität Heidelberg.
- Dr. **Clovis Bevilacqua**, Consultor juridico do Ministerio das Relações Exteriores, Rio de Janeiro.
- Geh. Justizrat Dr. **Bierling**, o. Professor d. R. an der Universität Greifswald.
- Oberlandesgerichtspräsident Dr. **Börnigen**, Jena.
- Geh. Justizrat Dr. **S. Brie**, o. Professor d. R. an der Universität Breslau.
- Dr. **Georg Cohn**, o. Professor an der Universität Zürich.
- Justizrat Professor Dr. **H. Crüger**, Charlottenburg-Berlin.
- Oberlandesgerichtsrat **Richard Deinhart**, Jena.
- Exzellenz Dr. **B. Dernburg**, Wirkl. Geheimer Rat, Berlin-Grünwald.
- Reichsgerichtsrat Dr. **Düringer**, Leipzig.
- Dr. **E. Dürr**, o. ö. Professor an der Universität Bern.
- Dr. **Richard Ehrenberg**, o. Professor an der Universität Rostock.
- Geh. Hofrat Dr. **Rudolf Encken**, o. Professor an der Universität Jena.
- Dr. **Franz Finkey**, Professor der Rechtsphilosophie an der Rechtsakademie Sárospatak (Ungarn).
- Dr. **S. J. Fockema Andreae**, o. Professor d. R. an der Universität Leiden.
- Dr. **Reinhard Frank**, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen.
- Dr. **Hans Ritter v. Frisch**, o. Professor d. R. an der Universität Basel.
- Geh. Justizrat Dr. **Otto von Gierke**, o. Professor d. R. an der Universität Berlin.
- Dr. **James Goldschmidt**, Professor d. R. an der Universität Berlin.
- Dr. **L. Grabscheid**, Hofrat des obersten Gerichts- und Kassationshofes Wien.
- Hofrat Dr. **Karl S. Grünhut**, o. Professor d. R. an der Universität Wien.



- Dr. **M. Halewyck**, Directeur au Ministère des Colonies, Bruxelles.
- Dr. **G. A. van Hamel**, o. Professor d. R. an der Universität Amsterdam.
- Dr. iur. **Harold Oexter Hazeltine**, Fellow and Law Lecturer of Emmanuel College, Cambridge, and Reader in English Law in the University of Cambridge.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. **J. W. Hedemann**, o. Professor d. R. an der Universität Jena.
- Dr. **E. Heymann**, o. Professor d. R. an der Universität Marburg.
- Dr. **Charles Henry Huberich**, o. Professor d. R., Stanford University, Californien, z. Z. Berlin.
- Geh. Justizrat Dr. **Wilhelm Kahl**, o. Professor d. R. an der Universität Berlin.
- Exzellenz Wirkl. Geheimer Rat Dr. iur. **Franz Klein**, Honorarprofessor an der Universität Wien.
- Dr. **Anton von Kostanecki**, o. Professor d. R. am Polytechnikum Lemberg.
- Exzellenz Wirkl. Geheimer Rat Dr. **Paul Laband**, o. Professor d. R. an der Universität Strassburg.
- Geh. Regierungsrat Universitätsprofessor Dr. **Adolf Lasson**, Berlin.
- Dr. **Franz Leonhard**, o. Prof. d. R. an der Universität Marburg.
- Geh. Justizrat Dr. **Rudolf Leonhard**, o. Professor d. R. an der Universität Breslau.
- Dr. iur. et phil. **M. Liepmann**, o. Prof. d. R. an der Universität Kiel.
- Geh. Hofrat **R. von Lilienthal**, o. Prof. d. R. an der Universität Heidelberg.
- Dr. **E. Liljeqvist**, o. Professor d. praktischen Philosophie an der Universität Lund.
- Geh. Justizrat Dr. **Franz von Liszt**, M. d. R. u. d. L., o. Professor d. R. an der Universität Berlin.
- Geh. Justizrat o. Universitätsprofessor Dr. **Edgar Loening**, Mitglied des Herrenhauses, Halle a. S.
- Dr. **Meckenstock**, Professeur à l'Université de Neuchâtel.
- Dr. **Fritz Meili**, o. Professor d. R. an der Universität Zürich.

**Dr. A. Meinong**, o. Prof. an der Universität Graz.

**Dr. iur. W. L. P. A. Molengraaff**, Universitätsprofessor Utrecht.

**Dr. Bredo von Morgenstierne**, Professor d. R. und der Nat.-Oek. an der Universität Kristiania.

**Geh. Justizrat Dr. A. Mosse**, Oberlandesgerichtsrat a. D., o. Honorarprofessor an der Universität Königsberg, Stadtrat von Berlin.

**Dr. Vitalis Norström**, Professor an der Hochschule zu Gothenburg.

**K. k. Hofrat, Mitglied des österr. Herrenhauses Dr. Emil Ott**, Universitätsprofessor, Prag.

**Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Paasche**, Schlachtensee-Berlin.  
**Hochschulprofessor Dr. Hugo Preuss**, Berlin.

**Exzellenz Wirkl. Staatsrat Dr. Peter Pustoroslew**, o. Professor des Strafrechts an der Universität Jurjew (Dorpat).

**Regierungsrat Dr. Rathenau**, Berlin.

**Dr. Adolfo Ravà**, Professor an der Universität Camarino.

**Dr. Hermann Behm**, o. Professor d. R. an der Universität Strassburg.

**Geh. Justizrat Dr. J. Riesser**, o. Honorarprofessor d. R. an der Universität Berlin (mit dem Hinweis, dass Pfingsten stets die Sitzung der Ständigen Deputation des Deutschen Juristentages stattfindet).

**Geh. Justizrat Dr. Eduard Rosenthal**, o. Professor d. R. an der Universität Jena.

**Universitätsprofessor Dr. Robert Schachner**, Jena.

**K. k. Hofrat Dr. Emil Schrutka Edler v. Rechtenstamm**, o. Professor d. R. an der Universität Wien.

**Geh. Regierungsrat Dr. Fr. Schuppe**, o. Professor der Philosophie an der Universität Greifswald.

**Geh. Regierungsrat Dr. iur. h. c. Max Sering**, o. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin.

**Professor Dr. Silbergleit**, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin.

**Univ.-Professor Dr. Paul Sokolowsky**, Kurator des Südrussischen Lehrbezirks in Charkow.

**Dr. Felix Somló**, o. Professor d. R. an der Universität Kolozsvár (Klausenburg).

Universitätsprofessor Dr. **Hans Sperl**, Wien.

Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat Dr. theol. Dr. med.  
Dr. iur. **von Strauss und Torney**, Senatspräsident des  
Oberverwaltungsgerichts Berlin.

Geh. Justizrat Dr. **Ulrich Stutz**, o. Prof. d. R. an der Uni-  
versität Bonn.

Geheimer Rat Dr. **August Thon**, o. Professor d. R., Jena.

Dr. **Ferdinand Tönnies**, o. Honorarprofessor an der Uni-  
versität Kiel.

Dr. **Paul Vinogradoff**, Corpus-Professor d. R. an der Uni-  
versität Oxford.

Dr. **F. Wachenfeld**, o. Professor d. R. an der Universität  
Rostock.

Professor Dr. iur. et phil. **Adolf Weber**, Handelshochschule  
Köln.

Dr. **Leopold Wenger**, o. Professor d. R. an der Universität  
München.

Geheimrat Dr. **Windelband**, o. Professor d. Philosophie an  
der Universität Heidelberg.

Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Dr. **Wilhelm Wundt**, o. Professor  
an der Universität Leipzig.

Dr. **Wladislaw Francowič Zaleskij**, Wirklicher Staatsrat und  
Universitätsprofessor, Kasan.

Universitätsprofessor Dr. **Theobald Ziegler**, Frankfurt a. M.

Kronsyndikus Geh. Justizrat Dr. **Philipp Zorn**, Mitglied des  
Herrenhauses, o. Professor d. R. an der Universität Bonn.

### Bemerkt haben:

Dr. **Giorgio Del Vechio**, o. Professor d. R. an der Universität  
Bologna:

dass die grosse Entfernung der Stadt Posen den Besuch der  
Italiener sehr erschweren wird. Auch die angegebene Zeit ist  
in dieser Beziehung nicht die günstigste: die Monate September-  
Oktober wären für die italienischen Gelehrten, die eine akademische  
Stellung haben, überhaupt vorzuziehen. Vielleicht wird es möglich  
sein, bei einer folgenden Gelegenheit diesen Umständen einiger-  
massen Rechnung zu tragen.

**Dr. Leo Ehrnrooth, Vortragender Rat für Arbeiterangelegenheiten, Helsingfors:**

dass diejenigen Ausländer, welche beabsichtigen die im September 1912 stattfindenden sozialpolitischen Kongresse (in Zürich) zu besuchen, vielleicht leichter die nötige Zeit für den Besuch des Kongresses der IVR finden könnten, wenn derselbe im Anschluss an die Septemberwoche in Zürich stattfinden könnte.

Berlin, 12. III. 1912.

**Die Schriftleitung.**



## II.

**Rechts- und Staatsphilosophie.****Zu Lassons achtzigstem Geburtstag.**

Von

**Josef Kohler.**

Zu den grössten Verdiensten Lassons gehört seine Rechtsphilosophie, welche in eine Zeit öden Positivismus fallend, zuerst wieder den philosophischen Geist in unserer Jurisprudenz belebte. Wenn in jener Zeit theils ein lauer Ueberrest Kantscher Studien, theils eine aus Jheringscher Scheinphilosophie entspringende dilettantische Oberflächlichkeit als Rechtsphilosophie galt, so hat uns Lasson zuerst wieder auf den Meister Hegel zurückgeführt und uns zu gleicher Zeit die Schätze des Altertums eröffnet, die in grossen Linien bedeutende Ideen zeichnen; während bei Savigny und Puchta nur eine nebelhafte Romantik und bei Jhering nur ein Zickzack kleinlicher esprithafter Denkfiguren gegeben waren, welche jedes Anschlusses an eine grosse Weltanschauung entbehrten. So hat auch in der Folge die Rechtsphilosophie auf Hegel gebaut; denn wie die Rechtsgeschichte zur Kulturgeschichte, so wurde die Rechtsphilosophie zur Kulturphilosophie, und diese ist nur möglich auf Grund der Hegelschen Entwicklungslehre, von der sich im Altertum Keime finden, die aber ausgestaltet zu haben die Tat des gewaltigen Philosophen bildet, dessen Fahne Lasson stets hochgehalten hat.

Diesen Verdiensten hat Lasson neuerdings ein weiteres beigefügt, indem er begonnen hat, uns die Metaphysik des Aristoteles näher zu bringen. Die Schwierigkeiten sind ganz ausserordentlich, da wir in den uns überlieferten Texten der aristotelischen Metaphysik kein vollendetes und nach allen Seiten hin harmonisch durchgeführtes Werk vor uns haben, aber trotzdem ein Werk von einem ganz ungeheuren Gedankengehalt, das der philosophischen Entwicklung für Jahrhunderte eine Leuchte gewesen ist. Der von Aristoteles gezeichnete Substanzbegriff, sein Begriff von Substanz und Akzidenz, vor allem aber die Denkfigur der Potentialität und Aktualität und der Satz, dass dem Potentiellen immer eine Aktualität vorausgehe, hat die Menschheit mächtig angeregt; gerade in dem Satz vom Potentiellen und Aktuellen liegt schon ein tüchtiges Stück der Entwicklungslehre. Die Vorstellung von der Bewegung und ihren Ursachen und der Gedanke an einen letzten Grund aller Dinge, der allerdings mehr im beschaulichen als im aktiven Sein sich betätige, ist für das Mittelalter von weitgehendstem Einfluss gewesen. Hier schöpfte Thomas von Aquin seine Substanz- und seine Potentialitätslehre, und die Idee von dem höchsten Gute gab der christlichen Dogmatik die Möglichkeit, sich an Aristoteles anzuschliessen und sich mit aristotelischem Geiste zu erfüllen: das höchste Gut des Aristoteles wurde zur Gottheit der christlichen Scholastik, nachdem Anselm seinen Gottesbeweis beigefügt hatte. Haben auf dem Gebiete der aristotelischen Metaphysik auch Brentano u. a. vorgearbeitet, so ist uns erst durch die ebenso klare als schlichte Uebertragung Lassons das Meisterwerk eigentlich eröffnet worden, und es bleibt uns nur der dringende Wunsch übrig, von Lassons nimmer müder Tätigkeit eine systematische Darstellung der aristotelischen Metaphysik zu erlangen.

Aristoteles ist der Gegensatz zu Plato, und die scharfe Polemik des Stagiriten gegen seinen ehemaligen Lehrer ist eine Hauptwürze seiner Darstellung, zeigt aber zu gleicher Zeit auch den grossen Unterschied der Denkweise dieser zwei

Geister des Altertums. Beide verkörpern zwei Pole, um welche sich die philosophischen Bestrebungen des ganzen Mittelalters drehen. Auf Aristoteles fusst die katholische Orthodoxie, von Plato her kommt stets die scharfe Salve, welche von Zeit zu Zeit aus pantheistischem Lager gegen das Lehrgebäude der Kirche aufblitzte und zu heftigen Gegenmassregeln Anlass gab. Die platonischen Ideen sind das Hauptbekämpfungsobjekt des aristotelischen Geistes, sie sind aber auch der Mutter-schoss aller derjenigen Lehrsysteme gewesen, welche zu der Einheit von Gott und Welt, zu der Hypostasierung der sinnlichen Erscheinung und somit zu einer Selbst- und Naturvergötterung führten, im Widerspruch mit der Lehre der Kirche, welche Gott und die Welt in strengen Gegensatz stellt und den Gegensatz durch den Schöpfungsbegriff zu begleichen sucht. Ist doch, trotz aller solchen Bekämpfung, Platos Lehre von den Ideen, von der Teilnahme des Empirischen an der Ideenwelt, von den Uebergängen des Realen zur Idee eine ständige Quelle tiefer Erfassung des Weltsystems gewesen, und in seinem Parmenides liegt der fruchtbare Keim so vieler Gedankenbilder bis in unsere Tage hinein.

Eine vollständige Versöhnung zwischen Plato und Aristoteles aber ist Hegel gelungen, denn er vereinigt den Tiefsinn der Platonischen Ideen mit der Potentialität und Entelechie des Aristoteles, er verbindet die über dem Realen schwebende Idee mit den in der Idee enthaltenen unendlich vielen Realitäten, — ein Verdienst, das Jahrzehnte verkannt, nun erst wieder voll zu leuchten beginnt.

Unserem grossen Denker Lasson aber ist es vergönnt gewesen, nicht nur in jugendlicher Kraft bis in die „Jahre“ hinein weiter zu arbeiten, sondern auch zugleich Zeuge zu sein von der Wiedergeburt jener Philosophie, für welche er zu einer Zeit kämpfte, als die öde Platitude der Tage sich dem höheren Denken abgewendet, ja sogar die grossen Gedankenprobleme missachtet hat.

---

# Die Entstehung der Exogamie.

Von

**W. Wundt.**

(Fortsetzung.)

## 4. Hypothesen über den Ursprung der totemistischen Exogamie.

Mögen nun natürliche Instinkte, die sich bei zunehmender Kultur in grösserer Stärke entwickelten, an dem Uebergang der ursprünglichen Endogamie in die Exogamie nicht ganz unbeteiligt sein, die eigenartigen Formen, in denen uns diese besonders bei den australischen Stämmen entgegentritt, wird man schwerlich aus dem blinden Wirken eines solchen Instinkts ableiten wollen, sondern man wird sich auch hier weit eher von vornherein der in so vielen andern Fällen sich bewährenden Umkehrung des Verhältnisses zuneigen: die Abneigung gegen die Verwandtenehe, die noch in unserer heutigen Gesetzgebung, allerdings nicht sowohl in der positiven Form der Exogamie als in der negativen einer innerhalb gewisser Grenzen untersagten Endogamie nachwirkt, ist nicht die Quelle, sondern mindestens zum grössten Teil die Wirkung jener exogamischen Institutionen einer frühen Kultur. Um so wichtiger ist die Frage nach dem Ursprung dieser Institutionen. In der Tat hat sie vielfach schon die Ethnologen beschäftigt, namentlich seit vom Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts an die australische Stammesorganisation mehr und mehr unserer Kenntnis zugänglich geworden ist. Dabei müssen jedoch die allgemeinen Vorstellungen, die man sich über die Motive der Exogamie überhaupt gemacht hat, und die zum Teil schon in eine ältere Zeit zurückreichen, von den Hypothesen über die Entstehung der verschiedenen Formen der Exogamie zunächst geschieden werden.

Die Exogamie überhaupt hat man meist rationalistisch zu deuten versucht, indem man sie als eine willkürliche, zur Vermeidung der Verwandtenehe geschaffene Einrichtung betrachtete, die gleichzeitig mit der zum selben Zweck eingeführten Stammesgliederung entstanden sei. Auf dieser Seite steht z. B. der ausgezeichnete amerikanische Soziologe Lewes Morgan mit seinem Werk „Ancient Society“ (1870) und sogar noch Frazer in seiner grossen, alle Teile der Erde umfassenden Arbeit über „Totemismus und Exogamie“ (1910). Frazer sagt geradezu: „In langer Vorzeit müssen einige weise ältere Männer übereingekommen sein, die Misstände der Endogamie zu be-



seitigen und zu diesem Zweck eine die exogamische Verheirathung bewirkende Verfassung einzuführen“. Als das bestimmende Motiv wird demnach hier der Abscheu gegen die Verwandtenehe angesehen. Dieser Abscheu soll aber nach der in dieser Richtung das Extrem rationalistischer Interpretation erreichenden Hypothese Morgans die allmählich erworbene Erkenntnis der Schädlichkeit der Verwandtenehe für die Nachkommen gewesen sein! Hier wird also die ganze Einrichtung als eine hygienische Massregel gedeutet. Danach soll man annehmen, der ganze ziemlich verwickelte Plan dieser Stammesgliederungen sei nicht nur von Mitgliedern dieser Stämme eronnen, sondern es seien von ihnen auch die Wirkungen vorausgesehen worden, welche die exogamischen Sitten hervorbringen. Wenn Stämme, die beispielsweise in der Bildung der Zahlwörter noch nicht die Zahl 4 überschritten haben, einer solchen Voraussicht fähig sein sollten, so würde das in der Tat ein Wunder ohne gleichen sein. Grosse soziale Umwälzungen, unter denen der Uebergang des primitiven Hordenzustandes in die totemistische Stammesorganisation ohne Frage eine der allergrössten ist, entstehen überhaupt nicht aus Vorschriften einzelner, sondern sie entwickeln sich von selbst durch eine den Kulturbedingungen immanente Notwendigkeit, und ihre Wirkungen werden niemals vorausgesehen, sondern in ihrer ganzen Tragweite erst erkannt, nachdem sie eingetreten sind. Was vollends das Motiv der Schädlichkeit der Verwandtenehe betrifft, so sind über die Frage, bei welchem Punkt diese Schädlichkeit beginnt und wie gross sie überhaupt ist, die Autoritäten auf diesem Gebiet noch heute geteilter Meinung. Dass sich darüber die Australier in vorhistorischer Zeit bestimmte Ueberzeugungen gebildet haben sollten, ist völlig undenkbar. Höchstens eine gewisse instinktive Abneigung könnte vorhanden gewesen sein. Dazu kommt, dass, wenn die Vermeidung der Verwandtenehe der ausdrückliche Zweck dieser Einrichtungen gewesen wäre, die Begründer dieser Systeme, trotz des erstaunlichen Scharfsinnes, den sie in der Erfindung derselben bekundet haben würden, in ihren Vorausberechnungen bedenklich in die Irre gegangen wären. Denn erstens würde durch die beiden ersten Systeme die selbst im Gebiet der endogamischen Sitten gemiedene Verbindung der Eltern und Kinder nur teilweise ausgeschlossen sein, und zweitens bedeutete, wie wir oben sahen, der Uebergang von der unbeschränkten zur beschränkten Exogamie mit direkter Mutter- oder Vaterfolge keinen Fortschritt in der Ausschliessung der

Verwandtenehe, sondern einen Rückschritt im Sinne ihrer Wiederannäherung an die Endogamie.

So hat man denn auch vielfach zu anderen, scheinbar natürlicheren Hypothesen seine Zuflucht genommen. Hier ist dann als eine zweite, die freilich nur ein hingeworfener Einfall ist, aber doch als ein Uebergang zur folgenden betrachtet werden kann, eine biologische Hypothese von Atkinson zu nennen. Dieser hat nämlich auf das Beispiel vieler nistender Vögel hingewiesen, von denen besonders die jüngeren Tiere der männlichen Brut aus dem Neste geworfen werden, wenn dieses zu eng wird, so dass oft nur ein einziger männlicher Vogel unter den Jungen übrig bleibt. Sollten nun aber in irgend einer unzugänglichen Urzeit aus den menschlichen Sippen, analog wie hier aus dem Vogelnest, die jüngeren Genossen entfernt worden sein, weil die Zahl der Mitglieder zu gross wurde, so konnten diese Ausgestossenen keine endogamische Ehe mehr schliessen, sondern sie mussten sich auswärts eine Frau suchen, eine Gewohnheit, die allmählich auf alle Mitglieder der Sippe übergreifen mochte. Welche Motive die Zurückgebliebenen bestimmte, diesem Beispiel ihrer jüngeren Genossen zu folgen, bleibt dabei allerdings dunkel, wie denn überhaupt, wenn wir uns einmal nach zoologischen Analogien umsehen, hier die Lebensgewohnheiten der Anthropoiden jedenfalls näher liegen würden, als die der nistenden Vögel, bei denen der Nestbau spezifische Bedingungen mit sich führt. Die Jungenpflege jener den Menschen verwandteren Tiere zeigt aber, so weit bekannt, keine Spur ähnlicher Erscheinungen. Nichtsdestoweniger hat daraus der als Mythologe und Ethnologe mit Recht geschätzte Andrew Lang Anlass genommen, einer dieser biologischen analoge anthropologische Hypothese aufzustellen.<sup>7)</sup> Er lässt das Beispiel der Vögel beiseite, nimmt aber an, aus einer Gesamtfamilie der menschlichen Gesellschaft seien die jüngeren Brüder von den ihnen überlegenen älteren verjagt worden, daher diese auswärts eine Ehe schliessen mussten. Auch hier wird also das Bild der Vogelfamilie auf menschliche Verhältnisse übertragen, doch werden dabei neben der zureichenden Nahrungsfürsorge für den Familienverband möglicherweise noch andere Motive zugelassen. Immerhin liegt darin wiederum keine zureichende Begründung der Exogamie selbst, da das Uebergreifen der Sitte auf die älteren Mitglieder des Familienverbandes auch hier nicht erklärt wird.

<sup>7)</sup> Andrew Lang, *The Secret of Totemism*, 1905, p. 110 ff.

Zu dieser kommt endlich noch eine letzte Hypothese, die man wohl im Gegensatze zu der biologischen und anthropologischen eine spezifisch soziologische nennen kann. Sie ist in ihren Grundzügen zuerst von Mac Lennan aufgestellt worden, demselben Forscher, von dem auch der sehr zweckmässige kurze Ausdruck Exogamie herrührt.<sup>8)</sup> Mac Lennan leitet die Exogamie nicht aus irgendwelchen innerhalb friedlicher Verhältnisse entstehenden Einrichtungen oder gar aus willkürlich festgesetzten Normen der Sitte her, sondern aus dem Krieg; und er stützt sich dabei ebenso auf Zeugnisse der Geschichte wie der Sage. Wissen wir doch, wie schon das grösste Epos der Vergangenheit, die Ilias, in einem wesentlichen Teil eine Raubehe zu seinem Gegenstande hat. Der Zwist zwischen Achill und Agamemnon ist aus dem Raub der Briseis entsprungen, die von jedem der beiden Führer der Achäer dem andern streitig gemacht wird. Dieser Raub der Frau aus fremdem Stamm ist nach Mac Lennan die früheste Exogamie. Der Raub der Sabinerinnen deutet nicht minder auf diesen Ursprung hin. Gewiss handelt es sich hier nicht um wirkliche Geschichte. Immerhin kommen in der Sage die Sitten und Anschauungen der Vergangenheit zum Ausdruck. Dass hier aber die Raubehe an einem fremden feindlichen Stamm, wie es die Sabiner gegenüber den Römern ursprünglich waren, geübt wird, ist klar. Eine merkwürdige Andeutung auf diese im Gefolge des Krieges gegen feindliche Stämme auftretende Raubehe findet sich auch im Deuteronomium, wo (Moses 5, 20) das Gesetz den Israeliten gebietet: „Wenn ihr im Kriege ein schönes Weib findet, das ihr zur Ehe begehrt, so nehmt sie mit. Lasst sie einige Wochen ihre Angehörigen und ihre Heimat beklagen, dann nehmt sie zur Ehe. Wenn ihr sie aber nicht zur Ehe nehmen wollt, so lasst sie gehen; doch sollt ihr sie nicht als Sklavin verkaufen.“ Das ist insofern eine bemerkenswerte Stelle, als sie das Halten und den Verkauf von Sklavinnen verbietet, anderseits aber die Exogamie mit einer Stammesfremden gestattet. Eine Parallele hierzu bietet das Buch der Richter (21 f.), wo erzählt wird, dass die Aeltesten Israels den Benjaminiten, denen sie infolge eines Jahwe geleisteten Schwures zurzeit die Ehe mit ihren eigenen Töchtern weigern mussten, den Rat gaben, einen kanaanitischen Stamm aus dem Hinterhalt zu überfallen und dessen Jungfrauen zu entführen.

<sup>8)</sup> Mac Lennan, Primitive Marriage. 1870.

Trotz aller dieser Zeugnisse trifft die Analogie der Exogamie mit dem Raube von Frauen fremden Stammes in einem, und zwar dem wesentlichsten Punkte nicht zu, nämlich eben darin, dass die geraubte Frau in allen jenen Fällen der Sage wie der Geschichte von fremdem Stamme ist, während die totemistische Exogamie schlechthin nur zwischen Sippen des gleichen Stammes geübt wird. Und damit hängt noch ein weiteres zusammen. In jener Stelle des Deuteronomiums ist sicherlich vorausgesetzt, dass der Israelit, der ein Weib im Kampfe gegen einen fremden Stamm erbeutet, schon ein Weib aus dem eigenen Stamme hat. Dieses ist seine Hauptfrau, zu der er die Fremde als Nebenfrau nehmen darf. Man erinnere sich an Hagar, die Sklavin, neben Sara, Abrahams rechtmässiger Gattin aus gleichem Stamm. Hier trifft also die Analogie so wenig zu, dass die Exogamie sogar nur zwischen Clans derselben Stammesabteilung, also bei den 4- oder 8-theiligen Stammesgliederungen nicht einmal zwischen Mitgliedern der zwei Stammeshälften erlaubt ist. Ueberhaupt fällt das wesentliche Merkmal der exogamischen Stammesverfassungen, die Eheverbindung zwischen bestimmten Gesellschaftsgruppen, bei der kriegerischen Raubehe völlig hinweg. Nicht minder ist die exogamisch geehelichte Frau entweder die einzige, oder, wenn sie die erste ist, die Hauptfrau; bei der Raubehe im Kriege ist die durch Raub gewonnene Frau die Nebenfrau.

### 5. Die friedliche Raubehe.

Doch, wenn gleich die Theorie des Ursprungs der Exogamie aus dem Raub der Frau im Kriege offenbar undurchführbar ist: in einem Punkt trifft sie wohl das Richtige. Eine Raubehe kann es auch innerhalb eines und desselben Stammes geben, und in verhältnismässig barbarischen Zuständen ist dies eine sehr häufige Erscheinung. Gerade bei den Australiern ist sie nach allen Nachrichten wahrscheinlich so alt, wenn nicht älter, wie die Einrichtung der Exogamie selbst. Besonders frühere Berichte sind reich an derartigen Mittheilungen. Wenn sie in neueren Schriften zurücktreten, so liegt der Grund vielleicht nicht sowohl darin, dass sie selber verschwunden sind, als vielmehr darin, dass seitdem die neu entdeckten Verhältnisse der Stammesorganisation fast ausschliesslich die Aufmerksamkeit der Beobachter gefesselt haben. Jener gelegentlich noch bis zur Stufe einer fortgeschritteneren Halbkultur vorkommende Kampf um die Frau spielt sich aber regelmässig nicht zwischen



Angehörigen verschiedener Stämme oder gar zwischen völlig fremden, in Sprache und Kultur einander fernstehenden Völkern ab, sondern zwischen Mitgliedern eines und desselben Stammes. Zwei oder mehr Stammesgenossen geraten in Streit über den Besitz einer Frau, die wohl von Anfang an nicht ihrer engeren Sippe, aber doch einer benachbarten des gleichen Stammes angehört. Der Sieger in diesem Streit führt sie heim. In dieser Form zieht sich die Sitte der Raubehe in ihren meist zum Spiel gewordenen, ursprünglich aber sicherlich, wie jedes solche durch die Sitte überlieferte Spiel, ernsthaften Formen bis zur Gegenwart herab. Wie die alten Formen der Exogamie in dem in allen Gesetzgebungen der Kulturvölker wiederkehrenden Verbot der Verwandtenehe heute noch nachwirken, so hat die Raubehe in manchen die Eheschliessung einleitenden Bräuchen und schliesslich in den verschiedenen Formen ihrer Ablösung, wie im Kauf und in seiner Umkehrung, der Mitgift der Frau, ihre Spuren zurückgelassen. Auch ist sie, wie ihr vereinzelt Vorkommen schon in der primitiven vortotemistischen Kultur und ihre Verbreitung über den Kreis der sicher nachweisbaren totemistischen Stammesgliederung hinaus andeutet, vermutlich älter als die durch feste Normen der Sitte geregelte Exogamie. Gerade in dem Gebiet der Erde, das uns die verschiedenen Entwicklungsstufen der Exogamie noch heute in gewissem Grade in einem Nebeneinander dieser Stufen bewahrt hat, in Australien, erscheint nun aber auch nach den Zuständen der sonstigen Kultur ein Ursprung der Raubehe aus dem Krieg der Stämme so gut wie ausgeschlossen. Vielmehr ist es zwar nicht die Frau des eigenen Clans und des eigenen Totems, wohl aber die des nächstverwandten Clans und eines diesem zugehörigen Totems, die am ehesten zum Gegenstand des Streits zwischen Brüdern oder sonstigen Clangenossen werden kann. Die Frau aus dem eigenen Clan steht zu nahe, die Stammesfremde zu fern, um sie zu begehren; ohnehin fehlt es im gewöhnlichen Verlauf der Dinge an der Gelegenheit, mit der letzteren in Berührung zu kommen. Die im Krieg geraubte und als Kebsweib hinweggeführte Sklavin gehört einer weit späteren Kulturstufe an. Jener ursprüngliche Streit um die Frau ist daher auch kein Kampf mit Stammesfremden, deren Verband die Frau angehört, und wohl nur zum kleinsten Teil ein Kampf mit der geraubten Frau selbst — dieser ist vielleicht erst eine spätere Uebertragung, die bereits in das Gebiet der blossen Scheinkämpfe hinüberleitet — sondern er ist ein Kampf mit den eigenen Stammesgenossen, mit den

Männern der gleichen Sippe, die sie ebenfalls begehren. Möglich ist es freilich auch, dass die Clansangehörigen der Frau sich dem Raub widersetzen; doch gehört diese Seite des Kampfes, ebenso wie der Widerstand der Frau selbst, wohl erst einer Kulturstufe an, wo die weiblichen Mitglieder des Clans, wie solches bei Ackerbau- und Nomadenvölkern geschieht, um der Arbeit willen, die sie der Familie leisten, geschätzt werden. Von diesem Gesichtspunkt aus erklärt sich auch am ehesten die weitere Entwicklung dieser Vorbedingungen der Eheschliessung, während die Raubehe im Krieg hier ganz im Stich lässt. Auch für diese Fortentwicklung der friedlichen Raubehe gibt die australische Ethnologie sprechende Dokumente. Vielfach ist hier der ursprüngliche Raub in einen Tausch übergegangen, indem der Bewerber seine eigene Schwester dem Bruder des Weibes, das er gewinnen will, anbietet. Wird in dieses Tauschanbieten eingewilligt, und hat der Bewerber dadurch die Clanangehörigen der Frau auf seiner Seite, so mögen die Mitbewerber leicht auf den Wettstreit verzichten. So tritt hier an die Stelle der exogamischen Raubehe die *exogamische Tauschehe*, ganz in Parallele zur Entwicklung des Handels überhaupt, der überall mit dem Tauschhandel beginnt. Zugleich ist hier die Form dieses Tauschhandels die denkbar einfachste: die Frau wird eingetauscht um die Frau; die Objekte des Tauschs sind die gleichen, einer die Werte ausgleichenden Preisschätzung bedarf es also nicht.

Nun steht aber nicht jedem Manne eine Schwester zu Gebote, die er seinem Partner auf der andern Seite zum Tausch anbieten kann. Was geschieht dann? Auch hier finden wir die Anfänge schon in Australien. Es tritt das *Geschenk* an die Stelle, das der Bewerber den Eltern der Braut, zunächst der Mutter macht. Das ist eine Ablösung des Tauschverkehrs. Da keine Frau da ist, um sie im Verkehr einhandeln zu können, so tritt das Geschenk als Aequivalent ein. Es entsteht die *exogamische Geschenkehe*, und diese wird, indem sich die Sitte verallgemeinert und das Geschenk nach Verabredung fixiert wird, zur *exogamischen Kaufehe*, die aber wohl erst einer späteren Kultur angehört. Der Mann kauft die Frau von ihren Eltern; unter Umständen, wie wir aus dem biblischen Beispiel Jakobs und aus manchen ethnologischen Parallelen wissen, dient er um sie; er leistet eine Zeitlang Arbeit im Hause der Eltern der Frau. Der Besitzende kauft die Frau in einer Zeit, die das Geld noch nicht kennt, mit einem Teil seiner Herde oder des Ertrags seiner Aecker; wer über keinen

solchen Besitz verfügt, der Arme, oder der unselbständige, noch nicht über einen eigenen Besitz verfügende Sohn kauft sie mit seiner Arbeit.

Doch mit der Kaufehe ist diese Entwicklung noch nicht abgeschlossen, sondern aus ihr entsteht — diesen grossen Schritt haben zum Teil schon die Griechen und dann vor allem die Römer getan — die Vertragsehe. Nicht mehr ein Kauf, sondern ein Vertrag zwischen dem, der die Ehe schliesst, und den Eltern der Frau, dies ist die Form, die noch heute unter uns rechtmässig besteht. Indem der Ehevertrag die Bedingungen der Eheschliessung für beide Gatten, eventuell also das Heiratsgut, das der Mann in die Ehe bringt, wie die Mitgift der Frau festsetzt, macht so die Vertragsehe, sobald die Eigentumsverhältnisse auch für die Heirat bestimmend werden, eine doppelseitige Kaufehe möglich: entweder kauft der Mann, wie bei der alten Form der Kaufehe, die Frau, oder diese kauft mit der ihr gewährten Mitgift den Mann. Tritt die Rücksicht auf die Besitzverhältnisse zurück, um der freien Neigung die Entscheidung zu lassen, so entsteht schliesslich die Wahlehe, die als vereinzelt Vorkommnis wohl nie ganz gefehlt hat und gerade auf der primitivsten vortotemistischen Stufe nicht selten zu sein scheint, die es aber schwerlich jemals zur ausschliesslichen Geltung bringt. Denn zuerst, in den Zeiten der Raubehe, ist der Wettstreit mit den eigenen oder fremden Gruppengenossen, später sind Besitz- oder Standes- und Berufsunterschiede von entscheidender Bedeutung. So ergeben sich, wenn wir die Geschenkehe als eine freiere Form der Kaufehe und die Wahlehe als eine in allen Stadien vorkommende Nebenform beiseite lassen, schliesslich als die drei Hauptstufen dieser Entwicklung die Raubehe, die Kaufehe und die Vertragsehe, zwischen denen natürlich überall Zwischenstufen vorkommen, so dass dadurch die Entwicklung im ganzen wohl als eine stetige betrachtet werden darf. Was aber dieser den Charakter einer mehr oder weniger weit durchgeführten Exogamie aufgeprägt hat, das ist die ursprünglichste dieser Formen, die, wie wir annehmen dürfen, am Eingange des totemistischen Zeitalters steht: die Raubehe nicht in der Form des Raubes stammesfremder, sondern in der des Raubes stammesgleicher Frauen aus benachbarten oder irgendwie sonst in Verkehr stehenden Clans. Als der Raub verschwand, blieb die aus ihm entstandene Exogamie bestehen; in die zu einem friedlichen Geschäft gewordene Kaufehe reichte jedoch, mehr und mehr zum Spiele geworden, die alte Raub-



sitte hinüber, und selbst aus der letzten Form, der Vertrags-ehe, verschwanden diese Ueberlebnisse nicht ganz.

## 6. Die Gesetze der totemistischen Exogamie.

Wie erklären sich nun aber aus dieser allgemeinen Entwicklung der Eheformen jene eigentümlichen Gesetze der Exogamie, die, wo immer die totemistische Kultur herrscht, als strenge Normen der Sitte jeweils nur die Ehe zwischen bestimmten Clans eines Stammes, oder sogar nur zwischen je zwei Totemgruppen verschiedener Clans gestatten? Sind diese sichtlich an verschiedenen Orten unabhängig von einander entstandenen Eheordnungen willkürliche Erfindungen? Oder sind sie natürliche Erzeugnisse der totemistischen Stammesorganisation, die ähnlich aus den diesen immanenten Bedingungen hervorgegangen sind, wie die Gesetze der binären Stammesgliederung aus dem natürlichen Wachstum und der Teilung der Stämme?

Nun bilden die Formen der totemistischen Exogamie unverkennbar eine Entwicklungsreihe. Bei der einfachsten dieser Formen kann aus einem Clan ohne Beschränkung in einen bestimmten andern, mit dem Eheverbindung besteht, geheiratet werden. Aber diese Fälle sind in Australien, dem Hauptgebiet exogamischer Entwicklungsformen, verhältnismässig selten. Sie scheinen hier auf Stämme mit blosser Zweiteilung beschränkt zu sein, bei denen Clan und Stammeshälfte zusammenfallen; und selbst hier finden sich Uebergänge zum folgenden Stadium. Bei dieser zweiten Form beschränkt sich die Exogamie auf einzelne Totems je zweier Clans einer und derselben Stammeshälfte, während, ganz wie bei der ersten Form, entweder, und zwar in der Regel, für die Kinder unmittelbare Zugehörigkeit zur Totemgruppe der Mutter, oder, seltener, eine solche zur Totemgruppe des Vaters besteht. An diese Exogamie mit direkter Mutter- oder Vaterfolge schliesst sich endlich als die unverkennbar aus ihr hervorgegangene dritte Hauptform die Exogamie mit indirekter Mutter- oder Vaterfolge, wo die Kinder zwar, wie in den vorigen Fällen, dem Geburtstotem der Mutter, bez. des Vaters zugezählt werden, nach ihrem exogamischen Totemverhältnis aber in ein anderes Totem des gleichen Clans übergehen, so dass sich hier Geburtstotem und Ehe-totem voneinander scheiden, und jedes Mitglied einer Gruppe in diesem Sinne zu zwei Totems von verschiedener Bedeutung gehört. Nun spielt bei der Raubehe zwischen verschiedenen

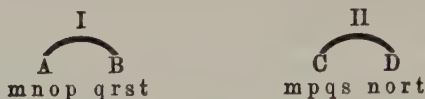


Clans das Totem an sich offenbar keine Rolle. Wo sie unbeschränkt und ohne weitere hinzutretende Bedingungen herrscht, da ist daher eine Exogamie der ersten Form das Gegebene, und die Raubehe wird in eine einfache Kaufehe dieser Art ohne weiteres übergeben, wenn ein Bewerber durch ein Geschenk, dass er den Eltern oder der Sippe macht, den Clan für sich gewinnt. Dagegen sind die beiden andern, exklusiveren Formen sichtlich an die Ausbildung des Totemismus gebunden: sie sind unverkennbar gleichzeitig Produkte der aus der Stammesgliederung hervorgehenden Clanteilung und der neben dieser erfolgenden Sonderung der Totemgruppen. Für die Frage der Entwicklung dieser von Clanteilung und Totemgruppen gleichzeitig abhängigen Formen der Exogamie ist daher die Frage nach dem zeitlichen Verhältnis dieser beiden wichtigen Prozesse von entscheidender Bedeutung. Auf diese Frage geben uns aber gerade die australischen Verhältnisse wenigstens in bezug auf die hier erfolgte Entwicklung eine unzweideutige Antwort. Erinnern wir uns des an die Spitze der obigen Betrachtungen gestellten Beispiels der Kamilaroi (S. ) und bezeichnen wir hier die in den Clans enthaltenen Totemgruppen (Emu, Känguruh, Opossum usw.) wie in den vorangegangenen Schemen kurz mit *m n o p . . .*, so ist klar, dass hier die Totems mindestens ebenso alt sind wie die Trennung in die beiden Stammeshälften; denn sonst wäre nicht zu verstehen, wie in der einen Stammeshälfte mit ganz geringen Abweichungen genau die gleichen Totems, wie in der andern, vorkommen, etwa nach dem Schema:

I	II
<i>m n o p q</i>	<i>o p m s n</i>

wo *s* in der Abteilung II eine solche Abweichung andeutet. Doch ist ebenso augenfällig, dass die Totems auf diese erste Spaltung noch keinen Einfluss gehabt haben können, denn sonst wären nicht Mitglieder beinahe einer jeden Totemgruppe in beide Stammeshälften übergegangen. Bedenken wir, dass die Totemgruppen Kultgenossenschaften sind, so lässt sich dies wohl auch folgendermassen ausdrücken: die Kultverbände waren in der Zeit dieser ersten Stammesgliederung noch nicht fest genug, um der Trennung der Stammesabteilungen Widerstand zu leisten oder die Art der Teilung zu bestimmen; demnach gingen z. B. Mitglieder des Totems *m* hierhin oder dorthin, je nachdem sonstige äussere Bedingungen es so fügten. Ganz anders verhielt es sich bei

der zweiten Teilung, bei der sich die Stammeshälfte I in die Clans A und B, II in C und D trennte nach dem Schema:



Diese Clans haben sich, wie man sieht, streng nach Totems geschieden. Der Zusammenhalt der Kultgenossenschaften war jetzt ein so fester geworden, dass sich alle Mitglieder eines bestimmten Totemverbandes immer dem gleichen Clan zuwandten, während übrigens diese Aufteilungen der Totemgruppen in die Clans in beiden Stammeshälften völlig unabhängig von einander erfolgten, wie aus der abweichenden Gruppierung zu schliessen ist. Demnach mag die Bildung solcher Kult- oder Totemgruppen schon in der primitiven Horde begonnen haben. Als sich aber die Horde trennte, gingen die Mitglieder dieser wahrscheinlich noch losen Kultverbände auseinander, so dass jede der beiden Stammesabteilungen im allgemeinen Individuen der verschiedenen Gruppen umfasste. Ganz anders bei den späteren Stammesgliederungen, die dem vorangegangenen Hordenzustand ferner lagen. Hier müssen die Totemverbände fester geworden sein, so dass sich die Genossen einer Kultgruppe nicht mehr trennten, sondern mit andern ähnlichen Gruppen zusammen einen Clan bildeten. Führt das Wachstum des Stammes zusammen mit den Bedingungen der Nahrungsgewinnung und der räumlichen Ausbreitung zu dieser weiteren Trennung, so wandten sich jeweils bestimmte Totemgruppen der einen, andere der andern Abteilung zu, die engeren Totemgruppen blieben aber ungetrennt.

Hierzu kommt noch ein weiteres, für die Entwicklung der exogamischen Ehegesetze sehr wichtiges Moment, das uns überall in den Gebieten der totemistischen Kultur, besonders aber wieder bei den australischen Totemverbänden begegnet. Es besteht in den Totemfreundschaften. Einzelne Totemgruppen betrachten sich als näher stehend gegenüber anderen Gruppen. Das sind ja Verhältnisse, wie sie sich ihrem allgemeinen Charakter nach bis hinauf in die höchsten politischen Entwicklungen erstrecken. Noch unter den heutigen Staaten gibt es politische Allianzen oder Freundschaften, die bekanntlich wechseln können. Solche Verhältnisse erstrecken sich nun von den Anfängern des Totemismus an bis zu den Höhen der modernen internationalen Kultur. Wenn sie hier

in erster Linie durch die Handelsverhältnisse der Völker bestimmt werden, so sind in diesen Anfängen der Entwicklung Glaube und Kult die bestimmenden Faktoren. In beiden Fällen sind es nicht Freundschaften persönlicher Art, sondern Beziehungen des gemeinsamen Interesses. Das letztere kann z. B. darin bestehen, dass, wie in manchen Fällen bei den australischen Totemverbänden beobachtet ist, zwar das Mitglied eines Totems das Totemtier auf der Jagd erlegen, aber es nicht essen darf, während dies dem Genossen des befreundeten Totems gestattet ist. So wird hier das kultische Interesse zugleich zu einem Mittel der Bedürfnisbefriedigung, das bestimmte Totemgruppen näher verbindet.

Wir verstehen hieraus, wie aus der durch die Raubehe zunächst entstandenen unbeschränkten eine „beschränkte Exogamie“ hervorgehen kann, sobald nur irgendwelche Motive hinzutreten, die darauf abzielen, dem gewaltsamen Raub zu steuern und den friedlichen Tausch der Frauen an dessen Stelle zu setzen. Diese Motive regen sich aber überall da, wo der Verkehr zwischen den Stammesgenossen zunimmt, und vornehmlich wo der Kampf mit fremden Stämmen dem Streit der Einzelnen innerhalb der Stammesgemeinschaft entgegenwirkt. Ueberall ist in solchen Fällen der Tausch oder in weiterer Folge der Kauf das Mittel, das der Gewalt ein Ziel setzt. So wird die noch in weit spätere Zeiten andauernde Blutrache durch das Wergeld abgelöst, das der Mörder an die Sippe des Getöteten zahlt. Es ist genau der gleiche Vorgang auf einem andern Gebiet. Denn auch hier schwebt der Streit zwischen Gliedern des gleichen Stammes. Nur lässt es in diesem Fall der Affekt, der den Mord erzeugt und wiederum Rache fordernd ihm entgegentritt, zu einer allgemein eintretenden friedlichen Ablösung nicht kommen. Im Fall der Raubehe dagegen hat sich, wie das vor allem da, wo Stammeshälfte und Clan zusammenfielen, nahelag, offenbar zunächst ein unbeschränkter friedlicher Eheverkehr zwischen beiden Clans ausgebildet; und mögen auch, da sich alle solche Erscheinungen allmählich entwickeln, anfänglich noch wirklich Raubehen vorgekommen sein, so gingen doch diese mehr und mehr in eine scherzhafte Form über. An die Stelle des wirklichen Raubes trat so schliesslich allgemein der Tausch und dann an Stelle desselben das Geschenk. Als nun aber die Totemgruppen und mit ihnen die von Clan zu Clan herüberreichenden Kultverbände zum Uebergewicht gelangten, da mochte es sich von selbst ergeben, dass auch

bei der Eheschliessung die Totemgruppen an die Stelle der Clans rückten und dass diejenigen Totems, die in engerer kultischer Verbindung standen auch in Eheverkehr traten. So wurde die Exogamie zu einer beschränkten: das Mitglied eines Totems aus dem Clan A heiratete nur noch in das befreundete Totem des Clans B, und diese Gewohnheit wurde zu einer festen Norm, deren Verletzung den Tod des Schuldigen zur Folge haben konnte, wenn er sich diesem Schicksal nicht durch die Flucht entzog. Dass übrigens dieser Uebergang der Exogamie vom Clan auf die Totemgruppe oder aus der unbeschränkten in die beschränkte Form nur allmählich erfolgte, das zeigen deutlich die Verhältnisse der Dieri, bei denen, wie schon oben bemerkt, einzelne Totems bereits in das Stadium des beschränkten Eheverkehrs eingetreten sind, während für die andern noch unbeschränkte Exogamie besteht.

Nun bleibt aber auch die beschränkte totemistische Exogamie, nachdem sie zur vollständigen Durchführung gelangt ist, nicht stabil. Beruht sie, wie wir vermuten dürfen, auf der engeren Verbindung zwischen Totemgruppen zusammengehöriger Clans, so sind die Freundschaften solcher Gruppen schon auf diesen primitiven Stufen ebenso wenig absolut dauernde Verhältnisse, wie es etwa die politischen Freundschaften der gegenwärtig existierenden Kulturstaaen sind, wenn jene auch wahrscheinlich dauernder sein werden als diese. Aber Wanderungen, Verschiebungen der Jagdgebiete und andere Bedingungen werden wohl auch dort bewirkt haben, dass die Bande zwischen befreundeten Totems gelockert und dafür andere neu geknüpft wurden. Damit wechselte zugleich die exogamische Verbindung der Totemgruppen. Statt der Gruppen n und r der Clans A und B stehen nun n und q in exogamischem Verkehr (Vgl. das Schema III). Doch mit dem Aufhören der alten Verbindung erlischt nicht auch sofort die Tradition der vormaligen Zusammengehörigkeit; und sie wird sich naturgemäss vornehmlich in solchen Verhältnissen geltend machen, die nicht, wie der Akt der Werbung und Verheiratung, vorübergehende einzelne Handlungen, sondern dauernder Art sind und so in die hergebrachte Gliederung des Stammes eingreifen. Ein solches dauerndes Verhältnis ist aber die Totemzugehörigkeit. So begreift sich wohl, dass, nachdem das alte dem neuen Totembündnis gewichen ist, dennoch jenes noch fortan Anspruch auf die Totemgemeinschaft der aus der neuen Eheform



entsprossenen Kinder erhebt, und dass die Sitte diesem Anspruch Folge gibt. Allerdings ist dies in einer Beziehung unmöglich: die Zugehörigkeit der Kinder zur Mutter, oder, wo Vaterfolge herrschen sollte, zum Vater, dieses fester als jede Form der Exogamie begründete Gesetz kann nicht verletzt werden. So trennen sich exogamische und parentale Stammeszugehörigkeit. Nach der letzteren gehören die Kinder stets zum Totem des die Geschlechterfolge bestimmenden Elternteils; nach der ersteren gehören sie der Tradition zufolge nicht zu dem parentalen Totem, sondern zu einem andern des gleichen Clans. Ein solches Verhältnis doppelter Zugehörigkeit kann natürlich, ganz so wie die hier ähnlich übereinandergreifenden sozialen Beziehungen innerhalb unserer modernen Kultur, z. B. die der militärischen und der sogenannten zivilen Stellung eines Mannes, aus sehr verschiedenen Bedingungen hervorgehen. Wenn man aber insgesamt die beiden regelmässigen Fälle beschränkter Exogamie als solche mit direkter und andere mit indirekter Mutterfolge zu bezeichnen pflegt, so ist dieser Ausdruck offenbar wenig zutreffend, und er kann leicht zu Missverständnissen Anlass geben. Denn er kann die Verstellung erwecken, als trete das mütterliche Totem für den Zweck der Eheschliessung seine Rechte, eventuell sogar nach einem bestimmten Uebereinkommen, an eine andere Totemgruppe ab. Doch davon kann keine Rede sein. Denn die Mutterfolge oder, allgemeiner ausgedrückt, die parentale Zugehörigkeit ist in beiden Fällen die gleiche. Man würde also besser tun, einfach eine parentale und eine traditionelle exogamische Totemverbindung, d. h. eine erste, bei der die exogamische mit der parentalen Beziehung zusammenfällt, und eine zweite, bei welcher beide divergieren, zu unterscheiden. Wenn man vermuten darf, dass eine von der parentalen abweichende traditionelle Eheverbindung auf einer vormaligen Totemfreundschaft beruht, so stützt sich diese Vermutung übrigens lediglich auf die Bedeutung, die innerhalb der totemistischen Stammesorganisation die kultischen Verbindungen der Totems überhaupt besitzen.

Dass daneben möglicherweise noch andere Ursachen eingewirkt haben können, ist natürlich nicht ausgeschlossen. Ausserdem sind zwei Punkte zu beachten. Erstens ist durchaus nicht anzunehmen, dass der Uebergang aus der parentalen exogamischen Verbindung in die traditionelle für alle Totemgruppen gleichzeitig erfolgt sei. Dies würde nicht nur

an sich im höchsten Grade unwahrscheinlich sein, sondern auch direkt dem vorangegangenen, wie das Beispiel der Dieri zeigt, allmählichen Uebergänge der unbeschränkten in eine beschränkte Exogamie widerstreiten. Sodann ist zu bedenken, dass der Uebergang der parentalen in die traditionelle Exogamie, den das Schema III darstellt, nicht nur in mehrfacher Häufung sich vollzogen hat, sondern dass auch vermöge der Macht, die überall die Tradition ausübt, eine einmal entstandene traditionelle exogamische Verbindung zweier Totems den Wechsel mannigfacher dazwischen entstandener Kultfreundschaften überdauern konnte, dass also eine solche traditionelle Eheverbindung keineswegs der unmittelbar vorangegangenen, sondern einer beliebigen früheren, durch die sonstigen Bedingungen begünstigten und ihrer Befestigung durch die Tradition entsprechen mochte. Aus allem dem ersieht man: jene „weisen Ahnen“ der heutigen Australier, die in unvordenklicher Vorzeit diese verwickelte Organisation zum Zwecke der Verhütung der Endogamie ersonnen haben sollen, sind ebenso überflüssig, wie sie unwahrscheinlich sind. Die Vorgänge sind durch die dem primitiven Leben und Kult dieser Stämme immanenten Bedingungen im Laufe einer langen Zeit entstanden, und die verschiedenen während dieser Zeit aufgetretenen Formen der Exogamie sind nicht die Ursachen, sondern die Wirkungen dieser Vorgänge.

(Schluss folgt).

## Wille und Willenserklärung im Tatbestand des Rechtsgeschäftes.

Von

**Dr. Julius Binder,**

o. Professor d. R. an der Universität Erlangen.

### I.

Das Buch von Rudolf Henle über „Vorstellungs- und Willentheorie in der Lehre von der juristischen Willenserklärung“<sup>67)</sup> handelt, wie der Verfasser in seinem Vorwort be-

<sup>67)</sup> Vgl. dazu mein Problem der jur. Persönlichkeit S. 42 ff.

tont, „von dem Streit zwischen Willens- und Erklärungstheorie“.<sup>68)</sup> Dies verleitet zu der Annahme, dass der Verfasser das Problem so, wie es oben in meinen dogmengeschichtlichen Bemerkungen charakterisiert worden ist, als gegeben betrachtet und im einen oder anderen Sinne zu lösen versucht; und diese Annahme wird durch einen Blick auf den Schluss des Buches bestätigt, wo uns das Ergebnis der Untersuchung des Verfassers mit den Worten mitgeteilt wird: „Das B.G.B. steht auf dem Standpunkt der extremen Willenstheorie.“<sup>69)</sup> Indessen ist schon die Wahrnehmung, dass der Verfasser beinahe ein Sechstel seines umfangreichen Werkes braucht, um sein Problem überhaupt zu „stellen“, geeignet, Zweifel an der Richtigkeit dieser Meinung zu erwecken, und diese Zweifel werden im Verlauf seiner Darstellung erheblich verstärkt durch die wiederholte Bemerkung, das Wollen der Rechtsfolge sei nicht die den Kern des Problems bildende Frage; vielmehr handle es sich in erster Linie um die Bedeutung der sog. Willensmängel, vor allem des Irrtums, für die Wirksamkeit des Rechtsgeschäftes.<sup>70)</sup> Dies ist eine Behauptung, die zwar durch den Einfluss des epochemachenden Zitelmann'schen Werkes über Irrtum und Rechtsgeschäft auf einen Mann erklärlich wird, der sich auf jeder Seite als einen Schüler Zitelmanns bekennt, die aber schlecht damit zu vereinigen ist, dass der Verfasser in seinem Einleitungsparagraphen als den Kern des Problems ausdrücklich „das Verhältnis von Erklärung und Wille in seiner grundsätzlichen Bedeutung für die rechtliche Wirksamkeit der Willenserklärung“ bezeichnet<sup>71)</sup> und die vor allem mit dem Ergebnis unserer dogmengeschichtlichen Betrachtung nicht im Einklang steht.

Suchen wir jedoch zunächst den Gedankengang des Verfassers bei seiner „Problemstellung“ klarzustellen!

Henle geht in sehr bezeichnender Weise von der Willenstheorie aus, nach welcher der Wille beim Rechtsgeschäft erforderlich ist:

1. Als Wollen der Erklärungshandlung als solcher.
2. Als Wollen des Sinnes der Erklärung, d. h. der Bedeutung, die ihr der Empfänger entnehmen muss.

<sup>68)</sup> Leipzig, Deichert 1910. X u. 530 S. 8°. — Diese Abhandlung soll zugleich als Rezension des Henleschen Werkes im „Arch. f. Rechtsphilosophie“ gelten.

<sup>69)</sup> S. VII.

<sup>70)</sup> S. 530.

<sup>71)</sup> Vgl. S. 2 N. 2; S. 24 zu N. 15, S. 138 N. 41, 42 und an vielen anderen Stellen.

### 3. Als Wollen des Erfolges der Erklärung (Vorhandensein des erklärten Willens).<sup>72)</sup>

Dass jeder dieser drei Willen den vorhergenannten zur Voraussetzung hat, wird von Henle in einleuchtender Weise ausgeführt; zu bedauern ist jedoch, dass er dabei den Drang empfindet, diese Erkenntnis als ein Dogma zu bezeichnen und von Stufendogma zu reden.<sup>73)</sup> Derartige Schlagwörter begrifflichen Charakters sind im allgemeinen zwecklos und erschweren nur das Verständnis der Darstellung. — Da nun das Wesen der Willenstheorie in der Kumulation dieser drei Willen besteht, ist es eine sehr einfache, mit wenig Worten zu erfüllende Aufgabe, die Bearbeiter des Problems in Anhänger und Gegner der Willenstheorie zu scheiden; es kommt nur darauf an, zu prüfen, ob der einzelne Autor die drei genannten Willen für erforderlich hält oder nicht. Dass es sich dabei nicht um die Beantwortung der Einzelfragen, sondern um das die Lehre vom Rechtsgeschäft beherrschende Prinzip handelt, wird vom Verfasser (S. 5) mit Recht betont, ist aber wohl auch selbstverständlich. Weniger einleuchtend ist es, wenn er S. 6 die Bezeichnung „Erklärungstheorie“ auf die Lehre beschränken will, dass nur der Wille zur Vornahme der Handlung als solcher, also der sub 1 genannte Wille, erforderlich sei; sodass z. B. Kohler aus der Reihe ihrer Anhänger ausscheidet (vgl. S. 24); der dogmengeschichtliche Ausgangspunkt spricht m. E. dagegen. Indessen ist es für uns an dieser Stelle weniger belangreich, eine Klassifikation der Schriftsteller unserer Lehre vorzunehmen, und daher mögen die umfangreichen Erörterungen des Verfassers hierüber auf sich beruhen.

Anders liegt die Sache für uns natürlich, sobald es sich nicht mehr um blosse Klassifikation, sondern um den kritischen Standpunkt des Verfassers gegenüber den einzelnen Schriftstellern handelt; hier müssen wir zu den Ausführungen des Verfassers Stellung nehmen und hier freuen wir uns auch, um dies schon hier hervorzuheben, ihm uns in vielen Beziehungen anschliessen zu können.

Das gilt vor allem von seinen Ausführungen über und gegen Manigk, die dessen zum Teil auf sehr schwachen Füßen stehenden Syllogismus berichtigen und dadurch zur Klarstellung des Problems erheblich beitragen, vor allem indem sie den Satz herausarbeiten, dass es sich bei dem Streite der Theorien nicht

<sup>72)</sup> S. 2.

<sup>73)</sup> S. 3 ff.



um die positive, sondern um die negative Funktion eines von der Erklärung divergierenden Willens handelt (S. 8 f). Ablehnend muss ich mich dagegen zu den gleichfalls gegen Manigk gerichteten rechtsphilosophischen Erörterungen des Verfassers verhalten; doch soll davon erst im letzten Kapitel dieses Aufsatzes gesprochen werden (S. 13—19).

Zur besonderen „Klarstellung“ der Willenstheorie knüpft Henle im 3. Paragraphen seiner Erörterung<sup>74)</sup> an die oben genannte „klassische Auffassung“ von der Willenserklärung an, wonach „der entscheidende Umstand, der eine Erklärung tauglich macht, rechtliche Wirkungen hervorzubringen, in dem durch die Erklärung an den Tag gelegten Willen dieser Wirkungen liegt.“<sup>75)</sup> Aus diesem „Willensdogma“ löst Henle zwei Elemente heraus: die Unentbehrlichkeit der Uebereinstimmung von Wille und Erklärung einerseits und der Richtung der Erklärung auf Wirkungen rechtlicher Art andererseits. Gewiss, ist es notwendig, dass die Rechtsfolge gewollt wird, und ist die Willenserklärung eine Erklärung dieses Willens, dann muss nicht nur der Wille, sondern auch die Erklärung auf die Rechtsfolge gerichtet sein, und dies ist in der Tat die Meinung des Begründers der Willenstheorie. Es ist aber auch gar nicht einzusehen, wie dies anders sein könnte, und daher müssen die kritischen Bemerkungen Henles (S. 20 f) zu diesem Punkte einigermaßen befremden. Henle behauptet: man könne eine mit dem Willen übereinstimmende Erklärung abgeben, die nicht auf Rechtsfolgen laute und eine auf Rechtsfolgen lautende Erklärung abgeben, ohne (doch wohl die Rechtsfolgen) zu wollen. Aber so richtig das letztere ist — vgl. z. B. die Mentalreservation bei der Eheschliessung —, so unrichtig ist das erstere: Ist, wie es die Willenstheorie annimmt, der Wille ein auf die Rechtsfolgen gerichteter Wille und ist die Willenserklärung eine Erklärung dieses Willens, so muss auch die Erklärung die „Rechtsfolgerichtung“ haben; es ist im Sinne der Willenstheorie nicht richtig, dass die Erklärung keine Rechtsfolgerichtung haben muss. Und hieraus — der Widerspruch des Verfassers ist mir unverständlich — dürfte sich ergeben, dass, wer bestreitet, dass die Willenserklärung überhaupt auf die Rechtsfolge gerichtet ist, von vornherein nicht zu den Anhängern der Willenstheorie gezählt werden kann; und man muss die Willenstheorie, so wie sie nun einmal formuliert ist, korrigieren, muss ihr ihre wesent-

<sup>74)</sup> S. 5.

<sup>75)</sup> S. 20 f.

liche Grundlage nehmen, um eine „Willens“-theorie vertreten zu können, die diese Rechtsfolgerichtung der Erklärung (bzw. des Willens) preisgibt. Dies muss hervorgehoben werden; es ergibt sich daraus, dass Henle bereits in seiner Einleitung das Problem verrückt, um es zu beantworten und dass nicht alle die, die er wegen der von ihnen verlangten „Grundfolgerichtung“ als Anhänger der Willenstheorie betrachtet, solche wirklich sind, was einmal für den Stand des Kontroverse und sodann für die Frage von einiger Bedeutung ist, in welche Klasse dieser jüngste Vertreter der „Willenstheorie“ in Wahrheit einzureihen ist. Natürlich steht es dem Verfasser frei, als Erklärungstheorie umgekehrt die Lehre zu bezeichnen, dass an eine nicht auf Rechtsfolgen gerichtete Erklärung die Rechtswirkung geknüpft sei; denn schliesslich hat jedermann das Recht, seine Begriffe frei zu bilden und auch zu klassifizieren, wie er will; es ist nur dazu zu bemerken, dass auf solche Weise das einmal objektiv gestellte Problem weder gelöst noch auch nur der Lösung näher gebracht wird und die Kontroverse in einen Streit über die Terminologie ausarten muss.

Ich möchte in dieser Beziehung nicht missverstanden werden. Natürlich ist es vom Standpunkt der reinen Erklärungstheorie ebenso möglich, dass nur die „Grundfolgerichtung“ wie dass auch die „Rechtsfolgerichtung“ der Erklärung behauptet wird, wobei unter letzterer die Richtung der Erklärung auf einen Rechtserfolg, unter ersterer die Richtung auf einen anderweitigen (sozialen, wirtschaftlichen etc.) Erfolg zu verstehen ist. (Vgl. Henle S. 22 8f). Ebenso ist es möglich, dass eine Theorie die Grundfolgerichtung des Willens und der Erklärung für genügend hält; nur ist dies nicht die Willenstheorie, die in dem Theorienstreite bekämpft wird, sondern eine ganz andere Theorie, die uns vorläufig nicht zu interessieren braucht. Den in der Erklärung bezeichneten Erfolg betrachtet eben die Willenstheorie ohne weiteres als Rechtserfolg. Und mehr noch: Der Verfasser verkennt mit seiner hier bekämpften Erörterung die wichtigste Seite der bestehenden Kontroverse. Denn wenn die Willenstheorie, so wie sie uns nun einmal entgegengetreten ist, den auf die Rechtsfolge gerichteten Willen behauptet, so geschieht dies zwar von einem a priori eingenommenen ethischen Standpunkt aus; aber die Begründung findet sie für diese Behauptung in einer freilich vom Standpunkt der Logik aus verwerflichen Zerlegung des Begriffs Willenserklärung in die Begriffe Wille und Erklärung,<sup>76)</sup> wobei sie zu dem auf die

<sup>76)</sup> Motive I S. 189; vgl. auch S. 126.

Rechtsfolge gerichteten Willen niemals gelangt wäre, wenn sie nicht a priori die Rechtsfolgerichtung der Erklärung verlangt hätte. Daher in neuerer Zeit Anhänger der Erklärungstheorie die Gegner mit der Behauptung widerlegen zu können geglaubt haben, die angebliche Willenserklärung sei gar keine Willenserklärung, keine Erklärung zu wollen, also auch nicht, Rechtsfolgen zu wollen, womit die erste Prämisse dieser Theorie hinfällig sei.<sup>77)</sup>

Vertreter der Grundfolgewillentheorie sind also jedenfalls keine Vertreter der Willentheorie, sondern höchstens einer Willentheorie im Sinne Henles. Das gilt vor allem von Kohler. Er ist ein Gegner der Willentheorie, insofern er das Erfordernis des Rechtsfolgewillens ablehnt; er ist Anhänger der Erklärungstheorie, insofern er zwar nicht bloss den Handlungswillen, sondern auch einen gewissen Erfolgswillen verlangt, aber diesen eben nur darum, weil ohne diesen Erfolg der Tatbestand der in Frage stehenden Handlung als einer Erklärung nicht vorliegen würde. Es hat hier natürlich nicht darauf anzukommen, ob diese Lehre richtig ist, sondern nur darauf, sie zu verstehen und darnach in der richtigen Weise zu klassifizieren: es handelt sich um das Wollen der Erklärung als Erklärung und um nichts weiter, nicht um das Wollen eines Erklärungserfolges, welcher Art immer er sei.<sup>78)</sup> Deshalb kann es für uns nicht wesentlich darauf ankommen, welche Vorstellung Kohler vom Inhalt der Willenserklärung hat, womit sich Henle (S. 25 f) eingehend beschäftigt; und selbst dessen Erörterung hätte für uns kaum ein sachliches Interesse, wenn sie nicht für die ganze Operationsweise des Verfassers charakteristisch wäre. Er meint: Kohler wäre nicht als Anhänger der Willentheorie zu bezeichnen, wenn er die Rechtsfolgerichtung der Erklärung verlangte; denn da der Rechtsfolge wille ihm zufolge nicht erforderlich ist, würden nach seiner Theorie beim Fehlen dieses Willens Erklärung und Wille auseinandergehen, ohne dass, wie wir ergänzen müssen, die Erklärung unwirksam wäre. Welch eine Logik! Wenn er also die Grundfolgerichtung der Erklärung verlangte, so wäre er Anhänger der Willentheorie, weil er nämlich — angeblich — die Grundfolgerichtung im Sinne Henles für den Willen verlangt und mithin beim Fehlen des letzteren Wille und Erklärung auseinandergehen und deshalb das Geschäft unwirksam ist. Nach Henle hängt also die Frage, ob einer Anhänger der Willens-

<sup>77)</sup> Vgl. Savigny, System III S. 99 (oben zu N. 10 ff.); auch Bekker Pand. II S. 54.

<sup>78)</sup> Vgl. vor allem O. Bülow, das Geständnisrecht S. 22 ff., 107 ff.

theorie ist oder nicht, nicht davon ab, was er an Erfordernissen für den Willen, sondern was er für die Erklärung verlangt. Zu dieser Beanstandung gesellt sich eine ganze Reihe von anderen, die alle aufzuführen im Rahmen dieses Aufsatzes unmöglich ist. Nur eines möge bemerkt werden: Bei der Frage nach dem Wesen der Willenserklärung im Sinne Kohlers erörtert Henle (S. 25) die Möglichkeit, sie als die Erklärung, dass man „das künftige Tun“ wolle, aufzufassen. Dies wäre ein Wollen nichtrechtlicher Art, wie es die Grundfolgetheorie vertritt; und dann wäre nach Henle Kohler kein Willens-theoretiker mehr, aber „noch viel weniger ein Erklärungstheoretiker, da Kohlers Grundwille für die Erklärungstheorie ein horrible sein müsse“. (S. 25 unten.) Denn das wirkliche Vorhandensein dieses Wollens künftigen Tuns verlangt Kohler ja nicht. Dies mag — mit dem Vorbehalt der oben erhobenen Einwendungen — passieren. Aber Henle fährt fort: „So darf man aber nicht vorgehen. Denn Kohler betont so energisch seinen Widerspruch gerade gegen den ‚Rechtsfolgewillen‘, dass es unannehmbar erscheint, er habe nicht bloss den Rechtsfolgewillen, sondern überhaupt das Wollen dessen, auf dessen Gewolltsein die Erklärung laute, gemeint, und andererseits wird Kohler doch nicht dieses erklärte Wollen einfach übersehen haben.“ „Wir können daher (!) nicht annehmen, dass Kohler in der Erklärung den Ausdruck eines Wollens in Ansehung des künftigen Tuns sieht.“ Diese furchtbare Deduktion soll vielleicht bedeuten: Da Kohler nur gegen den Rechtsfolgewillen polemisiert, dagegen den Willen, der erklärt werde, unerwähnt lässt, andererseits aber nicht angenommen werden kann, dass er ihn übersehen habe, so ist zu vermuten, dass er die Willenserklärung als Erklärung des Wollens dieser anderen Folge auffasst und nicht bloss des Wollens eigenen künftigen Tuns. Ich habe mich nach langem Ringen zu dieser Interpretation entschlossen, um wenigstens überhaupt einen Sinn herauszubekommen; ich wage jedoch nicht, mich für ihre Richtigkeit zu verbürgen. Aehnliche mysteriöse Deduktionen finden sich über das ganze dicke Buch verstreut. Worauf lautet nun aber die Kohler'sche Erklärung? Auf den Grundwillen? D. h. den auf den Geisteseffekt gerichteten Willen?<sup>79)</sup> Auch dies verneint Henle mit der Begründung, die Erklärung laute alsdann: „Ich will, dass du den Eindruck erhaltest, dass ich ein künftiges Tun wolle“. Diese Analyse ist ganz willkürlich; denn dass es sich dabei überhaupt um ein künftiges Tun handelt, ist nicht bewiesen und zweifellos auch nicht richtig. Behaglich wird uns bei dieser

<sup>79)</sup> Vgl. auch Kohler, Jherings Jahrb. XVIII S. 154 ff.



Auslegung der Willenserklärung allerdings nicht, wie Henle zugeben ist (S. 26); aber nicht, weil „nicht einzusehen ist, wie aus solcher Erklärung der Geisteseffekt, der Eindruck, dass ein künftiges Tun gewollt werde, entstehen könne, auf den es der Rechtsordnung ankommt, sondern weil sie ein Monstrum ist, das mit der Kohler'schen Willenserklärung gar nichts zu tun hat. Henle hätte sich fragen müssen, worin denn nach Kohler der Geisteseffekt besteht, der durch die Erklärung hervorgerufen werden soll und auf den sich daher neben der Erklärungs-handlung der Wille des Erklärenden richten muss; er hätte von hier aus sofort erkennen müssen, dass die Erklärung niemals den Grundwillen erklären kann. Aber damit ist noch nicht gesagt — was Henle S. 26 andeutet —, dass Kohler's Erklärung überhaupt keine Willenserklärung sein kann; und vollens muss es uns eigentümlich berühren, wenn Henle auf dieser problematischen Grundlage weiter folgert, wenn die Erklärung nicht auf ein Wollen laute, so brauche man auch vom willentheoretischen Standpunkt aus ein solches „Wollen“ als zugrunde liegend nicht mehr zu verlangen (sic!). Dies beruht auf gänzlicher Verkennung des Ausgangspunktes der Willentheorie. Aber vermutlich werden wir von Kohler selbst am besten erfahren, wie er sich den Inhalt seiner Willenserklärung vorstellt. Nach Kohler wird nicht die Rechtsfolge gewollt, sondern der Rechtsakt als solcher, der in der Hervorbringung eines bestimmten Geisteseffektes durch Erklärung besteht, und zwar, wie die von Henle selbst zitierte Ausführung Kohlers ergibt, durch die Erklärung, ein bestimmtes Rechtsinstitut zu wollen und zwar mit Bezug auf dies oder jenes bestimmte Objekt.<sup>80)</sup> Der Wille muss sich also darauf beziehen, durch die gebrauchten Worte — um den einfachsten Fall zu erwähnen — den Eindruck zu erwecken, dass dieses Rechtsinstitut, dieser juristische Typus gewollt werde. Von einem Wollen künftigen Tuns ist also überhaupt keine Rede. Die Erklärung lautet vielmehr: Ich will, dass eine Kaufobligation u. dergl. entstehe. — Da der Eindruck von diesem Wollen aber mit zum Wesen der Erklärung gehört, so handelt es sich nicht um einen doppelten Willen, sondern einfach um den Erklärungswillen; Kohler ist Anhänger der Erklärungstheorie, und dies trotz seiner Behauptung, es gebe „keine grössere Verkehrtheit, als die rechtschaffende Macht des Willens zu verkennen“.<sup>81)</sup> Ob Windscheid freilich Kohler richtig verstanden hat, ist eine andere Frage.<sup>82)</sup>

<sup>80)</sup> Vgl. Jherings Jahrb. XVI S. 328 ff.

<sup>81)</sup> Kohler Jherings Jahrb. XVIII S. 154 ff., bei Henle selbst S. 24 zu N. 14 zitiert.

<sup>82)</sup> Jherings Jahrb. XVI S. 328.

Dies ein Beispiel möge genügen, um die Argumentationsweise Henle's zu charakterisieren. Ich übergehe daher seine übrigen literargeschichtlichen Bemerkungen, seine Erörterungen über Hölder, Manigk und andere, und wende mich gleich ihm zur Beantwortung der Frage, ob, was die Erklärungstheorie behauptet, das Willensdogma wirklich undurchführbar ist (S. 39—92).

## II.

Henle knüpft S. 39 an den Vorwurf an, den Bülow<sup>83)</sup> der Willenstheorie entgegenschleudert, dass es nämlich unmöglich sei, ihren Rechtsgeschäftsbegriff mit der für jeden Begriff erforderlichen Ausnahmslosigkeit anzuwenden, da ein Prinzip, eine Regel, aber kein Begriff Ausnahmen zulasse. Er lässt es dahingestellt, ob die Form haltbar ist, in der dieser Vorwurf erhoben wird, da er nicht formale Logik zu treiben habe, gesteht aber zu, „dass ein Prinzip von der Art, wie die Willenstheorie es vertritt, ausserordentlich an Werbekraft einbüsst, wenn anerkannt werden muss, dass es einer ausnahmslosen Durchführung nicht fähig ist“.

Es handelt sich für ihn also um die Werbekraft der Willenstheorie! Ein bedenkliches Geständnis! Denn es zeigt uns, dass Henle in seiner Darstellung nicht sowohl als Gelehrter auftritt, der *sine ira et studio* die Argumente auf die Goldwaage legt, sondern als Politiker, der einem Prinzip zur Geltung verhelfen will. In dieser Rolle begegnet uns Henle in seinem Buche noch öfter; statt sich auf die Darlegung und Begründung seines Standpunkts zu beschränken, sucht er mit den Gegnern über mögliche Zugeständnisse und Vergleiche zu verhandeln, ihnen Vorschläge zu machen und Ratschläge zu geben, wie weit sie gehen sollen usw.,<sup>84)</sup> ein Verfahren, das als nicht eben geschmackvoll empfunden werden muss. — Aber sehen wir hier von dieser Tendenz des Buches, für die Willenstheorie zu werben, ab und sehen wir uns das oben genannte Zugeständnis näher an, so machen wir noch eine interessante Beobachtung. Der Verfasser lässt es dahingestellt, ob der von Bülow erhobene Vorwurf in der oben genannten Form haltbar ist, da wir nicht formale Logik zu treiben haben, und stellt dabei die Begründung des Bülow'schen Vorwurfs auf den Kopf, indem er geschwind das Prinzip mit dem Begriff vertauscht und so der Argumentation des Gegners die entscheidende Kraft nimmt. Denn wie Bülow mit vollem Recht bemerkt —

<sup>83)</sup> Vgl. Windscheid I § 75 Anm. 1a lit. a (Kipp IX. Aufl. S. 377) und dazu Henle S. 27 f.

<sup>84)</sup> O. Bülow, Das Geständnisrecht S. 114, 123 f., 138. Ebenso Walsmann, Irrtum im Prozessrecht S. 71, 38 und andere mehr. Vgl. Henle S. 39 N. 1.

es gibt keine Wahrheit, die unumstösslicher sein kann — ein Prinzip lässt Ausnahmen zu; ein Begriff nie. Wie übertrieben erscheint daher der genannte Vorwurf, sobald an der Stelle des Begriffes ein blosses Prinzip gilt; die Anhänger der Erklärungstheorie werden so aus Vertretern eines Begriffsrigorismus zu törichten Prinzipienreitern degradiert.

Aber es handelt sich dabei nicht um ein Prinzip, sondern um einen Begriff; denn wie wir gesehen haben, beruht die ganze Willentheorie, wenn auch in ihr ein ethisches Prinzip zur Geltung kommen soll, doch auf einer Deduktion aus dem Begriff der Willenserklärung. Willenserklärung = Wille + Erklärung. Der Wille wird dabei als begrifflich notwendig postuliert, und wenn es sich zeigt, dass es Fälle gibt, in denen er nicht notwendig ist, ja dass es einen einzigen Fall dieser Art gibt, dann ist die begriffliche Notwendigkeit als falsch erwiesen, dann hat nicht ein blosses „Prinzip“ seine „Werbekraft“ eingebüsst, sondern eine Theorie ist zu Fall gekommen. Ja wohl handelt es sich um formale Logik; denn vor dem Forum der Logik müssen Begriffe und begriffsbildende Theorien erhärtet werden.

Und deshalb bildet in der Tat die Unbeachtlichkeit der Mentalreservation nicht bloss ein Schreckgespenst für die Willentheorie,<sup>85)</sup> sondern das Vorgebirge des Begriffs der Willenserklärung, an dem die Willentheorie scheitern muss. Schon unzählige Male ist ihr entgegengehalten worden, dass, wenn der von der Rechtsordnung geforderte Tatbestand Willenserklärung und Wille ist, die Rechtswirkung nicht darf eintreten können, wenn eines dieser beiden Momente fehlt, und dass umgekehrt, wenn, obwohl der Wille fehlt, die Rechtswirkung eintritt, der Wille nicht Tatbestandsmerkmal des Rechtsgeschäfts sein kann. Da nun aber im Fall der Mentalreservation der Wille fehlt und trotzdem nach der *lex lata* der Rechtserfolg eintritt, so gehört der Wille in der Rechtsordnung, die die Mentalreservation nicht zulässt, nicht zum Tatbestand des Rechtsgeschäftes. Es ist kühn, diese Deduktion, wie Henle S. 40 tut, „eine vom positiven Recht losgelöste Argumentation“ zu nennen; denn sie führt doch gerade ein dem positiven Recht entnommenes Argument gegen die Theorie ins Feld, die den Anspruch erhebt, wenn sie anders eine Theorie des Rechts sein soll, dem positiven Rechte zu entsprechen. Deshalb ist mir auch die Behauptung Henle's unbegreiflich: „ebenso wie Willens- und Erklärungstheorie ‚eben‘ Theorien sind, die aufgestellt und diskutiert sein wollen *de lege ferenda*, ohne Beschränkung auf

<sup>85)</sup> Vgl. z. B. Henle S. 378, 390, 479, 484.

eine positive Rechtsordnung, sodass hernach *de lege lata* lediglich zu fragen ist, ob die eine oder andere Theorie von dem betreffenden Gesetze adoptiert ist, so ist auch dieser Vorwurf allgemeiner Art.<sup>86)</sup> Das also ist des Verfassers Auffassung von der Willens- und der Erklärungstheorie — und in der Tat, sie tritt uns in der ganzen Anlage seines Buches deutlich genug entgegen, wenn er zuerst auf zirka 400 Seiten die beiden Theorien „diskutiert“, um dann in einer höchst summarischen Darstellung zu fragen, ob das römische und unser geltendes Recht die eine oder die andere „adoptiert“ haben. Aber damit verkennt der Verfasser in der bedenklichsten Weise nicht nur das Wesen juristischer Theorien überhaupt, die stets nur berechtigt sind, wenn sie „*ex iure quod est*“ entwickelt werden, sondern vor allem auch das Wesen der Willens- wie der Erklärungstheorie, die beide Theorien des geltenden Rechtes, der begriffliche Ausdruck der geltenden Rechtsnormen zu sein behaupten. Allerdings ist die Willenstheorie aus einer ethischen Grundauffassung hervorgegangen; aber sie hat doch immer, ebenso wie die Erklärungstheorie, die sich gegen jene Grundauffassung gewendet hat, die Praetention erhoben, geltendes Recht zu sein, und nicht „eben eine Theorie“, die wie dem Fusse ein fertig gekaufter Schuh, dem geltenden Rechte angezogen wird, einerlei ob sie dem unglücklichen Objekte dieses Verfahrens besser oder schlechter passen. Angesichts dieser Auffassung vom Wesen der Theorie könnte ich meine Feder hier aus der Hand legen und meine Aufgabe, einen kritischen Standpunkt zu der Lehre des Verfassers zu gewinnen und zu bekunden, als erfüllt betrachten, wenn nicht zu befürchten wäre, dass gerade die „Allgemeinheit“ der Argumentationen des Verfassers, die bei der Ausdehnung und Unübersichtlichkeit der Literatur unseres Problems doppelt gefährlich ist, auf wenig methodische Köpfe Eindruck machen und den Schein erwecken könnte, als habe sein Werk der Willenstheorie wirklich neues Leben eingeblösst.<sup>87)</sup>

Wie ist es also mit der Mentalreservation? § 116 definiert sie als den geheimen Vorbehalt bei Abgabe einer Willenserklärung, das Erklärte nicht zu wollen. Dieser Vorbehalt macht die Erklärung nicht unwirksam; wir haben also einen Fall, wo eine Willenserklärung ohne Willen genügt, um den Rechtserfolg herbeizuführen. Statt sich mit dieser Konstatierung zu begnügen und so, was das einzig Richtige wäre, „das Problem

<sup>86)</sup> So Henle S. 39.

<sup>87)</sup> S. 40.



auf den Boden des positiven Rechts hinüberzuspielen“,<sup>88)</sup> sucht Henle durch eine Analyse des Begriffs der Mentalreservation den Gegnern der Willenstheorie dieses Argument aus den Händen zu winden. „Was ist ein geheimer Vorbehalt, das Erklärte nicht zu wollen?“ Henle erörtert richtig, dass dieses „Erklärte“, das nicht gewollt wird, der Bindungserfolg ist, auf den die Erklärung lautet (S. 43), sowie dass dieses Nichtwollen nicht genügt, damit der Fall der Mentalreservation gegeben ist, sondern dass dazu noch ein geheimer Vorbehalt kommen muss, der das Bewusstsein des Erklärenden vom Sinne seiner Erklärung voraussetzt und das Bewusstsein vom Fehlen des Willens selbst (S. 44). In dieser Beziehung kann ich Henle durchaus zustimmen. Aber was seine Auffassung des Vorbehaltes selbst betrifft, so glaube ich nicht, dass es als die Hoffnung auf das Ausbleiben des Bindungserfolges bezeichnet werden kann, wie Henle will; Hoffnungen und Wünsche sind keine inneren „Vorbehalte“. Vielmehr beruht unser Begriff des inneren Vorbehaltes auf derselben Idee, wie der des äusseren Vorbehaltes, nämlich auf der Idee einer eine andere einschränkenden oder aufhebenden Erklärung; der innere Vorbehalt ist eine Erklärung an sich selbst, die sich im Bewusstsein des Erklärenden vollzieht und die allerdings von der Hoffnung, ja sogar von der Erwartung getragen sein wird, dass der Bindungserfolg nicht eintreten werde, eine Art von an die eigene Adresse gerichteter Verwahrung.<sup>89)</sup> Da nun aber eine solche Erklärung an sich selbst ein interner psychischer Vorgang ist, ein Monolog, der nicht gesprochen, sondern nur gedacht wird, reduziert sich der Begriff der Mentalreservation des B.G.B. durchaus auf den Begriff Savignys, der als Mentalreservation den Fall bezeichnet, dass „der, welcher etwas als seinen Willen erklärt, heimlich den entgegengesetzten Willen hat.“<sup>90)</sup> Es ist der Fall der bewussten Divergenz von Wille und Erklärung, worauf ja auch Windscheid hinauskommt.<sup>91)</sup> Wie verträgt es sich nun mit der Willenstheorie, dass diese

<sup>88)</sup> Im übrigen ist es wenig logisch, wenn der Verf. im unmittelbaren Anschluss an diese Erörterung S. 40 doch mit der *lex lata* operiert.

<sup>89)</sup> Henle S. 42.

<sup>90)</sup> Vgl. dazu Isay, die Willenserklärung im Tatbestand des Rechtsgeschäfts S. 66; Hölder, Komm. Bem. 2 zu § 116 S. 253, Riesler in Staudingers Kommentar I S. 338 Bem. 2 zu § 116, die beide mit Recht darauf hinweisen, dass der Vorbehalt auch dann geheim ist, wenn er gegenüber einem Nichtbeteiligten erklärt ist; v. Pestalozza, Begriff der Mentalreservation S. 47 ff. und Henle S. 48 N. 15, der sich mit Recht gegen den Vorbehalt späteren Nichtwollens wendet.

<sup>91)</sup> Savigny, System III S. 258.

Divergenz vom Rechte nicht beachtet wird? Das hier weder mit der Unbeweisbarkeit, noch mit der Unsittlichkeit operiert werden kann, ist vor allem von Kohler überzeugend dargetan worden; es ist in der Tat nicht zu begreifen, warum diese innere Tatsache nicht in derselben Weise soll bewiesen werden können, wie andere innere Tatsachen und warum der Umstand, dass bei der Herstellung eines — nach der Willenstheorie unvollständigen und daher an sich zur Auslösung der Rechtswirkung ungeeigneten — rechtsgeschäftlichen Tatbestandes ein Verstoß gegen die Moral stattgefunden hat, diesen Tatbestand gültig machen soll. Sonst pflegt die Unsittlichkeit vollständige Tatbestände ihrer Wirkung zu berauben! Dies ist m. E. der durchschlagende Gesichtspunkt, der eben gerade da geltend zu machen ist, wo die Mentalreservation nicht als unsittlich betrachtet werden kann, und der vor allem gegen Zitelmanns Meinung vorgebracht werden muss, dass man sich nicht im Prozesse auf die eigene Unsittlichkeit berufen dürfe.<sup>92)</sup> Der Richter hat nicht zu fragen: War dieses Verhalten sittlich oder nicht, sondern: Liegt der für das Rechtsgeschäft erforderliche Tatbestand vor oder nicht? Und diese Frage kann er nur von der Erklärungstheorie aus bejahen; vom Standpunkt der Willenstheorie aus müsste sie verneint werden. Das ist der Stand des Problems, den Henle vergebens sich zu verrücken bemüht. „Dem gegenüber könnte man ruhig einräumen, dass hier eine wirkliche, materiellrechtliche (?) Ausnahme vom Willensdogma zutage trete, ohne zu besorgen, dass dem Willensdogma nennenswerter Abbruch geschehe“. (S. 56.) Man muss Henle auf diesen Satz festnageln; denn da es sich bei unserem Problem um Begriffe und nicht um blosse Prinzipien handelt, gibt es dabei keine Ausnahmen; muss eine Ausnahme eingeräumt werden, so ist damit der Begriff als falsch erwiesen.

Indessen handelt es sich für Henle ja nicht um ein wirkliches Zugeständnis, sondern um eine freilich verfehlte Erörterung hypothetischen Charakters, die nur wieder einmal ersehen lässt, welch eigenartige Meinung der Verfasser von der Bedeutung der grundsätzlichen Probleme überhaupt hat<sup>93)</sup>. Und so mag es hier genügen, statt mit dem Verfasser den Fall der durch Zwang veranlassten Mentalreservation näher zu betrachten — das Rechtsgeschäft ist in solchem Falle, wie ich gegenüber seiner rhetorischen Frage S. 67 bemerken will, einfach wegen Zwanges anfechtbar

<sup>92)</sup> Pand. I § 75 zu N. 1 ff. Ebenso u. a. Brons, § 119 BGB (Erlanger Diss. 1906) S. 30.

<sup>93)</sup> Zitelmann, Jherings Jahrb. XVI S. 400 ff.

— die das Facit seiner Untersuchung bildende Bemerkung des Verfassers wiederzugeben:

„Eine befriedigende Verteidigung der Willensdogmas gegen den Hinweis auf den Fall der Mentalreservation hat sich nicht gefunden.“ (S. 71).

Dieser eigentlichen Mentalreservation stellt nun aber der Verfasser im § 5 (S. 72 ff) unter der Bezeichnung „uneigentliche Mentalreservation“ den Fall an die Seite, wo das Bewusstsein vom Sinn der Erklärung vorhanden ist und dennoch der Erklärende nicht will, ohne sich das Nichtswollen insgeheim vorzubehalten.“ Z. B. in den Fällen erzwungener Willenserklärung (S. 73). Dass dabei der Rechtserfolg „sogut wie niemals“ gewollt werde, ist dem Verfasser unbedingt zuzugeben; dass auch der Sinn der Erklärung nicht gewollt werde, ganz entschieden zu bestreiten. Auf diesen Fall überhaupt den Begriff „Mentalreservation“, wenn auch im uneigentlichen Sinne, anzuwenden, scheint mir verfehlt, ja geradezu sinnwidrig<sup>94)</sup>; denn wenn reservatio mentalis einen geheimen Vorbehalt bedeutet, so kann da überhaupt in keinem, auch nicht im uneigentlichen Sinne von Mentalreservation gesprochen werden, wo ein solcher Vorbehalt zugestandener Massen fehlt. Uebrigens ist auch der Zweck dieser sonderbaren Begriffsmissbildung gar nicht einzusehen. —

Dass bei der erzwungenen Willenserklärung der auf die Erklärung gerichtete Wille vorhanden sei, aber das Wollen des Erklärenen fehle, ist vor allem gegen Savigny von Schliemann geltend gemacht worden<sup>95)</sup> und der Verf. schliesst sich mit Recht dem letzteren an<sup>96)</sup>. Hieraus entsteht natürlich wie bei der Mentalreservation das Problem, wie die Willenstheorie das erzwungene Rechtsgeschäft als nicht nichtig behandeln kann, obwohl der Wille, der ihr zufolge die eigentliche Grundlage der Rechtswirkung bildet, fehlt? Wenn, wie wir oben gesehen haben, es schon gewagt, ja unmöglich ist, bei der Mentalreservation mit der Unsittlichkeit des Erklärenden zu operieren, so ist es, wie Henle S. 77 mit Recht bemerkt, hier vollends undenkbar. „Von Arglist, von Lüge kann hier keine Rede sein.“ Die Willenstheorie fordert daher die Nichtigkeit des erzwungenen

<sup>94)</sup> Wichtiger ist das Zugeständnis Henles S. 60 im Anschluss an Zitelmann, Irrtum S. 256, dass man hier jedenfalls die „hässliche Erscheinung einer Ausnahme“ habe.

<sup>95)</sup> Auch was der Verf. S. 80 ff. zur Rechtfertigung dieses Begriffes vorträgt, ist dazu nicht geeignet.

<sup>96)</sup> Schliemann, die Lehre vom Zwange S. 97 ff.

Geschäftes, und zwar, wie Henle richtig gegen Manigk ausführt, beim legitimen ebenso wie beim illegitimen Zwang. (S. 78). In der Tat: „die Lage der Willenstheorie hat sich hiernach noch um ein Bedeutendes verschlechtert“ (S. 79).

Im Anschluss an die erzwungene Willenserklärung behandelt Henle schliesslich noch die nicht erzwungene, „spontane uneigentliche Mentalreservation“, nämlich den Fall, dass „unter irgend einem Drucke eine Erklärung mit dem Willen zum Handeln und dem Bewusstsein des Sinnes zustande kommt, wobei aber das Wollen des als gewollt Erklärten fehlt, ein Fall, der schon von dem Grafen Pinsinski freilich in etwas eigentümlicher Weise behandelt worden ist<sup>97)</sup>. Auch in diesem Fall kann natürlich auf das Fehlen dieses Willens nichts ankommen. Der Verfasser aber (S. 85) verfolgt dieses Problem, obwohl es sich seines Erachtens zu einer Frage von grosser Bedeutung ausgewachsen hat, nicht weiter, sondern begründet seine Behandlung desselben a fortiori mit § 123 B.G.B. — Und das Ergebnis für die Willenstheorie??

Nun bestimmt aber § 116<sup>11)</sup> noch: „Die Erklärung ist nichtig, wenn sie einem anderen gegenüber abgegeben wird und dieser den Vorbehalt kennt.“ Diese Vorschrift veranlasst den Verfasser (S. 85) zu der Frage, ob auch die uneigentliche, durchschaute Mentalreservation beachtlich sei? Ich glaube, dass schon diese Frage zeigt, wie unglücklich diese ganze Rechtsgeschäftstheorie ist; denn wo kein Vorbehalt in Frage kommt, kann auch von Durchschauen keine Rede sein. Henles Frage ist vielmehr durch die andere zu ersetzen: Wird die Erklärung dadurch nichtig, dass der Erklärungsempfänger das Fehlen des Erfolgswillens kennt? Eine Frage, die ganz selbstverständlicher Weise zu verneinen ist. Ist der Geschäftsgegner mit dem, der die Nötigung begangen hat, identisch, was in der Regel der Fall sein wird, so kennt er natürlich auch das Fehlen des Erfolgswillens; trotzdem wird niemand daran zweifeln, dass dieser Fall einfach nach § 123 zu behandeln ist. Und warum dann in den Fällen der Henleschen spontanen uneigentlichen Mentalreservation Nichtigkeit eintreten soll, wäre nicht zu begründen. Da vielmehr der einzige Grund der Anfechtbarkeit der Zwang ist, muss das Geschäft gültig sein, wenn das Fehlen des Willens nicht auf dem äusseren Zwange beruht. Diese einfache und wohl auch zwingende Schlussfolgerung entgeht jedoch dem Verfasser; er gibt statt ihrer ein ziemlich an den

<sup>97)</sup> Henle S. 73 ff. Vgl. auch die Literatur S. 74 N. 4 ff.



Haaren herbeigezogenes Beispiel, das unglücklicherweise gar nicht passt, weil dem Erklärenden (S. 88) zwar der Erfolg seiner Erklärung nicht geradezu erwünscht oder gar ersehnt, aber doch ganz zweifellos von ihm gewollt ist. Hier passiert dem Verfasser wie leider öfter eine bei seiner psychologischen Grundstimmung doppelt bedauerliche Verwechslung von Seelenzuständen: ich kann etwas wollen, ohne es zu wünschen, und etwas wünschen, ohne es zu wollen. Handle ich „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“ und mit Bewusstsein von dem notwendigen Erfolg des Tuns, dann will ich den Erfolg. Die Entscheidung des Verfassers: „An der Rechtswirksamkeit der Erklärung wird niemand zweifeln wollen“, (S. 89) ist natürlich richtig; aber seine Frage: „Wie aber verträgt sie sich mit dem Willensdogma?“ hier durchaus nicht am Platze. Sie verträgt sich hier ausnahmsweise mit ihm; denn der Erfolgswille ist gegeben. Wenigstens in dem von Henle konstruierten Falle.

Den Schlussstein in seiner Problemstellung bildet eine „Sondererscheinung, die Henle S. 90 als „sekundäre Mentalreservation“ bezeichnet, nämlich der Fall, dass der Erklärende unrichtigerweise seine Erklärung für unwirksam hält. „Wenn der Erklärende am Erfolge verzweifelt, so kann ein Wollen nicht zustande kommen.“ Dass in solchem Falle die Erklärung wirksam ist, dürfte nicht bezweifelt werden und wird wohl auch vom Verfasser nicht bezweifelt. Und so sieht er sich am Schlusse seiner Erörterung zu folgender Formulierung seines Problems getrieben: „Wie erklärt sich vom Standpunkte der Willens- theorie die Unbeachtlichkeit der eigentlichen und der uneigentlichen Mentalreservation?“ (S. 92).

Die Antwort auf diese Frage wird dem Leser einstweilen noch vorenthalten. Aber meine Antwort auf sie will ich so- gleich an dieser Stelle geben: „vom Standpunkt der Willens- theorie, so wie sie auf Grund der Dogmengeschichte aufgefasst werden muss, ist diese Unbeachtlichkeit, besser, ist die Ein- flusslosigkeit des Fehlens des Erfolgswillens in den genannten Fällen überhaupt nicht zu erklären; aus der rechtlichen Be- handlung dieser Fälle ergibt sich die Erklärungstheorie als die richtige. Vom Standpunkt der Willenstheorie ist die Bedeuts- losigkeit der Mentalreservation nur dann zu erklären, wenn man eine unrichtige Vorstellung von der Bedeutung der Willens- theorie hat, wenn man ihren eigentlichen Kern über Bord wirft; wer aber dies tut und sich dabei als — sogar extremen — Willenstheoretiker bezeichnet, der ist in Wahrheit ein — un- bewusster — Vorkämpfer der Erklärungstheorie.“

## III.

Der Verfasser hat in seiner Problemstellung zwei psychische Momente unterscheiden zu sollen geglaubt, das Moment des „Darangelegenseins“ oder das Willensmoment im engeren Sinne und das Wissensmoment (das Bewusstsein vom Sinne der Erklärung (vgl. Henle S. 87 ff.). Diese beiden Momente sollen zunächst vom Verfasser klargestellt werden. Damit beginnt der Verfasser, der in seiner „Problemstellung“ sein psychologisches Material als im Wesentlichen gegeben vorausgesetzt hat, eine umfangreiche psychologische, nicht juristische Untersuchung, die, im ganzen auf der Zitelmannschen Psychologie sich aufbauend, die verschiedenen bei Vornahme einer Handlung und im besonderen einer Willenserklärung vorkommenden psychischen Affekte zum Gegenstande hat<sup>98)</sup>. Man beachte wohl: es ist Psychologie und nicht Jurisprudenz, was uns der Verfasser hier bietet; es handelt sich nicht um den Versuch, aus dem Gesetz durch Auslegung die vielleicht psychologisch bezeichneten Begriffe zu bestimmen, die das Recht bei der Normierung von Rechtsfolgen verwendet, und auf diese Weise den Inhalt der Rechtssätze selbst zu bestimmen, sondern es handelt sich um rein psychologische Begriffe, die ohne jede Rücksicht auf Rechtsnormen entwickelt werden. Eine solche Untersuchung entbehrt gewiss nicht des wissenschaftlichen Interesses; nur ist dieses ein psychologisches und kein juristisches; es ist für den Inhalt einer Rechtsnorm gleichgültig, ob das, was sie als „Wollen“ bezeichnet, psychologisch richtig bezeichnet ist oder ob dafür richtiger: beabsichtigen, bezwecken, wünschen, hoffen, vorstellen, wissen u. dergl. zu setzen wäre. Leider scheint dies dem Verfasser nicht ganz klar geworden zu sein.

A. Der Verf. geht S. 94 davon aus, dass die einfache Handlung in einem Willensakt besteht, dessen Inhalt sich lediglich in einer Bewegung des eigenen Körpers des Wollenden erschöpft. Das wäre auch ohne das wenig geschmackvolle Beispiel des „Müllerns“ einzusehen, das Henle mit unverkennbarem physischem Behagen des langen und breiten zur Erörterung bringt. Von erweiterter Handlungsreihe spricht Henle S. 95 da, wo der Wille sich nicht mehr bloss auf die Körperbewegung als solche richtet, sondern auf einen ausserhalb der Körperbewegung liegenden, durch sie zu verursachenden

<sup>98)</sup> Pininski, der Tatbestand der Sachbesitzererwerbs II S. 400 ff.; vgl. auch Isay, Willenserklärung S. 57 f.

Erfolg<sup>99</sup>). Also etwa, um in des Verfassers Bilde zu bleiben, das Müllern zum Zwecke der Entfettung. Die Körperbewegung „setzt hier eine Kausalkette der Natur in Bewegung, die zum erstrebten Ziele führt.“ „Der Handelnde weiss,“ wie schon Zitelmann bemerkt, dass einerseits ein äusseres Geschehen, das keine eigene körperliche Bewegung ist, die Aufhebung vorhandener Unlust zur Folge haben würde, und dass anderseits eine körperliche Bewegung von seiner Seite jenes äussere Geschehen verursachen würde<sup>100</sup>). Wie also schon die einfache Handlungsreihe ein Wissens- und ein Willensmoment enthält, insofern das Streben nach Tätigkeit mit dem Bewusstsein der unwillkürlichen Körperbewegung verbunden ist (S. 94), so auch die erweiterte Handlungsreihe, aber in doppelter Beziehung, insofern nämlich zu den beiden psychischen Momenten der einfachen Handlungsreihe noch ein Wissens- und Willensmoment in bezug auf den Erfolg eintritt: Die Vorstellung vom Erfolg und das Streben nach ihm: so tritt zum Handlungswillen, der die beiden erstgenannten Momente umfasst, der die beiden letzteren umfassende Erfolgswille (S. 95); oder neben den unmittelbaren Willen der mittelbare, die Absicht.

Ich wüsste nicht, was gegen diese Erörterung einzuwenden wäre. Aber Zweifel beginnen sich in dem Augenblick einzustellen, in dem wir fragen, in welchem Verhältnis diese beiden „Willen“ zu einander stehen. Häufig wird der Erfolgswille als Motiv des Handlungswillens bezeichnet<sup>101</sup>); dagegen wendet sich der Verfasser (S. 96). „Solange Erfolgsvorstellung und Erfolgsstreben bloss Motiv sind, bilden sie noch keinen Erfolgswillen<sup>101a</sup>). Das Charakteristische des Erfolgswillens ist sein Obwalten im Augenblick des Entschlusses, also zeitlich zusammen mit dem unmittelbaren Willen.“ Gewiss, das Wesentliche an dem Willen ist ja die Tat<sup>102</sup>). Aber die Frage hat wohl noch eine andere Seite, nämlich die, ob wir psychologisch korrekt verfahren, wenn wir den Erfolgswillen als „Willen“ bezeichnen, ob dieser Wille überhaupt in demselben Sinne

<sup>99</sup>) Vgl. Henle S. 94 N. 1 (Psychologie als Hilfswissenschaft der Jurisprudenz).

<sup>100</sup>) Diese Erörterung beruht im wesentlichen auf Zitelmans wertvollen Untersuchungen in bezug auf den Begriff der Handlung, Irrtum Kap. I u. II S. 29 ff, 83 ff.

<sup>101</sup>) Henle S. 95; Zitelmann, Irrtum S. 115.

<sup>101a</sup>) Bülow, Geständnisrecht S. 122, Walsmann, Irrtum im Prozessrecht S. 31 f, Manigk, Das Anwendungsgebiet etc. S. 58; vgl. Henle S. 96 N. 9.

<sup>102</sup>) Vgl. dazu auch Zitelmann S. 115 ff, 157 ff.



aktuell sein kann, wie der „unmittelbare Wille“, ob er, auch wenn er „zeitlich zusammen mit dem unmittelbaren Willen“ „im Augenblick des Entschlusses“ waltet, überhaupt mehr sein kann als ein blosses Motiv<sup>102a)</sup>, und ob er nicht gerade deshalb, um Motiv sein zu können, d. h. um den Handlungswillen und die Handlung auszulösen, im Augenblick des Entschlusses vorhanden sein muss. Ich sollte in der Tat meinen: Da der Erfolgswille sich auf einen nur mittelbar durch die Handlung zu erreichenden Erfolg bezieht, kann von Aktualität in demselben Sinn wie beim unmittelbaren Willen bei ihm keine Rede sein, und gerade deshalb würde man besser den Terminus „Willen“ vermeiden und von der Erfolgsabsicht sprechen.<sup>103)</sup> Diese Absicht aber ist für die Handlung als solche psychische Ursache, Motiv. Dies ist für die Willenstheorie nicht ohne Bedeutung<sup>104)</sup>.

Natürlich muss sich die genannte Betrachtungsweise, wie der Verfasser S. 96 richtig bemerkt, auch auf die juristische Willenserklärung übertragen lassen, da auch sie unter den Begriff der Handlung fällt. Aber eine Besonderheit besteht bei

<sup>102a)</sup> Vgl. meine Rechtsstellung des Erben I S. 92; Kohler, Lehrb. I S. 486. Ich möchte dazu heute kurz bemerken, dass ich meine a. a. O. geäußerte Auffassung über das Verhältnis von Willen und Tat nur *cum grano salis* aufrecht erhalten kann. Diese Erörterung ist noch unter dem Einfluss der Willenstheorie geschrieben und bedeutet den hoffnungslosen Versuch, gegen die letztere aufsteigende Bedenken mit allgemeinen Erwägungen zu beschwichtigen. Es ist richtig, der Wille muss, um wirklich Wille zu sein, Tat werden; aber das kann ja nur auf den Handlungswillen bezogen werden; denn nur er kann in diesem Sinne Tat werden. Die Absicht oder der sog. Erfolgswille lässt sich überhaupt nicht in dieser Weise in die Tat umsetzen, so dass auch in bezug auf sie durch die Erklärung ein irrevokabler Zustand geschaffen würde. — Nur beiläufig soll dazu noch bemerkt werden, dass ich auch die in meiner Rechtsstellung des Erben I S. 86 ff. vertretene Lehre von den Willenserklärungen und den unmittelbaren Willensäußerungen nicht mehr aufrecht erhalten kann; sie ist insofern fehlerhaft, weil sie von einem *a priori* aufgestellten Begriff der Erklärung ausgeht, statt den gesetzlichen Begriff der Erklärung aus dem Gesetze zu ermitteln. Hierauf kann jedoch an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden; vgl. dazu: Manigk, Willenserklärung und Willensgeschäft S. 89 ff; Titze, Lehre vom Missverständnis S. 23 ff. (S. 25 N. 7 Literaturangaben), denen ich freilich nur teilweise zustimmen kann.

<sup>103)</sup> Dies ist vor allem auch gegen Zitelmann zu sagen, der das Motiv streng von der Absicht scheidet. Mehr als eine rein terminologische Bedeutung hat diese Unterscheidung jedenfalls nicht; zur Handlung verhält sich die Absicht jedenfalls nicht anders wie andere, entferntere Beweggründe.

<sup>104)</sup> Nämlich insofern ihr daraus die Aufgabe erwächst, die Lehre von der Einflusslosigkeit der Motive auf den Bestand der Rechtsgeschäfte erheblich einzuschränken. — Vgl. übrigens auch Bülow S. 126.



ihr im Vergleich mit anderen Handlungen darin, dass zu dem Handlungswillen und der Erfolgsabsicht noch ein Wollen in der Erklärung selbst auftritt. Die Bedeutung auch dieses letzteren Wollens (des erklärten Willens) ist für Henle die eines psychischen Momentes, wie das von ihm genannte Beispiel ergibt: „ebenso ist der Rechtserfolg, auf dessen Gewolltsein seine Erklärung lautet, vorgestellt und erstrebt . . .“ Und so hätten wir in der Tat einen dreifachen Willen bei der Willenserklärung zu unterscheiden. Dabei übersieht der Verfasser jedoch, dass ein erklärter Wille kein vorhandener Wille, kein psychisches Moment zu sein braucht, ja es nicht einmal sein kann, so wenig wie ein gemalter Himmel ein wirklicher Himmel sein kann; aus welcher Erwägung sich zugleich mit schlagender Notwendigkeit ergibt, dass das Moment der Rechtserfolgsabsicht aus dem Begriff der Willenserklärung gar nicht deduziert werden kann. Der Syllogismus der Willentheorie: erforderlich ist eine Willenserklärung; also ein Wille und eine Erklärung, ist auch nach dieser Seite hin eine Ungeheuerlichkeit. Gewiss, man kann fragen, ob der Rechtserfolgswille erforderlich ist oder nicht; aber niemals wird man die Antwort durch eine psychologische Analyse der Willenserklärung finden können.

B. Der Verfasser unterscheidet mithin bei der Willenserklärung einen dreifachen Willen: den (unmittelbaren) Handlungswillen; das (mittelbare) Wollen des Sinnes, den (erklärten) Rechtsfolgswillen. Für den Juristen ergibt sich hieraus die Aufgabe, zu prüfen, welche dieser drei Kategorien von Willen für den Tatbestand des Rechtsgeschäfts erforderlich ist. Aber für den Verfasser liegt diese Frage in weiter Ferne; er untersucht vielmehr, was zum Handlungswillen im psychologischen Sinne gehört und inwiefern man bei Willenserklärungen, die in einem Unterlassen bestehen, vom Handlungswillen reden kann<sup>105</sup>). Ich kann diese vor allem gegen Pininski gerichtete Erörterung übergehen, vor allem, weil ich ihr zustimmen zu können glaube (S. 98—103). Ist dabei der Handlungswille als unterste Willensstufe jedenfalls für erforderlich zu erachten, so fragt es sich, ob dasselbe von dem mittelbaren Willen, dem Wollen des Sinnes gilt, den Henle S. 103 mit einem nicht sehr glücklichen Bilde als einen „Pufferstaat“ zwischen dem Handlungswillen und dem Erfolgswillen bezeichnet. Diese Frage liegt auf einem ganz anderen Gebiete als die erstgenannte; denn während sich aus dem Begriff der Erklärung als Handlung

<sup>105</sup>) S. 97 f.

das Erfordernis des Handlungswillens ohne weiteres auch *de lege lata* behaupten lässt, müsste erst festgestellt werden, was das Gesetz unter Willenserklärung versteht, damit wir zu dem Erfordernis des Wollens des Sinnes als eines rechtlichen Erfordernisses gelangen könnten. Diesen Weg schlägt Henle S. 103 ff. nicht ein; er bietet uns, durchsetzt mit zahlreichen kritischen Bemerkungen, eine ausschliesslich psychologische Untersuchung. Das Wollen des Sinnes unterscheidet sich von dem Kohlerschen Grundwillen insofern, als das erstere nicht gleich diesem darauf gerichtet ist, dass die Erklärung in bestimmter Weise gedeutet werde, sondern nur, dass sie geeignet sei, vom Empfänger in gewisser Weise gedeutet zu werden; es steht also eine Stufe unter dem Grundwillen. Das kann man sich gefallen lassen; denn es fragt sich in der Tat, ob eine Erklärung im psychologischen Sinne nur dann vorliegt, wenn der Empfänger den Geisteseffekt erhalten hat, oder schon dann, wenn die Handlung auf die Erzeugung des Geisteseffektes gerichtet war, was wohl im letzterem Sinne zu entscheiden sein wird. Aber davon unabhängig ist die Frage, was zur Erklärung im Rechtssinne erforderlich ist; und für Kohler hatte seine Lehre vom Grundwillen bekanntlich die Bedeutung, dass er ihn auf Grund von nicht psychologischen, sondern exegetischen Untersuchungen als *de lege lata* erforderlich betrachtete. Es kann daher Henle wohl zugegeben werden, dass sein Wollen des Sinnes eine brauchbare psychologische Kategorie ist; aber es muss auch behauptet werden, dass für das juristische Problem daraus nicht das mindeste folgt. Wir können deshalb darauf verzichten, der Erörterung Henles in ihren Einzelheiten zu folgen, und nur im Interesse der Klarheit uns darauf beschränken, zu bemerken, dass der Sinn, der mit der Erklärung nach Henle gewollt werden muss, nur einen realen Erfolg der Erklärung bedeutet, der mit den entfernteren Erfolg des wirklichen Verstandenwerdens nichts zu tun hat. (S. 113). Aber auch so verstanden, ist das Wollen des Sinnes bereits Erfolgswille und nicht mehr blosser „Handlungswille“. (S. 113). Ich möchte sagen: Nicht Wille, sondern Absicht.

c) Auch der „erklärte Wille“ ist für Henle eine rein psychologische Kategorie (S. 118 ff.). „Die juristische Willenserklärung richtet sich ihrem Gehalte nach auf einen Erfolg, ein im Verhältnisse zum Erklärenden äusseres Geschehen, nämlich auf das Eintreten eines Bindungserfolges“, sei dies nun des näheren ein Rechtserfolg oder ein Normierungserfolg sonstiger Art („Grunderfolg“). Damit stellt sich der Verfasser, wie er vorsichtigerweise ausdrücklich bemerkt (S. 118) einstweilen auf den Standpunkt der herrschenden Lehre, wonach die Richtung der Erklärung auf den Erfolg so verstanden wird, dass eine psychische Beziehung des Erklärenden erklärt werde.

Um einen kritischen Standpunkt gegenüber dieser Auffassung zu gewinnen, glaubt Henle erforschen zu müssen, was des näheren dieses in der Erklärung verlaubliche Wollen — das doch begrifflich nur als Erklärungsobjekt existiert und als solches keine psychologische Existenz zu haben braucht, — für ein Ding sei, „ob ein eigentliches psychologisches Wollen oder was sonst.“ Ich bekenne, dass auch mir die Frage nach dem wirklichen Inhalt der „Willenserklärung“ genannten Erklärung als eine Frage von ausserordentlicher Schwierigkeit und als die eigentlich zentrale Frage des ganzen Problems der Willenserklärung erscheint; aber ich bin mir darüber im klaren, dass sie auf dem von Henle versuchten Wege nicht beantwortet werden kann; wir müssen zu diesem Zweck nicht wieder a priori Willenskategorien aufsuchen, spalten und wieder spalten, sondern solche Vorgänge, von denen zweifellos feststeht, dass sie Willenserklärungen im Sinne des geltenden Rechtes sind, analysieren, um ihren nicht weiter analysierbaren Inhalt festzustellen. Also z. B.: ich verkaufe dir dieses Buch zu diesem Preise; ich lasse dir dieses Grundstück auf; ich setze meinen Sohn zum Erben ein u. a. m. <sup>105)</sup> Es leuchtet dabei ohne weiteres ein, dass dieses Verfahren zu dem Ergebnis führen kann, dass der Inhalt der Willenserklärung gar nicht in der Erklärung eines Willens besteht; dass also die Terminologie des Gesetzes schlecht ist; dass der erklärte Wille dann nur in der Vorstellung des Gesetzgebers, aber nicht in der konkreten Willenserklärung existiert und dass, wenn dies rechtzeitig erkannt worden wäre, Savigny keine Veranlassung gehabt hätte, seine Willentheorie aufzustellen; es muss aber ebenso einleuchten, dass der Erfolgswille, auch wenn dies der Fall wäre (mag er nun als Rechts- oder als Grunderfolgswille gedacht sein) immer noch neben der fälschlich als Willenserklärung bezeichneten Handlung als selbständiges, den Eintritt der Rechtsfolge bedingendes Tatbestandsmoment in Betracht kommen könnte und dass, ob er als solches in Betracht kommt, wiederum eine reine Rechtsfrage ist. Henle dagegen geht auch hier rein psychologisch vor; er fragt: „was hat es mit der seelischen Beziehung zu dem in der Erklärung bezeichneten Erfolge für eine Bewandnis?“ (S. 118).

Die Frage ist identisch mit der anderen: kann man das Erstreben eines Erfolges, zu dessen Herbeiführung der Erstrebende allein nicht imstande ist, zu dem „andere Mächte ihre Hilfe leihen müssen“, überhaupt ein Wollen nennen? Henle bejaht dies gegen Schall<sup>106)</sup>

<sup>105)</sup> Pininski, Sachbesitzerwerb II S. 295, 338, 386 f, 393 f.

<sup>106)</sup> Vgl. unten zu N. 132; Bülow, Geständnisrecht S. 22 f.

<sup>107)</sup> Schall, der Parteiwille im Rechtsgeschäft, Diss. Tübingen 1877 S. 13, 16.



und Thon<sup>107)</sup> mit Windscheid<sup>108)</sup> und Zitelmann<sup>109)</sup> aufs entschiedenste (S. 119 f.). Wenn für Windscheid die Willenserklärung die Mitteilung eines in ihr enthaltenen, gegenwärtigen Willens und also mehr als blosser Willensmitteilung, nämlich Willensausdruck, Wille selbst ist, wenn für Zitelmann die Willenserklärung nicht nur Mittel zum Zweck, sondern zugleich „die objektive Darstellung dieses Zweckes“ ist<sup>110)</sup>, so stimmt Henle beiden durchaus bei, übersieht aber dabei leider, dass in Wahrheit zwischen Windscheid und Zitelmann eine tiefe Kluft besteht, insofern nämlich bei Windscheid der Erfolgs- und der Erklärungswille zu einer merkwürdigen Einheit verquickt werden, während bei Zitelmann die Willenserklärung als Handlung „wie jede andere Handlung“ Aeusserung des unmittelbaren Willens und daneben als Erklärung auch Aeusserung der Absicht, also bloss Erklärung des mittelbaren Willens ist<sup>111)</sup>. Und er übersieht dabei weiter, dass die Ausführungen Zitelmans, wenn ich mich hier auf diesen Autor beschränken darf, nur auf den Fall passen, dass in concreto die Rechtsfolgen wirklich gewollt sind, und dass sich aus einer feinen psychologischen Untersuchung niemals das juristische Ergebnis wird ableiten lassen, das er freilich auf solchem Wege gefunden zu haben glaubt, wenn er lehrt: „Die juristische Willenserklärung besteht demnach darin, dass die Beabsichtigung einer Rechtsfolge und die Erklärung dieser Beabsichtigung Tatbestandsmomente für den Eintritt der Rechtsfolge sind.“<sup>112)</sup> Wie soll auch die Psychologie erweisen können, dass „dies die Form ist, in der das objektive Recht die Autonomie der Person im Privatrecht verwirklicht hat?“<sup>113)</sup>

Immer und immer wieder wird bei diesen psychologischen Versuchen eines vergessen, dass sie das erst zu beweisende als feststehend voraussetzen, dass ihre Ergebnisse für den Fall zutreffen, wenn der Rechtserfolg wirklich beabsichtigt war, dass sie aber auch nicht das mindeste zur Beantwortung der Frage beitragen, ob der Rechtserfolg beabsichtigt sein muss, damit er eintreten kann.

Deshalb kann auch für uns die Henlesche Untersuchung von „immanenten“ und „transzendenten“ Willenserklärungen — wieder eine üble Terminologie! — auf sich beruhen; die ersteren sollen Erklärungen vom Menschen zum Menschen sein, die letzteren dann vorliegen, wenn ich zwar einen Willen erkläre der den mir gegen-

<sup>108)</sup> Thon, Rechtsnorm und subjekt. Recht S. 359 ff.

<sup>109)</sup> Wille und Willenserklärung (Reden und Abh. S. 340 f.).

<sup>110)</sup> Irrtum und Rechtsgeschäft S. 238 ff.

<sup>111)</sup> S. 241.

<sup>112)</sup> S. 243 f.

<sup>113)</sup> S. 245.



überstehenden Menschen betrifft, dem aber nicht dieses mein menschliches Gegenüber entsprechen kann, sondern „statt seiner eine höhere Macht, eine geistige Ordnung, wie sie als Netz von Normen innerer oder äusserer, religiöser, sittlicher oder sozialer, insbes. konventioneller oder rechtlicher Art, das Menschendasein überdachen“. (S. 121). In solchem Falle hört mit dem „Ohr des Erklärungsempfängers nur die angerufene unsichtbare Welt, insbesondere die Rechtswelt“ (S. 122); die W.E. ist mit anderen Worten eine solche „transzendente Willenserklärung“. Eine Metaphysik schlimmster Sorte, durch die eine *i n n e r e* Kausalbeziehung zwischen der Absicht des Erklärenden und dem Eintritt des Rechtserfolges hergestellt werden soll, die in Wahrheit nicht besteht und niemals hergestellt werden kann. Vielmehr handelt es sich um eine rein äussere Beziehung zwischen der Absicht und dem Rechtserfolg: Weil die Rechtsordnung die Rechtswirkung an die Erklärung knüpft, kann ich, wenn ich die Rechtsfolge kenne, sie durch meine Erklärung herbeiführen, aber obwohl sie sich immer nur an den Adressaten und dessen höchst immanentes Ohr wendet und von transzendenten Mächten dabei nicht im geringsten die Rede ist. Im Grunde kehrt bei allen diesen Erörterungen nur stets dieselbe ungeheuerliche *petitio principii* wieder: Weil der Rechtserfolg gewollt sein muss, muss sich die W.E. an die Rechtsordnung selbst wenden. Mit der Praemisse fällt der Schluss. Denn: Wenn ich die Absicht haben kann, mit einem geladenen Gewehr einen Menschen zu töten, folgt daraus, dass immer dann, wenn durch meinen Schuss ein Mensch *g e t ö t e t* wird, ich diesen Erfolg gewollt haben muss?

Aus demselben Grunde kann aber auch die ganze Erörterung des Verf. über die Frage, ob der Rechtserfolg „gewollt“ oder nur „gewünscht“ sein kann, wie dies von Pininski behauptet wird (S. 124—129), hier bei Seite gelassen werden. Es handelt sich ja nicht darum, ob der psychische Zustand, der als Wollen des Rechtserfolges bezeichnet zu werden pflegt, damit zutreffend bezeichnet ist oder nicht, sondern darum, ob er zum Tatbestand des Rechtsgeschäftes gehört oder nicht.

D) Da nun aber jedenfalls die W.E. zum Tatbestand des Rechtsgeschäftes gehört, ist allerdings mit Henle (S. 130) festzustellen, worin dieser „Mindesttatbestand“ besteht, womit ja, wie Henle zuzugeben ist, nicht gesagt ist, dass dieser Tatbestand vollwirksam sein muss, da ja, *w e n n* er vorliegt, immer noch die Möglichkeit der Anfechtbarkeit, Schadensersatzpflicht und dergl. besteht. An diesem Problem hat sich, wie Henle mit Recht bemerkt, erst die neuere Jurisprudenz wirklich gemüht; Henle gibt eine schätzenswerte Uebersicht über die verschiedenen Ansichten — (S. 130) —

und destilliert aus ihnen einen neuen Willen, den er im Gegensatz zum Handlungswillen und Sinnwillen den „neueren Erklärungswillen“ nennt. Und dabei vollzieht sich ein interessanter Umschwung in seiner Betrachtungsweise, der offenbar damit zusammenhängt, dass in der neueren Literatur unseres Problems das bei Savigny noch im Vordergrund stehende ethische Moment verblasst ist, wie denn vor allem die Vertreter der Erklärungstheorie stets juristische Positivisten gewesen sind. Diese Literatur beeinflusst in unverkennbarer Weise unseren Autor; er legt die Psychologie, in deren Bann er sich unter der Aegide Zitelmanns bisher befunden hat, plötzlich beiseite und fragt also, „wann eine W.E. im Sinne des BGB. überhaupt — ohne Rücksicht auf ihre Wirksamkeit — vorliegt“. (S. 132). Es besteht dabei, wie Henle richtig bemerkt, ziemliche Einhelligkeit darüber, dass der Handlungswille erforderlich ist; aber ausserdem verlangt die von ihm herausgestellte Gruppe von Autoren noch einen anderen Willen, „ein gewisses Minimum vom Wollen des Sinnes“. Z. B. besteht Oertmanns Erklärungswille in dem Willen, nicht nur die Erklärung in ihrer objektiven Realität (als Handlung), sondern damit eben eine rechtsgeschäftliche Erklärung hervorzubringen<sup>114)</sup>. Dabei ist wieder nach Henle zwischen einer strengeren und einer milderer Ansicht zu unterscheiden, je nachdem verlangt wird, dass die W.E. eine juristische habe sein wollen oder nur verlangt wird, dass die Handlung als Erklärung habe gewollt sein müssen<sup>115)</sup>. Aber im ganzen und grossen kommen diese beiden Ansichten auf dasselbe hinaus; es genügt jedenfalls nicht der „Handlungswille“ im oben erörterten Sinne. Fehlt daher dieser „Erklärungswille“, so liegt keine W.E. vor; von Anfechtung oder Schadenersatzpflicht kann dabei keine Rede sein (S. 134).

Man sollte glauben, einem Anhänger der Willenstheorie müsse dieses Plus von Willen immer noch akzeptabler erscheinen als das minus, der blosser Handlungswille; aber dies ist allem Anschein nach bei Henle nicht der Fall. „Diese subjektive Theorie vom Tatbestand der W.E. halten wir für verfehlt. Richtig ist die objektive Theorie, wonach eine W.E. im Sinne des BGB. dann vorliegt, wenn eine auf einen Willensentschluss zurückzuführende Handlung den Sinn einer W.E. hat.“ (S. 135).

In der Tat eine erstaunliche Wendung. Falls nicht etwa in dem von Henle verlangten Willensentschluss das subjektive Moment doch wieder auftaucht, haben wir hier die Lehre vor uns:

<sup>114)</sup> Kommentar z. allg. Teil S. 307, 354 ff.

<sup>115)</sup> Im letzteren Sinne Bernhöft in Birkmeyers Encyklopaedie II. Aufl. S. 403—406.

zum Tatbestand der W.E. genügt Handlungswille und objektive Erklärungsqualität; das wäre also ungefähr die Höldersche extreme Erklärungstheorie! Aber freilich, man vergesse nicht, dass Henle hier nur vom Begriff der W.E. handelt und noch nicht eingestanden hat, dass die so begriffene W.E. zum Tatbestande des Rechtsgeschäfts genügt.

Deshalb ist es aber m. E. auch kein Argument gegen den Erklärungswillen im oben genannten, neueren Sinn, dass er in der gemeinrechtlichen Doktrin keinen Anhalt habe (S. 135). Für die Willenstheorie hat das Erfordernis des Erklärungswillens nämlich überhaupt keinen Sinn; wer das Wollen des Erfolges verlangt, kann sich mit dem Wollen der Erklärung als Erklärung nicht begnügen, wie andererseits die extremsten Vertreter der Erklärungstheorie diesen Erklärungswillen nicht verlangen können. Aber freilich kann Henle scheinbar mit einigem Grunde diesen Bemerkungen entgegenhalten, dass es sich für ihn ja dabei nur um den Begriff und nicht um die Wirksamkeit der W.E. handelt. (S. 138). Nur scheinbar indessen. Denn da die Willenstheorie, wie wir oben gesehen haben und wie immer wieder gegen Henle, der das Problem hartnäckig verkennt, hervorgehoben werden muss, zu dem Erfordernis des Erfolgswillens überhaupt nur durch eine — freilich verfehlte — Analyse des Begriffs W.E. gelangt ist, ist die Konsequenz, dass das Erfordernis fallen muss, sobald die Analyse diesen Begriff richtig gestellt hat, zumal die *lex lata* sich an der W.E. genügen lässt und den Erfolgswillen als selbständiges Tatbestandsmoment des Rechtsgeschäftes nicht nennt.

Die Richtigkeit dieser Erkenntnis vorausgesetzt, führt also die „objektive Theorie“ im Sinne Henles zur extremen Erklärungstheorie im Sinne Hölders; es ist dies zweifellos der Weg, den Hölder selbst gegangen ist. Ich trage nun kein Bedenken, mit Henle die subjektive Theorie zu verwerfen und mich zur objektiven Theorie zu bekennen; aber nicht etwa aus den von Henle vorgetragenen Gründen, sondern weil, wie Hölder mit bewunderungswerter Klarheit in seinem letzten Dekanatsprogramm ausgeführt hat <sup>116)</sup>, die Frage der Existenz der W.E. ebenso eine Auslegungsfrage ist wie die nach ihrem Inhalt. Wie kann es sich also um einen psychischen Zustand handeln? Deshalb ist das Isay'sche Beispiel <sup>117)</sup> von der Weinversteigerung mit Manigk <sup>118)</sup> und gegen Henle (S. 141) für nicht richtig zu halten; nämlich nicht etwa, weil bei der Handaufhebung der „neuere

<sup>116)</sup> Hölder, der Inhalt der W.E. 1911. S. 10 ff.

<sup>117)</sup> Isay, die Willenserklärung etc. S. 25; vgl. auch Oertmann, Komm. S. 308; Wedemayer, Erfüllung- und Aneignungshandlungen S. 58 u. Eltzbacher, Handlungsfähigkeit S. 140.

<sup>118)</sup> Manigk, Willenserklärung und Willensgeschäft S. 53 f.



Erklärungswille“ fehlte, sondern weil die Auslegung dieses Verhaltens gemäss BGB. § 133 ergibt, dass gar kein Verhalten von objektivem Erklärungswert vorliegt, dass es, um mit Henle zu reden, gar nicht den Sinn einer W.E. hat. Aus diesem Grunde scheint es mir auch wenig zu besagen, dass das BGB. von Willenserklärungen Bewusstloser und Geisteskranker spricht (§ 105) und auch im § 118 eine Willenserklärung ohne diesen „Erklärungswillen“ voraussetzt (Henle S. 141). Denn dabei müssen wir mit der Möglichkeit einer ungenauen Ausdrucksweise des GB. rechnen, das ja auch den Begriff „Rechtsgeschäft“ nolens volens da gebraucht, wo die Handlung ipso iure nichtig ist. Sollte es vielleicht im § 105 sagen: Ein Verhalten, das in normalen Fällen als W.E. aufzufassen wäre, ist keine W.E., wenn es etc. etc.? Bei solchen Argumenten fragt es sich stets, ob dem Gesetzgeber nicht zuviel Logik zugemutet wird; ein analoger Fall ist z. B. die Unterscheidung zwischen Existenz und Zugehen der W.E., die vor allem auf das Wirksamwerden der W.E. im § 130 BGB. gestützt wird<sup>119</sup>). Und wenn nach §§ 119, 122 auch der seine W.E. Anfechtende selbst dann für das negative Interesse haftet, wenn er im unvermeidlichen Irrtum befangen war (Henle S. 144), so setzt das doch eine W.E. als solche voraus, kann also gegen die subjektive Theorie nicht ohne weiteres geltend gemacht werden. Es ist also immer wieder die Frage zu stellen, die für Henle freilich nur sekundäre Bedeutung hat: was ist unter dem Willen in der W.E. des BGB. zu verstehen? (S. 145) Und es ist ganz selbstverständlicherweise mit Henle darauf zu antworten: über ein Willenserfordernis in der Art des neueren Erklärungswillens ergibt sich nichts“. Würde Henle daher den Theorienstreit richtig verstanden haben und wäre ihm dessen Genesis bewusst gewesen, so wäre für ihn jetzt auch das Willensproblem gelöst. Leider ist dies jedoch nicht der Fall. Daher muss hier, wenn ich mit Henle den neueren Erklärungswillen verwerfe, nochmals die grundsätzliche Verschiedenheit der beiden Standpunkte betont werden. Und noch eins ist hervorzuheben: Wenn die Neueren vielfach den „neueren Erklärungswillen“ verlangen, so beruht dies immer auf einer Konzession an den grundsätzlich entgegengesetzten Standpunkt, sei dieses nun die Willens- oder die Erklärungstheorie; vor allem aber ist dieses Erfordernis bei Anhängern der letzteren auf das Bestreben zurückzuführen, das Rechtsgeschäft begrifflich einzuschränken, gerade weil sie das Erfordernis des Erfolgswillens fallen gelassen haben. Ob dieses Bestreben allerdings berechtigt ist, ist eine andere Frage.

(Fortsetzung folgt.)

---

<sup>119</sup>) Vgl. Oertmann, Kommentar z. allg. Teil S. 311ff. 401.



# Die Entstehung des Rechts.

Versuch einer Rechts-Werttheorie  
als Grundlage zu einer monistischen Rechtsphilosophie.

Von

**Dr. Andreas v. Máday,**

ao. Professor an der Juristischen Fakultät der Universität Neuenburg.

## I. Einleitung.

Indem ich diese Studie der Frage der Rechtsentstehung widme, tue ich es in der Hoffnung, einen bescheidenen Beitrag zu einer monistischen Rechtsphilosophie<sup>1)</sup> und zur einheitlichen Auffassung der Naturgesetze liefern zu können. Ich werde somit der Auffassung meines Lehrers Prof. Pikler folgen, indem ich den rationellen Charakter unserer Handlungen als eine Naturerscheinung betrachte. Auch will ich mich an das dynamische Prinzip des Prof. Ward halten, sowie an die energetische Auffassung des Prof. Ostwald, und dies umsomehr, als ich schon im Jahre 1907 den Wunsch ausgesprochen,<sup>2)</sup> das physische Gesetz der Erhaltung der Energie auch auf das soziale Gebiet angewendet zu sehen. Gleichzeitig will ich auch den hochwichtigen Standpunkt des Prof. Külpe würdigen, welcher dadurch, dass er die Handlungen auf Empfindungen der Lust oder des Schmerzes zurückführt, uns eine in der Tat naturalistische Grundlage geliefert hat, um die Erwägungen, welche einer Handlung vorausgehen, zu erklären.

Hingegen will ich entschieden denjenigen gegenüber Stellung nehmen, die es für unmöglich halten, die Naturgesetze auf das soziale Gebiet anwenden zu können. Hierbei werde ich es ausser acht lassen, ob das Misstrauen gegenüber dem naturwissenschaftlichen Charakter der Soziologie von denen herrührt, die sich noch immer nicht von der alten anthro-

<sup>1)</sup> Denen, die mir vielleicht im voraus den Vorwurf machen wollten, mein Unternehmen sei überflüssig, da bereits Prof. Stammler die monistischen Grundlagen der Rechtswissenschaft festgesetzt hat, will ich nur kurz erwidern, dass meiner Ansicht nach Prof. Stammler in seinem übrigens sehr wertvollen Werke mit Unrecht von „Monismus“ redet, da er keineswegs den Zusammenhang des Rechtes mit den übrigen Naturerscheinungen, sondern bloss den Parallelismus von Recht und Wirtschaft festgestellt hat, ähnlich wie dies als Arbeitshypothese in der Psychologie für die psychischen und die materiell-biologischen Erscheinungen angenommen wird.

<sup>2)</sup> Les bases psychologiques de la sociologie, Archives de Psychologie, T. VII, No. 25.

pomorphen Auffassung loslösen konnten, oder ob sein Ursprung in wissenschaftlichen Kreisen zu suchen ist.

Die erste Gruppe unserer Gegner kann übrigens heutzutage nicht mehr ernst genommen werden. Anders steht es hingegen mit der zweiten (der wissenschaftlichen) Gruppe, in welcher wir sowohl Fachmännern der politischen Wissenschaften, wie auch Naturforschern begegnen. Die Mehrheit der Rechtsphilosophen und Geschichtsforscher will in unseren Tagen noch nichts von der Verwandtschaft mit den Naturwissenschaften hören, weil die neue Richtung ihrem Formalismus zuwiderläuft. Sie wollen Erscheinungen studieren, an deren Gesetzmässigkeit sie nicht glauben, und sie bemerken nicht, dass ohne die Gesetzmässigkeits- oder Kausalitäts-Hypothese ihre Untersuchungen zwecklos bleiben. Die Naturforscher hingegen verkünden stolz die „Allgemeingültigkeit der Naturgesetze“ in dem Gebiete, in welchem sich ihre eigenen Untersuchungen bewegen, aber eines der wichtigsten Gebiete des Geschehens: das menschliche und soziale, betrachten sie als eine Ausnahme, indem sie die Anwendbarkeit der Naturgesetze auf die Gesellschaft rundweg verneinen.

Als Beispiel für die erste der beiden Richtungen will ich mich damit begnügen, die Ansicht Gustav Landauers zu zitieren, der in der ausgezeichneten Buberschen Sammlung: Die Gesellschaft sein Buch über die Revolutionen mit folgenden Worten beginnt: „Soziologie ist keine Wissenschaft; auch wenn sie es wäre, wäre die Revolution aus besonderen Gründen einer wissenschaftlichen Behandlung verschlossen“.

Für die Skepsis der Naturforscher möchte ich mich auf einen Franzosen: Prof. Le Dantec berufen. Seine Werke sind von der Idee durchdrungen, dass Messungen und Experimente das wesentliche Element jeder Wissenschaft sind, was ihm Gelegenheit gibt, mit einer gewissen Leichtfertigkeit zu erklären (*Définition de la science*, Paris 1908), dass „die wissenschaftlichen Wahrheiten nichts Gemeinsames mit dem haben, was man gewöhnlich die menschlichen oder sozialen Wahrheiten nennt“ (S. 6), denn — sagt er (S. 24) — „sobald es sich um ein lebendes Wesen handelt, ist der menschliche Beobachter entwaffnet“.

Gerade in der Absicht, solche Ansichten zu widerlegen, unternehme ich es, den Ursprung des Rechtes von einem psychologischen Standpunkt aus zu veranschaulichen, um mit

Hilfe von Tatsachen beweisen zu können, dass das Recht — das heisst jenes Prinzip, welches unter vielfachen Formen die Organisation der Gesellschaft bestimmt und ordnet — ein Naturprodukt ist.

Die Allgemeingültigkeit jener Naturkräfte, die das Weltall regieren, wurde im Prinzip zwar auch in der Soziologie behauptet (z. B. bei Spencer, der alles Leben und alle Evolution den Umwandlungen der Sonnenenergie zuschrieb), aber es wurde noch nicht mit Erfolg unternommen, auch eine lückenlose Kette des Kausalzusammenhanges zwischen einzelnen Gebieten des sozialen Lebens und den übrigen Naturerscheinungen herzustellen.

Wohl wurde aus dem Selbsterhaltungstrieb und dem Geschlechtstrieb der Egoismus und Utilitarismus, und aus diesen die Erscheinung des Klassenkampfes abgeleitet. Auch erklärte man, mit Zuhilfenahme der Psychophysik, Sprache, Spiel und Kunst aus Kraftentfaltung und Kraftüberschuss, folglich auf energetische Art, und schaltete hierdurch einen bedeutenden Teil menschlichen Gesellschaftslebens in das monistische Weltssystem ein.

Aber ein grosses Gebiet sozialen Lebens, und zwar gerade das Wichtigste — weil das Allgemeinste —, welches alle anderen sozialen Erscheinungen beeinflusst und regelt: das Recht, wurde bisher noch nicht auf naturwissenschaftliche Grundlage zurückgeführt. Ohne dem aber ist und bleibt die monistische Gesellschaftsauffassung nur ein *pium desiderium*.

Welches rechtsphilosophische oder soziologische Werk wir auch in die Hand nehmen, stets wird es uns auffallen, dass das Recht, als solches, gar keinen gemeinschaftlichen Zug mit anderen Naturerscheinungen aufweist. Die Lehre der Energie, deren Geltung bis auf die Meisterwerke Beethovens oder Liszts verfolgt werden kann, scheint machtlos zu werden vor der Norm: dem Gesetz und der Sitte.

In der Ueberzeugung, dass der Soziologie, wenn sie als Naturlehre der Gesellschaft gelten will und der Rechtsphilosophie, wenn sie einen wissenschaftlichen Charakter annehmen will, nur die Wahl freisteht: monistisch zu werden oder überhaupt nicht zu sein, hoffe ich, durch die Theorie, die ich hier auseinandersetzen werde, einen Beitrag zur Verwirklichung dieses gemeinsamen Ideales der Soziologie und der Rechtsphilosophie liefern zu können.<sup>3)</sup>

<sup>3)</sup> Ich habe diese Richtung schon im Jahre 1904 eingeschlagen, indem ich in meinen „Sozialpolitischen Vorträgen“ (in Budapest als Lithogramm er-

## II. Der natürliche Ursprung des Rechts.

Als Ausgangspunkt meines Versuches betrachte ich die naturwissenschaftliche Tatsache, dass der Mensch (wie auch die anderen Lebewesen) durch Bedürfnisse, denen der Selbsterhaltungstrieb und der Geschlechtstrieb zugrunde liegen, zur rationellen Anschaffung von Werten gezwungen wird. Alles was die Befriedigung irgend welcher Bedürfnisse ermöglicht, hat Wert, und da unser ganzes Leben in der Befriedigung unserer vielfachen Bedürfnisse besteht, ist unser ganzes Leben auf eine Tätigkeit zurückzuführen, welche Werte verschafft oder zu verschaffen bestrebt ist.

Wenn nun der einzige Zweck, das einzige Prinzip unserer ganzen Tätigkeit in der Absicht besteht, Werte anzuschaffen, so müssen dieses Prinzip und dieser Zweck notwendigerweise auch für das Recht gelten. Wenn der Mensch in seiner materiellen Tätigkeit, wenn er sein Haus vermietet, seine Arbeitskraft verdingt, sich Stiefel kauft, ein ökonomisches und rationelles Wesen ist, können diese Eigenschaften, die aus seinem Charakter entspringen, nicht verschwinden, wenn er Rechte fordert, wenn er einen Abgeordneten wählt, oder wenn er für ein Gesetz stimmt.

Ist es möglich diese Hypothese zu beweisen? Kann man es beweisen, dass die Entstehung des Rechtes ebenfalls ökonomisch und rationell ist? Kann man es beweisen, dass der Zweck des Rechtes ebenfalls eine Befriedigung von Bedürfnissen, und folglich eine Anschaffung von Werten ist?

Unsere Antwort lautet bejahend.

---

schienen) die Rechte der Individuen als Äquivalent ihres Wertes betrachtete. Ich habe die ganze Theorie 1906/07 kurz zusammengefasst in meinen „Grundlagen der Soziologie“ (Ungarische Handelsencyclopedie des Dr. Schack, I. Band). Ich habe mich auf diese Theorie berufen in meinen „Bases psychologiques de la sociologie“ Genf 1907 und in meinen Artikeln „Recht“ und „Gesellschaft“, erschienen in Prof. Friedrichs Anthropogeographie im Geographischen Jahrbuch (Gotha, Band XXXII, 1909). Dann habe ich dieselbe Idee kurz im „Almanacco del Coenobium pel. 1910“, Lugano, unter dem Titel: „Pour une Philosophie moniste du Droit“ entwickelt, und endlich am Genfer Psychologen-Kongress 1909 in einem Vortrage veröffentlicht, dessen Text in Paris bei Giard und Brière unter folgendem Titel erschienen ist: „Essai d'une explication sociologique de l'origine du droit. Théorie de la valeur des droits“.



Wir behaupten, dass das Recht kein künstliches<sup>4)</sup> Produkt des Gesellschaftslebens ist, welches mit der Natur nichts Gemeinschaftliches hat, sondern dass es gleichzeitig mit dem Gesellschaftsleben selber entsteht und notwendigerweise überall entstehen muss, wo Lebewesen zusammenwirken. Jedes Verhältnis zwischen zwei Lebewesen (und sogar zwischen einem Lebewesen und einem leblosen Dinge) ist notwendigerweise ein Rechtsverhältnis, welches durch Anschaffung oder Sicherung von Werten zur Befriedigung der Bedürfnisse der beiden, oder wenigstens des einen Teiles, dient.

Untersuchen wir nun die verschiedenen Formen, welche dieses Prinzip im Leben annimmt!

### III. Das Recht des Schwächeren und seine drei Formen.

Die Urform der Erwerbung von Werten ist diejenige, wo der Bemächtigung, der Besitzergreifung über einen Teil unserer Umgebung sofort die Verzehrerung desselben folgt. Es ist dies die unmittelbare Konsumption des Schwächeren durch den Stärkeren, so zum Beispiel, wenn ein Mensch eine Frucht pflückt oder ergreift und verzehrt, oder wenn ein Raubtier seine Beute erreicht und verschlingt. In diesem Falle entsteht gar kein Verhältnis zwischen den beiden Teilen, weil ein Verhältnis doch ein (wenigstens relativ) beständiges Element voraussetzt. Darum ist auch das sogenannte „Recht des Stärkeren“ kein Recht im wissenschaftlichen Sinne, weil es sich bloss in der einfachen Vertilgung des Gegners offenbart.

#### 1. Rechte als Aequivalente des Konsumptionswertes. Das Ersparen.

A. Der erste Keim eines Verhältnisses zwischen einem Individuum und seiner Umgebung entsteht erst in Form der **Ersparnis**. Diese besteht darin, dass der Besitzer einen Gegenstand, welcher für ihn einen **Konsumtionswert** hat, nicht sofort verzehrt, sondern für eine mehr oder minder geraume Zeit aufbewahrt. Diese Aufbewahrung ist es, durch welche der unilaterale Zustand des Lebewesens gegenüber seiner Umgebung aufhört und zu einem Verhältnis wird.

<sup>4)</sup> Wir nehmen hier das Wort „künstlich“ als gleichbedeutend mit naturwidrig oder übernatürlich. Es ist selbstverständlich, dass im wissenschaftlichen Sinne auch das Künstliche naturgemäss und natürlich ist.

Wenn in dem Falle der unmittelbaren Konsumption, das heisst im Kampfe aller gegen alle (*bellum omnium contra omnes*) die Interessen des Konsumierenden und seiner Beute diametral entgegengesetzt waren, so kann hingegen in der Ersparnis schon eine minimale Interessensharmonie konstatiert werden, welche auf der Tatsache beruht, dass das Interesse des Konsumierenden (des Stärkeren), einen Körper (einen Gegenstand) — wenn auch nur für einen begrenzten Zeitraum — aufzubewahren, mit der natürlichen Tendenz desselben Körpers: weiter zu existieren, zusammen trifft.

Wenn in der unmittelbaren Konsumption, im Universal-kampfe, alle Vorteile dem Stärkeren (im soziologisch mannigfachen Sinne des Wortes), dank seiner Kraft, zugesichert werden, so bekommt hingegen in der Ersparnis der Schwächere die — zwar zeitlich begrenzte — Versicherung der Erhaltung seiner Existenz, mit anderen Worten, die (zeitlich begrenzte) Anerkennung seiner Existenzberechtigung, seines „Rechtes aufs Leben“.

Die Naturerscheinung der Ersparnis beweist uns, dass das erste rudimentäre nur noch relativ beständige Verhältnis zwischen den Individuen (Körpern) notwendigerweise gleichzeitig das erste Rechtsverhältnis ist. Sie zeigt uns auch, dass der Schwächere das Recht seinem Werte zu verdanken hat, und dass ein Recht eben nichts anderes als das Aequivalent eines Wertes ist.

B. Eine vollkommenere Form der Ersparnis bilden jene Fälle, in welchen das dem Schwächeren zugesicherte (wie wohl zeitlich begrenzte) Recht sich nicht in der einfachen Duldung seiner Existenz erschöpft, sondern auch eine gewisse positive Tätigkeit seitens des Stärkeren enthält, welche in dem Schutze der Existenz des Schwächeren gegenüber anderen Mächten besteht. Die Mächte, gegenüber welchen der Stärkere das Existenzrecht des Schwächeren verteidigt, können ebensowohl Naturkräfte im engeren Sinne des Wortes sein (z. B. man verteidigt das Brot gegen Schimmel oder das Obst gegen Fäulnis), wie auch andere Lebewesen, die dieselben Bedürfnisse haben wie der Stärkere selbst (z. B. man hütet sein Schlachtvieh gegen die Wölfe).

## 2. Rechte als Aequivalente des Produktionswertes. Die Ausbeutung.

In dem soeben besprochenen Falle der Ersparnis war der Endzweck des dem Schwächeren zugesicherten Existenzrechtes: seine Vernichtung durch Konsumption, und demzufolge ist auch dieses Recht auf Existenz nur problematisch, relativ. Erst wenn der Schwächere in den Augen des Stärkeren anstatt des Verbrauchswertes einen neuen Wert: den **Produktionswert** gewinnt, vollzieht sich in dem Verhältnisse der beiden eine wesentliche Veränderung. Der Produktionswert des Schwächeren wird für diesen zu einer Quelle neuer im Vergleich mit der schon besprochenen, niedrigsten Rechtsstufe bedeutender Rechte, welche ihm nunmehr positive Vorteile verschaffen, nämlich die beständige und systematische Sicherung seiner Existenzberechtigung (Recht aufs Leben). Dies geschieht dadurch, dass der Stärkere — um sich die Produktionswerte des Schwächeren zu sichern, zur Lieferung oder Sicherstellung des Minimums der für den Lebensunterhalt des Schwächeren notwendigen Konsumptionswerte bewogen wird. Dieses Verhältnis nennt man **Ausbeutung (Exploitation)**.

Es mangelt nicht an Beispielen, um das Phänomen der Exploitation zu beleuchten. Eines der bekanntesten und typischen Beispiele ist die Ausbeutung des Bodens im Ackerbau; aber dasselbe Verhältnis ist auch eine der verbreitetsten Formen der Rechtsverhältnisse unter den Menschen. Die Rolle, welche es im Gesellschaftsleben spielt, ist so bedeutend, dass es wissenschaftliche Schulen gibt (so die sozialistische), welche in der Ausbeutung einer Klasse durch die andere das allein herrschende Prinzip, ja sogar ein „ehernes Gesetz“ der heutigen Gesellschaft erblicken.

## 3. Rechte als Aequivalente des Tauschwertes. Die Kollaboration.

Ausser dem Konsumptions- und dem Produktionswerte kann die Umgebung des Menschen (des Lebewesens) noch eine dritte Wertform, nämlich die des **Tauschwertes** haben. Diese Rechtsform wird zur Quelle eines neuen Rechtsverhältnisses: der **Kollaboration**.

Die Kollaboration spielt besonders in den Verhältnissen von Mensch zu Mensch eine bedeutende Rolle, und mit den Fortschritten der Zivilisation wird ihr Gebiet immer mehr er-

weitert, und zwar auf Kosten der beiden anderen Wertformen, welche mehr und mehr zurückgedrängt werden. So hat also der Mensch, welcher für die Anthropophagen bloss einen Konsumptionswert besass, und welcher späterhin dank seinem Produktionswerte Sklaventum und Leibeigenschaft gekannt, allmählich, dank seinem Tauschwerte, eine Gleichstellung durch Kollaboration erlangt. Das Phänomen der Kollaboration entsteht überall, wo die Individuen das Interesse haben, sich fremde Werte anzueignen, ohne gleichzeitig jene Kraftüberlegenheit zu besitzen, welche nötig wäre, um das Ziel durch Zwang und Willkür zu erreichen. Dieses ist gleichbedeutend damit, dass mit der Erscheinung der Kollaboration der Unterschied zwischen dem Stärkeren und dem Schwächeren verschwunden ist.

### Beispiele.

Nun wollen wir die obigen Behauptungen durch einige Beispiele klar machen; nur müssen wir bemerken, dass die drei obenerwähnten Rechts- und Wertverhältnisse nur selten in ihrer typischen Form vorkommen, sondern meistens als Kombinationen erscheinen. Hieraus folgt, dass die Anwendung meiner Theorie auf Einzelfälle stets eine recht gewissenhafte Untersuchung des Tatbestandes erheischt.

Schon das obenerwähnte Beispiel, wo die zeitlich beschränkte Aufbewahrung eines Konsumptionswertes einer gewissen Tätigkeit seitens des Stärkeren bedarf, um den Schwächeren gegen schädliche Einwirkungen zu schützen —, war ein Uebergang von der Ersparnis zur Exploitation. Jemand, der sein erspartes, in Aktien angelegtes Kapital nur als Konsumtionswert betrachtend verzehrt, indem er es von Jahr zu Jahr in gleichmässiger Proportion vermindert, da er zu diesem Zwecke eine Korrespondenz führen — Besorgungen und Schritte machen — sich gegen Diebe schützen — usw. muss, unterscheidet sich in seinem Verhalten nur sehr wenig vom gewissenlosen Ackerbauer, der das von ihm ausgenützte Feld, das doch für ihn einen Produktionswert haben sollte, beinahe methodisch entwertet, indem er dem Boden von Jahr zu Jahr weniger zurückgibt, als er ihm abnimmt.

Ein nicht minder interessantes Beispiel ist jenes, wo dasselbe Rechtssubjekt periodisch seinen Wert ändert. Dies ist für das Jagdwild, in seinem Verhältnis zum Menschen, der Fall. Das Jagdwild ändert jährlich zweimal



seinen Wert. In der sogenannten Jagdsaison hat das Wild einen reinen Konsumptionswert, welcher es für die Jäger vogelfrei macht und ihm bloss das zweifelhafte Recht, gegen die Wildschützen verteidigt zu werden, zusichert. Hingegen während der Schonperiode hat das Jagdwild durch seine Vermehrung einen Produktionswert, welcher ihm nicht nur das blossе Recht aufs Leben, sondern nötigenfalls auch das Recht auf Nahrung verschafft. Ich glaube, es ist schwer, einen schlagenderen Beweis für die Gültigkeit meiner „Rechtswerttheorie“ zu finden.

Ein Beispiel für die Kombination der zweiten und dritten Rechtsform können wir oft im modernen Gesellschaftsleben antreffen. So sehen wir, dass die Arbeitgeber, die als Ausbeuter nur den produktiven Wert ihrer Arbeiter in Betracht nehmen und folglich diesen Arbeitern nur das Existenzminimum zu sichern bereit sind, sich unter Umständen dennoch entschliessen, höhere, das Minimum übertreffende Löhne zu zahlen, weil die Arbeiter gleichzeitig auch Konsumenten sind, deren Tauschwert man erhöhen möchte.

Beim Lichte der Rechtswerttheorie können wir auch die scheinbar so verwirrten Ursachen jener Rechtsverschiebungen erkennen, die im Laufe der Zeit zwischen den einzelnen Klassen stattgefunden haben.

So ist es zum Beispiel unzweifelhaft, dass die Erfolge des Feminismus in unseren Tagen, namentlich die Erweiterung der Frauenrechte, in kausalem Zusammenhange mit jener Wertsteigerung sind, welche die Frau durch intensivere Kultur, national-ökonomische Wirksamkeit, wissenschaftliche Kenntnisse und Teilnahme an sozialen Werken errungen hat.

Aber auch für kompliziertere soziale Probleme gibt uns die Rechtswerttheorie den Schlüssel, so zum Beispiel für den scheinbar widersprechenden Fall, wo der Wert eines Individuums sich verringert, während sein Recht trotzdem erweitert wird. Ähnliche Erscheinungen sind stets Kombinationen und können erklärt werden, sobald man dieselben auf ihre Elemente auflöst. Als Beispiel hierfür wollen wir die allgemein bekannte historische Tatsache anführen, dass die rechtliche Lage der Leibeigenen in mehreren Ländern gerade zu einer Zeit gebessert wurde, als ihr Wert, teils durch Anwachsen ihrer Bedürfnisse, teils durch die Notwendigkeit von der extensiven Landwirtschaft auf die intensive überzugehen — gesunken ist. Das Rätsel ist leicht zu lösen, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass die

Emanzipation der Leibeigenen nicht ein Werk der Gutsbesitzer, sondern vor allem die Tat des ganzen Staates, resp. der Gesetzgebung gewesen ist, und dass die Hörigen, wenn sie auch als landwirtschaftliche Arbeiter an Wert verloren, hingegen gleichzeitig einen neuen und zwar höheren Wert auf einem anderen Gebiete, nämlich für die emporstrebende Industrie und den Industriefördernden Staat erhielten. Nicht für den Wert, den sie als Landarbeiter verloren, sondern für den, den sie als Fabrikarbeiter gewannen, erhielten sie Rechte.

Die Rechtswerttheorie findet für diesen scheinbar so komplizierten Fall eine so klare Anwendung, dass man sogar den Wertunterschied, welcher zur Zeit der Entwicklung der Grossindustrie zwischen Landarbeitern und Fabrikarbeitern bestand, mit dem entsprechenden Rechtsunterschiede messen kann: das Freizügigkeitsrecht ist das Mass dieses Unterschiedes; man hat es den Leibeigenen bewilligt, um die in der Landwirtschaft entwerteten Arbeiter in die Industriestätten herüberziehen zu können.

(Schluss folgt.)

## Der Streit der Prozessparteien.

Von

Prof. Dr. Hans Reichel in Jena.

Die holländische Original-Ausgabe des den Gegenstand dieser Anzeige bildenden Buches trägt (verdeutsch) den Titel: „Die Unzweckmässigkeit von Streit zwischen prozessierenden Parteien“. Dieser Titel könnte die Meinung erwecken, als sei der Verf. ein Gegner der von Jhering in seinem „Kampf ums Recht“ entwickelten Gedanken. Dem ist jedoch nicht so. Denn Jherings Gedankengänge liegen auf anderem Gebiete. Jhering sucht zu beweisen — ob mit Erfolg, bleibe dahingestellt —, dass es Pflicht des in seinem Rechte Gekränkten sei, gegen den Verletzer die gerichtliche Hilfe anzurufen. Ueber die Art und Weise dagegen, in der die Anrufung und Gewährung der richterlichen Hilfe vor sich gehen soll, lässt sich J. nicht aus. Das vorliegende Buch hinwiederum lässt die Frage, ob und wann die Anstrengung eines Prozesses sachlich geboten sei, völlig ausser Betracht. Untersucht wird vielmehr lediglich die Art und Weise, in der Parteien, Anwälte und Richter bei Durchführung des Prozesses sich zu verhalten haben, um auf rechtem Wege ein erspriessliches Ergebnis zu erzielen. Die Art und Weise, in der dies bislang geschieht, wird vom Verf. einer scharfen Kritik unterzogen. Der heutige Prozess ist nicht viel anders als eine organisierte Boxerpartie, bei der der Stärkere, d. h. Gewandtere,

Skrupellosere, über den Schwächeren. d. h. weniger Geriebenen zumeist den Sieg davonträgt (54). Nicht die Herbeiführung einer sachgemässen Entscheidung, sondern einzig und allein der schrankenlose Obsieg ist das Ziel der rein einseitig orientierten Parteihandlungen. Der Meister im Lügen und Beinestellen gewinnt den Kampf (59). Streitsucht, Erbitterung, Schadenfreude wird grossgezogen. Die Anwälte werden zur Rabulisterei verleitet. Einer objektiven Wahrheitsermittlung werden alle nur möglichen Schwierigkeiten bereitet. Als ultima ratio figuriert das sogenannte Beweismittel des Parteieides. Das Ergebnis ist ein Urteil, das den Knoten zerhaut, statt ihn zu lösen.

Ein solcher Prozess widerstreitet den Zwecken des Rechts. Zweck des Rechts und so auch Zweck des Prozesses ist Frieden. Ein gesunder Prozess ist demnach nur der, der die Parteien, soweit möglich, zu friedlichem Zusammenwirken zwingt, hierdurch aber den Richter instand setzt, die Parteien schiedlich-friedlich auseinanderzusetzen. Bedeutsame Ansätze in dieser Richtung enthält die österr. ZPO. von 1895 (78). Diese Ansätze sind organisch weiterzuentwickeln. Zu beseitigen ist insbesondere die schematische Aufbürdung aller Streitkosten auf den in letzter Instanz Unterliegenden; an ihrer Stelle ist eine der Billigkeit entsprechende Kostenkompensation wieder einzuführen. Zu beseitigen ist weiter der Uebelstand, dass bei einem non liquet nur entweder zu des Beklagten oder zu des Klägers Gunsten, je nach Beweislast, entschieden wird; für solche Fälle wird vielmehr — nach Magnauds Vorgang — eine salomonische Teilung auf Grund verständiger Interessenabwägung befürwortet. Schreibt doch solche Teilung in manchen Fällen schon das G. setz vor (§§ 254, 920 BGB., § 736 ZPO.).

Dies ein magerer Abriss der leitenden Gedanken dieses Buches. Mit Geist und Herz geschrieben, überträgt es die im neuesten Völkerrecht gepflegte Friedensidee auf den Krieg des Privatrechts. Wie der Haager Schiedsgerichtshof im Casablanca-Fall zwischen Deutschland und Frankreich, so soll der Prozessrichter zwischen den Prozessparteien den friedlichen Vermittler machen. Eine Ethisierung des Prozesses, eine wahrheitsgemässere und gerechtere Entscheidung wird, so hofft Verf., der Lohn sein.

Manchem deutschen Juristen werden des Verfs. Ausführungen ziemlich utopisch erscheinen. In Wahrheit sind sie es nicht. Uebertragen wir nämlich den prozessualen Grundgedanken des Buches in die technische Sprache des deutschen Juristen, so können wir sagen: der Verf. erstrebt eine Ausdehnung gewisser Grundsätze der freiwilligen Gerichtsbarkeit auf das Verfahren in Sachen der streitigen. So gefasst, wird der Gedanke auch konservative Juristen zum mindesten nicht ganz fremd anmuten. Hat doch auch unser BGB. in manchen, freilich noch immer viel zu wenig Fällen, die Entscheidung streitiger Fragen geradezu in die Hand des Richters der freiwilligen Gerichtsbarkeit gelegt.

---

\*) Dr. C. A. J. Hartzfeld, Rechtsanwalt und Hilfsrichter in Amsterdam. Der Streit der (Prozess)parteien. Versuch einer soziologischen Betrachtung der Zivilrechtspflege. Uebersetzt aus dem Holländischen. Berlin (Puttkammer und Mühlbrecht) 1911. 144 S.

Noch nicht Stellung genommen ist hiermit freilich zu der weiteren Frage, ob und inwieweit es dem Richter freistehen soll, in gewissen zweifelhaften Fällen nicht „entweder — oder“, sondern „halb und halb“ zu entscheiden. Ein lebhaftes Kopfschütteln macht sich bemerkbar. Indessen bedenken wir, dass des Verfs. Vorschläge nicht *de lege lata*, sondern *de lege ferenda* zu verstehen sind. Als solche aber aufgefasst, verdienen sie gewiss ernste Erwägung. Jeder erfahrene Richter wird bestätigen, dass es Prozesse genug gibt, an deren Ende er genau weiss, dass annähernd gleich gute Gründe für die Abweisung wie für die Verurteilung sprechen; dass er mithin die eine wie die andere nur mit halbem Herzen aussprechen kann. Es wäre gewiss sehr zu begrüßen, wenn sich eine gesetzliche Formel finden liesse, die in solchen Fällen den Richter zu einer Entscheidung ermächtigte, die das Für und Wider in gleicher Weise in die Wagschale fallen liesse.

Eine abschliessende Stellungnahme lässt sich im Rahmen einer kurzen Anzeige nicht verantworten. Referent behält sich vor, bei anderer Gelegenheit auf das sehr beachtenswerte Buch zurückzukommen, und empfiehlt seine Lektüre aufs wärmste allen denen, die, überdrüssig einer unfruchtbaren Nörgelei, positive Verbesserungsvorschläge eines kundigen Fachmannes zu vernehmen und ernstlich zu prüfen gewillt sind.

## Zur Würdigung der scholastischen Philosophie und Rechtslehre.

Von

Dr. Theodor Sternberg.

In den üblichen Aufzählungen der kulturhistorischen Materialien, aus denen das moderne Recht sich aufbaut, wird die Leistung des Mittelalters meist (wenn nicht allgemein) unter dem Titel „Das kanonische Recht“ eingeführt, ohne dass dieses, zum mindesten in den Lehrvorträgen und Kompendien, auch nur ein wenig in seine geistigen Teilfaktoren weiterhin zerlegt würde . . . sehr zum Schaden des soziologischen und psychologischen Verständnisses, zum Schaden einer wirklichen historischen Einsicht, an deren Stelle fast durchweg nur eine, wenn auch oft umfassende Sammlung literär- und quellengeschichtlicher Daten steht. Entwicklungsgeschichte fehlt nicht ganz und nicht überall, aber auch sie wird mehr äusserlich behandelt, als nach dem Stande unserer Hilfsmittel nötig wäre.

Es fehlt an der Einführung der Juristen in die mittelalterliche Weltanschauung. Wie viele Juristen erfahren überhaupt (abgesehen von einigem oberflächlich-ehrfürchtigen Anstaunen der am Eingang der Strafrechtslehrbücher aufgestellten kümmerlichen Schematismen von „Vergeltungstheorie“, „Zwecktheorie“, „Vereinigungstheorie“), dass Strafrecht, und gar dass im Grunde jede juristische Einzeldisziplin etwas mit Weltanschauung zu tun hat! Kirchenrechtslehrer,



und wohl die meisten, bringen es fertig, ihr Kolleg zu lesen, ohne ihren Hörern das Mittelalter auch nur im geringsten geistesgeschichtlich nahe zu bringen; die Erfolge sind denn auch danach. Und wer erfährt gar, dass im Ganzen und in jeder Einzeldisziplin der Jurisprudenz Weltanschauung nicht nur in die „allgemeinsten Fragen“ eingreift, sondern dass fast jede Einzelheit Sache der Weltanschauung ist, dass um die kleinen langsamen Schneckenfortschritte der Rechtsdoktrin, des Rechtsbewusstseins an allen Ecken und Enden Titanenkräfte ringen?

Ein *circulus vitiosus*. Man weiss es nicht, weil man jenes „eine Stufe der Entwicklung bildende kanonische Recht“ nicht als Kulturercheinung zerlegend untersucht, und man untersucht es nicht, weil man von jenen Kräften nichts weiss.

Schon damals herrschte Arbeitsteilung; der Jurist arbeitet anders als Praktiker denn als Theoretiker (Kantorowicz, Albertus Gandinus und das Strafrecht der Scholastik I Die Praxis. S. VII), als juristischer Theoretiker sogar bisweilen ein wenig anders denn als Philosoph, weil für den Philosophen denn doch trotz der angestrebten Universalität der enzyklopädischen Summen- und Thesaurengelehrsamkeit das *corpus iuris* etwas im Hintergrunde steht, das, von den ersten Glossatoren an, trotz *canones* und *decreta*, Tradition und heiliger Schrift und trotz zeitweiliger Zurückdrängung der Legisten in Italien und Deutschland des Juristen ein und alles ist.

Trotz der sachlichen Unterschiede in Praxis und Theorie, die eine neu-aufkeimende Forschung im Lichte eines neuen Tages weist, arbeiten Rechtssprechung und Büchererzeugung in der Form nur für die Praxis: sie wollen dem praktischen Juristen und dem nach der Legalordnung exegierenden Rechtslehrer (der auch damals beileibe „nur das notwendigste“ bieten sollte) bequem sein.

Sie arbeiteten, die Büchererzeuger, ohne rechten Unterschied zwischen Schriftstellern und Schriftstehlern, dessen Mangel wir Heutigen freilich nach einem ganz falschen Massstab beurteilen. Wir vergessen, was das Schreiben können an sich für ein Ansehen genoss, so dass schon der Schreibkünstler als solcher ein Produzent und Kopfarbeiter von Bedeutung ist. Da schreiben Autoren ab und Abschreiber machen Zusätze. Schon deshalb, weil wohl oft junge Gelehrte Erwerbs halber oder um ein würdig Pergamen schwarz auf weiss zu besitzen oder auch nur zwecks besseren Erlernens Abschriften gemacht und, wo sie konnten, stolz das ihre dazugegeben haben. Der Unterschied zwischen Reproduktion (Vervielfältigung) und Urheberleistung ist so einigermaßen verwischt; eine solche Abschrift ist ja noch nicht einmal Vervielfältigung im modernen Sinne; die Funktion des Drucks fällt aus, für Gedrucktes im Gegensatz zum nicht für den Druck bestimmten den Anspruch, die Vermutung der Originalität zu begründen. Die ganze Psychologie des Druckens und Gedrucktheits fehlte noch. Auch der Grad ethischen und ästhetisch-literarischen Feingefühls, der ein Autorrecht verlangt, ist noch nicht da, es kam langsam und hatte seine Entwicklung. (Die Geschichte des Urheberrechts hat sich mit diesen Dingen noch wenig beschäftigt. Sie pflegt einseitig darauf hinzuweisen, dass der Druck eine kapitalistische Ausnutzung der schriftstellerischen Leistung ermöglichte.)

Aus all diesen Gründen war in juristischen Schriften Ideenreichtum und Gedankentiefe nicht wesentlich begehrt.

Aber wenn die Juristen in ihren juristischen Schriften den Gedankenreichtum und die Tiefe ihrer Zeit nicht zur Schau stellten, so haben sie sie doch besessen, wenigstens die Grossen unter ihnen, die Schöpfer aus dem Vollen, wie Bartolus. Das kanonische Recht ist erfüllt von der grossartigen wissenschaftlichen Theologie und theologischen Philosophie der Zeit, und diese ist, was zu oft vergessen wird, Ausdruck alter, reifer Kultur; jahrtausendelanger ununterbrochener Kultur . . . . . leidend fast mehr daran, dass sie Ueberreifes, längst Abgestorbenes, Vermorschtes mit sich schleppt, als an jugendlich unbefohlenen und täppischem Draufgehen. Sie unterscheidet sich nicht, wie man früher meinte, von den angeblich ununterbrochenen Geisteskulturen Indiens und Chinas, sie reicht nach Babylon zurück, trägt Aegypten, Israel, Persien, Hellas und Rom in sich, und jene ost- und südasiatischen Kulturen und Ideen sind ebenso erschüttert und von keilenden aber nie durchtrennenden Hieben angeschlagen worden wie die unsrige.

Ältestes, reifes, überreifes Denken, getaucht in alle Gründe und Abgründe menschlichen Empfindens, berauscht von allen Schauern überwältigten Gottahnens, verzweifelte Gottsuchens; Schönheit in ihrer höchsten Verklärung und entartetsten Ueberreizen genossen, Weltherrschaft in ihrem Kämpfen, Triumphieren und ihrem Fallen durchlebt, . . . . . das ist das Geistige, das Menschheitsbewusstsein, das im „kanonischen Recht“ pulsiert. Was weiss von diesem Geiste unser selbstzufriedener Modernismus, unser alexandrinischer Registratoreneifer von ihm, und vor allem, was wissen wir von seinem Verhältnis zum kanonischen Recht? Wessen einführendes Verständnis hat die psychologischen Sondergebilde durchdacht, die der nicht ganz zurückgedämmte Einbruch der jungen germanischen Spekulation als Komplikationen und merkwürdige, den alten nicht gleichende Rückbildungserscheinungen ergab?

Einige ahnen, andere wissen sogar etwas davon; K o h l e r gab Anregung, als er, nicht ohne Kopfschütteln der Zunft, D a n t e den Dichter in seiner strafrechtlichen Zeitschrift zur Erscheinung brachte; und einige jüngere, sehr wenige, entschlossen sich ihm zu folgen . . . . . doch wie unendliches ist noch zu tun!

Wenn wir denn das tun, was hierin zu tun ist, so werden wir etwas gewinnen, was man allgemein wohl nicht erwartet: nicht Ausdehnung nur, wie die oberflächliche Meinung sein mag, schenkt uns dieses Wissen, sondern, was jedes wertvolle, jedes wissenschaftliche Wissen bieten muss: V e r e i n f a c h u n g, Vereinfachung, die zu neuer, wirksamer Synthese hilft. Genau so wie unsere rechtvergleichende Forschung nicht, törichter Ansicht nach, „durch Materialhäufung die Übersicht unmöglich macht“, sondern gerade durch Darreichung neuer Grundgedanken Zusammenfassungen erreicht, Synthesen, die romanistische und germanistische Eigenbrödelei sich niemals träumen liessen. Wir durchforschen den mittelalterlichen Geist zum Zwecke lichteren Erkennens unseres eignen; die Scholastiker, die grössten Haarspalter und Verwirrer, würdige Vorbilder ihrer würdigen begriffsjuristischen Enkel, sie müssen heran und ihre Schuld abbüssen, indem sie uns helfen . . . . . zur Vereinfachung (allerdings auch zu einer Komplikation sollen sie uns helfen, die

wir sehr nötig haben und die sie besaßen: eines in der Tiefe gegliederten Innenlebens).

Eine der einfachsten Vereinfachungen, eine der bescheidensten und nächstliegenden, trivialsten: Es ist so vieles dagewesen, was, nachdem wir es haben neu schreiben, drucken und binden lassen, wir für original halten: wir finden Rat für moderne juristische Nöte in alten Schriften, wenn wir sie nur suchen wollen und sie verstehen können, und hunderte von wichtigen Büchern dürften ungeschrieben bleiben, wenn wir ein ganz klein wenig minder als intellektuelle Parvenus aufträten (alle 30 Jahre ein und dieselbe Reform der Wissenschaft erzeugend) und unserer geistigen Ahnen, wie es sich ziemt und wie es vornehm ist, gedächten. Das ist nicht Historismus, aber historischer Sinn.

---

### III.

## Gesetzgebungsfragen.

---

### Die Reform des Schwurgerichts.

Von

Geh. Hofrat Dr. K. v. Lilienthal,

o. Professor der Rechte an der Universität Heidelberg.

Die Frage, ob Laien zur Mitwirkung bei der Strafrechtspflege zu berufen seien, scheint heute erledigt. Wenn auch begreiflich genug eine nicht unerhebliche Zahl von Richtern in deren Bejahung ein unverdientes Misstrauen erblickt und auch vom formaljuristischen Standpunkte aus theoretische Bedenken immer wieder erhoben werden, so ist die ganze Forderung doch so volkstümlich, dass die Gesetzgebung zu Zugeständnissen genötigt sein wird. Wie gross sie tatsächlich sein werden, steht freilich dahin. Der jetzt dem Reichstag vorliegende Entwurf einer Novelle zum Gerichtsverfassungsgesetz und einer Strafprozessordnung will bekanntlich Laien in allen Gerichten erster Instanz, mit Ausnahme des Reichsgerichts, zur Mitwirkung berufen und zwar regelmässig als Schöffen und nur ausnahmsweise als Geschworene. Das erscheint sehr viel und ist doch sehr wenig. Denn in der Berufungsinstanz, die freilich für die Schwurgerichte nicht in Betracht kommt, entscheiden ausschliesslich rechtsgelehrte Richter. Der Entwurf legt es also für weitaus die meisten Fälle vollkommen in die Hände der Staatsanwalt-

schaft in Zukunft die Laienrechtsprechung zu einem tatsächlich bedeutungslosen Vorspiele zu machen. Sich damit zu begnügen, wäre von seiten der Freunde der Laienrechtspflege ein Beweis ausserordentlicher Bescheidenheit.

Aber ganz abgesehen davon bleibt auch nach dem Entwurfe, die weitere Frage noch offen, ob die Zuziehung der Laien als Schöffen oder als Geschworene erfolgen soll. Der gegenwärtige Zustand, den der Entwurf fort dauern lassen will, dass nur in den schwersten Straffällen Schwurgerichte entscheiden, ist zweifellos wenig folgerichtig. Er enthält die stillschweigende Anerkennung der grösseren Sicherheit schwurgerichtlicher Entscheidung und legt damit die Frage nahe, warum man sich denn in weitaus den meisten Fällen mit dem weniger guten Gerichte begnügen soll. Sein Entstehen erklärt sich aus der Geschichte unserer Strafrechtsreform, die sich in ausserordentlicher Abhängigkeit von dem Vorbilde Frankreichs vollzogen hat, seine Fortdauer daraus, dass die Schwurgerichte, eben diesem Vorbilde entsprechend, eine so schwerfällige Form erhalten haben, dass sie wirklich als regelmässige Strafgerichte nicht verwendet werden könnten. Hinzu kommt freilich, dass die ursprüngliche Begeisterung für die ganze Einrichtung stark geschwunden ist. Von vornherein verdankte das Schwurgericht seine Entstehung in Deutschland wie in Frankreich weit mehr politischen als juristisch-technischen Erwägungen. Ein Schutzmittel der politischen Freiheit ist es längst nicht mehr, dafür haben die Zuständigkeitsbestimmungen der Prozessgesetze gesorgt. Die ausschliessliche Herrschaft des Beamtentums in der Strafrechtspflege aber schien durch die Besetzung der Richterbank mit einer Mehrzahl von Laien, also in der Form des Schöffengerichtes, ganz ebenso gut gebrochen werden zu können, als durch die Tätigkeit der Geschworenen. Rein theoretische ist das auch zweifellos. Die Schöffen haben die Mehrheit, also sind sie in der Lage, die Entscheidung nach ihrem Willen herbeizuführen. Trotzdem mussten sich die Regierungen sehr bald davon überzeugen, dass der Vorschlag der Reformkommission, die Schwurgerichte aufzuheben, unüberwindlichem Widerstand begegnen würde. Ob dieser Widerstand berechtigt ist oder nicht, das ist heute noch eine durchaus offene Frage. Ihre Beantwortung hängt ab, einmal von psychologischen Erwägungen, dann aber auch davon, ob die unbestreitbaren Mängel des heutigen Schwurgerichtsverfahrens beseitigt werden können.



Einen sehr wertvollen Beitrag zur Lösung dieses Problems enthält eine Schrift von M. Liepmann: Die Reform des deutschen Schwurgerichts.<sup>1)</sup>

Den psychologischen Erwägungen, die selbstverständlich auf die Eignung von Laien zu Strafrichtern überhaupt Bezug haben müssen, räumt Verf. die erste Stelle ein. Erschöpfend sind sie nicht und können es nicht sein, denn dazu wäre eine genaue psychologische Untersuchung der Richtertätigkeit überhaupt erforderlich — eine ebenso anziehende wie schwierige Aufgabe, deren Lösung über die Vorbereitungshandlungen kaum hinausgekommen ist. Immerhin können wir der ganzen Laienfrage nicht näher kommen, wenn wir uns nicht darüber klar sind, was wir vom Richter verlangen und ob nun Laien- oder Berufsrichter diesen Anforderungen besser entsprechen. Gewiss mit Recht setzt Liepmann bei der auch im Gesetz an die Spitze gestellten „Unabhängigkeit“ ein. Sind nun unsere rechtsgelehrten Gerichte wirklich „unabhängig“? Gewöhnlich denkt man dabei zunächst an die Unabhängigkeit von Weisungen vorgesetzter Behörden und das dürfte wohl zutreffen. Anweisungen für das Urteil dürfen nicht erteilt werden und werden wohl auch nicht erteilt. Das hinderte an sich natürlich nicht, dass der einzelne Richter ein sehr feines Gefühl dafür haben könnte, was den näheren und entfernteren Vorgesetzten angenehm ist. Sich auch davon unabhängig zu erhalten, ist Sache des Gewissens. Alle Rechtsbehelfe versagen hier. Auch die sorgsamste Gesetzgebung kann von dem Richter nur ein *damnum emergens*, nicht aber ein *lucrum cessans* abwenden, wenn er wenig Entgegenkommen gegen unausgesprochene Wünsche zeigt. Diese Gefahr der Beeinflussung ist bei Laien vielleicht geringer, ausgeschlossen ist sie durchaus nicht. Ganz abgesehen davon, dass ja auch Beamte „Laien“-Richter sein können, ist auch der Nichtbeamte von dem grösseren oder geringeren Wohlwollen der Staatsbehörden in den mannigfachsten Beziehungen abhängig genug. Ich glaube aber nicht, dass diese Seite der Frage von ausschlaggebender Bedeutung ist, denn die Zahl der Strafsachen, in denen man eine Neigung der Behörden voraussetzen könnte, genehme Urteilssprüche zu erzielen, ist doch eine recht geringe. Und das Pflichtbewusstsein unserer Richter wie der vorgesetzten

---

<sup>1)</sup> Aus: Schwurgerichte und Schöffengerichte. Beiträge zu ihrer Kenntnis und Beurteilung. Herausgegeben von Mittermaier und Liepmann. Bd. II Heft 2, S. 153—263. Heidelberg, Carl Winter 1910.

Behörden ist gross genug, um bewusste Rechtsbeugungen zu verhindern.

Etwas anderes ist es, ob der in diesem Sinne wirklich unabhängige Richter auch ein wirklich unparteiischer Richter sein wird. Im strengsten Sinne des Wortes ist das eigentlich unmöglich, denn wie Liepmann mit Recht betont, jede innere Anteilnahme ist schon Parteinahme. Ein Richter aber, dem die innere Anteilnahme fehlt, ist gewiss weit davon entfernt, ein idealer Richter zu sein. Und gerade das ist es ja, was man den Berufsrichtern so oft vorwirft, dass sie den einzelnen Fall nur als eine Nummer der Tagesordnung und nicht als lebensvolles Ereignis ansehen. Das ist bei dem Laienrichter vielleicht anders, weil ihm die abstumpfende Gewöhnung an die richterliche Tätigkeit fehlt. Aber doch nur vielleicht, denn es ist keineswegs eine allen Menschen eigentümliche Fähigkeit, die Tragik des einzelnen Falles wirklich zu sehen, auch wenn er sich nicht von vornherein als ein besonders aufregendes Ereignis darstellt. Gewiss aber ist diese innere Anteilnahme eine grosse Gefahr. Ohne strenge Selbstzucht führen Entrüstung und Mitleid leicht zu ungerechten Entscheidungen. Diese Selbstzucht ist um so notwendiger, als die Art der Umpfindung in jedem Falle durch eine Menge unbewusster Umstände beeinflusst wird. Erziehung, Lebensgewohnheiten, Einflüsse der Umgebung bestimmen die Ausübung des richterlichen Amtes bei jedem einzelnen, ohne dass er sich dessen bewusst wird. Politische und soziale Vorurteile spielen dabei eine grosse Rolle. Das hebt Liepmann sehr treffend hervor, wenn auch in besonderer Zuspitzung auf den Berufsrichter. Aber bei dem Laien ist es genau ebenso. Er ist nicht weniger unbewusst parteiisch, ja die Gefahr liegt nahe, dass er es mitunter bewusst ist. Es wäre darum durchaus verfehlt, ihn ohne weiteres als den wahrhaft unabhängigen Richter anzusehen,

Die richterliche Aufgabe zerfällt in Tatsachenfeststellung und rechtliche Beurteilung des Festgestellten. Gerade im Strafverfahren ist häufig die Tatsachenfeststellung der schwierigere Teil. Dass dafür der Berufsrichter weniger geeignet sei wie der Laie, lässt sich ebenfalls kaum behaupten. Dass seiner Tätigkeit Mängel anhaften können, ist ja leider zweifellos. Das hängt zum Teil zusammen mit der sachlich unrichtigen Ausbildung unseres Verfahrens, die den Vorerhebungen leicht ein Uebergewicht über die Hauptverhandlung gibt, zum Teil auch mit der Ueberschätzung der Zuverlässigkeit der Zeugen-

ausagen und einem starken Misstrauen gegen den Angeklagten und seine Verteidigung. Ob das bei Laiengerichten viel anders sein wird, ist noch die Frage. Auch sie unterliegen dem Einfluss der aktenmässigen Leitung der Verhandlung durch den Vorsitzenden, auch sie werden das unwillkürliche Misstrauen gegen den Angeklagten teilen und die Beurteilung der Beweisergebnisse ist zweifellos mehr Sache der Persönlichkeit als des Berufsstandes. Dass die Laien dazu durch ihre Lebenserfahrung besser vorbereitet seien, ist mindestens sehr zweifelhaft.

Für die rechtliche Beurteilung aber scheint die Überlegenheit des Berufsrichters so zweifellos, dass man darüber kaum ein Wort verlieren sollte. Und doch ist das im Grunde gerade der entscheidende Punkt für den Wunsch nach Laienrechtspflege. Er ist ein in verschiedensten Wendungen ausgesprochener Protest gegen die rein juristisch-formale Handhabung des Strafrechts. Das beweisen Liepmanns, allerdings zunächst nur auf die Schwurgerichte abzielenden, Darlegungen mit aller wünschenswerten Schärfe. Wenn so der Entfremdung zwischen Recht und Volk vorgebeugt, der Zusammenhang zwischen der Macht des Rechts und der Gesamtkultur einer Zeit aufrecht erhalten und vertieft werden soll, so kann das eben nur auf dem Wege der Gesetzesauslegung geschehen. Die dazu erforderliche von Liepmann selbst mit Recht hochbewertete Technik fehlt den Laien natürlich, sie entscheiden nach ihrem Rechtsgefühl, mit dem Gesetze, wenn es geht, aber auch gegen das Gesetz, wenn es sein muss. Darüber liesse sich schliesslich hinwegkommen. Auch der Jurist macht es sehr oft nicht viel anders. Den klaren Wortlaut eines Gesetzes wird er freilich pflichtmässig achten, aber gerade seine Auslegungstechnik kann ihm sehr oft dazu dienen, aus dem Gesetze Dinge herauszulesen, bei denen manche zweifeln werden, ob sie denn wirklich in dem Gesetze stehen. Für das Gebiet des Zivilrechtes wird es ja gerade heute den Gerichten zum Vorwurfe gemacht, dass sie zu sehr an dem Wortlaute kleben und nicht genügend die Forderungen des wirtschaftlichen und des Kulturlebens bei der Auslegung mitreden lassen. Bedenklich bei alledem ist aber nur, dass diese Forderungen selbst nichts weniger als eindeutig sind. Erfüllen z. B. Arbeitseinstellungen als Mittel im Kampfe um die Hebung der wirtschaftlichen Lage der Arbeiter eine soziale Aufgabe? Ist die ungehemmte Koalitionsfreiheit eine Kulturforderung? Auf diese und zahllose andere Fragen lautet die Antwort sehr verschieden, je nach dem sozialen und Kultur-



ideal des einzelnen, mit anderen Worten, je nach seinen wirtschaftlichen Interessen und den durch Abstammung, Erziehung, Anpassung an die Standesgenossen erworbenen Meinungen. Die Meinung des einzelnen Richters ist daher niemals der Ausdruck eines wirklich allgemeinen Volksbewusstseins, sondern höchstens des einem Ausschnitt aus dem Kreise der Volksgenossen gemeinsamen Bewusstseins. Das tritt bei Laienrichtern viel unverhüllter zu Tage als bei Rechtsgelehrten und darum erfahren tatsächlich ihre Entscheidungen gar nicht selten eine mindestens so scharfe Kritik, wie die rechtsgelehrter Gerichte. Hinzu kommt, dass die bei dem nicht beruhtmässigen Richter erwartete und meist auch zutreffende individuelle Würdigung des einzelnen Falles sehr oft dazu führt, die Frage zu stellen, nicht: hat der Angeklagte den Tatbestand eines Strafgesetzes erfüllt? sondern: erscheint sein Verhalten strafwürdig? Das würde zu ganz unhaltbaren Ergebnissen führen, wenn nicht in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle die Antwort auf die eine oder die andere Frage genau dieselbe sein müsste. Je besser und klarer das Strafgesetz abgefasst ist, um so seltener werden die Fälle, in denen die Verschiedenheit der Fragestellung eine Verschiedenheit der Antwort herbeiführt, und darum ist die Laienrechtsprechung in der Tat, was auch Liepmann hervorhebt, ein gutes Erziehungsmittel für den Gesetzgeber. Freilich würde auch das beste Gesetz willkürliche Entscheidungen nicht verhüten können, wenn nicht die Tätigkeit der Laien durch die Mitwirkung rechtsgelehrter Richter ergänzt würde. Darüber herrscht wohl ein Zweifel überhaupt nicht, nur über die beste Form der Mitwirkung lässt sich streiten, praktisch also darüber, ob Schöffen- oder Geschworenengerichte den Vorzug verdienen. Der allein wesentliche Unterschied besteht darin, dass bei den Schöffengerichten dem Vorsitzenden ein unmittelbarer Einfluss auf die Entscheidung der Schuldfrage zusteht, bei den Schwurgerichten nicht. Dass ausserdem die Schöffen über prozessuale Fragen und über das Strafmass mitentscheiden, ist nicht so wichtig wie es scheint. Bei prozessualen Fragen werden sich die Schöffen regelmässig dem Richter anschliessen, abgesehen vielleicht von Beweisfragen, und in dem Punkte ist ihre Mitwirkung so sehr berechtigt, dass man deren Fehlen bei den Schwurgerichten geradezu als schweren Mangel mehr und mehr empfindet. Anders steht es mit der Entscheidung über das Strafmass. Wer es weiss, wie wenig gerade dieser Teil



der Urteilsfindung durch rein juristische Erwägungen bestimmt zu werden pflegt, wird eine Beeinflussung durch Laienentscheidung nicht für einen Übelstand halten. Liepmann ist in dem Punkte anderer Ansicht, wenigstens so weit es sich um den vielfach ausgesprochenen Wunsch handelt, auch mit dieser Aufgabe die Geschworenen im Zusammenwirken mit den Richtern zu betrauen. Das hat allerdings nicht unerhebliche technische Schwierigkeiten und wird vielleicht besser unterbleiben. Hauptsächlich aus dem von Liepmann angeführten Grunde, dass ein solches Zusammenwirken häufig unpraktische Erörterungen über die Bedeutung des Schuldspruches herbeiführen müsste. An sich ist aber die Aufgabe für die Laien gewiss nicht schwieriger, als jeder andere Teil der Urteilsfindung. Ja man wird zu ihren Gunsten anführen können, dass häufig die Laien eine klarere Vorstellung davon haben werden, wie auf den Verurteilten das Strafmass praktisch wirkt, als die Richter. Es wäre deshalb wohl nicht zutreffend, diesen Punkt für die Bewertung der beiden Gerichtsformen als ausschlaggebend anzusehen.

Es bleibt also wesentlich nur, dass die Geschworenen sich selbst überlassen sind, die Schöffen nicht. Dass ein Zusammenwirken von Richtern und Laien sehr verschiedene Erfolge haben kann, liegt auf der Hand. Es kommt dabei alles auf die Persönlichkeit an und darum haben wir, trotz der dreissig Jahre praktischer Erfahrungsmöglichkeit, noch durchaus kein klares Bild von den tatsächlichen Verhältnissen. Theoretisch müsste ja eine Verschmelzung der verschiedenen Anschauungen und damit ein Ausgleich, der für die Rechtsprechung segensreich wirkte, durch das Zusammenarbeiten gefördert werden. Freilich nur, wenn sich die verschiedenen Elemente zu verständigen vermögen. Dazu gehören aber vorurteilslose Richter und Schöffen, die imstande sind, ihre Meinung mit sachlichen Gründen zu verteidigen. Beides findet sich nicht immer zusammen. Es besteht deshalb in der Tat die Gefahr, dass eine Vergewaltigung des einen Teils eintritt. Der Schöffen durch die überlegene Autorität und dialektische Gewandtheit des Richters, des Richters durch die Majorität der Schöffen, die ihn vielleicht nicht widerlegen aber niederstimmen können. Dass das geschieht, sieht man mitunter den Erwägungsgründen deutlich genug an. Der andere, wahrscheinlich häufigere Fall bleibt ein Geheimnis des Beratunzimmers.

Es ist gewiss begreiflich, dass die überzeugten Verfechter der Laienrechtsprechung das Schwurgericht vorziehen. Es stellt eben eine Reinkultur dar und darum werden auch alle Vorschläge wenig Anklang finden, die darauf hinauslaufen, die Beratung der Geschworenen irgendwie unter richterlichen Einfluss zu bringen. Mit guten Gründen weist darum Liepmann alle Forderungen einer Unterstützung der Geschworenen durch juristische Beigeordnete zurück. Das wäre kein wirkliches Schwurgericht mehr.

Nun hat aber, darüber besteht in sachverständigen Kreisen kann eine Meinungsverschiedenheit, das heutige Schwurgerichtsverfahren erhebliche Mängel, im wesentlichen technischer Art. Dass trotzdem der Entwurf einer St. P. O. gar keinen ernstlichen Abhilfeversuch gemacht hat, ist schwer begreiflich. Die Behauptung, dass Reformen unmöglich seien, ohne das Wesen der Schwurgerichte zu ändern, ist mehr kühn als richtig.

Die anerkannten Mängel des Schwurgerichts liegen sowohl in der Schwerfälligkeit des ganzen Apparates, als in der mangelhaften Verschmelzung der Tätigkeit des Gerichtshofs und der Geschworenenbank.

Schwerfällig ist der ganze Apparat schon deshalb, weil zu jeder Session viel zu viel Personen herangezogen werden müssen. Das liesse sich leicht ändern. Zunächst ist die Zwölfzahl der Geschworenen zwar geschichtlich überliefert, aber keineswegs sachlich notwendig, und der Vorschlag, den Liepmann ebenfalls unterstützt, die Geschworenenbank mit 9 Personen zu besetzen, ist durchaus empfehlenswert. Dass die grosse Zahl keine Gewähr, sondern eher eine Gefahr für die Richtigkeit der Entscheidung bildet, ist eine Erkenntnis, der man sich auf die Dauer kaum wird verschliessen können. Weiter betont Liepmann mit Recht, dass die Bildung einer Geschworenenbank für die ganze Session sehr wohl möglich und wie die Erfahrung in einer Reihe von schweizer Kantonen lehrt, ganz unbedenklich ist. Voraussetzung dabei ist freilich, dass das heutige Ablehnungsrecht beseitigt wird. Die Gründe, die dafür sprechen, das Schwurgericht in dieser Beziehung nicht anders zu behandeln wie die Strafkammer und das Schöffengericht, hat Liepmann mit unübertrefflicher Schärfe überzeugend dargelegt. Man würde übrigens in der Vereinfachung noch weitergehen und die Zahl der Geschworenen gleich für die Dauer eines Amtsjahres auslosen können. Das hätte den grossen praktischen Vorzug, dass regelmässige

Sitzungen anzusetzen möglich wäre, eine grosse Erleichterung für die Geschworenen und für manchen Angeklagten. Denn heute dauert die Untersuchungshaft oft nur deshalb Monate länger, weil die Sache nicht mehr für die nächste Sitzungszeit fertig vorbereitet werden kann. Es fiel dann auch das Bedenken weg, das heute bei der Einschränkung der Zuständigkeit der Schwurgerichte eine gewisse Rolle spielt, die Befürchtung, die einzelnen Sitzungszeiten übermässig zu belasten. Die Besorgnis, dass die Geschworenen, wenn ihre Mitwirkung längere Zeit vorher bekannt ist, Beeinflussungsversuchen unterliegen könnten, scheint mir nicht besonders schwerwiegend. Das ist wie Liepmann hervorhebt auch heute nicht ausgeschlossen, ohne das sich daraus wirkliche Übelstände ergeben hätten.

Schwieriger ist die Aufgabe, ein besseres Zusammenwirken von Richtern und Geschworenen herbeizuführen. Als ein allgemeines Mittel empfiehlt Liepmann eine vorgängige Belehrung der Geschworenen über ihre Aufgabe, ihre Rechte und Pflichten durch den Vorsitzenden. Wenn auch eine solche Belehrung mannigfache Vorteile hat und deshalb empfehlenswert erscheint, so wird sie doch Richter und Geschworene einander nur unmerklich näher bringen. Entscheidend ist es, ob sich Mittel finden lassen, den Geschworenen die Mitwirkung bei dem ganzen Verfahren zu sichern. Heute liegt ja die Sache in der Beziehung recht ungünstig. Um was es sich handelt, erfahren die Geschworenen aus dem Eröffnungsbeschluss, der verlesen wird. Wer unsere Eröffnungsbeschlüsse kennt, zweifelt wohl kaum daran, dass ihre Verlesung auch den Juristen häufig nicht genügend aufklärt und dem Laien meist garnichts bietet. Dann kommt das Verhör des Angeklagten und die Beweisaufnahme, die tatsächlich in den Händen des Vorsitzenden liegt. Die Geschworenen leisten passive Assistenz. Sie können freilich Fragen stellen, aber sie tun das ganz ausnahmsweise. Begreiflich genug, denn Fragestellen ist, wie auch Liepmann betont, keineswegs eine so einfache Sache. Der Geschworene wird sich meist scheuen, sich durch eine vielleicht unangebrachte Frage, eine Blösse zu geben, um so mehr, als er von vornherein die Bedeutung der einzelnen Aussagen in vielen Fällen richtig einzuschätzen gar nicht in der Lage ist. Ein Recht, Beweisanträge zu stellen, wird den Geschworenen nicht ausdrücklich eingeräumt. Dass sie gleichwohl einen Einfluss auf den Umfang der Beweisaufnahme nehmen können,



ist damit nicht ausgeschlossen. Würde ein Geschworener die Erhebung eines Beweises verlangen, so wird entweder das Gericht dem Verlangen ohne weiteres nachgeben oder einer der Prozessbeteiligten den Antrag aufnehmen. Aber ein solches Eingreifen ist doch sehr ungewöhnlich.

Diesen Übelständen lässt sich jedenfalls einigermaßen abhelfen. Zunächst dadurch, dass man den Geschworenen von vornherein klar macht, worauf es in der Verhandlung ankommt. Dazu ist erforderlich eine teilweise Vorwegnahme der Rechtsbelehrung. Der Vorsitzende müsste den Geschworenen auseinandersetzen, was die Anklage bedeutet, welche tatsächlichen und rechtlichen Voraussetzungen für eine Verurteilung wegen Mordes, Brandstiftung usw. erfüllt sein müssen. Es wäre dann weiter anzuführen — und das sollte Sache des Staatsanwaltes sein — worin im gegebenen Falle diese Voraussetzungen zu finden sind welche Beweismittel für die einzelnen Tatbestände vorgebracht werden sollen. Der Verteidigung bleibt es dann überlassen, ihre Beweismittel und deren Zweck zu erklären. Die rechtlichen — abstrakten — Voraussetzungen für eine Verurteilung wegen des in der Anklage bezeichnenden Deliktes müssen mit einer gewissen Autorität mitgeteilt werden. Darum ist das Sache des Vorsitzenden. Bezüglich der konkreten Umstände liegen einstweilen nur Behauptungen vor, deren Vortrag den Behauptenden überlassen bleiben kann, ja muss, damit nicht die Vorstellung erweckt wird, als sei das noch Festzustellende schon wirklich ermittelt. Darum soll der Vorsitzende nicht über diese Behauptungen referieren. Nach solchen Ausführungen werden die Geschworenen wissen, worauf sie zu achten haben, sowohl bei der Vernehmung des Angeklagten wie bei der Beweisaufnahme. Dass eine solche Aufklärung erfolge, hat die I. K. V. einstimmig verlangt und Liepmann vertritt diese Forderung ebenfalls klar und überzeugend. Ein Unterschied besteht nur darin, dass die I. K. V. sowohl wie Liepmann von dem Vorsitzenden eine Erläuterung des vorläufigen Verhandlungsplanes verlangen. Ich halte das für schwierig und nicht ungefährlich, weil dabei leicht eine unerwünschte suggestive Wirkung eintreten kann. Es genügt für die Vorbereitung der Geschworenen durchaus, wenn sie nur die Prozessbeteiligten über den Verhandlungsstoff hören. Zum richtigen Verständnis ist natürlich erforderlich, dass die Geschworenen den Gegenstand der Verhandlung wirklich kennen. Die Forderung, die auch Liepmann vertritt, dass



ihnen die Anklageformel und die Gesetzesparagrafen, auf die sie sich stützt, abschriftlich mitgeteilt werden, ist eigentlich selbstverständlich.

Der Einfluss auf die Beweisaufnahme kann den Geschworenen nur dadurch gesichert werden, dass sie der Vorsitzende über ihre Rechte belehrt und in jedem einzelnen Falle befragt, ob sie davon Gebrauch machen wollen. Eine Erweiterung dieser Rechte, namentlich auf die selbständige Stellung von Beweisanträgen und Aeusserung über die von anderer Seite gestellten, ist, wie Liepmann hervorhebt, kaum einer besonderen Rechtfertigung bedürftig.

Sehr wesentlich aber für die Ausübung dieser Rechte ist eine wirkliche Organisation der Geschworenen, mit einem Organe für den Verkehr mit der Richterbank. Das ist naturgemäss der Obmann, der deshalb vor dem Beginn der Verhandlung von den Geschworenen gewählt werden müsste. Das verlangt auch Liepmann. Die Frage ist aus psychologischen Gründen sehr wichtig. Der Obmann würde das Gegenstück zum Vorsitzenden bilden und als Träger des Vertrauens seiner Kollegen auch die Verpflichtung empfinden, deren Vertrauen zu rechtfertigen, namentlich durch besondere Aufmerksamkeit auf den Gang der Verhandlungen und weniger schüchternen Gebrauch der gesetzlichen Rechte. Handelt es sich um Beweisanträge, so wird vielleicht eine Beratung der Geschworenen nötig werden. Das ist unter Umständen ein Zeitverlust, aber die Aufstellung eines Schnelligkeitsrekords ist weniger wichtig als eine gründliche Behandlung. Je mehr aber die Geschworenen sich an der Beweisaufnahme wirklich beteiligen, um so sicherer werden sie deren Ergebnisse würdigen können.

(Schluss folgt.)

---

## Eine hervorragende Darstellung des italienischen Strafrechts.

Von

Universitätsprofessor Dr. Giulio Q. Battaglini in Perugia.

Uebersetzt von Referendar Franz Wallau, Bonn.

Vicenzo Manzini, — ordentlicher Professor des Strafrechts und Strafprozesses an der Kgl. Universität Turin und Verfasser der bekannten Abhandlung über den Diebstahl und seine ver-

schiedenen Arten (vier Bände), des besten Werkes, das wir über diesen Gegenstand kennen, — veröffentlicht seit dem Jahre 1908 eine Darstellung des italienischen Strafrechts (Verlag Bocca, Turin), von der schon vier Bände erschienen sind. Die drei ersten Bände enthalten den allgemeinen Teil; mit dem vierten beginnt die Besprechung des besonderen Teiles.

Die Darstellung des Strafrechts von Manzini zeigt eine hervorragende systematische Durcharbeitung von positivrechtlichem Gesichtspunkte aus. Der Verfasser lässt unbeachtet „l' arido e mobile bancodi sabbia delle teorie filosofico penali“ (Bd. I. S. 5), um sich ausschliesslich mit der Erfassung des positiven Strafrechts zu beschäftigen. Für Manzini wie für uns hat das Strafrecht zum eigentlichen und ausschliesslichen Gegenstand ein System von Rechtsnormen und ist eine selbständige Wissenschaft, die sich nicht mit der Kriminalpsychologie und Kriminalsoziologie beschäftigt.<sup>1)</sup> Diese bleiben Hilfswissenschaften für den Kriminalisten, der sich seiner streng juristischen Aufgabe bewusst bleiben muss.<sup>2)</sup>

Die Theorie der Strafrechtspersönlichkeit, die Manzini in früheren Schriften dargelegt und entwickelt hatte, wird in dem zehnten Kapitel des ersten Bandes unter dem Titel: „Della personalità e della capacità nei soggetti dei rapporti giuridici penali“ erschöpfend behandelt. Im Strafrecht gibt es keine Persönlichkeit ohne Rechtsfähigkeit, weil alles, was die Subjektivität und Erfüllung der Pflichten, die Subjektivität und Ausübung der entsprechenden Rechte und Interessen betrifft, immer streng persönlich ist. „L' imputabilità (Zurechnungsfähigkeit) si distingue dalla capacità come l' energia effettiva si distingue dall' energia virtuale.“<sup>3)</sup> Weiter bemerkt Manzini

<sup>1)</sup> Ein anderes Ziel setzt sich die internationale kriminalistische Vereinigung. So schreibt neuerdings van Hamel, Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft XXXII, S. 25 fg.): „So wurden Kriminalpsychologie und Kriminalsoziologie in den Kreis der gesamten Strafrechtswissenschaft hineingezogen, nicht als geschätzte, aber immerhin beiläufige Hilfswissenschaften einer streng juristischen Strafwissenschaft, der schliesslich die Alleinherrschaft verblieb, sondern als gleichberechtigte Teile eines erst jetzt vollkommenen Ganzen.“

<sup>2)</sup> Diese Ansicht wird in Italien auch von Arturo Rocco, Professor an der Universität Sassari geteilt, einem anderen angesehenen Vertreter jenes juristischen Technicismus, der bei uns seine Herrschaft gegenüber der sogenannten positiven Schule (Ferri und dessen Anhänger) behauptet hat, nach welcher das Strafrecht nur ein Teil der Kriminalsoziologie sein sollte!

<sup>3)</sup> Man darf also die Frage nach dem Normenadressaten nicht mit der nach der Zurechnungsfähigkeit verwechseln vgl. Battaglini: Das Problem der Bekämpfung des Selbstmordes in Revue pénale suisse, XXIV, S. 207.

(S. 373): „L' attuale conflitto tra due così dette scuole penali è invero più apparente che reale ed è generato appunto dalla confusione che si fa tra le diverse funzioni statuali. Il trionfo del criterio di personalità di diritto penale porterà non ad una empirica conciliazione nè ad un sistema eclettico ma alla posizione della questione nei veri termini.“

Im zweiten Bande betont der Verfasser bei Besprechung der Zurechnung und der Verantwortung nochmals mit Recht, dass, wenn es das Verdienst Ferris war, dem philosophischen Schmarotzertum, das vor einem halben Jahrhundert die Strafrechtswissenschaft zu ersticken drohte, den Gnadenstoss versetzt zu haben,<sup>4)</sup> bei der Festigkeit unseres Rechts und der Lehre von der Zurechnung im besonderen die Leugnung des freien Willens keinen Einfluss hatte, der sich von jenem unterschied, welchen die Leugnung des Daseins Gottes oder der Unsterblichkeit der Seele hätte haben können.<sup>5)</sup> Die Grundlage der Strafzurechnung bildet für Manzini die gewollte Kausalität, wonach ein Individuum mit Strafrechtspersönlichkeit hinreichende Ursache,<sup>6)</sup> sowohl physische wie psychische, des ihm zur Last gelegten Erfolges sein muss. Nach Besprechung der moralischen Kausalität prüft der Verfasser die allgemeinen Gründe, welche die Zurechnung und Verantwortung ausschliessen oder vermindern, und schliesst den zweiten Band mit der Darstellung der materiellen Kausalität der Verbrechen (strafbarer Versuch, Teilnahme am Verbrechen, reales Zusammentreffen von Verbrechen und Strafen, Ideal Konkurrenz mehrerer Verbrechen, Rückfall.)

Der dritte Band handelt von der Strafe. Diese wird auf 524 Seiten mit jener Klarheit und Einfachheit erörtert, die das

<sup>4)</sup> Ferri, la teoria dell' imputabilità e il libero arbitrio. Florenz 1878.

<sup>5)</sup> Hinsichtlich der Unabhängigkeit des Rechts zu strafen von der Frage des freien Willens stimmen zwei bedeutende Positivisten, Prins und van Hamel, überein. Prins bemerkte schon in seinem hervorragenden Werke *Science pénale et droit positif* (Brüssel und Paris 1899 S. 156): „Depuis que les hommes se sont livrés à des spéculations philosophiques sur la cause de nos actions, il y a toujours eu des partisans du libre arbitre et des déterministes, mais tous, Pélage comme saint Augustin, jansénistes ou puritains comme cartésiens, ont toujours admis le droit de punir.“ Und an einer späteren Stelle: Si les délinquants sont poussés au crime par un instinct fatal, la société n' en a pas moins le droit et le devoir de défendre ses conquêtes contre ceux qui les menacent.“ Vgl. van Hamel, *Inleiding tot de studie van het Nederlandsche Strafrecht*, 2. Aufl. S. 308 fg.; derselbe, die ethische Bedeutung der modernen Richtung im Strafrecht, in *Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft*, XXXI, S. 27 fg.

<sup>6)</sup> Hinreichende Ursache „denota un rapporto di produzione e di intima dipendenza.“ (Bd. II, S. 9.)

rühmliche Verdienst der italienischen Rechtsschule sind, die sich nicht in allzu feine Begriffsbestimmungen verliert, aber weit entfernt davon, ausschliesslich von praktischen Gesichtspunkten auszugehen, die Wissenschaft in ständigen Wechselbeziehungen zum Leben erhalten will. Bei der Individualisierung der Strafen — einem heute so viel erörterten Probleme, dessen Lösung die Entwürfe der Strafgesetzbücher für Oesterreich, Deutschland und die Schweiz versucht haben, — erwägt Manzini (Bd. III. S. 4), dass der Staat vor allem die Pflicht hat, andere und notwendigere Reformen auszuführen „che non siano quelle di tentare di raddrizzar le gambe ai cani, di fare il pedagogo ai furfanti e d' applicare nel campo sociale il criterio evangelico, moralmente giusto, ma socialmente iniquo, della pecorella smarrita.“ Der Turiner Rechtslehrer fertigt so in seiner scherzhaften Art jene Strafrechtler ab, denen, wie er treffend sagt „il microscopio della specializzazione non permette di vedere oltre il microcosmo della delinquenza!“ Hinsichtlich der Todesstrafe vertritt Manzini die Ansicht, dass ihre Abschaffung bei uns nur eine Huldigung gegenüber dem gebildeten Teil der Nation darstellt, und dass daher die Frage ihrer Wirksamkeit ohne Vorurteile und ohne Sentimentalität geprüft werden muss. Dasselbe hält unser hervorragender Strafrechtler von der Frage der Prügelstrafe, die in unser erythreisches Strafrecht schon aufgenommen ist.<sup>7)</sup> Die Strafrechtsmodernisten in Italien haben lauten Widerspruch erhoben gegen diese Lehren, die jedoch im wesentlichen Aufnahme und ernstes Studium verdienen. — Das Institut der unbestimmten Strafe, bei uns von dem Professor Stoppato, einem anderen hervorragenden Strafrechtler, der viel zu der Wiedergeburt unserer Rechtsstudien beigetragen hat — verteidigt, wird von Manzini lebhaft bekämpft: es ist ein juristischer Widersinn und politisch unausführbar (Bd. III. S. 37.)

Der dritte Band besteht aus drei Kapiteln: XV. Von den Strafen und ihrer Anwendung: XVI. Ergänzende Bestimmungen der Strafurteile: XVII. Ueber die äusseren Ursachen, welche die Strafgewalt ausschliessen, aufheben oder beschränken.

Der vierte Band leitet die Darstellung des besonderen Teiles ein und beschäftigt sich mit folgenden Gegenständen: mit den Delikten gegen das Vaterland, gegen die Staatsgewalt, gegen die auswärtigen Staaten und ihre Vertreter, gegen die politische, religiöse und Arbeitsfreiheit, gegen die physische und psychische

<sup>7)</sup> Manzini, La politica criminale e il problema della lotta contro la delinquenza a la malavita in Rivista penale, LXXIII, Heft 1.



Freiheit, gegen die Unverletzlichkeit der Wohnung, des Brief- und Amtsgeheimnisses.

Eine kurze Zusammenfassung und eine ausführliche Besprechung des ganzen umfangreichen Werkes würde weit über den uns hier zur Verfügung stehenden Raum hinausgehen. Wir haben nur den Gedankengang angeben und einige charakteristische Punkte anführen wollen, um eine, wenn auch nur unvollständige Vorstellung von der neuen hervorragenden systematischen Darstellung des Strafrechts durch unseren Meister zu geben. Das Werk enthält nicht nur die historischen Forschungen und die Theorie, sondern verwertet auch die Entscheidungen der Gerichte in weitem Umfange bei den schwierigeren und strittigeren Fragen.

So trägt die wissenschaftliche Tätigkeit Vincenzo Manzinis das charakteristische Gepräge der italienischen Wissenschaft: keine akademischen Abschweifungen, sondern ständige Berührung mit der juristischen Wirklichkeit.

---

#### IV.

## Gesetz und Richter.

---

### Praktische Vorbildung der Richteramtskandidaten in Übungskursen an Gerichtshöfen in Oesterreich.

Von

Landesgerichtsrat **Franz Janisch**, Eger.

(Nachdruck vorbehalten.)

Unsere Zeit steht im Zeichen des Fortschrittes. Ein allgemeiner wirtschaftlicher und geistiger Entwicklungsprozess ist im Gange, der unsere sozialen Verhältnisse mächtig wandelt und einen raschen und sehr vielseitigen internationalen Verkehr schafft.

Der Gesetzgeber muss diesem Entwicklungsgange unserer fortschrittlichen Aera Rechnung tragen und für die verwickelten und neugeschaffenen Rechtsverhältnisse gesetzliche Bahnen schaffen und sie einer rechtlichen Beurteilung zuführen. Die Rechtswissenschaft muss sich auch die moderne, immer weiter und weiter fortschreitende Weltanschauung zu eigen machen.

Bozi<sup>1)</sup> aber bringt Beweise für die wissenschaftlich rückständige, vom Leben und Denken der Mitwelt abgekehrte, durchaus noch heute auf abgestorbenen überholten Forschungsmethoden fussende Art des juristischen Geistes im Gegensatze zu allen anderen modernen Geistes- und Erfahrungswissenschaften.

Soll das Recht nicht länger abseits vom wirklichen pulsierenden menschlichen Leben stehen, dann muss es jene Denknötenlichkeiten, wie sie die Naturerkenntnis und Philosophie der neuen Zeit verlangt und erstrebt, sich zu eigen machen, so dass mit dem starren logisch-sicheren, aber im Lichte des Entwicklungsgedankens bedenklich schwankenden und lebensfremden Apparat der alleinseligmachenden Definitionen, Typen u. dgl. m. wird abgerechnet werden müssen.

Eine möglichste Befreiung von der Herrschaft der Begriffe und Formen wird eintreten, eine Kontrolle der gesetzlich festgelegten Rechtssätze durch die Beobachtung des wirklichen Lebens erfolgen müssen.

Nur durch eine solche Reformation der gesamten Anschauungsweise wird die so viel gerügte „Weltfremdheit“ des heutigen Richters von der Wurzel aus beseitigt, und der Zusammenhang der modernen Jurisprudenz nicht nur mit den anderen Wissenschaften, sondern, was noch mehr ist, mit dem Leben selbst erhalten bleiben.

In kühnen Strichen zeichnet Zacharias<sup>2)</sup> sein Idealbild eines Richters, das vor den Augen der zünftigen Gelehrten und solcher Richter, die ihre Aufgabe erfüllt wissen, wenn sie ihre Akten im laufenden erhalten, wohl nicht nur nicht bestehen, sondern Furcht und Schrecken erwecken wird.

Er verlangt in dem Richter einen Mann von gefestigtem Charakter, menschenfreundlichem Sinne, reicher Lebenserfahrung und grosszügigem Wesen, der mit dem praktischen Erwerbsleben derer engste Fühlung nimmt, über deren Lebensinteresse er zu entscheiden hat.

Auf das gegenseitige Nichtverstehen der Juristen und Nichtjuristen führt OLGR. Zacharias mit vollem Recht in letzter Linie die noch häufig bestehende Kluft zwischen den Anforderungen des Lebens und den Leistungen der Gerichte zurück.

<sup>1)</sup> Bozi, Die Weltanschauung der Jurisprudenz. 2. Auflage, Hannover 1911 Halwing und Aufsatz von Dr. Richard Beer, Wien, im Juristischen Literaturblatte von A. Keil, Berlin 1911.

<sup>2)</sup> Zacharias A. N., Ueber Persönlichkeit, Aufgaben und Ausbildung des Richters, Berlin 1911, J. Guttentag und Aufsatz des Dr. Rathenau, Berlin im Juristischen Literaturblatte von A. Keil, Berlin 1911.

Neben einem gediegenen juristischen Fachwissen, einer logisch-formalen Schulung des Verstandes muss der Richter die einzelnen Tatbestände gründlich zu ermitteln und zu beherrschen verstehen und für ein gesundes Rechtsempfinden, den Leitstern aller richterlichen Entscheidungen, ausgebildet sein.

Die Erforschung des Tatbestandes des Einzelfalles wird erschwert durch die in richterlichen Kreisen immer mehr zunehmende, die Gefahr der Erstarrung in sich bergende Benützung von Kommentaren und Vorentscheidungen. Von ihr muss der Richter sich frei machen. Die richtige Auslegung einer Gesetzesstelle ist nicht Selbstzweck. Jede einzelne rechtsuchende Partei hat einen Rechtsschutzanspruch an den Staat, den der Richter als Repräsentant des Staates zu erfüllen hat.

OLGR. Zacharias legt das Schwergewicht auf die Einführung der jungen Juristen in die Erfahrungen des Verkehrslebens. Wie im Verkehrsleben im weiteren Sinne, so soll der Jurist sich natürlich auch Verständnis für die Lebensinteressen der arbeitenden Klassen aneignen und Naturwissenschaften und Technik wenigstens so weit beherrschen, dass er versteht, was die Parteien vortragen und wo die Streitpunkte liegen. Das Idealbild eines Richters, wie es Zacharias gezeichnet, ist im wirklichen praktischen Leben bisher nicht immer vorhanden und überall machen sich Bestrebungen nach der Reform des Rechtsunterrichtes und der Richtervorbildung geltend.

In den Niederlanden findet Dr. Jitta<sup>3)</sup> die Lage eines jüngeren Rechtsdoktors — die Doktorwürde ist dort die Hauptbedingung der Befähigung zum Richteramt — ungefähr wie die eines Mannes, welcher das Schwimmen auf dem Lande an einer Leine gelernt hat und plötzlich ins Wasser geworfen wird; er rettet sich, wie er kann. Die meisten tauchen wohl eben unter, aber zappeln sich wieder hinauf. Man will deshalb das praktische Studium an den Universitäten besser ausbauen, um dem jungen Doktor der Wissenschaft den Anfang der Praxis zu erleichtern.

Auch im Deutschen Reiche beschäftigt man sich seit über 10 Jahren mit der Reform des Rechtsunterrichtes und der Richtervorbildung. Hervorragende Theoretiker und Praktiker

<sup>3)</sup> Reform des Rechtsunterrichtes und der Richtervorbildung von Universitäts-Professor Dr. Jitta. Amsterdam im Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie und Gesetzgebungsaufgaben, Berlin und Leipzig, Verlag Dr. Walter Rothschild, IV. Bd., Juli 1911 Heft 4.

haben hierzu Stellung genommen und sich mehr oder weniger für die Notwendigkeit einer Reform ausgesprochen. Eine ganze Literatur ist hierüber erstanden.

In Oesterreich haben sich ebenfalls Reformbestrebungen für die juristischen Studien geltend gemacht. Eyner, Feilbogen, Hruza, Kleinwächter, Nowak, Ofner, Pann u. a. haben sich in der Literatur hiermit beschäftigt. Theorie und Praxis verlangt eine intensive Vorbildung der Richter.

Die praktische Vorbildung der Richteramtskandidaten hat seit der Geltung der neuen Zivilprozessgesetze in Oesterreich<sup>4)</sup> eine weitere Ausgestaltung erfahren.

Der dreijährige richterliche Vorbereitungsdienst ist bei Bezirksgerichten, bei Gerichtshöfen erster Instanz und bei der Staatsanwaltschaft an einem Gerichtshofe erster Instanz zu leisten. Ein Teil des Vorbereitungsdienstes kann bei den Oberlandesgerichten, bei einer Finanzprokuratur oder in der Kanzlei eines Advokaten vollstreckt werden. Die Dienstleistung bei Gericht muss mindestens zwei Jahre dauern; jede andere der genannten Dienstleistungen darf die Dauer von sechs Monaten nicht überschreiten.<sup>5)</sup>

Bei den Gerichtshöfen sind regelmässige Uebungen zu veranstalten, bei welchen die wissenschaftliche Behandlung praktischer Fälle anzustreben und zugleich auf die weitere theoretische Ausbildung der Richteramtskandidaten Bedacht zu nehmen ist.<sup>6)</sup>

Diese Uebungen mit den im richterlichen Vorbereitungsdienste stehenden Justizkandidaten sind jährlich in der Zeit vom 1. Oktober bis Ende Mai jede Woche während zwei Stunden abzuhalten. Zur Teilnahme an diesen Uebungen sind die Richteramtskandidaten verpflichtet, den nicht im Vorbereitungsdienst stehenden Rechtspraktikanten (Advokatur- und Notariats-Kandidaten) und den Richtern ist die Teilnahme gestattet.

Die Uebungen bezwecken, die Justizkandidaten im Aburteilen auf Grund strittiger Verhandlungen zu erproben. Auch die rechtswissenschaftliche Seite des Vorbereitungsdienstes soll gepflegt, auf die Befestigung und Vertiefung der im Vorbereitungsdienste gewonnenen Kenntnisse gewirkt und zur Erlernung der Kunst einfachen, richtigen mündlichen Vortrages von Prozessen und Rechtsfragen die Möglichkeit geboten werden.

<sup>4)</sup> 1. Januar 1898.

<sup>5)</sup> Gerichtsorganisationsgesetz v. 27./11. 1896 Nr. 217 RGBl. § 5.

<sup>6)</sup> Gerichtsorganisationsgesetz v. 27./11. 1896 Nr. 217 RGBl. § 10.



Der Arbeitsplan der abzuhaltenden Uebungen ist im September dem Präsidenten des Oberlandesgerichtes zur Genehmigung vorzulegen.

Ueber den Verlauf der Uebungen und über die Arbeitstätigkeit in demselben ist nach Schluss jeder Uebungsperiode im Wege des Oberlandesgerichtspräsidiums dem Justizministerium Bericht zu erstatten und hierin die Justizkandidaten zu benennen, welche sich in den Uebungen durch selbständige Arbeiten oder in anderer Weise besonders hervorgetan haben.

Mit der Abhaltung der Uebungskurse sind je nach der Zahl der bei dem Gerichtshofe im richterlichen Vorbereitungsdienste stehenden Personen ein oder zwei richterliche oder staatsanwaltschaftliche Beamte zu betrauen, die mit ausreichender Geschäftsgewandtheit und praktischer Erfahrung genügende theoretische Kenntnisse vereinigen. Sie sind in ihrer sonstigen amtlichen Tätigkeit verhältnismässig zu entlasten.<sup>7)</sup>

Für die im Vorbereitungsdienste stehenden Auskultanten und Rechtspraktikanten des Kreisgerichtes in Eger<sup>8)</sup> werden seit Herbst 1909 bei diesem Gerichtshofe unter meiner Leitung die Uebungskurse in der Weise abgehalten, dass die Justizkandidaten wichtigere Themata aus dem Straf- und Zivilrechte behandeln und in mündlichen Vorträgen erörtern, woran sich dann freie Diskussion anschliesst.

Diese Uebungskurse erhielten in der Uebungsperiode 1909—10 und den folgenden Uebungsperioden in Gemässheit der Anordnungen des böhmischen Oberlandesgerichtspräsidiums und des österreichischen Justizministeriums das erste Mal durch Vorträge anerkannter Fachleute über kaufmännische Buchführung, Berg-, Bank- und Bilanzwesen, sowie durch Exkursionen in Berg- und Hüttenwerke, industrielle Etablissements, in kurörtlichen Anstalten, in Banken und Sparkassen und durch Vorträge über Kinderschutz und Jugendfürsorge eine weitere praktische Ausgestaltung.

Diese praktische Ausbildung der Justizkandidaten wurde von der Egerer Handels- und Gewerbekammer, von den Industriellen und den Leitern der betreffenden Anstalten freudig begrüsst, werktätig gefördert und fand bei den Justizkandidaten selbst reges Interesse und volles Verständnis.

<sup>7)</sup> §§ 15, 16, 31 bis 35 der Verordg. d. J.-M. v. 15./8. 1897 Nr. 192 RGBl. u. Verordg. d. J.-M. v. 4.3. 1902 Nr. 51 RGBl.

<sup>8)</sup> Dermalen befinden sich im Vorbereitungsdienste zwanzig Richteramtskandidaten.

Vorträge anerkannter Fachleute wurden in den richterlichen Uebungskursen u. a. gehalten über die Geschäftsgebarung in Fabriken und industriellen Grossbetrieben, über Bergbau und Bergtechnik, über die Betriebsführung von kurörtlichen Anstalten; über den Wechsel und dessen praktische Verwendung, über die Bilanz im Handelsgeschäfte, über Kredit und Geldbeschaffung der Handwerker und Gewerbetreibenden, sowie über Kinderschutz und Jugendfürsorge und wurde auch den Richteramtskandidaten der Besuch des am Gewerbeförderungsinstitute der Egerer Handelskammer abgehaltenen Buchhaltungskursus und der Vorträge über Buchführung ermöglicht.

Durch die mit den Richteramtskandidaten unternommenen Exkursionen wurden die Justizkandidaten nach den verschiedensten Richtungen hin ins praktische Leben eingeführt und lernten dadurch auch die menschliche Arbeit schätzen.

Die Besichtigung einer Färberei, Appretur und Wollwarenfabrik brachte den Justizkandidaten nicht nur die Fabrikation dieses Industriezweiges zur Kenntnis, sondern auch den ganzen Geschäftsbetrieb dieses Industrieetablissemments. Sie lernten u. a. kennen, wie ein vorsichtiger Kaufmann bei Lieferung von Waren gegen etwaige Beanständung von seiten der Kunden sich durch Uebersendung einer „Gegenmusterkarte“ und Uebergabe eines mit der Fabrikmarke an der gelieferten Ware befestigten Messbandes und gegen Geltendmachung von Massdifferenzen — dem sogenannten „Raube“ — durch „Gutmass“ sichert, auch wie er durch die Art der Packung bei Warenversendung billigere Frachtsätze erzielt.

Der Besuch einer Porzellanfabrik machte die Kandidaten mit diesem Geschäftsbetrieb bekannt und zeigte ihnen einen aus kleinen Anfängen entwickelten Grossbetrieb, der über 600 Arbeiter, wovon viele derselben auf eine mehr als 25jährige ununterbrochene Tätigkeit zurückblicken, beschäftigt, einen Betrieb, wo in 12 grossen Brennöfen mit überschlagender Flamme täglich mit mehr als 100 mechanischen Drehspindeln und anderen Vorrichtungen eine gewaltige Menge von Rohgeschirr erzeugt wird, schliesslich eine Industrie, die sich auf dem Weltmarkte eine achtunggebietende Stellung errungen hat.

In einer Maschinenfabrik, in der die Kandidaten einem „Gusse“ anwohnten, wurde denselben Gelegenheit gegeben, einen Einblick in die Technik der Eisengiesserei und in die Fabrikation von Maschinen zu tun.

Einen ganz modernen Arbeitspalast aus Eisenbeton, worin die neuesten Maschinen in grossen, lichten Arbeitssälen in Tätig-

keit sind und drei Maschinen nur von einer Arbeiterin bedient werden, den Arbeitern Ankleideräume und Vorrichtungen für Aufwärmen ihrer Kost zur Verfügung stehen, lernten sie beim Besuche einer Maschinenweberei neben diesem Geschäftsbetriebe kennen.

Die böhmischen Weltkurorte Karlsbad, Marienbad und Franzensbad, die aus allen Ländern der Erde sehnsüchtig jährlich viele tausende Menschen aufsuchen, um Heilung ihrer Leiden zu erhalten, konnten mit ihrem vorbildlichen, mustergültigen, weltbekannten kurörtlichen Einrichtungen und Anstalten unseren zukünftigen Richtern und Rechtsanwälten im Interesse ihrer allseitigen praktischen Ausbildung nicht verschlossen bleiben.

In Karlsbad galt die erste Besichtigung dem Sprudelsalzwerte, wo unter fachmännischer Führung die Herstellung des Karlsbader Sprudelsalzes nach vorheriger bildlicher Darstellung der Sprudelsalzgewinnung gezeigt wurde. Der mustergültige, mit allen modernen Einrichtungen versehene Schlachthof mit Kühlanlage bot viel Sehenswertes. Unter Führung des Quelleningenieurs, des Facharztes und Badedirektors wurden die einzelnen Badeanstalten mit ihren sanitären und maschinellen Einrichtungen in Augenschein genommen. Schliesslich wurden Karlsbads sechzehn Thermen und ihr König — der Sprudel — besichtigt und hierbei die periodisch vorgenommenen Messungen derselben erläutert. Ein Werk Jahrhunderte langer, emsiger und unaufhörlich fortschreitender deutscher Arbeit zum Nutzen der leidenden Menschheit bot sich unseren künftigen Richtern dar. Denn immer ab und zu gilt es neu zu bohren, tiefer zu legen, zu fassen, auf dass das heilige, aus dem Schoos der Erde sprudelnde heisse Nass dauernd der leidenden Menschheit Genesung bringe. Jedes Jahrzehnt bringt neue Anlagen. In Karlsbad ist alles, was in der Menschen Macht liegt, ohne Rücksicht auf den Kostenaufwand geschaffen worden, um überall an erster Stelle zu stehen, wo sanitäre Wohlfahrtseinrichtungen der Städte zur Sprache kommen.

In Marienbad lernten die Justizkandidaten die Einrichtungen und Verwaltung der hervorragendsten kurörtlichen und hygienischen Anstalten dieses schönen Weltbades kennen. Die Einrichtungen des balneologischen Institutes erklärte dessen leitender Arzt. Eine Wanderung zum Hochwasserreservoir der Marienbader Talsperre machte die Kandidaten mit der erfrischenden Natürlichkeit der Umgebung des Weltbades bekannt. Das Institut für physikalische Heilmethoden und das medico-mecha-

nische Zanderinstitut fand reges Interesse und durch den Besuch der Badeanstalten wurden sie auf die Verwertung der natürlichen Heilmittel aufmerksam gemacht. Auch in einen erstklassigen Hotelbetrieb wurden sie eingeführt und Oesterreichs grösste Kläranlagen und ein modernes Elektrizitätswerk wurden ihnen gezeigt.

Die kurörtlichen und hygienischen Einrichtungen des grössten Moorbades der Welt und des ersten österreichischen Herzheilbades studierten die Richteramtskandidaten in Franzensbad. Der Besuch der Moormühle und die Bereitung der Moorbäder zeigte den Exkursionsteilnehmern, welcher grossen Sorgfalt die Gebrauchsstellung des heilbringenden Moores für die Bäder bedarf. Im med.-mech. Institute erregte die Erläuterung eines kardiographischen Apparates, dem Messer des gesunden und kranken Herzens, grosse Aufmerksamkeit, ebenso die Anlage für Herzkranken und die Radium-Emanatoren, sowie die verschiedenen Brunnen, insbesondere die Besichtigung des berühmten Franzensbrunnens, des Wahrzeichens Franzensbads.

Die Industrie des Erzgebirges brachte den Justizkandidaten der Besuch der Stadt Graslitz näher. Die instruktive, von Fachmännern geleitete Besichtigung der hier bodenständigen Industrieunternehmungen erweiterte ihr Wissen und ihre praktische Ausbildung. Eine neuerbaute Webwaren-, Spielwaren, Holzblasinstrumenten-, Blechinstrumenten- und eine Spitzen- und Stickereifabrik wurde eingehend besichtigt und der Geschäftsbetrieb dieser Etablissements studiert. Zum Schluss erfolgte ein Besuch der Industrieanlagen der Klingenthal-Graslitzer Kupferbergwerke.

Zahlreich sind die Fälle, wo der Richter in die Lage kommt über Sachen, die das Bergwesen und den Bergwerksbetrieb betreffen, urteilen zu müssen, so dass es für ihn dringend notwendig ist, den Bergwerksbetrieb aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Zu diesem Zwecke unternahmen die Richteramts- und Anwaltskandidaten des Egerer Gerichtshofsprengels eine wissenschaftliche Exkursion unter Führung des Präsidenten dieses Gerichtshofes und des Leiters der richterlichen Uebungskurse in das Falkenauer Bergrevier. Dieser Exkursion hatten sich auch mehrere Richter des Egerer Gerichtshofes angeschlossen. Vor Besichtigung hielt der Inspektor dieses Bergreviers einen sehr lehrreichen Vortrag über die Gegenstände des Bergwesens, insbesondere über die geologischen Verhältnisse dieses Kohlenbeckens. Hierauf erfolgte mit Bergmannsgruss die Einfahrt in die 135 m tiefe „Josefs-Grube“. Auch sonst wurde die Werksanlage besichtigt. Eine Erläuterung der Rettungsapparate für Grubenkatastrophen folgte. Unter fachmännischer



Führung wurde sodann der „Luitpoldtagbau“ und der „Agnes-Stauanlage-Schacht“, ein modernes Werk, dessen Betrieb ausschliesslich elektrische Kraft besorgt, mit einer elektrischen Fördermaschine in Augenschein genommen.

Durch zweckmässige Leitung der Uebungskurse für Richteramtskandidaten dürfte der Erfolg wohl nicht ausbleiben und nicht nur eine theoretische, sondern auch praktische Vorbildung der Justizkandidaten für ihren künftigen Richterberuf erreicht werden, so dass sie mit den notwendigen praktischen Erfahrungen ausgestattet das Amt eines Richters antreten können.

## Zur Anwendung des Strafverfahrens.

Die Erwartung einer Reform des geltenden, längst veralteten Strafrechts und in ihrem Gefolge die Ueberzeugung, dass mit der Strafrechtsreform auch das Strafprozessrecht wird überprüft werden müssen, machten in Oesterreich die Lust schwinden, das geltende Strafprozessrecht unter Berücksichtigung des neuesten Standes der Lehre und Uebung systematisch zu behandeln. Nur so kann man es erklären, dass ein so gewiegter Kenner des österreichischen Strafrechts und -Prozesses, wie Alfred Amschl, es dabei bewenden liess, nur von Zeit zu Zeit, aus der Bedürfnisse Tagesnot, das Wort in der Fachpresse zu ergreifen und eben aktuell gewordene Fragen literarisch zu erörtern. So sind aus der richterlichen und staatsanwaltschaftlichen Laufbahn des dormalen an der Spitze der Oberstaatsanwaltschaft in Graz stehenden Verfassers die Beiträge zur Anwendung des Strafverfahrens entstanden<sup>1)</sup>. Er fasste sie in zwei Hefte zusammen und gab das erste im Jahre 1899, das zweite im Jahre 1910 heraus. Wie gierig die Beiträge des ersten Heftes von der Praxis aufgenommen wurden, mag die, bei juristischen Publikationen wohl seltene Erscheinung beweisen, dass nach zwei Lustren dessen zweite Auflage notwendig wurde. Die Praxis bedarf eines festen Wegweisers; denn volle Wahrheit und nicht Hyperbel ist es, wenn Amschl an einer Stelle sagt, es werde über die gewöhnlichsten Fragen des Strafprozessrechtes noch immer so gestritten, wie am ersten Tage (S. 89).

Die uns vorliegende 2. Auflage des ersten Heftes hat der Verfasser im Vergleiche zur ersten gründlich umgearbeitet. Das äussere Gerippe ist bis auf ein Kapitel (über Erkrankung eines Geschworenen), das in zweiter Auflage zur Gänze wegfiel, das gleiche geblieben, der Inhalt ist aber dem Stande der Lehre und Uebung bis auf den neuesten Tag angepasst. Der Geist, den Amschls Beiträge atmen, möge in folgender Skizze wenigstens angedeutet werden.

Der Verfasser leitet sein erstes Heft der Beiträge mit einer Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der Vorerhebungen in Oesterreich

<sup>1)</sup> Alfred Amschl: Beiträge zur Anwendung des Strafverfahrens. Erstes Heft. Zweite, umgearbeitete Auflage. Wien, Manz' Verlag, 1911, VI + 228 S.

ein; er fühlt das Bedürfnis, sich mit diesem Problem eingehender zu befassen, weil sich die Praxis aus den diesfalls sehr dürftig ausgefallenen Bestimmungen der StPO. nicht klug wurde und, den Zweck der Vorerhebungen vollkommen verkennend, noch immer geneigt zu seinscheint, Vorerhebungen mit formlos eingeleiteter Voruntersuchung zu verwechseln. Letztere ist Domäne des Untersuchungsrichters, jene ausschliesslich Sache des Staatsanwaltes. A m s c h l unterscheidet zwischen Vorerhebungen zur Ermittlung des unbekannten Täters und zwischen Vorerhebungen zur Begründung einer unmittelbaren Anklage, bzw. für die Zurücklegung der Anzeige. Tritt ein Privatankläger als Verfolger auf, darf er gegen bestimmte Personen Vorerhebungen durchs Gericht nur dann beantragen, wenn es sich um ein bezirksgerichtliches Verfahren handelt; da kann ja von Gesetzeswegen weder eine Voruntersuchung, noch ein abgesondertes Verfahren über die Versetzung in den Anklagestand stattfinden. Im Verfahren vor dem Gerichtshofe, wo als Privatanklagedelikte durchaus nur Vergehen in Frage kommen, erkennt A m s c h l dem Privatankläger das Recht auf gerichtliche Vorerhebungen nur zur Ermittlung des Täters, keineswegs aber zur Tatbestandsklärung zu. Dieses Ergebnis wird zwar nicht aus dem Wortlaute der StPO., wohl aber aus deren Grundsätzen und aus der Natur der diesfälligen Bestimmungen erschlossen und ist nunmehr wohl schon als Gemeingut der Praxis zu erachten. Immerhin gebührt A m s c h l das Verdienst, durch die Zusammenfassung der literarischen Pro- und Kontra-Stimmen, sowie durch eingehende Prüfung und Würdigung der Ansichten betreffs ihrer Anwendbarkeit eine einwandfreie Begründung der Lösung des Problems gegeben zu haben.

Das Institut der Vorerhebungen betrifft auch das nächste Hauptstück der Beiträge. Der Verfasser baut das Vorerhebungsrecht nach allen Richtungen aus und stellt sich hierbei auf den Standpunkt, Vorerhebungen in Gerichtshofsachen zu beantragen, bilde das ausschliessliche Vorrecht des Staatsanwaltes, seinen diesfälligen Anträgen m ü s s e das Gericht entsprechen, es wäre denn, dass er etwas unmögliches oder gesetzwidriges verlangt; die Zweckmässigkeit oder Notwendigkeit des Antrages zu überprüfen, stehe den Gerichten überhaupt nicht zu. Diese scharfe Betonung der Selbständigkeit der Staatsanwaltschaften gegenüber den Gerichten, die — folgerichtig ausgedacht — den Erhebungsrichter auf die gleiche Stufe mit der Sicherheitsbehörde herabdrückt, befremdet auf den ersten Blick, zumal nach dieser Ansicht dem Staatsanwalt im Vorerhebungsstadium, wo der Verdacht des Verbrechens oder Vergehens noch nicht so klar umschrieben und so weit gefestigt ist, um die Voruntersuchung einzuleiten, mehr Rechte zustünden, als während der Voruntersuchung, wo seine Anträge auf Einzeluntersuchungshandlungen nach dem klaren Wortlaut des Gesetzes auch bezüglich der Notwendigkeit und Zweckmässigkeit der Ueberprüfung durch den Untersuchungsrichter, bzw. durch die Ratskammer unterliegen. Diese Ansicht fand auch ihren Gegner in Niemand geringerem als v. W a s e r. Allein seine Bedenken waren vor allem gegen eine schrankenlose Ausnützung des Vorerhebungsprivilegs gerichtet, selbst wenn dadurch die Verwahrungshaft über die vom Gesetze gezogene Grenze hinaus verlängert würde, ein Fall, der heutzutage kaum je mehr vorkommt. Es darf nicht übersehen werden, dass dies Vorrecht einer staatlichen Behörde zuerkannt wird und dass es bei starrer Festhaltung an der gegenteiligen Ansicht zu grossen

Unzukömmlichkeiten käme, da die Vorerhebungsanträge in ihrer Ueberzahl an Erhebungsrichter auf dem Lande gerichtet werden, wo die Anrufung der Entscheidung der Ratskammer in dringenden Fällen nahezu eine Unmöglichkeit wäre. Zum Glück ist diese Frage, so interessante Seiten ihr in der Theorie abgewonnen werden können, für die Praxis längst gelöst. Die Gerichte erachten es fast allgemein als selbstverständlich, den Vorerhebungsanträgen der Staatsanwaltschaft zu entsprechen, Zwiespälte aus solchen Anlässen gehören zu den allerseltensten Ausnahmen.

Amschl tritt weiter für eine möglichst straffe, übersichtliche Durchführung von Vorerhebungen ein. Einer allzuängstlichen Praxis, die sich betreffs der Haftverlängerung einzubürgern droht, sucht er kräftig zu steuern; insbesondere meint er, dass die Fluchtgefahr öfters als notwendig zur Begründung der Verwahrungs- und Untersuchungshaft herangezogen werde. Die Verwahrungshaft soll womöglich vermieden werden, wenn sie aber verhängt wurde, dann soll sie solange aufrecht erhalten bleiben, bis der Staatsanwalt zum Falle Stellung nehmen kann. Die Sicherheitsleistung, die nach dem Wortlaute des Gesetzes mit Rechtskraft des Urteils allerdings ausser Spiel bleiben sollte, hält der Verfasser, wenn auch praeter legem, so doch mit zwingenden Gründen der Logik bis zum tatsächlichen Strafvollzuge für verstrickt.

Die wenig hervortretende Tätigkeit der Ratskammer wird vom Verfasser treffend gezeichnet. In der Tat ist ihre Daseinberechtigung bei kleineren Gerichtshöfen, wo ihre Mitglieder auch im einzigen Erkenntnisenate Sitz und Stimme haben, sehr fragwürdig. Gewissermassen als Ausfluss seiner geringen Einschätzung des Instituts der Ratskammer erscheint die, erst in der 2. Auflage des 1. Heftes seiner Beiträge aufgestellte Behauptung, die Ratskammer verliere nach Eintritt der Rechtskraft der Anklageschrift überhaupt jede Entscheidungsbefugnis, sie habe von diesem Zeitpunkte an von der Bildfläche der zur Regelung des Strafverfahrens berufenen Institute zu verschwinden. Die neue Geschäftsordnung (1897) enthalte im § 27 die Bestimmung, dass die Ratskammer nicht als selbständige Gerichtsabteilung zu zählen sei, weswegen bei fester Gliederung der Strafgerichtsabteilungen die Strafsachen, die mit Rechtskraft der Anklage in den Geschäftskreis einer bestimmten Strafabteilung fallen, der Kompetenz der Ratskammer entrückt und jener des ständigen Senates dieser Strafabteilung zugewiesen bleiben müssen. Der Verfasser spricht geradezu von einer Derogierung der StPO. durch die obenangeführte Bestimmung der — allerdings auf Grund des Gerichtsorganisationsgesetzes erlassenen — Geschäftsordnung. Nun steht aber die Sache nach unserer Auffassung so, dass der Geschäftsordnung weder die Kraft zukommen, noch die Absicht zugemutet werden kann, strikte Bestimmungen der StPO. bezüglich des Wirkungskreises der Ratskammer nach Rechtskraft der Anklage ausser Geltung zu setzen. Die Geschäftsordnung ist kein Gesetz, sondern Ministerialverordnung; sie regelt einzig und allein den Geschäftsgang innerhalb der von den Gesetzen geschaffenen Prozesseinrichtungen, dieseselbst liess sie ganz unberührt, sowohl bezüglich ihres Wirkungskreises, als auch insbesondere bezüglich ihres Bestandes. Sie hat überdies auch die §§ 5 bis 8 der Vollzugsvorschrift zur StPO. aufrecht erhalten (s. Art. II), von denen sich § 5 Abs. 2 unzweifelhaft auch auf die Geschäfte der Ratskammer nach Rechtskraft der Anklage bezieht. Falls die



Absicht bestanden hätte, die Tätigkeit der Ratskammer nach Rechtskraft der Anklage auszuschalten, wäre zumindest auch diese Stelle ausser Kraft gesetzt worden. Wenn nun der Verfasser aus seiner Anschauung Folgerungen zieht und die Tätigkeit der Ratskammer nach Rechtskraft der Anklage den Strafsenaten zuweist, wo die StPO. ausdrücklich die Ratskammer als entscheidendes Organ einsetzt, so wird man ihm, mag seine Ansicht die lege ferenda noch so bestechend erscheinen, nicht folgen dürfen, soll der Boden der gegebenen Vorschriften nicht verlassen werden. Es bleibt aber auch nicht immer gleichgiltig, ob Ratskammer oder Senat entscheidet. Spricht sich z. B. über die Frage, ob die vom Angeklagten neu beantragten Beweismittel zur Hauptverhandlung beizuschaffen sind, der Senat verneinend aus, so dürfte sein Beschluss wohl ein starkes Praejudiz gegen die Zulassung der Beweise abgeben, wenn der Antrag in der Verhandlung wiederholt wird. Entscheidet die Ratskammer als solche, werden diesfällige Bedenken zumindest bei grösseren Gerichtshöfen, wo die Ratskammer nicht aus Strafsenatsmitgliedern besteht, von vornherein ausgeschlossen sein.

Die Ausführungen, die Amschl im Hauptstück betreffend den Wirkungskreis der Ratskammer über die Rechtsmittel bringt, sind der 1. Auflage gegenüber verbreitet und vertieft. Er erklärt es als den wundesten Punkt der StPO., dass ihre Bestimmungen über Rechtsmittel nahezu vollständig versagen. Diesem Umstande misst er es auch bei, dass die Praxis der an keine Frist gebundenen, sogenannten Aufsichtsbeschwerde eine Ausdehnung gab, die vom Gesetzgeber sicherlich nicht beabsichtigt gewesen sein konnte. Die höchst bestrittene Frage, von wem die Haft zu verhängen sei, wenn der Haftantrag nach Verkündigung des Urteils gestellt wird, löst Amschl dahin, weder der Untersuchungsrichter, noch die Ratskammer, sondern der versammelte Gerichtshof, und sollte dieser nicht mehr versammelt sein, das Strafgericht in einer Versammlung von 3 Mitgliedern haben über einen solchen Antrag abzusprechen. Die Ansicht erscheint jedenfalls praktisch und immerhin auch befriedigend, wenngleich in Ermangelung anderer gesetzlicher Bestimmungen auch gegen die Entscheidung über solche Haftanträge als einzig mögliches Rechtsmittel die Aufsichtsbeschwerde eingeräumt werden muss.

Im Abschnitte betreffend die Stellung des Untersuchungsrichters fordert Amschl vor allem Befreiung seiner Tätigkeit von jedem unnötigen Formalismus. Die Einleitung der Voruntersuchung soll nicht durch förmlichen Beschluss erfolgen; sie ist ein tatsächlicher Vorgang. Unrichtig ist es daher, die Einleitung der Voruntersuchung auf die Zeit nach Vernehmung des Beschuldigten zu verschieben, denn die Vernehmung selbst ist schon ein Teil der Voruntersuchung. Die öfters vorkommende Wendung, die Voruntersuchung sei rechtskräftig geworden, ist Phrase; der Beschuldigte ist in Ansehung der Beschwerde an keine Frist gebunden. In der Folge befasst sich Amschl mit vielen weiteren Einzelfragen betreffend die Untersuchungsgeschäfte, darunter mit der interessanten Frage, ob bei Einstellung der Vorerhebungen Schuldlosigkeitszeugnisse ausgefolgt werden sollen; er sagt, es sei eine Abschrift der Einstellungsverfügung vom Gerichte hinauszugeben, genügt aber dies dem Beschuldigten nicht, hat er sich an den Staatsanwalt mit der Bitte um Abschrift der Einstellungsgründe zu wenden. Ob dieser dem Ansuchen entsprechen wird, ist freilich Sache seines Ermessens.



Das nächste Hauptstück betrifft die Fortsetzung des Strafverfahrens ohne Wiederaufnahme. Sind gegen eine bestimmte Person gerichtete Erhebungen eingestellt worden, kann die Fortsetzung ohne Wiederaufnahme Platz greifen, sofern der Beschuldigte noch nicht als solcher vernommen worden ist. Wird eine Tat, die vorerst als Verbrechen behandelt wurde, hernach als Uebertretung vor einem Bezirksgerichte verfolgt und ergeben sich da neue Verdachtsgründe, die Tat als Verbrechen zu halten, bedarf es, lehrt Amschl, keines Wiederaufnahmebeschlusses der Ratskammer, um die Sache vor dem Gerichtshofe ins Geleise zu bringen. Die Ueberweisung der Strafsache vor das Bezirksgericht enthalte keinen Rücktritt von der Verfolgung, da es nur eine Verfolgung der Tat geben kann, diese aber, ungeachtet ihrer verschiedenen Wertung als Verbrechen oder Uebertretung, nie aufgegeben worden ist. Der Ansicht ist beizupflichten, allein auf alle Fälle muss die Tat nach wie vor auf ihre Identität hin wirklich geprüft werden, da Qualifikationsverschiebungen bei Erfolgsdelikten unter Umständen auch die rechtliche Identität der Tat berühren können. Den Abschluss dieses Kapitels bilden Erörterungen über die Frage, ob die Hinterbliebenen das Recht haben, um Wiederaufnahme zur Erweisung der Schuldlosigkeit des verstorbenen Beschuldigten zu werben. Amschl verneint die Frage; mit Recht. Ein praktisches Bedürfnis, die Frage in gegenteiligen Sinne zu lösen, besteht u. E. nicht. Gegen leichtfertige, unverdiente Verletzung der Ehre des Verstorbenen bieten die diesfälligen Bestimmungen des Strafgesetzes selbst den Schutz; ist vom Nachweise der Schuldlosigkeit eines gerichtlich verfolgten Verstorbenen die Lösung von Privatrechtsfragen abhängig, z. B. bei Brandlegungen die Auszahlung der Versicherungssumme, so bieten die zivilprozessualen Vorschriften genügende Mittel und Wege, die Privatrechtsansprüche bei Erbringung des Schuldlosigkeitsbeweises durchzusetzen.

Wärmstens nimmt sich Amschl der Stellung der Staatsanwaltschaft an. Von bedeutenden Seiten wurde ihm beim Erscheinen der 1. Auflage seiner Beiträge zum Vorwurf gemacht, er gehe in der Hervorhebung der staatsanwaltschaftlichen Stellung zu weit, er vergesse, dass sich die Staatsanwaltschaft dem Gerichte gegenüber im Verhältnis einer Partei befinde. Amschl hat seinen Standpunkt aufs gewissenhafte revidiert, hie und da das eine oder andere Wort gemildert, aber in der Sache selbst ist er sich treu geblieben. Einsichtsvolle Praktiker werden ihm Recht geben. Hat die Staatsanwaltschaft „Vorrechte“ vor den Parteien voraus, so hat sie auch höhere Pflichten als diese. Mit Recht klagt Amschl, dass eine gewisse Minderwertigkeit der Strafsachengesetzlich ausgesprochen sei (§30 GOG.); er missbilligt entschieden die Erscheinung, die sich immer mehr bemerkbar macht, dass eine wahre Beweisanarchie mit dem Mantel freier richterlicher Ueberzeugung gedeckt werde. Kein Einsichtiger wird es leugnen wollen, dass es unter solchen Verhältnissen den Zwecken einer gedeihlichen Strafrechtspflege nur dienen kann, wenn den Staatsanwaltschaften, wo es nottut, an der Verwirklichung der hohen Ziele mitzutun, die Rolle einer den Gerichten gleichgeordneten Justizverwaltungsbehörde zufällt.

Der Verfasser vertritt mit Ueberzeugung das Legalitätsprinzip, scheut aber nicht zu bekennen, dass bei politischen Verbaldelikten nur das Taktgefühl zu entscheiden vermag, ob die Verfolgung oder ein Fallenlassen der Verfolgung

dem vom Gesetze bezweckten Rechtsschutze besser dient; daher stellt er als eines der wesentlichsten Erfordernisse des staatsanwaltschaftlichen Berufes — den Takt auf (S. 88). Volle Würdigung findet beim Verfasser auch der Grundsatz des § 3 StPO., dass der Staatsanwalt auch zur Entlastung des Beschuldigten mitwirken muss. Er bedauert, dass nach dem Gesetze dem Staatsanwalt nicht die Befugnis zukommt, gleich wie bei Verbrechen und Vergehen auch im Uebertretungsverfahren zugunsten des Beschuldigten Berufung einlegen zu dürfen. Die Spitze dieses seines Ausspruches richtet sich gegen jene Jugendrichter, die gegen Unmündige ohne Rücksicht auf die Schwere der begangenen Tat keine weniger als 6 Monate andauernde Verschliessung (höchste Strafe!) verhängen zu müssen glauben, um dem Verurteilten die Wohltat der Nacherziehung in einer Anstalt angedeihen zu lassen. Wenn A m s c h l solche, unzweifelhaft in bester Absicht gefällten Urteile als einem Wahn entsprungen erklärt, so dürfte er kaum zuweit gegangen sein. — A m s c h l fordert für den Staatsanwalt das Recht, bei Aufrechthaltung der Anklage auf Freispruch zu plaidieren. Das Argument für seine Ansicht, dass auch bei Schwurgerichten auf Verneinung der Fragen beantragt werden kann, erscheint beweiskräftig; nur ist es schwer anzunehmen, dass die Gerichte, wie der Verfasser meint, um des richterlichen Ansehens willen Freisprüche wegen Rücktrittes von der Strafverfolgung lieber vermieden wissen wollen. Es scheint, das Eintreten zu Gunsten des Angeklagten, ohne folgerichtig von der Anklage zurückzutreten, hat seine Grenzen; der Staatsanwalt soll nicht mit seinem Antrage selbst in Widerspruch kommen, dies insbesondere dort nicht, wo der Verteidigerschaft der Ruhm gebührt, das Entlastungsmaterial herbeigeschafft und gehörig verwertet zu haben.

Ein weiterer Abschnitt über A n k l a g e s c h r i f t u n d E i n s p r u c h gibt dem Verfasser Gelegenheit, seine Anschauungen über gesetz- und sachgemässe Abfassung von Anklageschriften wiederzugeben und die rechtliche Natur des Einspruches erörtern. Den Einspruch erklärt er als ein uneigentliches Rechtsmittel, weil er nicht richterliche Entscheidungen anzukämpfen, sondern diese anzurufen die Bestimmung hat. Die wahrhaft geringen praktischen Erfolge der Einsprüche führt der Verfasser in erster Linie auf die Tatsache zurück, dass die Staatsanwaltschaften keine mutwilligen Anklagen erheben, weiter aber auch darauf, dass die Oberlandesgerichte nur wegen Aktenwidrigkeit und logischer Fehlschlüsse bei Würdigung des Tatsachenstoffes oder wegen Unvollständigkeit der Beweise dem Einspruche Folge geben können, während sie in eine psychologische Würdigung der aufgerollten Zeugen- bzw. Sachverständigenbeweise mangels des Erfordernisses der Unmittelbarkeit nicht eingehen dürfen.

P r i v a t b e t e i l i g t e u n d S u b s i d i a r a n k l ä g e r finden im elften Hauptstücke eingehende Besprechung. Von grundsätzlicher Bedeutung ist die Anschauung des Verfassers, die Subsidiaranklage sei zwar öffentlichrechtlichen Charakters, doch müsse sie erlöschen, sobald die im Adhäsionsstreite begehrte Entschädigung bezahlt sei. Damit erscheint die Ansicht v. W a s e r s abgelehnt, dass die Subsidiaranklage ein Mittel zur Kontrolle des Staatsanwaltes bilde, ob er mit Recht von der Verfolgung zurückgetreten. A m s c h l s Ansicht entspricht vollkommen seiner hohen Auffassung von der Stellung der Staatsanwaltschaft, sie hat aber auch insoferne gewiss viel für sich, als der Gesetzgeber, falls er ein Kontrollmittel dem Staatsanwälte gegenüber schafft

haben wollte, sicherlich nicht ein solches gewählt hätte, das in allen Fällen versagen muss, wo von einer Privatentschädigung keine Rede sein kann.

Das zwölfte, weitaus ausführlichste Hauptstück ist dem Pressverfahren gewidmet. Seiner Gliederung und Fassung nach bildet es eine kurze, aber ausgezeichnete Monographie über das Pressverfahren, die aber auch über alle wichtigen Fragen aus dem Anwendungsgebiete des Pressgesetzes Bescheid gibt. Die vielen Rückständigkeit des Pressgesetzes, zumal dessen verhasstes objektive Verfahren, werden rückhaltlos aufgedeckt, und doch erwartet sich der Verfasser noch viele Jahre keine Pressreform. Es scheint ihm, als ob es mit der Pressreform nicht recht ernst werden wollte (S. 108). —

So viel in dürftigsten Umrissen vom Inhalte des Buches, das mit einem für die Praxis hochbedeutsamen Anhang, enthaltend Anklageformularen für alle wichtigsten strafbaren Tatbestände, schliesst. Es umspannt, wie gezeigt, die wichtigsten Abschnitte der Strafprozessordnung. Am schls Methode, die Fragen zu behandeln, ist eben so gründlich, wie anziehend; er leuchtet in alle ihre Winkel und Winkelchen hinein, er berücksichtigt Lehre und Uebung in erschöpfender Weise. Seine Sprache ist vornehm und doch vollkommen klar, ganz das Gegenteil vom s. g. Juristendeutsch.

Mit der Umarbeitung und neuen Herausgabe des ersten Heftes seiner Beiträge hat sich Am sch l sowohl die Strafprozesswissenschaft als auch die Praxis zu grossem Danke verpflichtet. Erstere erhält durch ihn vielfache Anregung, letztere neue Belebung und einen sicheren Halt, auf dass sie nicht verprovinzialisiere. Es wäre lebhaft zu wünschen, dass der Verfasser seinen beiden Heften zur Anwendung des Strafverfahrens noch ein weiteres nachfolgen lasse und alle drei als ein Buch herausgebe: es müsste ein vortreffliches System des österreichischen Strafprozessrechts werden!

Graz.

Bezirksrichter Dr. Method Dolenc.

## Die Freirechtsbewegung

(Auszug aus dem Referate zum V. polnischen Juristentag, Lemberg, Frühling 1912).

Von

Dr. jur. A. v. Peretiatkowicz, Heidelberg.

Der gegenwärtige Kampf zwischen zwei Schulen — traditionellen und der neuen — erkennt die wertvollen Elemente, die jede von beiden enthält. Die alte Methode verbürgt (wenigstens teilweise) die Objektivität des Rechtes, die freirechtliche — die soziale Zweckmässigkeit. Die richtige Beurteilung und Versöhnung der beiden<sup>1)</sup> kann nur auf Grund

<sup>1)</sup> Ich bemerke, dass ich in dieser Erörterung nur den Flügel der freirechtlichen Bewegung betrachte, der nach freiem Recht „*praeter legem*“, nicht „*contra legem*“ entscheiden will.



des tieferen Verständnisses der Richtertätigkeit, d. h. durch die psychologische Analyse des Entscheidungsprozesses stattfinden.

Bei der Rechtsprechung beobachten wir drei psychische Grundelemente, die nach den Umständen eine grössere oder kleinere Rolle spielen: 1) Intellekt (logisches Schlussverfahren auf Grund der Gesetze), 2) Gefühl (das Rechtsgefühl) und 3) Willen (die Berücksichtigung der sozialen Zwecke, die man erlangen will, und der rechtlichen Mittel).

Die traditionelle Methode erkennt nur den ersten Faktor an, was den Vorzug einer grösseren Objektivität der Entscheidungen, aber den Mangel ungenügender Anpassung an das Leben zur Folge hätte. Die neue Methode betont die zwei letzteren Faktoren; hier würde der sozialen Zweckmässigkeit Genüge getan, die Rechtssicherheit aber höchst gefährdet. Die richtige Methode hat die Aufgabe, den intellektuellen Faktor zu modernisieren, den Gefühls- und Willensfaktor zu objektivieren.

Die soziale Zweckmässigkeit (Willensfaktor) kann aber nicht in ganz objektiver Weise festgestellt werden, denn es gibt keine objektiven, allgemein-gültigen Richtlinien für die Richtertätigkeit (bei der Ausfüllung der Gesetzeslücken). Wenn aber eine objektive Richtschnur unmöglich ist, so muss und soll man die Grenzen der eigenmächtigen Ausserungen der Richter abstecken. Man muss Schranken, Rahmen aufrichten, innerhalb deren die ganze Freiheit bei der Bestimmung der sozialen Zweckmässigkeit zugelassen wird, aus welchen aber (soll die öffentliche Sicherheit nicht gestört werden) der Richter nicht heraustreten darf. Diese Grenzen schaffen die zwei übrigen Faktoren (Verstand, Gefühl), wenn letztere richtig verstanden und angepasst werden.

Der intellektuelle Faktor, der Zusammenhang mit bestehenden Vorschriften muss aufrechterhalten werden; man soll aber darunter nicht den vermutlichen „Willen des Gesetzgebers“, sondern „die prinzipielle Stellungnahme des modernen (heutigen) Gesetzgebers“ verstehen. Man muss also die „ratio iuris“ d. h. die Prinzipien und Rechtsgedanken, die den Ausgangspunkt, die Basis der gesetzlichen Vorschriften darstellen, in Betracht ziehen. Dabei müssen die Ansichten und gesetzgeberischen Prinzipien, welche der heutigen Zeit am nächsten stehen, d. h. die „moderna ratio iuris“ entscheidend sein.

Der Gefühlsfaktor, d. h. das Rechtsgefühl, muss im sozialen Sinne verstanden werden. Nicht das Individualrechtsgefühl



des entscheidenden Richters kommt in Betracht. Die Richter bedeuten etwas (in diesem Sinne) für die Rechtsordnung nicht als Träger spezifischer, individuell gefärbter Gefühlsbeschaffenheiten, sondern sind als Vertreter der allgemeinen Anschauungen der sozialen Gefühle anzusehen. Nur das Sozialrechtsgefühl soll bei der Rechtssprechung berücksichtigt werden. Auf diese Weise wird der emotionelle Faktor, der immer eine grosse Rolle spielt, objektiv und stellt eine Grenze der eigenmächtigen Beurteilungen auf.

Wir formulieren mithin unsere Stellung folgendermassen: In den Fällen, die vom Gesetze nicht vorausgesehen wurden, soll der Richter frei und autonom die richtige Norm in sozialem Sinne feststellen dürfen; dabei muss er aber den allgemeinen durch Gesetze gezogenen Richtlinien des modernen Gesetzgebers (*moderna ratio iuris*) und der Richtung des herrschenden Sozialrechtsgefühls folgen.

---

## V.

# Literatur.

---

## Besprechungen.

**E. R. Bierling. Juristische Prinzipienlehre. Bd. IV. Tübingen. J. L. B. Mohr (Paul Siebeck) XII. 457 S.**

„Praktische Handhabung und wissenschaftliche Bearbeitung des Rechts“ ist der Inhalt dieses Bandes und des IV. Buchs des gesamten Werks. Der letzte Abschnitt (Aufgaben und Methoden der Rechtswissenschaft im engeren Sinn) des IV. Buchs ist jedoch, nebst Nachträgen, Repliken und Kritiken und Register, einem fünften Bande vorbehalten.

Das gegebene zerfällt in vier Abschnitte (Begriff und Arten der Rechtsanwendung — von der Feststellung juristischer Tatbestände — Aufsuchung, Feststellung und Auslegung bereits bestehender Rechtsnormen — Von der Formulierung neuer Rechtsnormen in Subordination unter bereits bestehende), in deren Paragraphen (47—58) Schritt für Schritt auseinander entwickelnd, der Stoff behandelt wird.

Begriff der Rechtsanwendung ist ein doppelter; Rechtsanwendung bedeutet Rechtsbetätigung (Erfüllung von Rechtspflichten, Geltendmachung von Rechtsansprüchen, Herstellung oder Veränderung von Rechtsverhältnissen

durch Setzung subordinierter Rechtsnormen), bedeutet aber auch Unterordnung konkreter Tatbestände unter massgebende Rechtsnormen (Abschnitt 1 § 47).

Nachdem dies entwickelt ist, wird (Abschnitt 2) der Begriff „Tatbestand“ (Tatbestandsfeststellung, Beweis) erörtert, insbesondere die Bedeutung des positiven Rechts für die nähere Bestimmung des Zieles und die Erlangung der erforderlichen Gewissheit (§ 48), darauf die Tatbestandsfeststellung auf Grund besonderer Rechtsvorschriften (§ 49) und (50) die Feststellung juristischer Tatbestände, wo gesetzliche Beweisregeln fehlen, nebst Hinweis auf Logik und Erfahrung.

Hieraus ergibt sich (3. Abschnitt) die Darlegung der Aufsuchung (§ 51) bestehender Rechtsnormen, die sich zunächst nach der besonderen Stellung der zur rechtlichen Beurteilung des Tatbestandes berufenen bestimmt, deren räumliches Herrschaftsgebiet und deren zeitliche Geltung in Betracht kommt; hierbei wird (S. 148) „Gnaeus Flavius“, zum Streit über die Rechtswissenschaft abgefertigt. Dann erfolgt die Behandlung der Feststellung rechtsgeschäftlicher und besonders auch gesetzlicher Normen (§ 52), des richterlichen Prüfungsrechts (S. 187), und der Feststellung gewohnheitsrechtlicher Normen, speziell durch Personen (S. 302), die mitten innerhalb des an der betreffenden Rechtsgewohnheit beherrschten Kreises stehen, Geny, Autorite et tradition und Cambert, Droit civil comparé werden herangezogen (S. 326) und die Rezeption des ganzen römischen Rechts als zweifellos aus einen grandiosen Irrtum (S. 317) hervorgegangen erklärt. Daran schliesst sich die Darstellung der Auslegung rechtsgeschäftlicher Normen, des Verhältnisses von Ausleger und Gesetzgeber (S. 200) und des „wirklichen Lebens“ bei Danz, Auslegung der Rechtsgeschäfte (S. 203), endlich der Auslegung der Gesetze (§ 53), die sich auf Sprachen und Vergleichung mit anderen Wissenschaften, namentlich Philologie, gründet. Dabei wird auf „Gnaeus Flavius“ und seine Ausführungen über die orthodoxe Theologie und seine Darlegung des Zusammenhanges der freirechtlichen Bewegung mit der freireligiösen Bezug genommen (S. 298) und seine Bemerkungen über die „Rechtfertigungen“ der Juristen im bestehenden Recht (S. 299). Auch wird die Auslegung des Gesetzes bei veränderten Zeitverhältnissen besprochen und gegen Gmür, Anwendung des Gesetzes Stellung genommen (S. 262), daneben gegen Gneists Ansicht über die konfessionslose Schule des ALR. (S. 277).

Hier schliesst sich die Behandlung der Formulierung neuer Rechtsnormen in Unterordnung unter schon bestehende, und zwar zunächst (§ 55) Begriff und Arten, wobei die Ansicht, ob Recht durch Erlass des Gesetzes oder durch seine Wirkung auf die Untertanen entstehe (S. 336), erörtert wird. Darauf folgt die inhaltlich gebundene Normen-Formulierung (§ 56) nebst neuer Besprechung des freirechtlichen Modernismus, und der Frage der freien Rechtsfindung“ gegenüber der „technischen Rechanwendung“ (S. 347, 348) zivilistische Urteilspraxis 355, 356 (E. Fuchs, Schreibjustiz und Richterkönigtum), sowie der „losen Fundamente“ der ersteren (S. 373), der „Unpopularität“ der deutschen Justiz nebst der geplanten Umgestaltung der Vorbildung (S. 357), der einschlägigen Bestimmung des schweizerischen Zivilgesetzbuchs (S. 366), des Werts der Richterpersönlichkeit (S. 374) und der Schwierigkeit ihrer zweckmässigen Darstellung.

Demnächst erfolgt die Darlegung der recht-ergänzenden Formulierung von subordinierten Normen (§ 57), des Problems der Rechtslücke (S. 383 ff),

wozu Zitelmanns Rektoratsrede (Lücken im Recht) und Stammers Lehre vom richtigen Recht (S. 414) untersucht werden und auf die sog. Hilfswissenschaften und deren Uebermass (S. 421), sowie auf die „Natur der Dinge“ ein Blick geworfen wird.

Mit der Erörterung der inhaltlich freien Formulierung rechtsgeschäftlicher Normen (§ 58) schliesst der Band; Gegenstand und Zweck der Gesetzgebung, Art der Lösung ihrer Aufgaben (S. 433) und Korrektheit ihrer Sprache (S. 446) werden beachtet.

Ueberhaupt ist überall die einschlägige Literatur bei der Untersuchung verwertet.

Diese Uebersicht allein kann schon ein Bild von dem unendlichen Stoff geben, der in dem Werte zur Geltung gekommen ist; nur die Kunst der Darstellung und die Anmut der Sprache, die an Savigny erinnert, lässt die Tiefe der Forschung und die Schwierigkeit der Gegenstände zurücktreten.

Erst vor Kurzem erschienene Schriften, wie z. B. Grueber, die Vorbildung der Juristen und ihre Reform 1910. — Zacharias, Ueber Persönlichkeit und Ausbildung des Richters 1911 — F. Berolzheimer, Die Gefahren der Gefühlsjurisprudenz in der Gegenwart 1911, konnten noch nicht berücksichtigt werden.

Wie bedeutungsvoll aber diese Fragen für die gesamte Theorie und Praxis der Rechtsfindung geworden sind, geht daraus hervor, dass sie selbst in diesem Werk, das sich nur objektiv mit der Systematik des bestehenden Rechtslebens beschäftigt, nicht übergegangen sind und nicht umgangen werden konnten. Im allgemeinen nimmt es ihnen gegenüber eine durchaus unparteiische Stellung (S. 366, 367 Anm. 379 Anm.) ein, wenn es sich auch gegen die „freie Rechtsfindung“ im weitesten Sinne — mit Berolzheimer aaO. — ausspricht.

Soviel aber lässt sich jetzt schon sagen, dass die unbedingte Herrschaft des, im geschriebenen Gesetz ausgedrückten Willens des Gesetzgebers, ihrem Ende entgegengeht, wie sie etwa im 19. Jahrhundert, besonders im landrechtlichen Preussen, ihre Stätte hatte. Von allen übrigen Ursachen abgesehen, entwickelt sich das gesamte Wirtschaftsleben der Staatsgenossen zu schnell, und entwickelt sich der wirtschaftliche Zusammenhang der verschiedenen Gesetzgebungsgebiete viel zu schnell, als dass die Gesetzgebung diesem Fortschritt folgen könnte. Die Rechtsprechung muss sich wohl oder übel zwischen den geschriebenen Normen und dem Zwang der Verhältnisse durchfinden, bis endlich ein Gesetz erscheint, dass dem Wandel Rechnung trägt und vielleicht schon überholt ist, wenn es veröffentlicht wird. Ebenso wird die Arbeit der Wissenschaft immer schwieriger, aus den nicht mehr aus einheitlichem Willen entstehenden, sondern von den Interessen der politischen Parteien zusammengestellten Gesetzen System herzustellen. Es war leichter, nach dem Corpus iuris oder dem A.L.R. zu systematisieren als dem BGB. mit seiner „bürgerlichen Ehe“, — Bestimmungen, die mehr „Lücken“ sind als fehlende Vorschriften, denn sie sind aus dem Gesetzbuch nicht zu erklären.

Auch ist ganz unverkennbar, dass sich unter den Rechtsgenossen fortwährend Recht bildet, das nur mühsam von der Rechtsprechung und der Wissenschaft mit ihren Gesetzgrundlagen niedergehalten wird. Vielfach spielt das geschriebene Recht die Rolle eines Schutzes für den, der sich seiner Verpflichtungen entziehen will.



Das herandrängen der aus diesen Verhältnissen entstehenden Kräfte gegen das vor Jahren, vor Jahrzehnten, vor Jahrhunderten geschriebene Recht kann nicht mit dem Wort „Gefühl-Jurisprudenz“ abgetan werden. Jene Kräfte ringen um Anerkennung, um Mitwirkung dazu, dass Rechtsprechung und Wissenschaft nicht unverstanden bleiben.

Das Preussische Recht hatte gegen Ende des 18. Jahrhunderts diese Verhältnisse schon berücksichtigt und in der Gesetzkommission eine Stelle geschaffen, die unausgesetzt das geschriebene Recht ergänzen, erneuern, mit der Zeit im Gleichschritt erhalten sollte, stets eingreifen sollte, wo es nicht mehr den veränderten Anschauungen entsprach, wo eine Vorschrift fehlte, wo sich Widersprüche ergaben, wo die Rechtsprechung dem allgemeinen Rechtsbewusstsein nicht Genüge tat. Nach kurzer Zeit liess man die Einrichtung fallen und hat an ihre Stelle nichts zu setzen vermocht. Und doch ist sie ein Bedürfnis wenn nicht das Gesetz seine Hauptstütze verlieren soll, die Ueberzeugung von der Richtigkeit des Gesetzes und seiner praktischen Brauchbarkeit, wenn es nicht zu einer Dienstinstruktion für die Gerichte herabsinken und diese selbst herabziehen soll.

Sehr viel Rechtsunsicherheit und Schaden wäre vermieden, wenn das Gesetz, bei dem ersten Zweifel, sich über die Einlegung von Rechtsmitteln mittels elektrischer Kraft geäussert hätte, wenn es näher bestimmt hätte, wie die Schrift beschaffen sein müsse, durch die ein Rechtsmittel eingelegt wird, ob eine Unterschrift unter ihr notwendig sei oder nicht. (RMilG. XIV. S. 204 — RGR IX. S. 144).

In innigem Zusammenhange mit der Frage über das Verhältnis des Gesetzes zur Rechtsfindung wird in der Gegenwart die Untersuchung behandelt, was eigentlich die Tätigkeit des Richters ist, und wie seine Vorbildung beschaffen sein soll.

Die tägliche Erfahrung lehrt, dass die Rechtsuchenden die Stellung eines Vorgesetzten gegenüber dem (Einzel) Richter als den eigentlichen Schutz ihrer Anforderungen sehen. Sie erblicken in dem Richter einen Beamten wie andere mehr, und mit besonderen, aus seinem Beruf folgenden Funktionen. Er ist auch schliesslich in unserer Staatsordnung nichts anderes und nicht im Ernst kann behauptet werden, dass der Staat ihn anhalten werde, seine Pflicht nicht zu tun, und schwerlich wird sich der Staat die oberste Aufsicht über die pflichtmässige Ausübung der Richteramts entziehen lassen, um so weniger, als in der Bestellung von Laienrichtern und in dem Verlangen nach noch mehr Laiengerichten seine Aufsicht schon erheblich eingeschränkt ist und eingeschränkt zu werden droht.

Die Wünsche nach einer anderen Vorbildung der Richter wenden sich gegen die bisherige gelehrte-philosophische Vorbildung und werden auch gegenüber anderen Berufsarten laut.

Bei dem grossen Bedarf an Beamten haben sehr viele, die sog. gelehrte Berufe wählen, weder selbst einen Beruf zur Wissenschaft, noch stammen sie aus einer Umgebung, in der man die Wissenschaft als solche zu schätzen weiss. Diesen erscheint das eigentliche Studieren zu beschwerlich und das eigentliche Wissen überflüssig und wertlos. So ist ein deutliches Bestreben einer grossen Zahl von Berufsangehörigen und Aussenstehenden zu bemerken nach einer Art Mittelschulbildung, nämlich um Dinge zu lernen, die sofort in Geld um-



gesetzt werden können, Dinge deren Kenntniss nicht jahrelanger Vorbereitung bedarf, sondern sofort verwertet werden können, so wie etwa Jemand, der in ein fremdes Land reisen will, einen Sprachführer kauft und auswendig lernt.

Gewiss, wäre der Beruf des Richters ein Erledigen der Posteingänge, und sein Ziel eine günstige Nummernstatistik, dann reichte eine einfachere Vorbildung aus. Das zu tun, reichte der Durchschnitt der Gerichtsschreibereibeamten aus.

Aber auch in seinem, gegenüber anderen Ländern, beschränkten Tätigkeitsfeld blieb dem deutschen Richter noch eine bisher wichtig angesehene Aufgabe, nämlich in einer oft kläglich äusseren Umgebung, in begrenzter Lebenslage mit dem ganzen Idealismus eines gebildeten Gedankenlebens seinem Amte unbeirrt und unentwegt durch Anfechtung und oftmals ungenügenden Schutz dagegen fortzugehen. Wohl mag es fraglich sein, ob die praktisch gebildeten, Allerweltserfahrenen, Richter der Zukunft das zu bestreiten und namentlich die Fähigkeit zur richterlichen Haupttugend, der objektiven Unparteilichkeit haben, jener Unparteilichkeit, die nicht auf dem Willen beruht, unparteiisch zu sein, nicht auf einer Lernweise, sondern auf dem Charakter, der durch eine tüchtige, philosophische Denkschule vorgebildet wird und nicht durch Verkehr mit allen möglichen Menschenarten und das hineinsehen in alle möglichen Berufe.

Eine Zeitlang hatte man — jetzt ist der Sturm schon etwas im Abflauen begriffen — Die Vorstellung, als ob Beschäftigung mit Details, mit Tatsachen einer Bildung durch Ideen weit vorzuziehen ist. Man verlangte von dem Richter, er solle mit Maschinenwesen wie ein Fabrikant, mit dem Handel wie ein Kaufmann, mit der Landwirtschaft wie ein Gutsbesitzer vertraut sein. Dabei wurde übersehen, dass die richtige philosophische Schulung Menschenkenntnis lehrt und den Menschen befähigt, sich das Wissen zu erwerben, das er braucht, und, dass es nicht Aufgabe des Richters ist, hinter jeder Tür gestanden zu haben, sondern sich in die Lage derer versetzen zu können, mit denen er zu verhandeln hat.

Ist etwas zu ändern, so ist es nicht die Vorbildung (im Ganzen), nicht seine Stellung im Staatsorganismus, sondern das Uebermass der Beschäftigung des Richters mit nicht eigentlich richterlichen Geschäften, die uferlose Detaillierung der Prozessgesetze, die ihn verhindern, in den Streitfall so weit hineinzugehen, dass sich ihm dabei das wirkliche Leben in diesem Ausschnitt weit und klar öffnet. Man beschäftige ihn mit Entscheidungen und gebe ihm die Zeit, die vorliegenden Sachen so zu erforschen, dass seine Entscheidungen ein Bild des Sachverhalts geben und nicht nur leblose Umrisse.

Dann erst wird ein Werk wie das vorliegende, für ihn von grösster, von grundlegender Bedeutung sein; er wird an ihm überall Anhaltspunkte finden, seinem eigentlichen Berufe nachzugehen, nämlich den ihm zur Entscheidung vorliegenden Teil des wirklichen Lebens von der Höhe wahrer Rechtswissenschaft zu sehen.

Krotoschin.

Amtsgerichtsrat R. Bartholomäus.

**Georg Fraenkel. Die kritische Rechtsphilosophie bei Fries und bei Stammler.**

Göttingen, Vandenhoek &amp; Rupprecht 1912, 92 S., 2,40 M.

Sonderdruck aus den Abhandlungen der Fries'schen Schule N. F. III. Bd.

4. Heft.

„Ich glaube in den wesentlichen Zügen die Fries'sche Rechtsphilosophie dargestellt zu haben“. (S. 91). „Die Rechtsphilosophie wird gut tun, unmittelbar wieder an Fries anzuknüpfen. Seine Methode ist grundlegend für alle Weiterarbeit“. (S. 92). „Erst Stammler hat wieder unter Anknüpfung an Kant, aber unabhängig von Fries die Wichtigkeit der Rechtsphilosophie als einer regulativen Wissenschaft, als einer Wissenschaft der Methode gesehen. Dass er aber in seinem Satze von dem sozialen Ideal, der Gemeinschaft freiwollender Menschen, über Friess nicht hinausgekommen, sondern sogar wieder in Kants Fehler verfallen ist, habe ich im ersten Teile ausgeführt“. (S. 91, 92).

Daraus mag auf den Inhalt des Fraenkel'schen Vortrags geschlossen werden, der „nicht den Anspruch auf eine erschöpfende wissenschaftliche Behandlung aller berührten Probleme macht“. (S. 2). Gehalten „in einem Kreise von Anhängern und Freunden der Fries'schen Philosophie“ (S. 2). mag dieser Vortrag seinem Zwecke wohl entsprochen haben. Für weitere Kreise aber scheint mir das Referat über Fries, das den Hauptwert der Abhandlung darstellt, leider zu unvollständig zu sein. Verf. hätte auch darlegen müssen, ob die Gleichheit, die natürlich nicht etwa von Fries zuerst als Grund aller Gerechtigkeit angenommen wurde, vielleicht schon mit der Allgemeinheit jedes Rechtssatzes gegeben sei, oder ob sie mehr bedeute. Er hätte bedenken müssen, ob neben oder vor einer praktischen Rechtsphilosophie nicht auch eine theoretische gefordert werden müsse, und inwieferne Fries gerade zu einer Begründung der letzteren beigetragen hat, worin meiner Ansicht nach das Hauptverdienst der Fries'schen Rechtsphilosophie ruht.

Berlin.

Privatdozent Dr. jur. Harald Gutherz †.

**Kloepfel, Dr. jur. et phil. E., Die Grundlagen des Markenschutzes, Berlin 1911.**

Dr. Walther Rothschild, 81 S.

Der Verfasser, der auf dem Gebiet des gewerblichen Rechtsschutzes als Praktiker und Theoretiker sich eines angesehenen Namens erfreut, behandelt hier in grösserem Rahmen die schon früher (Gew.Rsch. u. UR. 1910 S. 329, Markensch. u. Wb. v. 1910 S. 112) von ihm erörterten Zusammenhänge zwischen dem Schutz der Marke und dem Schutz gegen unlauteren Wettbewerb. Seine Ausführungen, deren klare und flüssige Sprache die Lektüre zu einem wirklichen Genuss gestaltet, lassen die Forderung als begründet erscheinen, die blosse Benutzung einer Marke für den Erstbenutzer ebenso zu schützen, wie heute schon das Wettbewerbsgesetz die Benutzung von Geschäftsabzeichen schützt. Demgemäss wäre bei der Revision des Warenzeichengesetzes der Schutz der Ausstattung aus dem Gesetz herauszunehmen und in § 16 des Wettbewerbsgesetzes organisch einzufügen, so dass das zukünftige Warenzeichengesetz sich bloss mehr mit dem Rechte der eingetragenen Marke zu befassen hätte.

Zweifellos dürfte die Schrift auf die Aenderung des Warenzeichengesetzes von massgebendem Einfluss werden, wie sie hoffentlich auch nicht ohne Einfluss auf die Rechtsprechung bleiben wird.

Berlin

Rechtsanwalt Dr. H. J s a y.

**Jivoïn Périć, Ein neues Werk auf dem Felde der Kodifikation des Privatrechts.**  
(Separatabdruck aus „Blätter für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre“ VII.) — Berlin, 1911, R. v. Deckers Verlag.  
— 28 S.

Das geltende serbische bürgerliche Gesetzbuch vom J. 1844 wurde über Auftrag des Fürsten Milosch Obrenowitsch von Jowan Hadjitsch redigiert, es schliesst sich eng an das österreichische bürgerliche Gesetzbuch vom J. 1811 an und ist eigentlich nur eine reduzierte Uebersetzung des letzteren. Es hat Lücken und unklare Stellen und da sich in den verflossenen sechzig Jahren die privatrechtlichen Verhältnisse in Serbien entwickelt und geändert haben, trägt man sich mit dem Gedanken einer Neukodifizierung des Privatrechts. Zu diesem Zwecke wurde vor zwei Jahren eine Kommission eingesetzt, die die Aufgabe erhielt, vorerst einen Entwurf des allgemeinen Teiles, des Sachen- und des Obligationenrechts zu verfassen. Die Kommission beschloss, sich in diesen Materien an das deutsche bürgerliche Gesetzbuch anzulehnen, das sich als das letzte vollständige Produkt europäischer Kodifikationskunst darstellt, zumal im schweizerischen Zivilgesetzbuch gerade eine Neuredigierung des Obligationsrechtes nicht durchgeführt wurde. Dass man zuerst das Vermögensrecht u. zw. insbesondere das Verkehrsrecht in Angriff nimmt, erklärt sich daraus, dass in diesem Gebiete des Privatrechtes die nationalen Eigentümlichkeiten nicht erheblich in Betracht kommen. Anders verhält es sich mit dem Erb- und Familienrecht und dem hiermit zusammenhängenden Recht der Sadruga (des Familiengrundeigentums). Hier wird vorher die prinzipielle Frage zu lösen sein, ob auf dem bereits durch das Gesetzbuch v. J. 1844 eingeleiteten Wege der Assimilierung an das westeuropäische Recht fortgefahren, oder aber zum früheren nationalen Sadruga-, Erb- und Familienrechte zurückgekehrt werden solle, denn die unklare Haltung des Gesetzbuches v. J. 1844 ist einer seiner Hauptmängel. Aber nicht nur die Wahl zwischen Normen, die die Sadruga schützen und solchen, die ihre Auflösung beschleunigen sollen, steht bevor, auch andere Fragen des Erb- und Familienrechts müssen grundsätzlich entschieden werden, z. B. die Fortdauer der Bevorzugung der männlichen Nachkommenschaft vor der weiblichen im Erbrecht und der bevormundeten Stellung der Frau in der Ehe. Alle diese Fragen müssen in einheitlichem Sinne gelöst werden.

Die Schrift ist interessant nicht nur wegen dieser hier kurz skizzierten Mitteilungen über den Stand der Privatrechtskodifikation in Serbien, sondern auch wegen des Einblickes, den sie in die Strömungen gewährt, die in der Juristenwelt und im öffentlichen Leben Serbiens einander befehden: die mehr an den nationalen Eigentümlichkeiten festhaltende und die den westeuropäischen, insbesondere deutschen, Einflüssen entgegenkommende Richtung. Der Verfasser, ordentlicher Professor der Rechte an der Universität Belgrad, bekennt sich zu der letzteren Richtung, er betrachtet den sog. Drang nach Osten als eine natürliche, vom menschlichen Willen unabhängige Erscheinung, als Einwirkung der höheren Kultur auf die niedrigere. Er hofft deshalb auch, dass in der Kodifikation des Privatrechts die westeuropäischen Ideen die Oberhand gewinnen werden.

Prag.

Prof. Dr. Emanuel Tilsch.



**Adolfo Ravà, Il Diritto come norma tecnica.** Cagliari. Dessi 1911. 125 S. IX.  
 „Ein bescheidener Versuch, einen Gedanken zu veröffentlichen“, sagt Verf. in der Vorrede dieser seiner neuesten Schrift über Rechtsphilosophie.  
 I. Teil die Rechtstheorie als technische Norm oder das Recht in abstracto  
 II. Teil: Das Recht in concreto und seine Beziehungen zur Ethik. Schluss.  
 „Die Ethik kann keine Technik haben, denn Technik ist Materialität, Routine, ein Weg, ein Mittel, Kunstfertigkeit, und, wo diese anfangen, ist die Ethik zu Ende. Ethik ist Leben, Triebkraft, die Unmittelbarkeit, das Ideal, die Liebe“ (S. 28).

Und „doch (S. 107) ist das Recht, obwohl es technische Norm bleibt und ist, ganz und gar von sittlichen Forderungen bestimmt, beschränkt, begrenzt, umgeben“ und „die Unterscheidung zwischen technischen und ethischen Normen fällt in Nichts zusammen“. (S. 121). Dadurch „erweist sich das Recht auf das edelste mit der Sittlichkeit verbunden, denn diese ist die Bedingung ihrer Betätigung in der Welt“ (S. 123).

Das Recht — ein Teil der Sittenlehre (Kant Bd. 5 S. 3 — Schopenhauer Bd. 7 S. 243 — Giorgio del Veechio, sentimento giuridico S. 15 u. Presupposti filosofici della Nozione del diritto S. 32. — Bonuzzi, (orientazione Psicologica dell'Etica e della Filosofia Diritto S. 156) verfällt eben wie andere Ideale auch den Anforderungen praktischen Bedürfnisses, sobald es zur Anwendung im wirklichen Leben kommt.

R. Bartolomäus (Krotoschin).

### Selbstanzeige.

**Sternberg, Einführung in die Rechtswissenschaft. Bd. I Erster Teil. Methoden- und Quellenlehre.** 2. neugestaltete Auflage. 190 S. Leipzig. G. J. Göschensche Verlagshandlung 1912. — 0,80 M.

Meine allgemeine Rechtslehre (1. Bd. Die Methode, 2. Bd. Das System) war seit 1909 vergriffen. Das Buch erscheint jetzt neu unter neuem Titel „Einführung in die Rechtswissenschaft“. Der Titel „Allgemeine Rechtslehre“ verbleibt dem zweiten Teil (dem System), für den er nach der schärferen Bezeichnungsart, die die wissenschaftliche Entwicklung der letzten Jahre fordert, allein gerechtfertigt ist. Jeder der beiden Teile bildet ein abgeschlossenes Ganze für sich; der zweite, die „Allgemeine Rechtslehre“, in nunmehrigem, engerem Sinne (Grundzüge des geltenden Weltrechts) wird ihrerseits in verdoppeltem Umfange erscheinen. Der vorliegende Band, die „Methoden- und Quellenlehre“ ist äusserlich fast um zwei Bogen geschmälert; sein Inhalt aber mittels stärkerer Concentration der Sprache und einer zugleich die Uebersicht fördernden Verwendung verschiedener Drucksorten erheblich vermehrt. So ist der geschichtliche Teil um eine ganze Reihe einzelner Ergänzungen und neuer Perspektiven bereichert worden; vgl. insbesondere die Darstellung des animistischen Rechtssystems S. 51 ff.

Gestrichen ist die juristische „Enzyklopädie“, die nur das Knochengerüst der europäisch-kontinentalen Rechtssystematik aufzeigte. Gestrichen ferner in der Einleitung die zur Grundlegung verwendeten Bestandteile der Stammlerschen Rechtsphilosophie; denen ich, auch soweit ich ihnen etwa noch zuzustimmen vermag, eine so entscheidende Bedeutung wie früher nicht



mehr beimesse. Gestrichen ist endlich die „Geschichte der Jurisprudenz“ von der auf so engem Raum eine irgend haltbare Darstellung zu geben ich verzweifelte. Hingegen konnte in dem Abschnitt „Rechtsphilosophie“ der bisher nur bis an die Rechtsphilosophie herangeführt, ein anschaulicher und hoffentlich anregender Aufriss der rechtsphilosophischen Problematik gegeben werden; sehr nötig, weil heut fast kein Mensch mehr weiss, was die Rechtsphilosophie überhaupt ist, obschon sie an allen Universitäten gelesen wird.

Den gewonnenen Raum benutzte ich für den Hauptzweck: die in der ersten Auflage angedeutete neue Methoden- und Quellenlehre einigermassen ausführlich mitzuteilen.

Die erste Auflage gründete die Forderung freier wissenschaftlicher Rechtsbehandlung auf eine analytische Untersuchung der herrschenden Deduktionsmethode, die das Gesetz mit dem („lückenlosen“) Recht identifiziert und jede Entscheidung auf direkten Gesetzeswillen zurückführt; sie erwies diese als widerspruchsvoll und begründete philosophisch die schöpferische Rechtswissenschaft im Anschluss an Wundt als Sonderfall der schöpferischen Synthese und des Wachstums der geistigen Energie.

Diese psychologische Begründung ist jetzt durch eine umfassende allgemeine philosophische und soziologische ersetzt; die analytische Kritik der alten Methode hat einem synthetischen Aufbau der neuen Platz machen müssen. Verworfen sind damit weder der psychologische Gesichtspunkt noch die analytische Methodenkritik; sie sind nur an dieser Stelle unterdrückt worden weil die allgemeine philosophische und soziologische Grundlegung der Methodik und die synthetische Entwicklung des Plans neuer schöpferischer Rechtsmethode mir wesentlicher und auch für eine Einführung mehr am Platze scheint als die psychologische Spezialität und die rückwärts schauende Analytik. Im übrigen halte ich jene psychologische Betrachtung und jene Analytik voll aufrecht. Auch sie sind unentbehrliche Stücke einer vollständigen Rechtswissenschaftslehre, und für den, der über diese wissenschaftlich arbeitet, wird daher die erste Auflage neben der zweiten nicht entbehrlich sein. Endlich ist in der Einleitung eine allgemeine Quellenlehre gegeben, die die kontinentale und die englische Quellenauffassung in einheitlichen Zusammenhang mit einander bringt.

---

## Bücherschau.

(Besprechung der nachverzeichneten Bücher bleibt vorbehalten.)

---

### I. Rechtsphilosophie einschliesslich der allgemeinen Rechts- und Staatslehre.

**Anderssen**, Dr. iur. Walter, Privatdozent an der Universität Neuchâtel, Der Wert der Rechtsgeschichte und seine Grenzen. Eine akademische Antrittsrede. 32 S. Lausanne und Leipzig 1911. Edwin Frankfurter.

**Del Vecchio**, Giorgio, La ciencia del derecho universal comparado. Traducción de la segunda ed. italiana, por Mariano Castaño. Publ. por la

revista general de legislación y jurisprudencia. 35 p. Madrid 1911. Hijos de Reus editores.

**Hold von Ferneck**, Dr. Alex Frhr., Prof. d. R. an der Universität Wien, Die Idee der Schuld. IV + 99 S. Leipzig 1911. Duncker & Humblot. 2,60 M.

**Kaufmann**, Dr. iur., Erich, Priv.-Doz. in Kiel, Das Wesen des Völkerrechts und die clausula rebus sic stantibus. Rechtsphilosophische Studie zum Rechts-, Staats- und Vertragsbegriffe. XII + 331 S. Tübingen 1911. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 6 M.

**Kraus**, Dr. Oskar, a. o. Prof. d. Philosophie in Prag. Das Recht zu strafen. Eine rechtsphilosophische Untersuchung. XVI + 201 S. Beilageheft zu Gerichtssaal, Bd. LXXIX. Stuttgart 1911. Ferdinand Enke.

**Meloni**, Dott. G., Camerino, La dichiarazione dei diritti. Lo stato di diritto e la riforma rivoluzionaria. IV + 149 p. Città di Castello 1911. S. Lapi.

**Montemayor**, Giulio de, Storia del diritto naturale. XIX + 901 p. (Biblioteca di scienze sociali e politiche, n. 76). Palermo 1911. R. Sandron. 7,50 L.

**Rexius**, Gunnar, Stahls Lära om den Konstitutionella Staten. XI + 114 S. Upsala 1911. A.-B. Akademiska Bokhandeln.

**Salomon**, M., Der Begriff des Naturrechts bei den Sophisten. In der Ztschr. der Savigny-Stiftung f. Rechtsgeschichte, Bd. 32, S. 129—167.

**Salomon**, M., Kant's Strafrecht in Beziehung zu seinem Staatsrecht. In der Ztschr. f. d. ges. Strafrechtswissenschaft, Bd. 33, Heft 1.

**Savelli**, Rodolfo, La positività del diritto. Estratto dalle Rivista Ligure di scienze, lettere ed arti. 8 p. Genova 1911. Typogr. Fratelli Carlini.

**Stern**, Amtsrichter Dr. Jacques, Berlin. Begriff und Aufgaben einer juristischen Ethik im Archiv d. öff. Rechts, Bd. 28, S. 298—323. Tübingen 1911. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

## II. Wirtschaftsphilosophie.

**Schumpeter**, Dr. Joseph, Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. VIII + 548 S. Leipzig 1912. Duncker & Humblot. 12 M.

**Weyermann**, M., Freiburg i. B. und H. Schönlitz, Berlin. Grundlegung und Systematik einer wissenschaftlichen Privatwirtschaftslehre und ihre Pflege. XI + 140 S. Karlsruhe 1912. G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. 3,40 M.

## III. Gesetzgebungsfragen.

### 1. Zivilrecht und -Prozess.

**Felder**, Dr. Ernest, Der Wert im Gesetze. VIII + 165 S. Innsbruck 1912. Wagner. 4 M.

**Festschrift** der Berliner Jur. Fakultät für Ferd. v. Martitz. Inhalt: Zur Geschichte der ältesten deutschen Erbschaftssteuer von Heinrich Brunner. Schuldnachfolge und Haftung von Otto von Gierke. Zum fränkischen Recht des 15. Jahrhunderts von Josef Kohler. Der Entwurf eines Strafgesetzbuchs für das Königreich Serbien. Von F. H. Neubecker. Erbschaftsausschlagung und Gläubigeranfechtung von Konrad Heilwig. Die alte und die neue Haft von Wilhelm Kahl. Über Doppelwirkungen im Recht von Theodor Kipp. Über Urteilstwirkungen und Genehmigung des Vormund-

schaftsgerichts von Georg Kuttner. *Distinctiones Glossatorum*. Von Emil Seckel. Die strafbaren Handlungen gegen ausländische Staaten in den Strafgesetzbüchern der Gegenwart von Franz von Liszt. Richtlinien preussischer Verwaltungsreform. Von Gerhard Anschütz. 501 S. Berlin 1911. Otto Liebmann. 14,50 M.

**Horn, Dr. Richard**, Die Rechtsstellung der Putativkinder. Eine rechts-historisch-dogmatische Studie. X + 92 S. Mannheim-Leipzig 1912. J. Bensheimer 3 M.

**Leist, Dr. Alexander**, Prof. d. bürgerl. R. in Giessen, Privatrecht und Kapitalismus im 19. Jahrhundert. Eine rechtsgeschichtliche Voruntersuchung. IV + 288 S. Tübingen 1911. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 7 M.

**Neumiller, Josef**, Oberlandesgerichtsrat in München, Zivilprozessordnung für das Deutsche Reich. Handausgabe mit Erläuterungen, 3. und 4. Aufl. 5. (Schluss-)Lieferung. S. 513—838 + XX S. München und Berlin 1911. J. Schweitzer (Arthur Sellier). 1,60 M.

**Richtertag**, Der zweite deutsche — in Dresden, 12.—14. September 1911. Stenogr. Bericht über seine Vorträge und Verhandlungen. 184 S. Hannover 1912. Helwing. 2 M.

**Stampe, Dr. Ernst**, Geh. Justizrat und o. ö. Prof. d. R., Greifswald. Grundriss der Wertbewegungslehre. Zur Einleitung in ein freirechtliches System der Schuldverhältnisse. I. 136 S. Tübingen 1912. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 3 M.

**Wittkowsky, Dr. Curt**, Rechtsanwalt in Berlin, Die Kollision der Rechte unter besonderer Berücksichtigung des bürgerlichen Gesetzbuches. IV + 92 S. Königsberg i. Pr. 1911. Hartungsche Buchdruckerei.

## 2. Handelsrecht. Urheber- und Patentrecht.

**Cesana, Dr. iur. E.**, Advokat in Zürich, Die kommerzielle Beteiligung in Italien. Fragen aus dem italienischen Handels- und Steuerrecht in rechtsvergleichender Darstellung. VIII + 132 S. Zürich 1912. Art. Institut Orell Füssli. 2,80 M.

**Haasis, Dr. iur. Erich**, Rechtsanwalt, Das Schmiergelderwesen in Handel und Verkehr. seine geschichtlichen Grundlagen und seine Bekämpfung. III + 81 S. Stuttgart 1912. J. B. Metzler. 2,20 M.

## 3. Staats- und Verwaltungsrecht, Völkerrecht, Sozialrecht.

**Fried, Alfred H.**, Handbuch der Friedensbewegung. 1. Teil. Grundlagen, Inhalt und Ziele der Friedensbewegung. 2. Aufl. XII + 296 S. Leipzig 1911. Reichenbach'sche Verlagsbuchhandlung (Hans Wehner). 3. M.

**Haarhaus, Dr. iur. Hans**, Das Recht des deutschen Kolonialbeamten, unter Berücksichtigung des englischen, französischen und niederländischen Kolonialbeamtenrechts. (Freiburger Abh. aus d. Gebiete des öff. Rechts, hrsg. von v. Rohland, Rosin, Rich. Schmidt, Heft XIX.) VIII + 165 S. Karlsruhe 1912. G. Braun. 3,50 M.

**Hillgers Wegweiser** für die Reichstagswahl 1912. 194 S. Berlin, Leipzig 1911. Hermann Hillger Verlag. 0,60 M.

**Jugendfürsorge**, Literaturbericht über — 1909 und 1910. S. 104—304.

**Manes, Prof. Dr.**, Dozent der Handelshochschule Berlin, **Mentzel**, Regierungsrat Dr., Mitglied des Reichsversicherungsamts, **Schulz**, Regierungsrat, Mitglied des Reichsversicherungsamts, Die Reichsversicherungsordnung. Handausgabe mit gemeinverständlichen Erläuterungen. 4 Bände. Bd. I. Die für alle Versicherungszweige geltenden Vorschriften der R. V. O. nebst Einleitung und Einführungsgesetz. 502 S. Bd. II. Die Krankenversicherung, erläutert von **Manes**. 310 S. Bd. III. Die Unfallversicherung, erläutert von **Schulz**.



439 S. Bd. IV. Die Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung, erläutert von **Mentzel**. 246 S. Leipzig 1912. G. J. Göschen.

**Oppenheim, L., M. A., LL. D.**, whewell professor of international Law in the University of Cambridge, International Law. Vol. I. Peace. II. ed. XXXV + 647 p. London 1912. Longmans, Green and Co. 18 sh.

**Stier-Somlo, Dr. Fritz**, Univ. Prof. in Bonn, Sammlung in der Praxis oft angewandter Verwaltungs-Gesetze und Verwaltungs-Verordnungen für Preussen. 6. (Schluss-)Lief. XV S. u. S. 1601—2373. Berlin und München 1911. J. Schweizer Verlag (Arthur Sellier). 1 M.

**Sturm, Justizrat Dr. Aug.**, Das Recht auf Frieden. Eine völkerrechtliche Reformschrift. (Archiv f. aktuelle Reform-Bewegung auf jeglichem Gebiete des prakt. Lebens, Heft IX. 90 S. Leipzig 1912. Edmund Demme. 1.50 M.

**Triepe, Heinrich**, Prof. in Kiel, Ergänzung der Quellensammlung zum Deutschen Reichsstaatsrecht. 53 S. Tübingen 1911. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 0,50 M.

**Wilke, Alfred**, Regierungsrat, Probleme der Verwaltung im Industriebezirk, mit besonderer Berücksichtigung des rheinisch-westfälischen Kohlen-distrikts. Eine verwaltungspolitische Studie. 52 S. Berlin 1911, Julius Springer. 1 M.

**Zeitschrift für Politik**, hrsg. von Dr. R. Schmidt-Freiburg i. B. und Dr. A. Grabowsky-Berlin. Bd. V, Heft 1. 260 S. Berlin 1911. Carl Heymann. 1 Bd. in 4 Heften 16 M.

**Zitelmann, Geh. Justizrat Prof. Dr. Ernst**, Bonn, Erwerb der Staatsangehörigkeit mit der Geburt. Im Verwaltungsarchiv Bd. 20, Heft 1—3. 38 S. Berlin 1911. Carl Heymanns Verlag.

#### 4. Strafrecht und -Prozess.

**Beck, Dr. med. Gustav** in Bern, Die Ergebnisse der zeitlich abgemessenen Beschränkung der Freiheitsstrafen in ihrer Anwendung auf vorbestrafte Rechtsbrecher unter bes. Berücksichtigung der jugendlichen Rechtsbrecher. 43 S. Bern 1912. Selbstverlag.

**Jahrbuch** des Strafrechts und Strafprozesses 1911. Beilage zu „Das Recht“. XLII + 440 S. Hannover. Helwing.

#### 5. Wirtschaft.

**Leonhart, Dr. med. Joh., M. d. R.**, Die Alkohol-Frage in der Grossstadt. 30 S. Hamburg 1911. Verlag von Deutschlands Grossloge II des J. O. G. T. O, 40 M.

**Monatsschrift für christliche Sozialreform**, Hrsgb. Rechtsanwalt Dr. A. Joos, Basel, 34. Jgg., Januar 1912. 62 S. Verlag Basel, Petersgasse 34. Preis d. Jggs. 6,50 M.

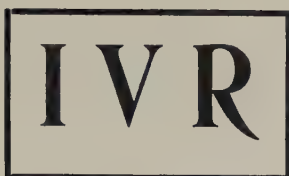
#### IV. Verschiedenes.

**Lask, Dr. Emil**, ao Prof., Heidelberg, Die Lehre vom Urteil. VII + 208 S. Tübingen 1912. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 4,50 M.

**Logos**. Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur. Hrsg. von Georg Mehlis. Bd. II 1911/12. Heft 2. S. 131—264. Bd. II, Heft 3 (Schlussheft). S. 265—380. Tübingen 1911. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Jährlich 1 Bd. von 3 Heften 9 M.

**Rechtszeitung**, Deutsch-chinesische. Hrsg. von der Abteilung für Rechts- und Staatswissenschaften der Deutsch-Chinesischen Hochschule Tsingtau. I. Jgg. No. 1. Tsingtau. November 1911. Jährlich 12 M.





# Mitglieder=Verzeichnis

der

Internationalen Vereinigung

für

Rechts= und Wirtschaftsphilosophie

samt den Gesetzgebungsfragen

*Stand vom 1. Juni 1912.*

*Diese Liste wurde am 1. Juni 1912 abgeschlossen.  
Die weiterhin neu hinzugetretenen Mitglieder werden in die Liste vom  
1. Oktober 1912 aufgenommen.*

I.

**Protektor**  
der Vereinigung:

*Seine Königliche Hoheit*

**Ernst Ludwig**

*Grossherzog von Hessen und bei Rhein.*

II.

**Vorsitzende.**

Geheimer Justizrat Dr. Josef Kohler, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, *Ehrenvorsitzender.*

Dr. jur. Fritz Berolzheimer, Berlin SW. 61, Belle-Allianceplatz 20, *Geschäftsleitender Vorsitzender.*

Carl Fürstenberg, Geschäftsinhaber der Berliner Handelsgesellschaft, Berlin W. 64, Behrenstr. 32/33, *Vorsitzender für die Vermögensangelegenheiten.*

III.

**Ehrenrat der ausserdeutschen Kulturstaaten.**

Amerika, Vereinigte Staaten: Dr. jur. Charles Henry Huberich, o. Prof. d. R. Stanford University, California, z. Z. Berlin NW. 7, Unter den Linden 39.

Professor Dr. W. B. Munro, Harvard University, Cambridge (Mass).

Argentinien: Dr. Ernesto Quesada, Universitätsprofessor, Buenos Aires.

Belgien: Professor E. Waxweiler, Direktor des Solvay Soziologischen Institutes, Brüssel.

Brasilien: Dr. Clovis Bevilacqua, Consultor juridico do Ministerio das Relações Exteriores, Rio de Janeiro.

England: Dr. Paul Vinogradoff, Corpus-Professor  
d. Rechte, Oxford.

Frankreich: Emile Durkheim, Professeur à l'Uni-  
versité de Paris.

Griechenland: Univ.-Professor Dr. von Streit,  
Königlich Griechischer Gesandter in Wien,  
Kaiser Wilhelm Ring 10.

Holland: Professor Dr. S. J. Fockema Andreae,  
Leiden.

Indien: Govindo Dàs, Durgakund, Benares.

Italien: Universitätsprofessor Dr. Giorgio Del  
Vecchio, Bologna.

Norwegen: Dr. Bredo von Morgenstierne, Prof.  
d. Rechte und der Nat.-Ökonomie, Kristiania.

Oesterreich: Dr. L. Grabscheid, Hofrat des obersten  
Gerichts- und Kassationshofes, Wien.

Russland: Exz. Geh. Rat von Martens(†), St. Peters-  
burg.

Universitätsprofessor Dr. P. Sokolowsky, Kurator  
des Südrussischen Lehrbezirks, Chackow.

Schweden: Dr. Vitalis Norström, Professor an  
der Hochschule zu Gothenburg.

Schweiz: Dr. Fr. Meili, o. Prof. d. R. an der Uni-  
versität Zürich.

Ungarn: Hofrat Dr. Eugen von Balogh, erster  
Staatssekretär im könig. Ung. Ministerium für  
Kultus und Unterricht, korr. Mitglied der Ungar.  
Akademie der Wissenschaften, Budapest I., Menesi  
ut. 35.

#### IV.

##### **Beratender Ausschuss.**

Dr. jur. J. Simon van der Aa, Professor des Strafrechts an  
der Universität Groningen.

o. ö. Universitätsprofessor Dr. iur. Sigmund Adler, Wien, VIII,  
Zeltgasse 2.



Dr. Bernardino Alimena, Prof. ord. di diretto e. Procedura penale nella R. Università, Modena.

Alfred Amschl, k. k. Hofrat und Oberstaatsanwalt, Graz.

Geh. Justizrat Dr. L. v. Bar, o. Prof. d. R. an der Univ. Göttingen.

Advokat Dr. C. Basiliu, Privatdozent, Athen.

Se. Exzellenz Dr. E. I. Bekker, Geh. Rat I. Klasse, Univ.-Prof., Heidelberg.

Geh. Justizrat D. Dr. Bierling, Prof. d. R., Greifswald.

Dr. P. Bisoukides, Rechtsanwalt in Pera.

Prof. Dr. jur. et phil. Alessandro Bonucci an d. Univ. Pongia.

Oberlandesgerichtspräsident Dr. Börngen, Jena.

Louis Bridel, de Lausanne et Genève, prof. à la Faculté de droit, Université impériale de Tokio.

Geh. Justizrat Universitäts-Prof. Dr. Brie, Breslau.

S. Khuda Bukhsh, M. A., B. L.-A., 86 Ripon-Street, Calcutta.

John W. Burgess, Professor des Staatsrechts und Dekan der Fakultäten der Philosophie, der Staatswissenschaften und der reinen Naturwissenschaften, New - York, Columbia-Universität.

Universitätsprofessor Dr. Georg Cohn, Zürich.

Justizrat Professor Dr. H. Crüger, Charlottenburg-Berlin, Nussbaum-Allée 17.

Oberlandesgerichtsrat Richard Deinhardt, Jena.

Se. Exzellenz Dr. B. Dernburg, Wirkl. Geh. Rat, Berlin-Grunewald, Erbacherstrasse 1.

Reichsgerichtsrat Dr. Adelbert Düringer, Leipzig, Kaiser-Wilhelmstrasse 51.

Dr. E. Dürr, o. ö. Prof. an der Universität Bern, Seftigenstr. 53.

Dr. A. Egger, o. Prof. d. R. an der Universität Zürich, Zürich V, Sprengbühlstrasse 20.

Dr. Richard Ehrenberg, o. Professor an der Universität Rostock.

Dr. Leo Ehrnrooth, Vortragender Rat für Arbeiterangelegenheiten, Helsingfors.

Geh. Hofrat Dr. Rudolf Eucken, o. Prof. an der Universität Jena.

Dr. Franz Finkey, Prof. d. Rechtsphilos. a. d. Rechtsakademie Sárospatak.

- Geheimer Justizrat Univ.-Prof. Dr. Otto Fischer, Breslau.
- Dr. Reinhard Frank, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen.
- Dr. Hans Ritter v. Frisch, o. Professor d. R., Basel, Nonnenweg 15.
- Avvocato Francesco Paolo Fulci, Palermo, Via Esposizione 47.
- W. M. Geldart, Vinerian Professor of English Law, Oxford. All Souls College, Oxford.
- Geh. Justizrat Dr. Otto von Gierke, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Charlottenburg II, Carmerstrasse 12.
- Dr. Wenzeslaus Graf Gleispach, o. Prof. d. R. an der deutschen Universität Prag, Smichow bei Prag, Inselgasse 13.
- Rudolf Goldscheid, Wien, III, Jacquingasse 45.
- Dr. James Goldschmidt, a. o. Professor d. R. an der Universität Berlin, Berlin W, Landgrafenstr. 9.
- Hofrat Universitätsprofessor Dr. Karl S. Grünhut, Wien IX, Berggasse 22.
- Elie Halévy, Professeur à l'Ecole libre des sciences politiques, Paris.
- Dr. M. Halewyck, Directeur au Ministère des Colonies, Bruxelles.
- Univ.-Prof. Dr. G. A. van Hamel, Amsterdam.
- Dr. iur. Harold Oexter Hazeltine, Fellow and Law Lecturer of Emmanuel College, Cambridge, and Reader in English Law in the University of Cambridge. Emmanuel College, Cambridge, England.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. J. W. Hedemann, o. Prof. d. R. an der Universität Jena, Wörthstr. 12.
- Dr. E. Heymann, o. Professor d. R. an der Universität Marburg.
- Geh. Hofrat Dr. Georg Jellinek, † o. Professor d. R. an der Universität Heidelberg.
- Geh. Justizrat D. Dr. Wilhelm Kahl, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 23.
- Se. Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Hon.-Professor Dr. iur. Franz Klein, Wien VIII, Lange Gasse 8.
- Anton von Kostanecki, o. Prof. d. R. am Polytechnikum Lemberg.
- Dr. Oskar Kraus, Universitätsprofessor, Prag, Heuwagsplatz 8.

- Se. Exz. Wirkl. Geheimer Rat Prof. Dr. Paul Laband, Strassburg.  
 Geh. Regierungsrat Universitätsprof D. Dr. Adolf Lasson, Berlin-Friedenau.
- Dr. Franz Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Marburg a. L.
- Geh. Justizrat Dr. Rudolf Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Breslau, Gabitzstr. 188.
- Dr. iur. et phil. M. Liepmann, o. Professor der Rechte, Kiel.
- Geh. Hofrat K. v. Lilienthal, Univ.-Professor, Heidelberg, Ziegelheiner Landstrasse 29.
- Dr. E. Liljeqvist, o. Prof. der praktischen Philosophie an der Universität Lund.
- Geh. Justizrat Dr. Franz von Liszt, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, M. d. R. und M. d. L., Charlottenburg, Hardenbergstr.
- Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. E. Loening, Mitglied des Herrenhauses, Halle a. S., Händelstrasse 28.
- Dr. Julius Makarewicz, o. Prof. d. R. a. d. Universität Lemberg.
- Dr. Georg v. Mayr, Kaiserl. Unterstaatssekretär z. D., kgl. bayer. Universitätsprofessor, München.
- Dr. Meckenstock, Professeur à l'Université de Neuchâtel.
- Universitätsprofessor Dr. A. Meinong, Graz.
- Dr. A. Mendelssohn Bartholdy, o. Professor d. R. an der Universität Würzburg, Randersackerstrasse 5.
- Dr. iur. et phil. Christian Meurer, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Lessingstr. 1.
- Dr. iur. W. L. P. A. Molengraaff, Universitätsprofessor, Utrecht, Molierstraat 1a.
- Geh. Justizrat Dr. A. Mosse, Oberlandesgerichtsrat a. D., o. Honorarprofessor an der Universität Königsberg, Stadtrat von Berlin, Berlin W, Lichtensteinallee 2a.
- Hugo Münsterberg, o. Professor an der Harvard-Universität, Cambridge, Mass., U. S. A.
- Dr. Theodor Niemeyer, o. Professor an d. Universität Kiel.
- Dr. Friedrich Oetker, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Sieboldstr. 8.
- K. k. Hofrat Dr. Emil Ott, Universitätsprofessor, Mitglied der österr. Herrenhauses, Prag II, Kremnergasse 8 neu.

Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Paasche, Schlachtensee-Berlin,  
Adalbertstr. 27.

Wilhelm Freiherr v. Pechmann, Direktor der Bayerischen  
Handelsbank, München.

Dr. Robert Piloty, o. Professor an der Universität Würzburg.

Walter Pollack, Berlin W., Corneliusstr. 4a.

Professor Dr. Hugo Preuss, Berlin W 10, Matthäikirchstr. 29.

Sr. Exzellenz Dr. Peter Pustoroslew, o. Prof. des Strafrechts  
a. d. Universität Jurjew (Dorpat), wirkl. Staatsrat.

Regierungsrat Dr. Rathenau, Berlin W., Meinekestrasse 7.

Dr. Adolfo Rava, Prof. an der Universität Messina.

Dr. Herm. Rehm, o. Prof. d. R. an der Universität Strassburg.

Geh. Justizrat Dr. Riesser, o. Honorarprofessor an der Univer-  
sität Berlin, W, Lichtenstein-Allee 4.

Geh. Justizrat Dr. Eduard Rosenthal, o. Professor d. R. an  
Universität Jena.

Prof. d. Rechte L. von Savigny †, Mitgl. d. Preuss. Herrenhauses.

Universitätsprofessor Dr. Robert Schachner †, Jena.

K. k. Hofrat Dr. Emil Schrutka Edler v. Rechtenstamm,  
o. Prof. d. R. a. d. Universität Wien 19, Cottagegasse 56.

Geh. Justizrat Dr. Friedrich von Schulte, o. Prof. d. R. an der Uni-  
versität Bonn (wohnt: Meran-Obermais, Schloss Reichenbach).

Geh. Regierungsrat Fr. Schuppe, ord. Professor d. Philosophie  
zu Greifswald, Steinstrasse 61.

Geh. Regierungsrat Dr. iur. h. c. Max Sering, o. Professor d. Staats-  
wissenschaften an der Universität Berlin, Grunewald,  
Lucius-Str. 9.

Professor Dr. Silbergleit, Direktor des Statistischen Amtes  
der Stadt Berlin, Berlin W. 35, Am Karlsbad 23.

Dr. Felix Somló, o. Prof. d. R. an der Universität Kolozsvár  
(Klausenburg).

Universitätsprofessor Dr. Hans Sperl, Wien XIX, Hofzeile 29.

Prof. Dr. S. R. Steinmetz, Amsterdam, Amstel 65.

Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat Dr. theol. Dr. med.  
Dr. iur. von Strauss und Torney, Senatspräsident des  
Oberverwaltungsgerichts, Berlin W 62, Bayreutherstr. 40.



- Geh. Justizrat Dr. Ulrich Stutz, o. Professor d. R. an der Universität Bonn; Bonn, Simrockstr. 25.
- Geheimer Rat Dr. August Thon †, o. Professor der Rechte. Jena, Fürstengraben 2.
- Dr. jur. Tso Tchun Tchou, Mitglied der Kaiserl. chines. Studienkommission, Berlin W 15, Kurfürstendamm 218.
- Dr. Ferdinand Tönnies, o. Honorar-Professor a. d. Universität Kiel.
- Univ.-Prof. Dr. C. W. A. Veditz, (Washington) z. Z. Paris, 12 rue Vinense.
- Dr. F. Wachenfeld, o. Prof. d. R. an der Universität Rostock, Georgstrasse 96.
- Professor Dr. iur et phil. Adolf Weber, Handelshochschule Köln, Köln-Marienburg, Robert Heuserstr. 12.
- Dr. Max Weber, o. Honorarprofessor a. d. Universität Heidelberg.
- Dr. Leopold Wenger, o. Professor d. Rechte an der Universität München, Adelheidstrasse 15.
- Geheimrat Dr. Windelband, o. Prof. d. Philosophie an der Universität Heidelberg, Landfriedstrasse 14.
- Exz. Wirkl. Geh.-Rat Prof. Dr. Wilhelm Wundt, Leipzig, Schwägerichenstrasse 17.
- Dr. Wladislaw Francowič Zaleskij, Wirklicher Staatsrat und Professor, Kasan.
- Univ.-Professor Dr. Theobald Ziegler, Strassburg.
- Geh. Justizrat Dr. Ernst Zitelmann, o. Prof. d. R. a. d. Univ. Bonn.
- Geh. Justizrat Univ.-Prof. Dr. Philipp Zorn, Mitgl. d. Preuss. Herrenhauses und Kron-Syndikus, Bonn, Humboldstr. 24,

## V.

**Mitglieder.**

- Dr. jur. Simon van der Aa, Professor des Strafrechts an der Universität Groningen.
- Dr. Paul Abel, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, I, Rosenbursenstrasse 8.
- o. ö. Universitätsprofessor Dr. iur. Sigmund Adler, Wien, VIII, Zeltgasse 2.
- Justizrat Adlerstein, München, Theatinerstr. 44, 2.

- Univ.-Professor Dr. Fritz Affolter, Heidelberg, Anlage 49.  
 Patentanwalt Dr. B. Alexander-Katz, Berlin SW. 68,  
 Neuenburgerstr. 12.
- Justizrat Professor Dr. Paul Alexander-Katz, Rechtsanwalt,  
 Berlin W. 66, Wilhelmstr. 52.
- Dr. Bernardino Alimena, Prof. ord. di diritto e procedura  
 penale nella R. Università Modena.
- Alfred Amschl, k. k. Hofrat und Oberstaatsanwalt, Graz.
- Privatdozent Dr. iur. Walter Anderssen, Neuchâtel, Quai du  
 Mont Blanc 6 II.
- Rechtsanwalt, Dr. H. N. Antoine-Feill, Hamburg, Adolph-  
 brücke 9.
- Dr. med. Gustav Aschaffenburg, Prof. f. Psychiatrie a. d.  
 Akademie f. prakt. Medizin in Köln a. Rh., Stadtwaldgürtel 30.
- Rechtsanwalt Dr. iur. Arnold Th. Assmann, Berlin W. 9,  
 Königin Augustastraße 7.
- Autenrieth, Oberrichter für Kamerun und Togo, Buea (Kamerun.)
- Geheimer Justizrat und k. k. Regierungsrat Dr. Adolf Bachrach,  
 Hof- und Gerichts-Advokat, Wien I, Rosenbursenstrasse 8.
- Dr. jur. Elemér Balog, Honoraroberfiscal, Berlin, Krausnick-  
 strasse 3 (z. Zt. 13 Bernard Street, Russel Square London W.C.).
- Hofrat Dr. Eugen von Balogh, erster Staatssekretär im könig.  
 Ung. Ministerium für Kultus und Unterricht, korr. Mitglied  
 der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest I,  
 Ménesi út. 35.
- Geh. Justizrat Dr. L. v. Bar, o. Prof. d. R. a. d. Univ. Göttingen.
- Dr. jur. E. Barich, Rechtsanwalt, Wädenswil, Schweiz.
- Universitätsprofessor Dr. Paul Barth, Leipzig, Kantstr. 9.
- Dr. Alfredo Bartolomei, ord. Prof. d. R. a. d. Universität Parma.
- Universitätsprofessor Dr. Robert Bartsch, Ministerialsekretär im  
 k. k. Justizministerium, Wien IX, Alserbachstrasse 4a.
- Advokat Dr. C. Basiliu, Privatdozent, Athen.
- Universitätsprofessor Dr. Giulio Q. Battaglini, Perugia, via  
 Morone 3.
- Rechtsanwalt Alfred Bauer, München, Odeonsplatz 2.
- Farbenfabriken vormals Friedr. Bayer & Co., Elberfeld.
- Dr. Hermann Beck, Berlin W. 50, Spichernstr. 17.

- Rittergutsbesitzer Beelitz, Garden b. Greifenhagen.  
Exz. Geh. Rat I. Klasse Univ.-Prof. Dr. E. I. Bekker, Heidelberg.  
Dr. Ludwig Bendix, Domkapitular und Professor am Seminar Mainz, hintere Präsenzgasse 2 2/10.  
Amtsrichter Dr. Beneke, Tarnowitz O./S., Beuthenerstr. 10.  
Julius Berlin, Nürnberg, Marienstrasse 8.  
Dr. jur. Fritz Berolzheimer, Berlin, Belle-Allianceplatz 20.  
Dr. Heinrich Betz, Kaiserlicher Konsul, Tsinanfu, China, Deutsches Konsulat.  
Dr. Clovis Bevilacqua, Consultor giuridico do Ministerio das Relações Exteriores, Rio de Janeiro (Brasil), Rua Aristides Lobo, 209.  
Geh. Justizrat D. Dr. Bierling, Prof. d. R., Greifswald, Wallstrasse 19.  
Dr. Biermann, ao. Professor a. d. Univ. Leipzig, Wiesenstr. 3b.  
Dr. J. Binder, o. Professor der Rechte, Erlangen, Sieglitzhoferstr. 38.  
Dr. iur. J. van Binsbergen, rechter in de Arondissements-Rechtbank te Amsterdam, Frans van Mieristraat 135.  
Dr. iur. Diedrich Bischoff, Versicherungsdirektor, Leipzig, Schützenstrasse 12.  
Dr. jur. Perikles Bisoukides, Rechtsanwalt am deutschen und griechischen Konsulargericht zu Konstantinopel, Pera, Sakiz Agatsch 73.  
Dr. Albert Bittinger, Landgerichtsrat, München, Wilhelmstr. 21 II.  
Kommerzienrat Julius Blanck, Paris, 18 rue St. Fiacre.  
Dr. D. van Blom, Professor an der Technischen Hochschule in Delft, Noordeinde 30.  
Dr. iur. Michael von Bochkor junior, Professor an der kgl. Rechtsakademie, Nagyvárad.  
Oberlandesgerichtspräsident Dr. Börngen, Jena.  
Prof. Dr. jur. et phil. Alessandro Bonucci, Perugia.  
Alexander Borsenko, Mag. jur., Städtischer Bibliotheksbegründer, Odessa, Deribas Strasse 9.  
Rechtsanwalt Dr. iur. Bernhard Brands, Berlin, Neue Rossstr. 23.  
Kgl. Universitätsbibliothek Breslau.  
Dr. iur. James Breit, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht Dresden, Elisenstrasse 10.

- Dr. Louis Bridel, de Lausanne et Genève, professeur à la Faculté de droit, Université impériale de Tokio. (Tokio, Koishikawa, Oimatsu-chô 59.)
- Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. Brie, Breslau, Auenstrasse 35.
- Dr. Viktor Bruns, a. a. Professor an der Universität Genf, Genève, Quai Pierre Fatio 6.
- Dr. Joseph Ludwig Brunstein, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien I, Krugerstrasse 13.
- Dr. Arthur Brückmann, Rechtsanwalt am Kammergericht, Berlin W. 35, Potsdamerstrasse 27.
- S. Khuda Bukhsh, M. A., B. L.-L. 86 Ripon-Street, Calcutta. Rechtspraktikant Fritz Burckhardt, Nürnberg, Camerarius-Str. 7, I.
- John W. Burgess, Professor des Staatsrechts und Dekan der Fakultäten der Philosophie, der Staatswissenschaften und der reinen Naturwissenschaften, New-York, Columbia-Univ.
- Se. Exzellenz, Dr. A. Bürklin, Karlsruhe.
- Rechtsanwalt Dr. Hugo Cahn (Cahn I), Nürnberg, Hefnersplatz 10.
- Carl Cahn, Berlin W. 10, Regentenstrasse 18.
- Dr. W. van Calker, o. Professor d. R. an der Universität Giessen, Wilhelmstr. 22.
- Dr. J. Castillejo, o. Prof. d. R., Paloma, 22 Cindad-Real (Spanien).
- V. Cathrein, S. J., Valkenburg (Holland), Ignatius College.
- Advokat Dr. iur. E. Cesana, Zürich, Alfred Escherplatz 15.
- Bibliothek der Städtischen Handelshochschule Cöln, Claudiusstrasse 1.
- Friedrichs-Polytechnikum Coethen Anhalt (Direktor Professor Dr. Foehr).
- Universitätsprofessor Dr. Georg Cohn, Zürich II, Carmenstrasse 18.
- Rechtsanwalt Sally Cohn, Brandenburg a. H., Potsdamerstr. 53/54.
- Prof. Francesco Cosentini, de l'Université Nouvelle de Bruxelles, Modena, Istituto di sociologia.
- Justizrat Professor Dr. H. Crüger, Charlottenburg-Berlin, Nussbaum-Allee 17.
- Professor Dr. Ludwig Darmstaedter, Berlin W. Landgrafenstrasse 18a.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. Alfons David, Düsseldorf, Hebbelstrasse 17.



- Oberlandesgerichtsrat Richard Deinhardt, Jena.
- Dr. jur. Ernst Delaquis, Privatdozent an der Universität Berlin, Charlottenburg-Westend, Kaiserdamm 32.
- Dr. Giorgio Del Vecchio, o. Professor d. R. a. d. Universität Bologna, Via Toscana 3.
- Dr. B. Denekamp, advocaat, Rotterdam.
- Se. Exzellenz Dr. B. Dernburg, Wirkl. Geh. Rat, Berlin, Grunewald, Erbacherstrasse 1.
- Vorstand des Deutschen Anwaltvereins, Leipzig-Schreiberstrasse 3.
- Eugenio Di Carlo, Dottore in Filosofia, Palermo, Via Divisi 99.
- Dr. Metod Dolenc, k. k. Bezirksrichter beim k.k. Oberlandesgericht Graz.
- Dr. Hanns Dorn, a. o. Professor der Nationalökonomie a. d. k. Techn. Hochschule München (wohnt: Grünwald bei München, Isarthal).
- Rechtsanwalt Dr. Martin Drucker, Leipzig, Ritterstr. 1—3.
- Geheimer Regierungsrat Professor Dr. phil. C. Duisberg, Dr. ing. et med. h. c., Generaldirektor der Farbenfabriken vorm. Fried. Bayer & Co., Leverkusen b. Cöln a. Rhein.
- Geh. Regierungsrat W. Dunkhase, Direktor im kais. Reichspatentamt, Berlin W 57, Culmstr. 34.
- Dr. Adelbert Düringer, Reichsgerichtsrat, Leipzig, Kaiser Wilhelmstrasse 51.
- Dr. Emile Durkheim, Professeur à l'Université de Paris. 260, rue Saint-Jacques, Paris.
- Dr. E. Dürr, o. ö. Prof. an der Universität Bern, Seftigenstr. 53.
- Exzellenz Staatsminister Dr. Freiherr von Dusch, Karlsruhe i. B., Jahnstrasse 12.
- Exzellenz Wirklicher Staatsrat von Dynovsky, Dirigent der Rechtsabteilung des Finanzministeriums, Ministerialrat im Justizministerium, Petersburg.
- Oberbürgermeister Dr. Ebeling, Dessau, Medicusstrasse 4.
- Dr. A. Egger, o. Prof. d. R. an der Universität Zürich, Zürich V, Sprengbühlstrasse 20.
- Dr. Richard Ehrenberg, o. Professor an der Universität Rostock.
- Dr. Leo Ehrnrooth, Vortragender Rat für Arbeiterangelegenheiten, Helsingfors.

- Ernest Eisenmann, Avocat, Paris, Cité Rougemont 2.  
Dr. iur. Armand Eisler, Verteidiger in Strafsachen, Wien III, Sofienbrückengasse 10.  
Dr. Leo Elsner, Hofrat am Obersten Gerichtshofe, Wien IX/4, Gürtel 118.  
Dr. iur. Alexander Elster, Jena, Paradiesgasse 3.  
Dr. Friedrich von Engel, Landesgerichtsrat in Salzburg, Gisela-Kai 45.  
Freiherr Rudolf v. Engelhard, Rittergutsbesitzer und cand. iur. et. phil., Ehrenritter des Johanniterordens, Alt-Born pr. Kreslawka, in Kurland (Russland).  
Senatspräsident Professor Dr. Arthur Engelmann, Breslau 18, Eichendorffstrasse 63.  
Patentanwalt Dr. Julius Ephraim, Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 68.  
Kgl. Universitätsbibliothek Erlangen. (Oberbibliothekar Dr. Karl Heiland).  
Landrichter Dr. Fritz Ernst, Essen-Ruhr, Irmgardstrasse 33.  
Dr. Ernst, Rechtsanwalt und Handelsadvokat, Zürich, Böcklinstr. 37.  
Dr. Wilhelm Esslinger, Rechtsanwalt, München, Promenade-strasse 15 II.  
Geh. Hofrat Dr. Rudolf Eucken, o. Prof. an der Universität Jena.  
Landgerichtsrat Max Fabisch, Dortmund, Markgrafenstr. 7.  
Dr. Antonio Falchi, Professor a. d. Univ. Sassari, Lorgo Cavaletti.  
Dr. Hans Fehr, o. Professor d. R. an der Universität Jena.  
Kammergerichtsreferendar Paul Feick, Südende bei Berlin, Stephanstr. 34.  
Staatsanwalt Dr. Feisenberger, Magdeburg, Kaiser Otto Ring 17.  
Dipl.-Ing. Fels, Patentanwalt, Berlin SW. 61, Belle-Alliance-Platz 14 I.  
Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. A. Finger, Halle a. S., Reichardtstrasse 2.  
Dr. Franz Finkey, Prof. der Rechtsphilosophie an der Rechtsakademie Sárospatak (Ungarn).  
Gerichtsassessor Dr. Oskar Fischbach, Strassburg i. E., Zaber-berner Ring 4.  
Geh. Justizrat Dr. Otto Fischer, o. Prof. d. R. an der Uni-versität Breslau, Monhauptstr. 3.

- Rechtsanwalt Dr. Flechtheim, Cöln a. Rh.  
Dr. J. P. Fockema Andreae, Wethouder (Beigeordneter) der Stadt Utrecht, Utrecht, Trans No. 4.  
Prof. Dr. S. J. Fockema Andreae, Leiden.  
Dr. T. H. Fokker, Rechtsanwalt, Amsterdam, 252 Amstel.  
Dr. Edgar Franckel, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, I. Lobkowitzplatz 3.  
Dr. Reinhard Frank, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen.  
Justizrat Rechtsanwalt Dr. Heinrich Frankenburg, München, Maximilians-Platz 16/II.  
Rechtsanwalt Dr. Ernst Frankenstein, Berlin W 8, Taubenstr. 8.  
Justizrat Friedenthal, Breslau, Neue Schweidnitzer Str. 4.  
Landgerichtsrat Dr. J. K. Julius Friedrich, a. o. Professor d. R. an der Universität Giessen. Johannesstr. 5/I.  
Dr. Hans Ritter v. Frisch, o. Professor d. R., Basel, Nonnenweg 15.  
Avvocato Francesco Paolo Fulci, Palermo, Via Esposizione 47.  
Justizrat Dr. Ludwig Fuld, Mainz, Heidelbergerfassgasse 11.  
Carl Fürstenberg, Geschäfts-Inhaber der Berliner Handelsgesellschaft, Berlin.  
Dr. Ludwig Gallia, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien I, Biberstrasse 2.  
Professor Dr. Ganz, Rechtsanwalt beim Reichsgericht, Leipzig, Ferdinand Rhodestrasse 31.  
Professor Dr. Heinrich Geffcken, Köln-Marienberg, Lindenallee 62.  
W. M. Geldart, Vinerian Professor of English Law, Oxford; All Souls College, Oxford.  
Geh. Rat Dr. Georgi, Oberbürgermeister a. D., Leipzig-Möckern.  
Amtsgerichtsrat Gerson, Dortmund, Markgrafenstr. 5.  
Geh. Justizrat Dr. Otto von Gierke, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Charlottenburg II, Carmerstrasse 12.  
Dr. Giner de los Rios, o. Prof. d. R. an der Universität Madrid, Obelisco 8.  
Rechtsanwalt Dr. Fritz Glaser, Dresden-A, Amalienstr. 12.  
Dr. Wenzeslaus Graf Gleispach, o. Prof. d. R. an der deutschen Universität Prag, Smichow bei Prag, Inselgasse 13.  
Dr. Max Gmür, Prof. d. Rechte an der Universität Bern.

- Geheimer Kommerzienrat Goldberger, Berlin W 56, Markgrafenstrasse 53/54.
- Justizrat Eduard Goldmann, Rechtsanwalt und Notar, Berlin W, Potsdamerstrasse 22 a.
- Rudolf Goldscheid, Wien, III/3, Jacquingasse 45.
- Dr. James Goldschmidt, a. o. Professor d. R. an der Universität Berlin, Berlin W, Landgrafenstrasse 9.
- Govindo Dàs, in Durgakund, Benares, Indien.
- Dr. L. Grabscheid, Hofrat des obersten Gerichts- und Kassationshofes, Wien VIII, Schönborng. 10.
- Univ.-Prof. Dr. X. Gretener, Breslau, Lothringerstrasse 19.
- Staatsrat Dr. Wiatcheslaw Gribowski, Universitätsprofessor, Odessa, Franzusskipper 7.
- Justizrat Philipp Grimm, K. Notar a. D., München, Karlsstr. 40.
- Dr. jur. Jos. H. P. M. van der Grinten, Commies-Redacteur ter Gemeente-Secretarie, Nymegen, van Oldenbarneveldtstraat 12.
- Dr. phil. Chr. Grotewold, Schriftsteller, Steglitz bei Berlin, Peschkestr. 18, II.
- Dr. iur. Erwin Grueber, Kgl. Univ.-Prof. München, Giselastr. 5.
- Hofrat Universitätsprofessor Dr. Karl S. Grünhut, Wien IX, Berggasse 22.
- Königl. Senator Dr. Francesco Filomusi Guelfi, Professor der Rechte an der Universitat Rom, Via Farini 40.
- Dr. Adolf Günther, Privatdozent an der Universität Berlin, Hilfsreferent im Kaiserl. Statistischen Amt, Berlin SW 68, Markgrafenstr. 94.
- Geheimrat Professor Dr. Güterbock, Königsbergi. Pr., Königstr. 63.
- Dr. jur. Harald Gutherz, † Privatdozent der Universität Berlin, Berlin-Halensee Kurfürstendamm 149.
- Universitätsprofessor Dr. K. Haff, Lausanne-Chailly, Villa Blanche 3.
- Universitätsprofessor Dr. Ernst Hafter, Kilchberg bei Zürich.
- Elie Halévy, Professeur à l'Ecole libre des sciences politiques Paris.
- Dr. M. Halewyck, Directeur au Ministère des Colonies, Bruxelles, rue Saint-Josse, 22.
- Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg.



- Professor Dr. G. A. van Hamel, Amsterdam, Nicolaas Witsenkade 48.
- Dr. iur. Paul Hámos, Privatdozent a. d. Handelsakademie Budapest.
- Dr. Ernst Harmening, Rechtsanwalt am Oberlandesgericht Jena, Kochstrasse 2.
- Dr. C. A. J. Hartzfeld, Rechtsanwalt und stellvertretender Richter beim Landgericht, Amsterdam, Spui 28.
- Universitätsprofessor Dr. Hasbach, Universität Kiel, z. Z. Dresden A, Johannstädter Ufer 12<sup>II</sup>.
- Dr. Adolf Hasenkamp, Privatdozent an der Universität Kiel, Feldstr. 88.
- Henri Hayern, Privat-docent à l' Université de Genève. [wohnt:] La Chapelle, près Carouge, canton de Genève (Suisse).
- Dr. iur. Harold Oexter Hazeltine, Fellow and Law Lecturer of Emmanuel College, Cambridge, and Reader in English Law in the University of Cambridge. Emmanuel College, Cambridge, England.
- Dr. Philipp von Heck, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen, Neckarhalde 68.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. J. W. Hedemann, o. Prof. d. R. an der Universität Jena, Wörthstr. 12.
- Staatsrat Ludwig Heerwagen, Vizepraeses des Bezirksgerichts Petrikau (Russisch-Polen), Moskauerstr. 71.
- Universitätsprofessor Dr. A. Hegler, Tübingen.
- Universitätsprofessor Dr. Heilborn, Breslau II, Tauentzienstr. 42.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. Hein, Hamm i. Westf., Villa Werner (Osten Allee 84).
- Rechtsanwalt und Notar Dr. Heinemann, Essen (Ruhr).
- Justizrat Dr. Ernst Heinitz, Berlin W. 9, Königgrätzerstr. 9.
- Amtsrichter Dr. Heinrich, Kattowitz O./S., Karlstrasse 3.
- Privatdozent Dr. Henle, Bonn, Marienstr. 7.
- Dr. Léon Hennebiq, Professeur de philosophie du Droit à l'Université Nouvelle de Bruxelles, Directeur de la Revue Economique internationale, Bruxelles, 26—28 Rue des Minimes.
- Justizrat Siegmund Henschel, Breslau V, Schweidnitzer Stadtgraben 10 I.

- Ministerialdirektor a. D. Dr. J. Hermes, Chefredakteur der  
Neuen Preussischen (Kreuz-) Zeitung, Berlin SW 11, Bern-  
burgerstrasse 24/25.
- Amtsrichter Herrnstadt, Kattowitz O./S., Friedrichstr. 17.
- Geheimer Kommerzienrat Wilhelm Herz, Berlin NW 7, Doro-  
theenstrasse 2.
- Oberstaatsanwalt und Kammerherr Franz von Hessert, Darm-  
stadt, Schiesshausstrasse 128.
- Dr. Heinrich Hernád Hesslein, Budapest VII, Rákóczy ut 6.
- Dr. E. Heymann, o. Professor d. R. an der Universität Marburg.
- Rechtsanwalt Dr. Hirsch, Halle a. S., Händelstrasse 20.
- Dr. Franz Hoeniger, Rechtsanwalt am Kammergericht, Berlin C 2,  
Königstrasse 30.
- Graf Paul von Hoensbroech, Grosslichterfelde, Drakestr. 79.
- Rechtsanwalt Dr. E. E. Hoffmann (Hoffmann II), Darmstadt,  
Hügelstr. 45.
- Universitätsprofessor Dr. Hollatz, Schloss Peseux bei Neuchâtel.
- Oliver Wendel Holmes, Supreme Court of the United States,  
Washington.
- Dr. Max Huber, o. Prof. d. R. an der Universität Zürich (in  
Wyden bei Ossingen, Kanton Zürich).
- Dr. jur. Charles Henry Huberich, Counsellor at Law, Berlin  
NW 7, Unter den Linden 39.
- Geheimer Regierungsrat Karl Hüfner, Abteilungsvorsitzender  
am Kaiserlichen Patentamt, Schöneberg, Berlin W 30,  
Speyererstr. 19.
- Geh. Kommerzienrat Emil Jacob †, Berlin W, Landgrafenstr. 12.
- Geheimer Justizrat Max Jacobsohn, Berlin W 9, Linkstr. 1.
- Exz. Dr. Eugen von Jagemann, grossh. Bad. Wirkl. Geh. Rat und  
Gesandter a. D., ord. Hon.-Prof. d. R., Heidelberg, Märzgasse 18.
- K. k. Landesgerichtsrat Franz Janisch, Eger (Kreisgericht).
- Oberlandesgerichtsrat Dr. Jaritz, Cassel, Kaiserstrasse 5.
- Dr. Alexander Jastchenko, Professor der Rechte an der  
Universität Jurjew (Dorpat).
- Geh. Hofrat Dr. Georg Jellinek, † o. Professor d. R. an der  
Universität Heidelberg.

- Prof. Dr. D. Josephus Jitta, ord. Univ.-Prof., Amsterdam  
808 Keizersgracht.
- Dr. iur. Václav Joachim, Magistrats-Sekretär, Prag VII,  
Kostelní ul. 952.
- Rechtsanwalt Dr. A. Joos, Basel.
- Rechtsanwalt Dr. Isay, Berlin S. 61, Belle Allianceplatz 13.
- Justizrat Dr. Jünger, Wiesbaden, Moritzstrasse 7.
- Landgerichtsrat Carl Kade, Vorstand des Preussischen Richter-  
vereins, Waidmannslust bei Berlin, Bondickstr.
- Geh. Justizrat D. Dr. Wilhelm Kahl, o. Prof. d. R. an der  
Universität Berlin, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 23.
- Kathreiners Malzkaffee Fabriken, G. m. b. H., Berlin  
SW 68, Lindenstr. 35.
- Justizrat Dr. Edwin Katz, Rechtsanwalt und Notar, Berlin W. 64,  
Behrenstrasse 17 II.
- Dr. R. Kaulla, Professor, Stuttgart, Mörikestrasse 14.
- Dr. iur. et phil. Stephan Kekule v. Stradonitz, Kammer-  
herr S. H. D. des regierenden Fürsten in Schaumburg-Lippe;  
Berlin-Gross-Lichterfelde, Marienstr. 16.
- Justizrat Dr. Paul Kent, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M., Taunus-  
strasse 1.
- Dr. jur. J. C. Kielstra, Beamter im Verwaltungsministerium,  
Ifikini 26 Weltereder (Batavia).
- Univ.-Professor Dr. Walter Kinkel, Giessen, Plockstr 12.
- Gerichtsassessor Dr. jur. Hugo Kinne, Berlin SW 11, Gross-  
beerenstrasse 5, II.
- Rechtsanwalt Dr. Kirchberger, Leipzig, Kronprinzstr. 2.
- Oberbürgermeister Kirschner, Berlin NW. 21, Alt-Moabit 90.
- Dr. Géza Kiss, o. Professor a. d. Rechtsakademie Nagyvárad  
(Grosswardein).
- Staatsanwalt Dr. Karl Klee, Privatdozent an der Universität  
Berlin, Berlin W. 62, Maassenstr. 31.
- Regierungs-Assessor Dr. Kleefeld, Berlin W., Burggrafenstr. 15.
- Se. Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Hon.-Professor Dr. iur. Franz  
Klein, Wien VIII, Lange Gasse 8.
- Dr. G. Kleinfeller, o. Professor d. R., Kiel, Niemannsweg 101.

Professor Dr. iur. et phil. E. Kloeppel, Elberfeld, Bismarckstrasse 17.

Wirkl. Geh. Oberregierungsrat und Vortragender Rat im Staatsministerium des Innern Hugo von Knebel-Doeberitz, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38.

J. K. Kochanowski, associé des Internationalen Institutes für Soziologie in Paris, Mitglied der Warschauer Wissenschaftlichen Gesellschaft, Redacteur der polnischen „Historischen Revue“ in Warschau; Warschau, Koszykowa 57.

Albert Kocourek, attorney and counselor at law, Chicago, 4 Lake Street.

Amtsrichter Dr. Arthur Kohler, Berlin W 15, Olivaerplatz 7.  
Geheimer Justizrat Dr. jur. Josef Kohler, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin W 15, Kurfürstendamm 216.

Dr. Arthur Köhler, Erster Assistent am Kgl. Sächs. Institut für Kultur- und Universalgeschichte, Leipzig, Georgiring 11.

Professor Dr. Carl Koehne, Privatdozent an der Technischen Hochschule Berlin, Keithstr. 12.

Reichsgerichtsrat Heinrich Könige, Leipzig, Kaiser Wilhelmstrasse 59 II.

Geheimer Kommerzienrat W. Kopetzky, Berlin NW 7, Unter den Linden 52.

Prof. Lic. Dr. Koppelman, Privatdozent für Philosophie, Münster i. W., Breul 12.

Dr. Ignatz Kornfeld, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien I, Zelinkagasse 5.

Dr. Anton von Kostanecki, o. Prof. d. R. am Polytechnikum Lemberg.

Dr. Oskar Kraus, Universitätsprofessor, Prag, Heuwagsplatz 8.

Dr. Felix Krueger, o. Professor der Philosophie an der Universität Halle, Henriettenstr. 21a.

Freiherr Krupp von Bohlen und Halbach, Essen (Ruhr.)

Dr. jur. et phil. Bernhard Kübler, o. Professor d. R. an der Universität Erlangen, Luitpoldstr. 17.

Rechtsanwalt Dr. Rob. Kück, Dominikanischer Legationssekretär, Hamburg, Ferdinandstrasse 22.



- Dr. jur. Edgar Kuhn, Nürnberg.
- Dr. med. H. Kurella, Sommer: Kudowa, Kr. Glatz; Winter: Bonn a. Rh. und Catania.
- Dr. G. Kuttner, Landrichter a. D., Privatdozent an der Universität Berlin, Grunewald, Höhmannstr. 6.
- Exz. Wirklicher Geheimer Rat Univ.-Prof. Dr. Laband, Strassburg im Elsass, Kaiser Wilhelmstr. 17.
- Dipl.-Ing. Dr. D. Landenberger, Patentanwalt, Berlin SW. 61, Gitschinerstr. 14.
- J. F. Landsberg, Amtsgerichtsrat in Lennep (Rheinl.) Mittelstr. 24.
- Oberlandesgerichtsrat L. Lang, Darmstadt.
- Dr. Josef Langer, k. k. Hof- und Gerichtsadvokat, Wien I, Bäckerstrasse 9.
- Geheimer Regierungsrat Universitätsprofessor D. Dr. Adolf Lasson, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 49.
- Dr. Rudolf von Laun, Universitätsprofessor, Wien VII, Wimbergergasse 30.
- Universitätsprofessor Dr. Paul Aug. Leder, Czernowitz, Franzensgasse 45.
- Universitätsbibliothek Leipzig (Dr. Boyser).
- Dr. Franz Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Marburg a. L.
- Geh. Justizrat Dr. Rudolf Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Breslau, Gabitzstr. 188.
- Ludwig Leopold, Szekszárd, Ungarn.
- Dr. Alessandro Levi, o. Professor d. R. an der Universität Ferrara, Adresse: Venedig, 3897 Calle Avvocati.
- Bankdirektor Gerhard Ley, München, Gabelsbergerstr. 48.
- Dr. iur. et phil. M. Liepmann, o. Professor der Rechte, Kiel, Roonstr. 2 I.
- Geh. Hofrat K. v. Lilienthal, Univ.-Professor, Heidelberg, Ziegelhäuser Landstr. 29.
- Dr. E. Liljeqvist, o. Professor der praktischen Philosophie an der Universität Lund.
- Geheimrat Professor Dr. Carl v. Linde, München 44.
- Justizrat Adolf Lindt, Rechtsanwalt, Darmstadt, Kasinostr. 22.

- K. k. Bezirksrichter Dr. Eduard Ritter von Liszt, Wien I, Schottenhof.
- Geh. Justizrat Dr. Franz von Liszt, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, M. d. R. u. M. d. A., Hardenbergstr. 19, II.
- Dr. Alexander Löffler, Professor des Strafrechts an der Universität Wien, Wien XIX/1, Felix Mottlstr. 10.
- Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. E. Loening, Mitglied des Herrenhauses, Halle a. S., Händelstrasse 28.
- Notar Wilhelm Lütke mann, Hannover, Prinzenstr. 2.
- Julian W. Mack, Appellations-Gerichtsrat und Univ.-Prof., Ashland Block-Chicago.
- Rechtsanwalt Julius Magnus, Berlin, Dorotheenstr. 49.
- Oberlandesgerichtsrat Mainhard, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 4.
- Dr. Julius Makarewicz, o. Prof. an der Universität Lemberg, Mochnackigasse 58.
- Justizrat Dr. Mamroth, Breslau, Schweidnitzerstrasse 27.
- Fabrikbesitzer Dr. jur. Otto Hanns Mankiewicz, Gerichts-assessor a. D. (i. F: P. Beiersdorf & Co., Chemische Fabrik Hamburg), Hamburg XXX, Eidestedterweg 42.
- Rechtsanwalt S. Mankowsky, Berlin NW 7, Friedrichstr. 155.
- Exzellenz Wirkl. Geh. Rat von Martens †, St. Petersburg
- Prof. Dr. Götz Martius, Kiel, Hohenbergstr. 4.
- Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, Nürnberg 24.
- Geh. Kommerzienrat Dr.-Ing. h. c. Paul Mauser, Oberndorf a./N., Württemberg.
- Prof. Dr. jur. et phil. Max Ernst Mayer, Strassburg i. Els., Orangeriering 19.
- Univ.-Prof. Dr. Ernst Mayer, Würzburg, Randerseckstr. 33.
- Georg v. Mayr, Kaiserlicher Unterstaatssekretär z. D., kgl. bayrischer Universitätsprofessor, München, Georgenstrasse 38.
- Dr. Meckenstock, Professeur à l'Université de Neuchâtel.
- Dr. Fritz Meili, o. Professor d. R. an der Universität Zürich, Zürich I, Stadthausquai 7.
- Universitätsprofessor Dr. A. Meinong, Graz.
- Dr. S. M. Méla med, Schriftsteller, 7 Buckingham Mansions, Golder's Green, London N. W.

- Dr. Valamir v. Meltz, Universitätsdozent, Kolozsvár (Klausenburg).  
Landgerichtsrat Mende, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 189.
- Franz von Mendelssohn, Grunewald bei Berlin, Herthastr. 5.
- Generalkonsul Robert von Mendelssohn, Berlin W. 56,  
Jägerstrasse 51.
- Dr. A. Mendelssohn Bartholdy, o. Professor d. R. an  
der Universität Würzburg, Randersackerstrasse 5.
- Dr. phil. Wilhelm Merton, Frankfurt a. M., Guiollettstr. 24.
- Dr. iur. et phil. Christian Meurer, o. Prof. d. R. an der  
Universität Würzburg, Lessingstr. 1.
- Regierungs-Assessor Dr. Meyer-Edward, Darmstadt, Heiden-  
reichstrasse 37.
- Dr. Robert Michels, Prof. an der Universität Turin, Via  
A. Provana, 1.
- Patentanwalt M. Mintz, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 93.
- Dr. Waldemar Mitscherlich, Professor der Staatswissenschaften  
an der Kgl. Akademie Posen.
- Dr. Wolfgang Mittermaier, Univ.-Professor, Giessen, Liebigstr. 36.
- Dr. iur. W. L. P. A. Molengraaff, Universitätsprofessor,  
Utrecht, Molierstraat 1a.
- Regierungs-Assessor Walter Moll, Berlin NW 23, Brückenallee 36.
- Se. Exzellenz Staatsminister v. Möller, Berlin W, von der Heydt-  
strasse 12.
- Exzellenz Staatsminister von Moltke, Klein-Bresa bei Markt-  
Bohrau i. Schl.
- Exzellenz Eduard Graf Montgelas, Kgl. Bayer. Staatsrat i. a. o. D.  
und Gesandter, Dresden, Zinzendorfstr. 13 I.
- Dr. Bredov. Morgenstierne, Prof. d. R. u. d. Nat.-Oek., Christiania.
- Geh. Justizrat Dr. A. Mosse, Oberlandesgerichtsrat a. D.,  
o. Honorarprofessor an der Universität Königsberg, Stadtrat  
von Berlin, Berlin W, Lichtensteinallee 2a.
- Dr. med. Max Moszkowski, Berlin-Grunewald, Herthastr. 2a.
- Prof. Dr. W. B. Munro, Harvard University, Cambridge (Mass.).
- Hugo Münsterberg, o. Professor an der Harvard-Universität,  
Cambridge, Mass, U. S. A. z. Z. Berlin, America-Institut  
Musée social, Paris, 5 rue Las Cases, Paris VII.

- Dr. Johannes Nagler, o. Prof. d. R. an der Universität Basel, Sonnenweg 21.
- Privatdozent Dr. Hans Nawiascky, k. k. Postsekretär im k. k. Handelsministerium, Wien XIII 2, Einwanggasse 23.
- Erich Nehring, Konsistorialassessor, Berlin-Steglitz, Sedanstr. 5.
- Universitätsprofessor Dr. Neubecker, Berlin-Charlottenburg, Königsweg 31.
- Dr. Adolf Neumann-Hofer, Reichstags- und Landtags abgeordneter, Detmold.
- Dr. Johannes Niedner, o. Professor d. R. an der Universität Jena, Humboldtstr. 7.
- Dr. Theodor Niemeyer, o. Professor d. R. an der Universität Kiel
- Prof. Baron Boris Nolde, St. Petersburg, Furstadtskaia 20.
- Professor Dr. Nolens, Mitglied der 2ten Kammer, Haag (Holland).
- Dr. Vitalis Norström, Professor an der Hochschule zu Gothenburg.
- Norwegisches Nobelinstitut (Institut Nobel Norvégien), Kristiania, Drammensvei 19.
- Justizrat Dr. Hermann Oberneck, Rechtsanwalt am Kammergericht und Notar, Berlin, von der Heydtstr. 8.
- Dr. Friedrich Oetker, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Sieboldstr. 8.
- L. Oppenheim, M. A. LL. D., Whewell Professor of International Law in the University of Cambridge, Whewell House, Cambridge, England.
- Dr. Franz Oppenheimer, Privatdozent an der Universität Berlin, Berlin-Gr. Lichterfelde W, Bellevuestr. 44 I.
- Professor Dr. Albert Osterrieth, Berlin W 66, Wilhelmstrasse 57/58.
- Geh. Hofrat Dr. Wilh. Ostwald, emer. Professor, Gross-Bothen (Kgr. Sachsen), Landhaus Energie.
- K. k. Hofrat Dr. Emil Ott, Universitäts-Professor, Mitglied des österr. Herrenhauses, Prag II, Kremnergasse 8 neu.
- Dr. jur. Alfred Frhr. v. Overbeck, o. Prof. der Rechte an der Universität Freiburg (Schweiz), Villa Félix.
- Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Paasche, Schlachtensee-Berlin, Adalbertstr. 27.



- Antonio Pagáno, Prof. libero di Filosofia del Diritto nella R<sup>a</sup> Università di Roma, Capo Sezione nel Ministero di Grazia e Giustizia (Biblioteca), Roma, Via Nazionale 172.
- Eugen Panofsky, Bankier und Stadtrat, Berlin C. 2, an der Stechbahn 3/4.
- Wilhelm Freiherr v. Pechmann, Direktor der bayrischen Handelsbank, München, Bayrische Handelsbank.
- Deputierter Jivoîn Péritch, Professor an der Universität Belgrad.
- P. Heinrich Pesch, S. J. (Adresse: Marienfelde-Berlin, Kloster vom guten Hirten, Lankwitzerstrasse).
- Dr. Igino Petrone, Privatdozent an der Universität Neapel; Napoli, R. Università.
- Dr. Pfahl, Syndikus der Handelskammer Halle a. S.
- Dr. Robert Piloty, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Roonstr. 2 I.
- Dr. Karl Polenske, Privatdozent an der Universität Halle, Blumenthalstr. 15.
- Walter Pollack, Berlin W. 10, Cornelius-Str. 4a.
- Rechtsanwalt Jllés Pollak, Mitglied des Anwaltsenates der Krone und Kurie, Präsident des ungarischen Landesadvokaten-Bundes, Budapest, V. Nagyköröna uter 34.
- Sir Frederick Pollock, 13 Old Square, Lincoln's Inn, London W. C.
- Dr. Stanislaus Posner, Advokat in Warschau, Membre associé de la Société d'études législatives à Paris, Membre de l'Institut du droit comparé à Bruxelles; Paris 7<sup>me</sup> 2 rue Perrouet.
- Dr. Roscoe Pound, Professor of Law in the Harvard University, Cambridge (Mass.).
- K. k. Universitätsbibliothek Prag.
- Professor Dr. Hugo Preuss, Berlin W., Matthäikirchstr. 29.
- Se. Exz. Dr. Peter Pustoroslew, ord. Professor des Strafrechts an der Universität zu Jurjew (Dorpat), Wirklicher Staatsrat; Jurjew (Dorpat), Rigaschestrasse 46.
- Universitätsprofessor Dr. Ernesto Quesada, Buenos-Ayres, Plaza Libertad, Calle Libertad 946.

- K. Regierungsdirektor Karl von Rasp, Generaldirektor der Bayerischen Versicherungsbank, München, Residenzstr. 27.  
Regierungsrat Dr. Rathenau, Berlin W, Meinekestrasse 7.  
Dr. jur. Gustav Ratjen, Frankfurt a. M., Westendstrasse 101.  
Dr. Gustav Ratzenhofer, K. k. Richter in Gmunden, O. Ö.  
Dr. Adolfo Ravà, o. Professor der Rechtsphilosophie an der Universität Messina.  
Dr. Herm. Rehm, o. Professor d. R. an der Universität Strassburg.  
Dr. iur. et phil. Hans Reichel, o. ö. Professor an der Universität Zürich, Sonneggstr. 80.  
Dr. Heinrich Reicher, † Universitäts-Professor, Filzmoos, Post Eben (Salzburg).  
Geh. Justizrat Dr. Riesser, o. Honorarprofessor an der Universität Berlin, W, Lichtenstein-Allee 4.  
Viktor Ring, Senatspräsident am Kammergericht Berlin, Berlin W., Schöneberger Ufer 46.  
Dr. Heinz Rogge, Kammergerichtsreferendar, Berlin (gegenwärtig Neustettin).  
Patentanwalt A. Rohrbach, Erfurt, Bahnhofstrasse 6.  
Dr. jur. et phil. Walther Rohrbeck, Cöln a. Rh., Blumenthalstrasse 2.  
Dr. Henri Rolin, Professeur à l'Université de Bruxelles, 10 rue T. B. Meunier, (avenue Brugmann), Oecle près Bruxelles.  
Dr. Wilhelm Rosenberg, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien I am Hof 11.  
Geh. Justizrat Dr. Eduard Rosenthal, o. Professor d. R. an der Universität Jena.  
Dávid v. Rosnyay, Bibliothekar am juristischen Seminarium an der Universität Kolozsvár (Klausenburg).  
Landgerichtsdirektor Fritz Rotering, Magdeburg, Breiteweg 253.  
Geh. Oberbauinspektor Richard Roth, Basel.  
Dr. phil. Walther Rothschild, Verlagsbuchhändler, Berlin-Wilmersdorf, Aschaffenburgstr. 4.  
Privatdozent Dr. Paul Rumpel, Neuchâtel, 16 Trois Portes.  
Rechtsanw. Dr. S. Rundstein, Warschau, Tlomackiestr. 6/8.  
Referendar Fritz Ruppert, Wiesbaden, Kaiser-Friedrich-Ring 25.

Dr. R. Saleilles, Professeur à l'Université de Paris, 14 Rue St. Guillaume Paris.

Universitätsprofessor Dr. Giuseppe Salvioli, Neapel, Via Atri 37.

Prof. d. Rechte L. von Savigny (†), Mitglied des Preuss. Herrenhauses, Münster i. W.

Dr. Hugo Sawitz, Rechtsanwalt und Notar, Rostock i. M., Hopfenmarkt 17.

Universitätsprofessor Dr. Robert Schachner †, Jena.

Geh. Justizrat Dr. S. Schlossmann †, o. Professor d. R. an der Universität Kiel.

Rechtsanwalt Dr. Alexander Schmidt, Budapest, VI., Andrassy-Strasse 10.

Dr. iur. Paul Schmidt, (Winter:) Dresden, Franklin-Str. 11; (Sommer:) Sonnenköpfe, Berchtesgaden-Salzberg.

Landrichter Dr. B. Schmidt-Blanka, Frankfurt a. M., Bockenheimerlandstr. 87.

Dr. Otto Schneider, Bankdirektor, Mannheim A, 2, I.

Professor Dr. Schott, Breslau 16, Leerbeutelstr. 7.

K. Schrader, Mitglied des Reichstags, Eisenbahndirektor a. D., Berlin, Steglitzer Strasse 68.

K. k. Hofrat Dr. Emil Schrutka Edler v. Rechtenstamm, o. Professor an der Universität Wien 19, Cottagegasse 56.

Hofrat Dr. J. Schulmann, k. b. freiresignierter Notar, München, Leopoldstrasse 37.

Geh. Justizrat Dr. Friedrich von Schulte, o. Professor d. R. an der Universität Bonn (wohnt: Meran-Obermais, Schloss Reichenbach).

Dr. A. S. Schultze, o. Prof. d. R. an der Universität Strassburg i. E., Nikolausring 15.

Geh. Reg.-Rat Dr. Schuppe, ord. Professor der Philosophie zu Greifswald, Steinstrasse 61.

Justizrat Dr. J. Schwering, Hamm i. Westf., Ost-Str. 60.

Justizrat Dr. Arnold Seligsohn, Berlin NW 7, Prinz Louis Ferdinandstrasse 1.

Dr. iur. Gregor Semeka, Privatdozent, München, Gundelinenstrasse 5.

- Geh. Regierungsrat Dr. iur. h. c. Max Sering, o. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin, Grunewald, Lucius-Str. 9.
- Dr. Siehr, Rechtsanwalt beim Kgl. Oberlandesgerichte Königsberg Pr., Bergplatz 12.
- Professor Dr. Silbergleit, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin, Berlin W. 35, Am Karlsbad 23.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. Wilhelm Silberschmidt, Zweibrücken, Villenstr. 7.
- Justizrat Dr. Hermann Veit Simon, Rechtsanwalt und Notar, Berlin, Victoriast. 5.
- Rechtsanwalt Dr. Otto Simon, Mannheim.
- Dr. Soetbeer, Generalsekretär des Deutschen Handelstags, Berlin C2, Neue Friedrichstrasse 53—54.
- Univ. Prof. Dr. P. Sokolowsky, Kurator des Südrussischen Lehrbezirks in Charkow.
- Se. Exzellenz Gouverneur Dr. Solf, Staatssekretär des Reichskolonialamts, Berlin.
- Dr. Felix Somló, o. Prof. d. R. an der Universität Kolozsvár (Klausenburg), Fadrusz János-utca 12.
- Amtsrichter Theo Sonnen, Köln-Marienburg, Goltsteinstrasse 199.
- Universitätsprofessor Dr. Hans Sperl, Wien XIX, Hofzeile 29.
- Dr. Ludwig Spiegel, Prof. d. R. an der deutschen Universität Prag, Prag II, Tyršgasse 7.
- Rechtsanwalt Eduard Staedel, Darmstadt, Elisabethenstr. 14.
- Rechtsanwalt und Notar Stahl, Syndicus der Grossh. Handelskammer Friedberg in Hessen, Bad Nauheim.
- Professor Dr. Ph. Stein, Frankfurt a. M., Jordanstrasse 19.
- Univ.-Prof. Dr. S. R. Steinmetz, Amsterdam, Amstel 65.
- Privatdozent Dr. Ludwig Stephinger, Tübingen, Christophstrasse 30.
- Dr. Theodor Sternberg, Charlottenburg, Schlüterstr. 60.
- Geh. Regierungsrat Paul Stier, Direktor der Mitteldeutschen Bodenkredit Anstalt, Greiz i. V.
- Univ.-Professor Dr. Stier-Somlo in Bonn, Studiendirektor der Akademie für kommunale Verwaltung in Düsseldorf; Bonn, Kaufmannstrasse 81a.



- Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat Dr. theol. Dr. med.  
Dr. iur. von Strauss und Torney, Senatspräsident  
des Oberverwaltungsgerichts, Berlin W 62, Bayreutherstr. 40.
- Univ.-Professor Dr. Georg von Streit, Königlich Griechischer  
Gesandter in Wien, Kaiser-Wilhelm-Ring 10.
- Dr. Gustav Stresemann, Mitglied des Reichstags, Dresden-A.,  
Ferdinandstrasse 11, I.
- Universitätsprofessor Dr. Leo Strisower, Wien I, Lichtenfelsgasse 5.
- Dr. iur. Karl Strupp, Frankfurt a. M., Reuterweg 40.
- Justizrat Dr. Sturm, Naumburg a. S.
- Geh. Justizrat Dr. Ulrich Stutz, o. Professor d. R. an der Uni-  
versität Bonn; Bonn, Simrockstr. 25.
- Dr. iur. Adolf Tecklenburg, Privatdozent an der Universität  
Bern, Südbahnhofstr. 8.
- Geheimer Rat Dr. August Thon †, o. Professor der Rechte, Jena,  
Fürstengraben 2.
- Dr. iur. Richard Thurnwald, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter  
am Museum für Völkerkunde, Berlin W 50, Fürtherstr. 1.
- Dr. jur. Tso Tchun Tchou, Mitglied der Kaiserl. chines.  
Studienkommission, Berlin W 15, Kurfürstendamm 218.
- Dr. Alexander Tille, Saarbrücken III, Hellwigstrasse 1.
- Dr. Emanuel Tilsch, o. Prof. d. R. an der böhm. Universität  
Prag, Smíchov bei Prag, Kinského tř. 2.
- Ferdinand Tönnies, ordentl. Honorarprofessor an der Universität  
Kiel; in Eutin, Auguststrasse 8.
- Patentanwalt B. Tolksdorf, Berlin W 9, Potsdamerstr. 127/128.
- K. Universitätsbibliothek Tübingen (Oberbibliothekar Geiger).
- Dr. Alexander Turnowsky, Maros-Vásárhely (Ungarn).
- Rechtsanwalt Dr. Josef Ujlaki, Budapest, VI. Teréz körút 46.
- Geh. Rat Prof. Dr. E. von Ullmann, München, Ludwigstr. 29.
- Professor Dr. N. af Ursin, ehem. Vicepräsident des Finn-  
ländischen Landtags in Turku (Åbo) Finnland.
- Michelangelo Vaccaro, professore nella R. Università di Roma,  
Deputato al Parlamento nazionale.
- Univ.-Prof. Dr. C. W. A. Veditz, Washington, z. Zt. Paris,  
12 rue Vinense.

- Dr. A. Vierkandt, Professor an der Universität Berlin,  
Gross-Lichterfelde, Wilhelmstr. 22.
- Dr. Paul Vinogradoff, Corpus Professor der Rechte, Oxford,  
19 Linton Road, Oxford.
- Dr. H. L. A. Visser, Advokat, Amsterdam, Keizersgracht 528.
- Exzellenz Staatsminister Graf Vitzthum v. Eckstädt,  
Dresden, Seestr. 18.
- Akademieprofessor Dr. Andreas Voigt, Frankfurt a. M.-Eschers-  
heim, Neumannstrasse 187.
- Geheimrat Dr. Johannes Volkelt, o. Universitätsprofessor,  
Leipzig, Auenstr. 3 II.
- Rechtsanwalt Dr. iur. Karl Vonschott, Bielefeld i. Westf.,  
Marktstrasse 4.
- Rechtsanwalt Dr. Leo Vossen, Aachen, Heinrichs-Allee 39.
- Dr. F. Wachenfeld, o. Prof. d. R. an der Universität Rostock,  
Georgstrasse 96.
- Exzellenz Wirklicher Geheimer Rat Dr. Waentig, Dresden A.,  
Striesener Platz 16.
- Dr. L. Wappes, Regierungsdirektor der K. Regierung der  
Pfalz, Kammer der Forsten, Speyer, Hauptstrasse.
- Max M. Warburg, Hamburg, Ferdinandstrasse 75.
- Gerichtsassessor Erich Warschauer, Kattowitz, Bismarckstr. 11.
- Rechtsanwalt Dr. Martin Wassermann, Hamburg, Neuerwall 34.
- Dr. Rudolf Wassermann, München, Herzog-Heinrichstr. 20.
- Prof. E. Waxweiler, Direktor des Solvay Soziologischen  
Instituts, Leopoldspark, Brüssel.
- Professor Dr. jur. et phil. Adolf Weber, Handelshochschule  
Köln, Köln-Marienburg, Robert Heuserstrasse 12.
- Dr. Max Weber, o. Honorarprofessor a. d. Universität Heidelberg.
- Dr. Weber, M. d. R., Löbau (Sachsen).
- Dr. jur. Werner Wedemeyer, a. o. Prof. der Rechte, Kiel,  
Adolfstrasse 52 I.
- Landrichter Dr. Ernst Weigelin, Stuttgart, Johannesstr. 55 I.
- Geh. Justizrat Dr. J. Weismann, o. Prof. d. R. an der Uni-  
versität Greifswald.

- Dr. jur. Alexander Welkow, Ministerial-Hilfskonzipist, Budapest IX, Üllör út 3.
- Universitätsprofessor Dr. von Wenckstern, Breslau XVIII, Kleinburgstrasse 21.
- Dr. Leopold Wenger, o. Prof. d. R. an der Universität München Adelheidstrasse 15.
- Rechtsanwalt und Notar J. Wertheim, Johannesburg (S.-Afrika), P.O. Box 1847.
- Dr. Felix Wieland, Rechtsbeistand der K. Deutschen Botschaft in Frankreich, Paris, 49 rue de Trévisé.
- Dr. v. Wiese und Kaiserswaldau, Professor der Nationalökonomie an der Akademie für kommunale Verwaltung und Studiendirektor der akademischen Kurse für allgemeine Fortbildung und Wirtschaftswissenschaften, Düsseldorf, Brehmstr. 34.
- Justizrat Dr. R. Wildhagen, Rechtsanwalt beim Reichsgericht, Leipzig, Ferdinand Rhodestr. 34.
- Rechtsanwalt Dr. Heinrich Wimpfheimer, Dozent an der Handelshochschule, Mannheim, B 2, 10 a.
- Geheimrat Dr. Windelband, o. Prof. d. Philosophie an der Universität Heidelberg, Landfriedstrasse 14.
- Dr. R. Wirth, Frankfurt a. M., Taunusstr. 1.
- Lycealprofessor Dr. M. Wittmann, Eichstätt.
- Paul Wölbling, Magistratsrat in Berlin, Eichwalde, Krs. Teltow.
- Staatsanwalt Ernst Wolff, Landsberg a. Warthe.
- Dr. Julius Wolff, Leiter der Zentral-Auskunftstelle für Auswanderer, Berlin W. 35, Am Karlsbad 9/10, III.
- Dr. Martin Wolff, a. o. Professor d. R. an der Universität Berlin, Halensee, Halberstädterstrasse 2.
- Dr. J. Wolterbeek Muller, Advocaat, Haag, van Speykstraat 5.
- Rechtsanwalt Dr. Albert Wulff, Hamburg, Admiralitätstr. 81.
- Landrichter Dr. Carl Wunderlich, Leipzig, Lampestrasse 1 II.
- Exz. Wirkl. Geh.-Rat Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Wundt, Leipzig, Schwägriichenstrasse 17.

Koichi Yamaguchi, Prof. an der Handelshochschule und an der Kaiserlichen Adelsschule zu Tokio. Tokio, Ushigome Wakamatsu Cho 119.

Oberlandesgerichtsrat Dr. A. N. Zacharias, Hamburg, Adolfstrasse 74.

Dr. Wladislaw Francowič Zaleskij, Wirklicher Staatsrat und Prof., Kasan, Universitätsplatz, eigenes Haus.

Rechtsanwalt Dr. iur. Heinrich Zeller, Zürich I, Rennweg 10.

Dr. iur. Heinrich Ludwig Zeller, Darmstadt, Hochstr. 66 II.

Univ.-Prof. Dr. Theobald Ziegler, Strassburg i. E., Fischartstrasse 22.

Hugo Zietz, i/Fa. Orientalische Tabak- und Zigarettenfabrik Yenidze, Dresden, Weisseritzstr. 3.

Geheimer Justizrat Dr. Ernst Zitelmann, o. Prof. d. R. an der Universität Bonn.

Rechtsanwalt Dr. Zöphel, Leipzig, Peterssteinweg 19 II.

Dr. Gottfried Zoepfl, Regierungsrat und a. o. Professor der Staatswissenschaften, Berlin, Wilhelmstr. 62.

Geh. Justizrat Dr. Philipp Zorn, o. Prof. d. R. an der Universität Bonn, Mitglied des Preuss. Herrenhauses und Kron-Syndikus, Bonn, Humboldtstr. 24.

---

Mitteilung von Adressenveränderungen, sowie Berichtigungen anderer Art sind an den geschäftsleitenden Vorsitzenden Dr. Fritz Berolzheimer Berlin SW. 61, Belle-Allianceplatz 20 erbeten.



# Provisorisches Arbeitsprogramm

## für den III. Kongress der IVR. zu Posen.

Die definitiven Mitteilungen über die Kongresszeit erfolgen in den nächsten Heften.

### Kongress-Themata.

(Vorschläge der Vorsitzenden der IVR.)

<b>A) Rechts- und Staatsphilosophie,</b> <b><u>Rechtspädagogik.</u></b>	Bemerkungen
<b>I. Grenzen der Rechtsphilosophie.</b> Von Geh. Rat Prof. Dr. Josef Kohler, Berlin.	Hat zugesagt
<b>II. Die Bedeutung der Scholastik für die Rechtsphilosophie der Gegenwart.</b> Universitätsprofessor Dr. phil. Adolf Dyroff, Bonn. Rechtsanwalt Dr. jur. Bernhard Brands, Berlin.	Hat zugesagt Hat zugesagt
<b>III. Inwieweit empfiehlt sich eine wirtschaftlich-technische Ausbildung der Juristen?</b> Von Exzellenz Wirkl. Geh. Rat D. Dr. Adolf Wach, o. Professor d. Rechte a. d. Universität Leipzig.	
<b>IV. Rechtsstaat und Wohlfahrtsstaat.</b> Von Geh. Regierungsrat Universitätsprofessor D. Dr. Adolf Lasson, Berlin.	Hat zugesagt
<b>V. Fehlerhafte Willenserklärungen im öffentlichen Recht.</b> Von Dr. Paul Schön, o. Professor d. Rechte an der Universität Göttingen. Dr. jur. Max Fleischmann, a. o. Professor d. Rechte a. d. Universität Königsberg i. Pr.	

**VI. Psycho-Analytik des Rechts.**

Von Landgerichtsrat Dr. J. R. Julius Friedrich,  
o. Professor der Rechte an der Universität  
Giessen.

Hat zugesagt

**B) Wirtschafts- u. Gesetzgebungsfragen.****VII. Ein Reichswohnungsgesetz.**

Von Exzellenz Staatssekretär Wirkl. Geh. Rat  
Dr. B. Dernburg, Berlin  
und Wirklichem Geheimen Ober-Regierungsrat  
Dr. theol. Dr. med. Dr. iur. von Strauss  
und Torney, Senatspräsident des Ober-  
verwaltungsgerichts Berlin.

Hat zugesagt

Hat zugesagt

**VIII. Kolonialpolitik: Verhältnis der Weissen und Farbigen.**

Von Exzellenz Gouverneur Dr. Solf, Staats-  
sekretär des Reichskolonialamtes, Berlin.  
Von Professor Dr. Karl F. Th. Rathgen, o.  
Professor der Nationalökonomie, Hamburg.  
Dr. Hermann Edler von Hoffmann,  
Direktor der Akademie Düsseldorf.  
Wirkl. Admiralitätsrat Dr. Otto Max Köbner,  
Votr. Rat im Reichsmarineamt, a. o. Professor  
an der Universität Berlin.

**IX. Ist eine Annäherung der europäischen Staaten oder doch einer grösseren Staaten-  
gruppe durch Beseitigung oder Minderung  
der Zollschränken möglich?**

Von Geh. Regierungsrat Dr. Julius Wolf, o.  
Professor an der Universität Breslau.  
Von Rechtsanwalt Dr. Leo Vossen, Aachen.

Hat zugesagt  
Referat liegt  
vor

Von Exzellenz Wirkl. Staatsrat von Dynovsky,  
Dirigent der Rechtsabteilung des Finanz-  
ministeriums, Ministerialrat im Justizministerium  
St. Petersburg.

Hat zugesagt

**X. Die Fortschritte der Bestrebungen zu einem  
Weltmarkenrecht.**

Von Justizrat Dr. Edwin Katz, Berlin.

**XI. Die Frau im ehelichen Vermögensrecht.**

Von Geh. Hofrat Dr. Julius Pierstorff,  
o. Professor der Staatswissenschaften an der  
Universität Jena.

Fräulein Dr. jur. Anna Pappritz, Berlin.

Dr. jur. Alfred Manigk, o. Professor der  
Rechte an der Universität Königsberg i. Pr.

**XII. Das Hypothekenrecht in seiner wirtschaftlichen Bedeutung.**

Dr. Andreas Voigt, o. Professor an der  
Akademie Frankfurt a. M.

und Dr. Hermann, o. Professor der Rechte an  
der Universität Münster.

Hat zugesagt

Hat zugesagt

**XIII. Soziologie und Verwaltung.**

Von Dr. Heinz Potthoff, M. d. R., Düsseldorf.

Hat zugesagt

**Dem provisorischen Arbeitsprogramm haben zugestimmt**

— und dazu bemerkt — die Herren:

K. k. Hofrat Alfred Amschl, Oberstaatsanwalt in Graz, der sich jedoch bezüglich des Kongressorts Herrn Prof. Del Vecchio, hinsichtlich der Kongresszeit Herrn Dr. Ehrnrooth (laut letztem Archiv-Heft) anschliesst.

Hofrat Dr. Eugen von Balogh, erster Staatssekretär im kgl. Ung. Ministerium für Kultus und Unterricht, korr. Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest, der zum Thema „Ausbildung der Juristen“ als weiteren Referenten Dr. iur. Ernst Friedmann in Budapest vorschlägt.

Geh. Justizrat Dr. L. v. Bar, o. Professor d. R. an der Universität Göttingen, mit dem Vorschlag des weiteren Themas: Abschaffung des Beuterechts gegen feindliches Privateigentum im Seekriege, mit den Referenten-Vorschlägen: Geh. Rat Prof. Dr. von Ullmann, München; Dr. Hans Wehberg, Düsseldorf; Assessor Dr. Posse, Alfred H. Fried, Herausgeber der „Friedenswarte“.

Geh. Justizrat D. Dr. **Bierling**, Professor d. R. an der Universität Greifswald.

Oberlandesgerichtspräsident Dr. **Börngen**, Jena.

Geh. Justizrat Universitätsprofessor Dr. **S. Brie**, Breslau.

Dr. **Georg Cohn**, o. Professor d. R. an der Universität Zürich; mit folgenden Vorschlägen: Referat: „Abschaffung oder doch Einschränkung des Parteien- und Zeugeneides“; Referenten: Univ.-Prof. Dr. Meili, Hafter und Zürcher, sämtlich Mitglieder des Kassationsgerichts; ferner Univ.-Prof. Egger, Rechtsanwälte Dr. Zeller, Arth. Curti, Dr. Thalberg in Zürich. — Als Korreferenten für „Grenzen der Rechtsphilosophie“ Univ.-Prof. Dr. Reichel, Zürich; als weiteren Referenten zu „Fehlerhafte Willenserklärung im öffentlichen Recht“ Dr. Walther Jellinek, Heidelberg, und zu „Reichswohnungsgesetz“ Stadtrat Dr. Flesch in Frankfurt a. M.

Justizrat Professor Dr. **H. Crüger**, Charlottenburg-Berlin.

Dr. **Giorgio Del Vecchio**, o. Professor der Rechtsphilosophie an der Universität Bologna.

Reichsgerichtsrat Dr. **Adelbert Düringer**, Leipzig.

Dr. **Richard Ehrenberg**, o. Professor an der Universität Rostock.

Dr. **S. J. Fockema Andreae**, o. Professor d. R. an der Universität Leiden.

Dr. **Reinhard Frank**, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen.

Geh. Justizrat Dr. **Otto von Gierke**, o. Professor d. R. an der Universität Berlin.

**Rudolf Goldscheid**, Wien.

Dr. **L. Grabscheid**, Hofrat des obersten Gerichts- und Kassationshofes, Wien.

Oberlandesgerichtsrat Dr. **J. W. Hedemann**, o. Professor d. R. an der Universität Jena.

Dr. **E. Heymann**, o. Professor d. R. an der Universität Marburg.

**Anton von Kostanecki**, o. Professor an der Technischen Hochschule Lemberg.

Dr. **Oskar Kraus**, Universitätsprofessor, Prag.

Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Dr. **Paul Laband**, o. Professor d. R. an der Universität Strassburg, der als weiteren Referenten zu „Fehlerhafte Willenserklärung im öffentlichen Recht“ Dr. Walter Jellinek vorschlägt.



- Geh. Regierungsrat Universitätsprofessor D. Dr. **Adolf Lasson**, Berlin, mit dem Beifügen, dass er ein Referat: „Rechtsstaat und Wohlfahrtsstaat“ übernehme.
- Geh. Justizrat Dr. **Rudolf Leonhard**, o. Professor d. R. an der Universität Breslau.
- Geh. Hofrat **K. v. Lilienthal**, o. Professor d. R. an der Universität Heidelberg.
- Dr. **E. Liljeqvist**, o. Professor der praktischen Philosophie an der Universität Lund.
- Geh. Justizrat Dr. **Franz von Liszt**, M. d. R. und M. d. A., o. Professor d. R. an der Universität Berlin.
- Geh. Justizrat o. Universitätsprofessor Dr. **Edgar Loening**, Mitglied des Herrenhauses, Halle a. S.
- Kais. Unterstaatssekretär z. D. Dr. **Georg von Mayr**, Professor an der Universität München, der (im Hinblick auf das ausgedehnte Programm) vom Vorschlag des weiteren Themas: „Rechtspflege und Statistik“ absieht.
- Dr. **Fritz Meili**, o. Professor d. R. an der Universität Zürich.
- Universitätsprofessor Dr. **A. Meinong**, Graz.
- Dr. **A. Mendelssohn Bartholdy**, o. Professor d. R. an der Universität Würzburg; mit dem Vorschlag des weiteren Themas: „Die Einwirkung des Kriegs auf zivilrechtliche Beziehungen zwischen den Angehörigen der kriegführenden Staaten und auf den Zivilprozess, im Hinblick auf die anglo-amerikanische Doktrin.“
- Dr. iur. et phil. **Christian Meurer**, o. Professor an der Universität Würzburg.
- Dr. iur. **W. L. P. A. Molengraaff**, Universitätsprofessor, Utrecht, der es als wünschenswert bezeichnet, dass über das Thema „Die Frau im ehelichen Vermögensrecht“ auch ein ausserdeutscher Jurist referiert.
- Dr. **Bredo v. Morgenstierne**, Professor d. R. und der Nationalökonomie, Christiania.
- Geh. Justizrat Dr. **Albert Mosse**, Oberlandesgerichtsrat a. D., o. Honorarprofessor an der Universität Königsberg, Stadtrat von Berlin.
- K. k. Hofrat Dr. **Emil Ott**, Mitglied des österr. Herrenhauses, Universitätsprofessor, Prag.
- Wilhelm Freiherr v. Pechmann**, Direktor der bayrischen Handelsbank, München.

- Dr. Walter Pollack**, Berlin, der weiter die Themata vorschlägt: Die Hilfsgebiete der Rechtsphilosophie (oder: Die Beziehungen der Rechtsphilosophie zu Nebengebieten); ferner: Die gegenwärtigen Strömungen der Rechtsphilosophie.
- Exzellenz Dr. Peter Pustoroslew**, o. Professor des Strafrechts an der Universität Jurjew (Dorpat).
- Dr. Hermann Rehm**, o. Professor d. R. an der Universität Strassburg.
- Dr. Adolfo Ravà**, o. Professor der Rechtsphilosophie an der Universität Messina.
- Geh. Justizrat Dr. Riesser**, o. Honorarprofessor an der Universität Berlin, mit dem Beifügen: besonders sachverständiger Referent zu „Annäherung der europäischen Staaten“ (Referat IX) **Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Jul. Wolf**, Breslau, Vizepräsident des Mitteleurop. Wirtschafts-Vereins. — Im Verfolg dieser Anregung hat Herr Geh. Rat Wolf ein Referat über dieses Thema übernommen.
- Geh. Justizrat Dr. Eduard Rosenthal**, o. Professor d. R. an der Universität Jena.
- Geh. Regierungsrat Dr. Fr. Schuppe**, o. Professor der Philosophie an der Universität Greifswald.
- Dr. Felix Somló**, o. Professor d. R. an der Universität Kolozsvár (Klausenburg).
- Universitätsprofessor Dr. Hans Sperl**, Wien, mit den weiteren Vorschlägen: Die staatsrechtlichen Anschauungen der griechischen Philosophen (Referent: Univ.-Prof. Hofrat Dr. Adolf Menzel, Wien) und: Klärung und Vereinheitlichung der Anschauungen über Kontrebande und Prisenrecht (Referent: Univ.-Prof. Dr. Alex. Frhr. von Hold, Wien).
- Geh. Justizrat Dr. Ulrich Stutz**, o. Professor d. R. an der Universität Bonn.
- Dr. Ferdinand Tönnies**, o. Honorarprofessor an der Universität Kiel.
- Dr. F. Wachenfeld**, o. Professor d. R. an der Universität Rostock.
- Professor Dr. iur. et phil. Adolf Weber**, Handelshochschule Köln.
- Dr. Leopold Wenger**, o. Professor d. R. an der Universität München.
- Dr. Wladislaw Francowič Zalesky**, Wirklicher Staatsrat und Professor, Kasan.

o. Universitätsprofessor Dr. **Theobald Ziegler**, Frankfurt a. M., mit dem Vorschlag: Prof. Dr. **Bäumker** in Strassburg als Referenten über Referat „Scholastik“ zu wählen.

Geh. Justizrat Dr. **Philipp Zorn**, Mitglied des Preuss. Herrenhauses und Kronsyndikus, o. Professor d. R. an der Universität Bonn, der sich vorbehält, zu den Themen: „Inwieweit empfiehlt sich eine wirtschaftlich-technische Ausbildung der Juristen?“, „Kolonialpolitik: Verhältnis der Weissen und Farbigen“, „Ist eine Annäherung europäischer Staaten durch Beseitigung oder Minderung der Zollschränken möglich?“, eventuell in Form von Anträgen, Stellung zu nehmen.

\*

\*

\*

Den Vorschlägen über Kongresszeit und -ort haben noch nachträglich zugestimmt:

Dr. **Louis Bridel**, de Lausanne et Genève, professeur à la Faculté de droit, Université impériale de Tokio.

Dr. **Theodor Niemeyer**, o. Professor d. R. an der Universität Kiel.

---





## II.

# Rechts- und Staatsphilosophie. Rechtspädagogik.

## Die Entstehung der Exogamie.

Von

W. Wundt.

(Schluss.)

### 7. Die Formen der Ehe.

Der primitive Mensch lebt, wie wir sahen, falls nicht äussere störende Einflüsse auf ihn gewirkt haben, in Monogamie und Endogamie, Endogamie in jenem relativen Sinne genommen, in welchem Ehen zwischen Blutsverwandten ebenso wie solche mit Nichtverwandten möglich sind, während infolge der äusseren Lebensbedingungen, namentlich des Zusammenlebens in der gleichen schützenden Höhle oder der Nachbarschaft der Jagdgebiete, wohl im allgemeinen Verbindungen innerhalb der weiteren Gesamtfamilie überwiegen. Mit der Exogamie tritt nun regelmässig auch die Polygamie zutage. Beide zusammen geben so den Verhältnissen von Ehe und Familie innerhalb der totemistischen Gesellschaft ein völlig neues, gegenüber dem primitiven Zustand wesentlich verändertes Gepräge. Allerdings bildet auch hier die Polygamie nicht die Regel, sondern neben ihr dauert die Monogamie fort, aber diese hört auf eine soziale Norm der Sitte zu sein. Vielmehr wird sie überall durch die beiden Formen der Polygamie, die Polygynie und die Polyandrie in mehr oder minder weitem Umfang durchbrochen.

Nun ist es augenfällig, dass genau mit den gleichen Bedingungen, aus denen die Entwicklungsformen der Exogamie hervorgehen, auch die Entstehung der Polygynie und der Polyandrie zusammentrifft. Beide erweisen sich so im Hinblick auf die allgemein menschlichen, den Verkehr der Geschlechter bestimmenden Triebe als Erscheinungen, die auf das engste an die Entstehung der Exogamie gebunden sind. Vor allem ist hier wieder der Ursprung der Exogamie aus der innerhalb des Stammes stattfindenden Raubehe von ent-

scheidender Bedeutung. Gerade dieser friedliche Brautraub wird, wie das Beispiel Australiens neben dem anderer Ländergebiete zeigt, weder in seiner ursprünglichen Form noch in seinen spielenden Wiederholungen von dem Einzelnen allein ausgeführt. Seine Genossen helfen ihm und er hilft wieder diesen bei dem nämlichen Unternehmen. Doch der Genosse erwirbt damit, nach einer noch lange nachwirkenden Anschauung, ein Mitanrecht auf die geraubte Frau. So ist wahrscheinlich die Polyandrie, nicht die später fast allein verbreitete Polygynie, der Ausgangspunkt der Polygamie. Zunächst ist diese aus dem Raub entsprungene Polyandrie wohl nur eine vorübergehende. Gleichwohl bewirkt sie unvermeidlich eine Lockerung der Ehe, die leicht dazu führen kann, dass zu ihr eine Polygynie hinzutritt. Der Mann, der die Frau zu dauerndem Besitz erworben hat, sucht sich für die partielle Einbusse an den Genossen schadlos zu halten, soweit ihm dies möglich ist. Hier wirken dann zwei Motive zusammen, die zu einer sogenannten „Gruppenehe“ führen: der Mangel an Frauen, der auch bei dem Anspruch der Genossen an die geraubte Frau als Nebenmotiv wirksam sein wird, und der wiederum durch diesen Mangel gesteigerte Trieb nach sexueller Befriedigung. Ebenso entspringt jenes Recht auf einen, wenn auch nur vorübergehenden Besitz der Frau wiederum zwei Motiven. Erstens verlangt der Helfende einen Lohn für seine Leistung, und dieser kann innerhalb der Anschauungen einer primitiven Tauschwirtschaft nur in einem Gewinnanteil bestehen, der in diesem Fall der vorübergehende Mitbesitz der Frau selbst ist. Zweitens aber ist der Einzelne Glied einer Sippe, und was jener erwirbt, gilt daher zugleich als ein Besitz dieser. So kann es kommen, dass sich das Recht der nächsten Genossen zu einem Recht der Sippe erweitert. Wo die strenge Sitte der Monogamie keine Schranken setzt, da reichen in der Tat noch weit über die Raubehe hinaus Erscheinungen verwandter Art in eine spätere Kultur. So bestand bis ins 17. Jahrhundert in Frankreich und Schottland für den Gutsherrn gegenüber der Neuvermählten seines Hörigen ein „jus primae noctis“. An die Stelle der Sippe einer älteren Zeit war eben hier der Herr getreten, auf den das Recht der Sippe übergegangen war. Wo solche Erscheinungen noch in den Anfängen ihrer Entwicklung begriffen sind, da liegt es dann nahe genug, dass sich das zunächst vorübergehende in ein dauerndes Verhältnis verwandelt. Auf diese Weise entsteht eine Gruppenehe, die als dauernde Institution nicht nur die Zeit der einstigen Raubehe

lange überlebt, sondern auch durch die an die Stelle der letzteren tretende Kaufehe gefördert und wahrscheinlich erst durch diese zu einer dauernden gemacht wird. Wieder bietet hier die australische Sitte die deutlichsten Belege in der sogenannten „Pirrauruehe“. Bei dieser besitzt ein Mann A eine Hauptfrau  $H_1$ , „Tippamalku“ genannt. Ein anderer B hat ebenfalls eine Hauptfrau  $H_2$ . Dieses Weib  $H_2$  ist aber zugleich Nebenfrau  $N_1$  oder „Pirrauru“ des Mannes A.



Ebenso kann nun die Hauptfrau  $A_1$  wieder eine Nebenfrau  $N_2$  des Mannes B sein. So entsteht das einfachste Schema einer Gruppenehe: zwei Männer haben zwei Frauen, die eine ist Hauptfrau des ersten A und Nebenfrau des zweiten B, die andere ist Hauptfrau von B und Nebenfrau von A. In eine solche Gruppe kann dann gelegentlich noch ein dritter Mann C eintreten, mit einer Hauptfrau  $H_3$ , die er dem A als Nebenfrau  $N_3$  und eventuell als Nebenfrau  $N_4$  dem B überlässt, ohne dass er selbst an der Gruppe teilnimmt. In dieser Weise mögen wohl die Verhältnisse mannigfach variieren. Dabei bewahrt aber die einzelne Ehe solange den Charakter dieser „Pirrauruehe“, als der Mann gleichzeitig eine Hauptfrau und eine oder mehrere Nebenfrauen besitzt, und als die Nebenfrauen zugleich Frauen anderer Männer sind. Die Pirrauruehe ist Gruppenehe, indem dabei ein Austausch der Frauen zwischen den Männern einer Gruppe nach dem Wechselverhältnis von Haupt- und Nebenfrauen stattfindet. Die Grundlage dieser Form der Gruppenehe ist aber, wie gerade aus der Entstehungsweise dieser Pirrauruehe hervorgeht, aller Wahrscheinlichkeit nach die Monogamie und nicht, wie von vielen Ethnologen und Soziologen angenommen wird, die „Promiskuität“ oder der absolute Mangel der Ehe überhaupt. Damit stimmt überein, dass sich in zahlreichen Gebieten Australiens, namentlich in

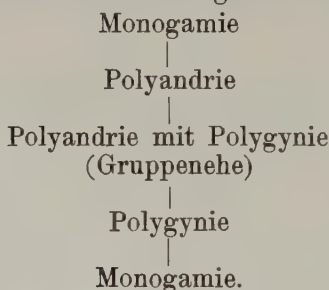
den nördlichen Distrikten, die Monogamie und nicht die Gruppenehe vorfindet. Ausserdem kommt dann allerdings auch eine von der Pirraurform abweichende, scheinbar einfachere Form der Gruppenehe vor, bei der die Unterschiede von Haupt- und Nebenfrauen hinwegfallen, so dass einfach mehrere Männer mehrere Frauen gemeinsam besitzen; und man pflegt diese Form deshalb, weil sie die einfachere ist, auch als die ursprünglichere anzusehen. Ein Beweis hierfür lässt sich aber nicht erbringen; diese Annahme beruht also einzig und allein auf der Erwägung, dass, wenn der Zustand eines völlig freien sexuellen Verkehrs der ursprüngliche ist, daran der Uebergang in eine indifferenzierte Gruppenehe sich unmittelbarer anschliesst als eine Form, die Haupt- und Nebenfrauen umfasst. Umgekehrt verhält es sich jedoch, wenn man von der Monogamie als dem Ursprungszustande ausgeht. Diesem steht natürlich die Gruppenehe mit Haupt- und Nebenfrauen näher. Dazu kommt, dass diese Aufeinanderfolge auch nach den allgemeinen Gesetzen derartiger sozialer Umwandlungen die begreiflichere ist. Warum eine undifferenzierte Gruppenehe in das Pirraurusystem übergegangen sein sollte, dafür lassen sich in der Tat kaum Gründe auffinden. Sollte etwa eine wachsende Neigung zur Einzelehe wirksam gewesen sein, so wäre nicht einzusehen, weshalb erst dieser Umweg über das Pirraurusystem eingeschlagen wurde, während es umgekehrt sehr wohl verständlich ist, wie der Unterschied zwischen Haupt- und Nebenfrauen allmählich schwinden konnte. In der Tat ist ja das gleiche auch fast überall da zu beobachten, wo reine Polygynie herrscht. Von der Verbindung einer Hauptfrau mit mehreren Nebenfrauen scheint diese, wo sie sich auf ihre Anfänge zurückverfolgen lässt, stets auszugehen. Später pflegt sie dann aber in dem Masse, als der Begriff des Eigentums auf die Frau übergreift, einer rechtlichen Nebenordnung oder der willkürlichen Bevorzugung durch den Gatten Platz zu machen, wie bei der Favoritin des Sultans, die dann freilich in neuester Zeit wieder durch eine auf die ältere Ordnung zurückgreifende Norm verdrängt worden ist. Doch geschah das lediglich unter dem äusseren Einfluss der westeuropäischen Kultur; diese Rückwärtsbewegung im Sinne der Wiedernäherung an die Monogamie liegt also ausserhalb der den Erscheinungen selbst immanenten Motive. Dazu kommt, dass sich die Pirrauruehe sehr leicht aus der gleichen Bedingung verstehen lässt, die auch für den Ursprung der Exogamie die wahrscheinlichste ist, nämlich aus der zwischen stamm- und



kultverwandten Gruppen geübten Sitte der Raubehe. Die geraubte Frau ist Tippamalku, Hauptfrau für den Räuber; sie ist zunächst vorübergehend und dann wird sie, wahrscheinlich unter der Mitwirkung des Frauenmangels, dauernd Pirrauru, Nebenfrau der Genossen, die dem Räuber beistehen. Indem dieser jenen die gleichen Dienste leistet, erwirbt er seinerseits deren Hauptfrauen als Nebenfrauen. Die so entstandene Sitte überdauert dann, wie so oft, die Bedingungen ihres Ursprungs; und dies geschieht hier um so leichter, da sie durch die fortwirkenden allgemeinen Motive der Polyandrie und der Polygynie immer von neuem angeregt wird. Einen Beleg für jenen vergessenen Ursprung darf man aber wohl in einem merkwürdigen Zug der Sittengeschichte dieser Stämme erblicken, den man meist für eine unerklärliche Paradoxie gehalten hat: die Verheiratung mit der Hauptfrau wird nämlich durch keinerlei Zeremonien und Feste gefeiert, wohl aber die Verbindung mit der Nebenfrau, nicht also das Eingehen derjenigen Ehe, die auch im Leben des Australiers den Hauptwert besitzt, sondern umgekehrt die an sich minderwertige Verbindung. Die Lösung des Rätsels kann nur in dem Ursprung der beiden Eheformen liegen, und dieser ist ja in der Tat, wenn wir den Raub aus befreundetem Clan als die Entstehungsform der Tippamalku-, die Verbindung mit dem hilfreichen Genossen als die der Pirrauruehe ansehen, eine völlig verschiedene. Der Raub ist eine Handlung, die eine zeremonielle Begleitung ausschliesst; die Vereinbarung mit dem Genossen ist ein Vertrag, vielleicht der erste Ehevertrag, der überhaupt, und der nicht mit der Frau oder deren Eltern, sondern mit ihrem Gatten geschlossen wird. Eine solche Vertragschliessung ist aber ein Akt, der überall in frühen Zeiten von zeremoniellen Handlungen begleitet ist. Und auch diese Begleiterscheinungen können natürlich fortdauern, lange nachdem ihr Ursprung im Gedächtnis erloschen ist. So bestätigt wiederum indirekt dieser Unterschied beider in der primitiven Gruppenehe vereinigten Eheformen die Entstehung der Gruppenehe überhaupt aus der Monogamie.

Nachdem in der Pirrauruehe der Mann neben der Hauptfrau eine oder mehrere Nebenfrauen gewonnen hat, fügt es sich nun wohl leicht, dass er zu der ersten auch noch weitere Hauptfrauen zu erwerben strebt. Vor allem tritt dies da ein, wo einerseits die Raubehe der Tausch- und dann weiterhin der Kaufehe Platz macht, und wo anderseits die Gruppenehe sich auflöst. Dann kann die Sitte entweder zur Monogamie zurückkehren, oder zur reinen, nicht wie bei der

Gruppenehe zu der mit Polyandrie gemischten Polygynie fortschreiten. Ob das eine oder das andere geschieht, dafür werden unter dem Einfluss der zur Herrschaft gelangenden Kaufehe Macht und Besitz massgebend. Da diese es zugleich sind, die dem Manne die Herrschaft in der Familie sichern, so lassen innerhalb der fortgeschritteneren Kulturen fast allgemein, mit wenigen durch den Frauenmangel bedingten Ausnahmen, jene aus Polyandrie und Polygynie gemischten älteren Formen neben der Monogamie nur noch die Polygynie zurück, die ihrerseits schliesslich wieder der Monogamie Platz macht. Demnach entspricht der Ring dieser Entwicklungen dem folgenden Schema:



Die reine Polyandrie ist zwar als Zwischenstadium zwischen Monogamie und Gruppenehe gewiss eine sehr vorübergehende Erscheinung. Dennoch hat sie insofern die Priorität, als mit ihr erst das Motiv zum Hinzutritt der Polygynie und damit zur Entstehung dieser selbst gegeben ist.

In der Tat entspricht die ethnologische Verbreitung der Eheformen im allgemeinen durchaus diesem Schema. Schon in Australien sind die Erscheinungen der Pirrauru- und der Gruppenehe vornehmlich in den südlichen Gebieten verbreitet. In den von Einwanderung und Rassenmischung stärker beeinflussten nördlichen Gebieten, sowie in Amerika und Afrika wechseln Monogamie und Polygynie, mit entschiedenem Uebergewicht der ersteren auf amerikanischem, der letzteren auf afrikanischem Boden. Hier tritt dann zugleich der Einfluss der Kaufehe immer deutlicher hervor. Infolge des Kaufes tritt die Frau unter den Gesichtspunkt des Eigentums. Der Reiche kann sich mehr Frauen kaufen als der Arme. So lebt in allen polygynischen Ländern und Kulturgebieten und vor allem auch noch in denen des Islam der Arme im allgemeinen in Monogamie, der Reiche in Polygynie; einen eigentlichen Harem mit einer grösseren Zahl von Frauen gönnen sich nur die Reichsten und Vornehmsten.

Noch eine andere Wandlung schliesst sich hier an, die schon in Australien begonnen, dann in Amerika weiter um sich gegriffen und endlich in den übrigen Ländergebieten die Ursprungszustände bis auf spärliche Reste und Ueberlebenselemente der Sitte verdrängt hat: das ist der Uebergang der ursprünglich wahrscheinlich überall verbreiteten Mutterfolge in die Vaterfolge. Die Mutterfolge entspricht zunächst dem natürlichen Gefühl, nach welchem die Kinder, die von der Mutter geboren sind, und für die in der ersten Lebenszeit ihr allein die Sorge obliegt, auch ihr angehören. In diesem Sinn entspricht dem primitivsten aller Eigentumsbegriffe das Mutterrecht. Es schliesst zugleich diejenige Ehe aus, die schon vom primitiven Menschen gemieden und auf höheren Kulturstufen vor allen andern durch die exogamischen Normen der Sitte verbotenen Verbindungen verabscheut wird: die Ehe zwischen Sohn und Mutter. Das entscheidende äussere Motiv der Mutterfolge besteht aber in dem Zurücktreten des Familienverbandes gegenüber dem Verband der Altersgenossen gleichen Geschlechts, vor allem dem Männerverband. Hier ist es gerade das totemistische Zeitalter, welches durch jenen Kampf der Stämme, dessen zunehmende Bedeutung schon äusserlich in den Formen der Bewaffnung hervortritt, den natürlichen Familienverband des vorangehenden primitiven Zustandes lockert und damit von selbst das Kind der Mutter zuweist. Einen deutlichen Ausdruck findet dieses Motiv darin, dass bisweilen, allerdings häufiger als in Australien in Melanesien und in Amerika, zum Teil auch in Afrika Uebergangserscheinungen vorkommen, indem das Kind sowohl das Totem der Mutter wie das des Vaters erben kann, oder indem der Sohn zwar noch das Totem der Mutter erbt, aber in den Clan des Vaters übergeht. Das sind Zwischenformen, in denen sich der allgemeine Uebergang der Mutter- zur Vaterfolge vorbereitet. Zugleich liegt in der Vererbung der väterlichen Clanzugehörigkeit trotz bestehender Totemvererbung von seiten der Mutter unmittelbar angedeutet, wie der Zusammenhalt der Männer zu einem Motiv werden kann, das der Mutterfolge entgegenwirkt und dann leicht zur Vaterfolge überführt. Dies wird namentlich geschehen, wenn noch weitere begünstigende Bedingungen hinzutreten. Solche sind in der Tat mit dem fortschreitenden Einfluss der sozialen Gliederungen auf die gesamten Lebensverhältnisse verbunden. Vor allem sind es hier drei Momente, die der ursprünglichen Mutterfolge entgegenwirken. Das erste besteht in der zunehmenden Autorität des

Mannes über die Familie, besonders über den Sohn, der durch diese Autorität im allgemeinen strenger gebunden ist als die Tochter. Dieses Motiv beginnt sich namentlich da geltend zu machen, wo der Zusammenhalt des Mannes mit der Familie wieder ein engerer wird, indem die anfänglich die Männer des Clans unterschiedslos umfassenden Genossenschaften durch Familienverbände ersetzt werden, die unter einem gebietenden Familienältesten stehen. Hiermit und mit dem in diesen Verhältnissen begründeten Uebergang zu einer patriarchalischen Ordnung Hand in Hand geht dann als weiteres Motiv die allmähliche Auflösung der totemistischen Stammesorganisation überhaupt, mit der von Anfang an das System der Mutterfolge verwachsen ist, und mit deren Schwinden es seine Widerstandskraft gegen die ihm entgegenwirkenden Kräfte einbüsst. Dazu kommt endlich als drittes Moment die auch hier allmählich zunehmende Macht des persönlichen Eigentums. Wie die Frau Eigentum des Mannes wird, so auch das Kind. Noch bei den Römern geht diese Steigerung des Eigentums und seiner Verbindung mit dem Autoritätsbegriff so weit, dass der pater familias sogar über das Leben seiner Kinder gebieten kann. Anfänge zu solchen Anschauungen finden sich aber schon in rohesten primitiven Zuständen. So war es in Polynesien gestattet, neu geborene Kinder zu töten, und die hier heimische Sitte hat reichlich von dieser Befugnis Gebrauch gemacht. Erst wenn ein Kind kurze Zeit gelebt hatte, war der Kindermord untersagt. Ob das eine oder das andere geschehen sollte, darüber lag aber die Entscheidung vornehmlich in der Hand des Vaters.

### 8. Das Schwiegermuttertabu und das Verbot der Verschwägertenehe.

Lehrt die Geschichte der Exogamie, wie sie uns in ihren frühesten Stadien in den totemistischen Ehegesetzen der Australier vorliegt, unzweideutig, dass die Scheu vor der Ehe zwischen Blutsverwandten nicht die Ursache, sondern mindestens zum grössten Teil die Wirkung der überall in eine ferne Vergangenheit zurückreichenden exogamischen Sitten ist, so liegt nun aber jenes zweite Gebiet der Eheverbote, das ebenfalls noch bis in unsere neueren Gesetzgebungen herabreicht, das der Verbindung zwischen Verschwägerten, von Anfang an ausserhalb der exogamischen Gesetze. Vielmehr ist es klar, dass alle Verbindungen, die in dieser Beziehung unser heutiges



Recht verbietet, nach der Totem- und Clanexogamie der Australier wie der Amerikaner erlaubte Verbindungen sind. Der gleichen Gruppe, mit der ein Mann in die Ehe treten muss, gehört ja bei Mutterfolge ebenso seine Schwiegermutter wie seine Frau an; nicht minder sind bei Vaterfolge der Gatte und der Schwiegervater Totemgenossen. Gleichwohl gibt es ein anderes Gebiet der Sitte, welches schon bei den primitivsten Formen der Exogamie mit diesen verbunden zu sein pflegt, und welches die Lücke, die hier die ursprüngliche Totemexogamie gegenüber unserer heutigen Gesetzgebung bietet, in höchst merkwürdiger Weise schliesst. Es ist dies das Gebiet der *Tabugebote*. Eines der frühesten unter ihnen und verbreitetsten ist das *Schwiegermuttertabu*. Ihm entspricht nicht in gleicher Häufigkeit, aber sichtlich als eine zuweilen mit ihm verbundene Parallelerscheinung das *Schwiegervatertabu*. Beide mögen sich in ihrer Verbreitung etwa analog verhalten wie Mutter- und Vaterfolge im ursprünglichen Zustand der Gesellschaft, wo ja ebenfalls die erstere die vorwiegende ist. Doch soll damit keineswegs ein kausaler Zusammenhang zwischen diesen Formen behauptet werden. Vielmehr beruhen beide wahrscheinlich auf übereinstimmenden Motiven, die nur, ähnlich wie bei der Verwandtenehe, gegenüber der Mutter stärker wirken als gegenüber dem Vater. Allgemein äussert sich aber das Schwiegerelterntabu darin, dass der Gatte möglichst vermeiden muss, seiner Schwiegermutter, die Gattin ihrem Schwiegervater zu begegnen. Nun ist es augenfällig, dass diese Sitte, insofern ein solches Vermeiden der Begegnung die Ehe ausschliesst, eine Art Ergänzung zur Exogamie ist. Niemand darf, wo Mutterfolge besteht, seine Mutter heiraten, und niemand kann, wo Schwiegermuttertabu besteht, seine Schwiegermutter heiraten. Dasselbe gilt für Vater und Tochter, Vater und Schwiegertochter bei der Vaterfolge. Diese Analogie zeigt vielleicht den richtigen Weg zur Interpretation der Erscheinung. Sicherlich würde es verkehrt sein, das Schwiegermuttertabu für eine Erfindung zu halten, die absichtlich gemacht worden sei, um die Ehe zwischen Verschwägerten in direkter Linie zu verhindern. Die Scheu vor der Berührung eines Gegenstandes oder einer Person, die überall die ursprüngliche Quelle des Tabu ist, kann, so wenig wie irgend ein anderes natürliches Gefühl, das Produkt einer Reflexion sein. Wohl aber bietet sich hier eine natürliche Assoziation, die die Scheu vor der Ehe mit der eigenen Mutter, wie sie durch das exogamische Verbot, wenn nicht erzeugt, so doch in hohem Masse gesteigert

worden ist, unmittelbar auf die Schwiegermutter übertragen lässt, um nun zwischen ihr und dem Gatten ihrer Tochter ein Tabu zu erzeugen, das zwischen Mutter und Sohn durch die enge Verbindung, in der beide von frühe an stehen, unmöglich ist. Infolge jener Assoziation bilden Mutter und Schwiegermutter, bzw. Vater und Schwiegervater eine Einheit analog der, die zwischen Mann und Frau besteht. Was für den Mann gilt, gilt auch für die Frau; ebenso was für die Mutter des Mannes gilt, gilt nicht minder für die Mutter der Frau.

Ein sprechendes Zeugnis für die Wirkung einer Assoziation, die dieser dem Schwiegermuttertabu zugrunde liegenden vollkommen analog ist, bildet eine Sitte, die zwar in der Regel nur in lokaler Beschränkung, dafür aber an den verschiedensten Punkten der Erde vorkommt, also offenbar unabhängig entstanden ist. Dies ist die Sitte des sogenannten Männerkindebettes oder der „Couvade“. Sie findet sich unter anderm sogar bei einem europäischen Stamm, bei den Basken der Pyrenäen, diesem merkwürdigen Bruchstück einer vorindogermanischen Bevölkerung Europas; und gelegentlich kommt sie hier sogar in einer wohl durch die grössere Arbeitsbelastung der Frauen gesteigerten Form vor, so dass die Wöchnerin bereits ihre Wirtschaft besorgt, während der Mann auf seinem freiwilligen Lager die Gratulationen der Verwandten entgegennimmt. Auch gebietet die Sitte, dass er sich gewissen asketischen Geboten unterwirft, namentlich indem er den Genuss bestimmter Speisen vermeidet. Offenbar beruht dies auf einer Assoziation zwischen Mann und Frau, welche der zwischen den beiden Müttern des Ehepaares durchaus entspricht. Das Kind verdankt beiden Eltern sein Dasein. Beide müssen daher den Geboten gehorchen, die seine Geburt mit sich bringt. So sind sie denn auch dem gleichen Tabu unterworfen. Denn wie nach einer weit verbreiteten Sitte die Wöchnerin und das neugeborene Kind als Tabu gelten, so überträgt sich dies, wo die *Couvade* besteht, auf den Gatten.

Bekanntlich ist das Schwiegermuttertabu in seinen letzten Nachwirkungen noch heute nicht erloschen, wenn es auch, wie so manche andere dereinst ernst gepflegte Sitte, scherzhafte Formen angenommen hat. Gibt es doch keine andere Verwandtschafts- oder Verschwägerungsart, die so sehr wie die der unglücklichen Schwiegermütter im Leben wie in der Posse und in den Scherzen der Witzblätter von der Satire verfolgt wird. Doch neben dieser bekannteren Nachwirkung des uralten Tabu, das auf der Schwiegermutter und, wenn auch in

geringerem Grade, auf dem Schwiegervater ruht, wird man wohl die Eheverbote zwischen Verschwägerten, die noch wesentliche Bestandteile unserer heutigen Ehegesetze bilden, als ernstere Nachwirkungen jener frühen Gebote der Sitte betrachten dürfen. Dies schliesst natürlich wiederum nicht aus, dass diese Verbote unserem natürlichen Gefühl entsprechen. Aber auch hier gilt, dass jedes Recht im allgemeinen eine weit zurückreichende Entwicklung voraussetzt, und dass nicht minder die Gefühle, die uns heute als natürliche und ursprüngliche erscheinen, irgend einmal entstanden sind und sich in mannigfachem Wandel der Motive zu ihren heutigen Formen entwickelt haben.

## Die Vedântalehre.

Von

**Josef Kohler.\*)**

Das ewige All, die Weltvernunft, ist das Brahma oder Atman. Es ist zunächst das reine attributlose Brahma — das reine Sein II, 3, 9. Es ist der Ursprung und der Kern der ganzen Welt, das ideale Prinzip, das in dem All waltet; und nach den verschiedenen Entwicklungen der Vedântalehre gilt es bald als wesen- und bestimmungslos, bald werden ihm die verschiedensten Eigenschaften zugeschrieben, die dann allerdings manchmal in das Anthropomorphe übergehen.

Es ist das Allgegenwärtige I 2, 6, das Allverbreitete, vaiçvânara I, 2, 24, das Unsichtbare, Ungreifbare, I 2, 21; es ist der Weltenhauch I, 3, 39, in dem die Welt zitternd schwebt, der Weltodem, das prâna I, 1, 23, der Aether I, 1, 22 oder Aetherraum (âkâça) I, 2, 2, II, 1, 14. Es ist unsterblich I, 3, 25, unvergänglich, aksharam I, 3, 10 und Einleitung zu I 2. Es ist die Unbeschränktheit, bhûman I 3, 8, es ist der Stützpunkt von Himmel und Erde I 3, 1, der Weltursprung I 1, 2, der Mutterschoss des Weltalls I 2, 21 und I 4, 27.

Dazu treten auch menschliche Züge, aber doch wohl mehr nur als die Züge des sich in der Menschheit, überhaupt in der organischen Welt verkörpernde Atman. Es ist

---

\*) Die Zitate nach Deussens Uebersetzung der Sûtras des Vedânta von Bâdarâyana (mit Çankaras Kommentar) 1887, dem Hauptwerke indischer Philosophie. Vgl. auch Deussen, System der Vedânta (1883), neuerdings Shâstrî im Philosophiekongress in Bologna (1911).

Leben und Freude I 2, 15, es ist wonneartig, ânandamaya I 1, 12, es ist der Liebeshort I 2, 13, es ist die Zuflucht der Erlösten I 3, 2; es besteht ganz aus Erkenntnis, wie der Salzblock aus Salz I 3, 1.

Es ist allwissend, allwirkend, allwünschend, allriechend, allschmeckend II 1, 30, allkräftig, obgleich es keine Organe hat II 1, 31.

Es wird auch dargestellt als das Leuchtende I 1, 24, I 3, 22, I 3, 40, während andererseits das Feuer aus Furcht vor dem Brahma brennt I 3, 39.

So musste das Vedânta von der Idealität der Zeit und Kausalität ausgehen, und auf diese Weise Gedanken zeitigen, die lange vor Kant liegen. Mit grosser Subtilität sucht man die Unmöglichkeit einer wirklichen Kausalbildung darzulegen. Wie kann der eine Augenblick die Ursache des anderen sein, wenn er bei Entstehen des zweiten Augenblickes schon wieder vergeht? Wo ist die Verknüpfung? Kann man etwas Vergangenes mit etwas Zukünftigem verbinden, überhaupt Dinge, die nicht zu gleicher Zeit existieren? So und ähnlich sucht man in scholastischer Weise die Kausalität wegzudeuteln II 2, 20, II 1, 18. Auch in folgender Weise argumentiert man, ähnlich wie die Eleaten: eine derartige Verknüpfung wäre nicht nur ein Samyoga, sondern eine Inhärenz, ein Samavâya. Allein, wenn ein Gegenstand dem anderen inhärent ist, so müsste für diese Inhärenz wiederum eine Inhärenz bestehen, und so käme man zu einem „Regressus in infinitum“ II 1, 18. Vielmehr sei die Wirkung nur ein besonderer Zustand der Ursache II 2, 13 und II 2, 17, womit also Zeit und Ursache zu nichte werden. So tritt auch das Vedânta der Ansicht des Kanâda, des Hauptes der Atomistenschule, entgegen, welcher eine Wirklichkeit und Ewigkeit des Raumes annahm II 3, 3, und die Verneinung der Kausalität gibt von selber die Waffe gegen den Theismus in die Hand. Vgl. II 2, 38.

Das Verhältnis zwischen Brahma und Welt ist, wie schon aus diesen Bemerkungen hervorgeht, Gegenstand reizvoller Erörterungen, denn ständig schwebt man in einem Halbdunkel zwischen Sein und Nichtsein. Die Welt gilt als Emanation des Ewigen, als Wirklichkeit, aber nur als halbe Wirklichkeit, als etwas Unselbständiges, was im All seine Grundlage findet. Daher besteht die Welt des Scheines, das Samsâra, nur für den Unerlösten: der Erlöste, der zur richtigen Erkenntnis gelangt ist, sieht in dem Samsâra nur den unselbständigen Schein des Brahma II 1, 9. Daher nimmt das



Brahma auch nicht teil am Leiden der Welt, denn dieses beruht nur auf dem Schein der Vereinzelung, auf der Annahme der Selbständigkeit des Einzelnen I 2, 8, II 3, 46: die Sonne zittert nicht, wenn auch ihr Bild im Wasser zittert II 3, 47. Es ist also nicht richtig, von einem quälenden und einem gequälten Dasein zu sprechen II 2, 10. Auf diese Weise wird das Argument niedergeschlagen, dass von einer vollkommenen Gottheit nicht eine unvollkommene Welt entstehen könne: die Unvollkommenheit ist nur Wahn, sie liegt in der Vereinzelung, in der Zerfaserung des Ganzen II 1, 22, und daher bleibt das Brahma auch bestehen, obgleich es sich scheinhaft umwandelt II 1, 27. Die Weltentstehung aus dem Brahma wird auch geschildert im Bilde des Fadens, den die Spinne erzeugt, der Haare, die vom Menschen hervorgehen I 2, 21. Während andererseits doch wieder hervorgehoben wird, dass das Verhältnis nicht gedacht werden könne wie das Verhältnis der Zweige zum Baum II 1, 14, sondern die Welt gleiche dem Strick, den man für eine Schlange hält, oder dem Schein eines Augenkranken, der den Mond doppelt sieht II, 1, 27!

Dazu kommen die Erörterungen, welche zwar das Verhältnis zwischen Brahma und der Welt als Ursachenverhältnis darstellen; aber die Zweiheit, die hierdurch entstünde, wird einmal abgeschwächt durch die obige Ursachentheorie, sodann durch den weiteren Gedanken, dass es sich um eine sog. materielle Ursache handle: die Welt stehe nicht zu Gott im Verhältnis des Gefässes zum Töpfer, sondern im Verhältnis des Gefässes zum Ton, sie sei also nicht nur die Wirkung Gottes, sondern auch Ausfluss seiner selbst<sup>1)</sup>, und so wird denn auch das Brahma als notwendig nicht nur für das Bestehen, sondern auch für das Fortbestehen der Welt betrachtet, sowie der Fortbestand des Zaubers das Fortbestehen des Zaubers voraussetze, und so wird hervorgehoben, dass das Verhältnis der Welt zu Gott nicht das Schöpfungsverhältnis, sondern das Emanationsverhältnis sei. Vgl. I 4, 23—26 und II 1, 1. Dementsprechend hat das Vedānta im Gegensatz zu anderen Schulen das dualistische System, welches Entzweiung zwischen Gott und die Welt setzt, schroff abgelehnt, I 4, 14, I 4, 15, II 2, 18, II 2, 19.<sup>2)</sup> Auch das wird als Beweisgrund gegen die Schöpfung

<sup>1)</sup> Wie bei Scotus Erigena: cum in ipso (Deo) omnia sint, imo cum sit ipse omnia (Migne 122, 517 A), und hierzu Baumgartner, die Philosophie des Alanus de insulis S. 135.

<sup>2)</sup> Vgl. Scotus Erigena a. a. O. p. 517: Deus ergo non erat, priusquam omnia faceret. Non erat. Si enim esset, facere omnia ei accideret, et si ei accideret omnia facere, motus et tempus in eo intelligerentur.

angeführt, dass ein Motiv des Schöpfers (des Ewigen) für die Welschöpfung nicht denkbar sei (die Motive leben nur im Reiche der Zeit) II, 1 33; wenn anderwärts von Geboten und Verboten der Gottheit gesprochen wird, was ja eine Entzweiung voraussetze, so beruhten diese nur auf dem Mâyâschein, auf dem Nichtwissen, II 3, 48; und wenn wieder entgegengehalten wird, dass zwischen dem Geniessenden und Genossenenen eine Zweiheit bestehe, so wird auch diese Zweiheit damit erklärt, dass sie innerhalb des Ganzen aufgehe wie die Welt im Ozean II 1, 13. Der gewöhnliche Einwurf endlich, dass etwas Ungeistiges nicht von einem Geistigen abstammen könne, wird durch die Erfahrung widerlegt: entsteht doch in dem Menschen der körperliche Leib II 1, 4, und auch das kann nicht eingewendet werden, dass durch Eingehen der realen Welt in das Brahma dessen ewige Reinheit notleide II 1, 9.

Das Brahma lebt in Allem, vor allem aber im menschlichen Herzen, weshalb es auch als zollgross bezeichnet wird, I 3, 25. Es ist die Seele in uns, II 1, 1, und darum ist auch die Menschenseele unsterblich, II 3, 16 und 17; sie lebt einstweilen im Käfig des Leibes II 3, 17.

Aber auch hier wird die Realität des Einzelseins aufgelöst: die Geteiltheit des Atman in eine Mehrheit von Seelen sei nur ein Wahn. Schmerz beruhe auf Wahn, II 3, 17 und II 3, 46f. Die individuelle Seele ist mit dem upâdhi (dem Teilungsprinzip) verknüpft und wirkt kraft dieses II 3, 30, II 3, 32, II 3, 40, III 2, 11, III 2, 15. Aber auch diese Teilung schwindet vor seiner höheren Erkenntnis. Wie das Licht, das auf die Finger fällt, vermöge der upâdhis der Finger, die sich krümmen, krumm erscheint, ebenso nimmt auch das Brahman zufolge seiner Verbindung mit den upâdhis gewissermassen deren Gestalt an, III 2, 14. Das Handeln der Seele geschieht durch Gott; es wird eigentlich in die Ewigkeit gelegt II 3, 42. Wir finden hier bereits die Kantsche Theorie der transcendenten Freiheit, indem der Kern der Seele in das Zeitlose, in das Absolute versenkt wird.

Fast alle grossen Ideen unserer späteren abendländischen Kultur sind im Vedânta aufgeworfen und zur Lösung gebracht worden. So finden wir bereits die Anfänge der Erkenntniskritik, und Çankara spricht schon jahrhundertelang vor Cartesius den Satz aus: Jeder glaubt an die Existenz seines eigenen Wesens, denn Niemand kann sagen, ich bin nicht, I, 1, 1; und wenn das Vedânta auch vielfach hervorhebt, dass man nicht durch Anschauungen und Reflexion, sondern durch

das Studium der heiligen Bücher zum rechten Ziele gelangen könne, weil diese von Brahma geoffenbart seien, so ist dies doch nur eine Denkweise; denn die heiligen Bücher werden von den Scholastikern so lange gedeutelt und gedeutelt, bis diejenigen philosophischen Ideen herauskommen, die man durch seine eigene Reflexion gefunden hat.

Auch die platonischen Ideen<sup>3)</sup> mit ihrem Begriffsrealismus finden sich entwickelt. So wird gesprochen von den weder als seiend noch als nicht seiend definierbaren, noch nicht entfalteten, zur Entfaltung drängenden, Namen und Gestalten I 1, 5 — das sind ja Göthes Mütter! So wird erklärt, dass zwar die Individuen (vyakti), nicht aber die Gattungen (ākṛiti) I 3, 28, entstehen können. Andererseits wird auch der Nominalismus bereits zum Ausdruck gebracht, denn aus der Untersuchung des Sinnes eines Wortes lasse sich nichts für die Existenz eines Dinges ableiten II 2, 15, vielmehr müsse Wort und Sinn erst anderwärts festgestellt werden; daher könne der Gegenstand ein einheitlicher sein, auch wenn er mehrere Namen habe, II 2, 17.

Auch die Entwicklungslehre macht sich geltend, aber stets nach pessimistischer Richtung. Eine Weltperiode, kalpa, folgt auf die andere, wie Einschlafen und Erwachen. Das Samsāra ist ewig, und nach Untergang einer Weltperiode keimt aus ihren Wurzeln eine neue, wesensgleiche Welt I 3, 30!

Dem gegenüber wird die Theorie des Weltwechsels, wonach alles im Augenblick vergehe und neu entstehe, abgelehnt, II 2, 25; wie wäre da eine Persönlichkeit möglich? Wie könne das Sein aus dem Nichtsein entstehen? Das Nichtsein könne nicht die Qualität des Werdenden bestimmen; daher müsste alles Entstehende, weil es an einem unterschiedbildenden Faktor fehle, wesensgleich sein II 2, 26. Also Evolution, ein Entwickeln des Wesenseinen, nicht ein Vergehen und Neuentstehen wesensverschiedener Dinge!

Ganz verworfen wird die Theorie des vollständigen Nihilismus, dass die Welt überhaupt nicht existiere, sondern nur die Vorstellung davon, sodass die Vorstellung, das vijñānam im Geiste, das einzig Wirkliche und die Wahrnehmung der Dinge nur ein Traum, die Annahme realer Dinge überflüssig sei. Diese Ansicht stützt sich, was wiederum an die Lehre der Eleaten erinnert, darauf: Das Aeussere müsste unendlich klein

---

<sup>3)</sup> Auf die Aehnlichkeit des Vedānta mit Plato hat schon Deussen hingewiesen, Bayreuther Blätter 1894 S. 131.

sein, aber dann könne es nicht zur Wahrnehmung gelangen, und viel unendlich Kleines müsste doch immer unendlich klein bleiben II 2, 28 und II 2, 29. Ausserdem operierte dieser absolute Idealismus mit dem Kunstmittel des Regressus in infinitum: der Vorstellende müsste wieder vorgestellt werden usw., und so gäbe es kein Ende II 2, 28. Im Gegensatz zu diesem philosophischen Nihilismus und Illusionismus wird an einleuchtenden Beispielen der Unterschied zwischen Traumidee und Wirklichkeitswahrnehmung dargelegt, III 2, 2 und 3. Die ganze Theorie als Theorie des Buddha wird mit grosser Schärfe abgelehnt, wie überhaupt Buddha mit der grössten Verachtung behandelt wird.<sup>4)</sup> Auch die Theorie der Jainas von der Relativität des Seins, ânekânta, wird verworfen, II 2, 33 und 34.

Die Atomlehre Kanâdas wird scharf bekämpft. Der Atomismus, die Vaiçeshikalehre, nimmt an, dass durch unsichtbare Ursachen s. Z. die Atome zusammengefügt wurden II 2, 12. Hiergegen wird geltend gemacht, dass dieses Unsichtbare doch nur ein Geistiges sein könne; damit zeige die Atomlehre ihre Unhaltbarkeit. Auch andere Einwürfe werden gemacht, die aber sehr sophistisch sind und hier unberührt bleiben können. Im übrigen wird Kanâda ziemlich gering-schätzig behandelt, als sei seine Lehre wenig mehr vertreten, was sich in späterer Zeit allerdings änderte<sup>5)</sup>, II 2, 17. Der Atomismus schrieb den Atomen verschiedene Kategorien zu, Substanz, Eigenschaft, Bewegung, Identität, Differenz und Inhärenz, über welche Kategorien viel gestritten wurde, II 2, 17; auch die Kategorienlehre haben also die Hindus schon vor Jahrhunderten gekannt!

Bekämpft wird auch die Sâmkhyalehre des Kapila von der Urmaterie, dem pradhânam, I 2, 19; I 2, 21; I 2, 1; I 4, 8, wenn auch ständig anerkannt wird, dass diese Lehre nicht bedeutungslos sei und eingehender Würdigung bedürfe II 1, 12; II 2, 1. Sie hatte allerdings einen verführerischen Schein: da sie die Welt aus der Urmaterie hervorgehen liess, so nahm sie Wesensgleichheit zwischen der Welt und ihrem Ursprung an, und das musste leichter begreiflich erscheinen, als die Entstehung aus dem Geistigen, und nahm sehr für die Lehre ein II 2, 4; II 1, 10. Ihr wird aber gleichfalls entgegengehalten, dass die Bewegung der Urmaterie nur

<sup>4)</sup> Das mögen sich alle Occidentalen vor Augen halten die noch nicht gelernt haben, indische Philosophie und Buddhismus zu unterscheiden.

<sup>5)</sup> Garbe, Sâmkhyaphilosophie S. 116.



aus etwas Geistigem, nicht aus der Materie selber hervorgehen könne II 2, 12; das Ungeistige kenne keinen Zweck II 2, 6, weshalb eine Weltordnung auf dieser Grundlage unmöglich sei, II 2, 8.

Im übrigen hat die Sâmkhya<sup>6)</sup> mit dem Aristotelismus und seiner Substanztheorie viele Berührungspunkte; sie trifft anderseits mit dem Averroismus zusammen in der Idee einer allgemeinen Weltseele, an der die Einzelnen teilnehmen, aber so, dass die Weltseele selber nur die beleuchtende Sonne bildet, welche in die Einzelwesen hineinstrahlt. Die individuellen Menschen bestehen aus Urmaterie, welche nicht nur die groben Stoffe, sondern auch ihre Verfeinerung bildet, vor allem den Geistesleib, das Ahamkâra: dieses Ahamkâra vergeht, während die Weltseele weiter besteht. Insofern hat die Sâmkhya<sup>6)</sup> Verwandtschaft mit dem Atomismus des Kanâda, nähert sich aber in anderer Beziehung dem Vedântasystem, ohne es an Tiefe der Spekulation zu erreichen. In seiner Lehre von der Urmaterie findet sich viele alchymistische dilettantische Naturvorstellung, und in der Annahme der atomistischen Natur der Einzelseele, der Manas wird die Monadenlehre vorgebildet.

Auch die mit dem Sâmkhya verwandte Yoya<sup>7)</sup> lehre II 1, 3 wird zurückgewiesen, da auch sie auf eine Urmaterie zurückgeht. Dem Yoya selbst aber, d. h. der inneren Konzentration, wodurch sich der Mensch von den Banden des Leibes befreien und zum Ewigen erheben kann, steht das Vedânta nicht entgegen. Es ist das indische pratibhâ oder samâdhi, es ist die Ekstase, die ἐπιβολή des Plotin, des Jamblichus, Proklus und auch des Dionysius Areopagita, des Vaters der christlichen Mystik!<sup>7)</sup> Es ist die Synusie der Neuplatoniker, wie sie sich schon in früheren Mysterien findet.<sup>8)</sup> Diese Form der Gottesversenkung ist noch heute unter den Vedântisten üblich; das beweist das „Evangelium Râmakrîshnas“<sup>9)</sup> wo es p. 15 von diesem Brahmanen heisst:

„The only pleasure, comfort or happiness<sup>10)</sup> which He cared for was the blissful state of Samâdhi or God-consciousness, when His soul, liberated from the bondage of body

<sup>6)</sup> Ueber sie vorzüglich Garbe, die Sâmkhyaphilosophie (1894).

<sup>7)</sup> Koch, Pseudo = Dionysius Areopagita S. 143, 147, 150, der richtig auf die Heimat Indien hinweist.

<sup>8)</sup> Ueber das Verhältnis Plotins zum Isiskult vgl. Cochez, in der Revue Neo scholastique XVIII S. 328.

<sup>9)</sup> The gospel of Râmakrîshna (1907) published by the Vedânta Society.

<sup>10)</sup> Von dieser seligen Lust der Gottvereinigung spricht auch Plotin.

and mind, soared high in the infinite space of the Absolute. This Samâdhi was a natural state with Râmakrishna. He never had to make a special effort to attain it."

"In His Samâdhi His body would become absolutely motionless, His pulse and heart-beat imperceptible, His eyes would be half open and if anyone pressed His eyeball with the finger, His body would not move or show the least sign of sensation.<sup>11)</sup> He would remain in this state sometimes for a few minutes, sometimes for half an hour or an hour, and on one occasion He continued in it for three days and nights."

Oben wurde bereits bemerkt, dass das Vedânta sich sehr abfällig über den Buddhismus äussert. Der Buddhismus ist aber auch gewissermassen der Gegenpol des Vedânta; wie dieses von dem Satze ausgeht, dass das Ich und das Atman identisch ist, so lehrt der Buddhismus gerade das Gegenteil, das A n â t m a n: er ist die Lehre von der Nichtwelt und führt auf diese Weise zu jenem Nihilismus, den das Vedânta so scharf gegeisselt hat. Indes streben gewisse Richtungen im Buddhismus, vor allem die Richtung des M a h â y â n a, zu einer Überwindung dieses Illusionismus (çûnyavâdin), indem sie über dem Allverneinten doch wieder ein metaphysisches Etwas setzen, das T a t t v â oder D h a r m a k â y a, ein Etwas, welches zwischen Sein und Nichtsein schwebt, und somit eine über allen menschlichen Vorstellungen erhabene metaphysische Grösse bildet; und die Lehre vom Karma d. h. der menschlichen Entwicklung im Reiche der Erscheinung wird aufrechterhalten als P a r i n â m a n â, als Lehre von dem ständigen Opfer dieser Weltseele zum Zwecke der Erlösung. Und wiederum finden wir hier das indische Beispiel von dem Grossen Ozean in welchem das Mondlicht des Dharmakâya scheint: Das Licht selbst bleibt unverändert, indes auch die geringste Bewegung des Wassers den Widerschein kräuselt, so dass der glitzernde Glanz über den Wellen unruhig erzittert und in ständiger Bewegung die Seele des Menschen erregt.<sup>12)</sup> Dieses oberste

<sup>11)</sup> Also Empfindungslosigkeit, wie bei Plotin, vgl. darüber Koch, Pseudo-Dionysius Areopagita S. 148.

<sup>12)</sup> Dieses Bild hatte Heine bei seinen Sanskritstudien kennen gelernt und dann auf eine einfache Liebesaffäre übertragen.

Wie des Mondes Abbild zittert  
In den wilden Meereswogen,  
Und er selber still und sicher  
Wandelt an dem Himmelsbogen:  
Also wandelst du, Geliebte,  
Still und sicher, und es zittert  
Nur dein Abbild mir im Herzen,  
Weil mein eignes Herz erschüttert.

Weltwesen erscheint auch als Adibuddha, dessen Inkarnationen die vergangenen und die künftigen Buddhas (Maitreya Buddha) sind. Soweit ich sehe, wird dieses Weltwesen pantheistisch, nicht theistisch gefasst.

Auf diese Weise kommt die Mahâyânalehre dem Vedânta nahe,<sup>13)</sup> und dies zeigt wiederholt, wie tief die Vedânta-Denker in das Sein der Welt gedrungen sind.

Auch die Weltanschauung ohne Philosophie, der Materialismus ist in Indien nicht unvertreten geblieben, es ist das Lokâyata, die Lehre Câr v â k a s. Dass diese Unphilosophie bei einem philosophisch angelegten Volke wie die Hindus sind, keine Gnade finden konnte, versteht sich von selber, wenn auch die Hindus selber aussprechen, dass viele Menschen gerade dem Unphilosophischen dieser Weltanschauung anhängen.

So finden wir in der indischen Philosophie die bedeutendsten Spekulationen vertreten, die das Abendland aufweist. Wie viel von diesen Einflüssen nach dem Abendlande gelangt ist, muss späterer Forschung überlassen werden, nachdem uns schon heute neue Verbindungskanäle bekannt geworden sind. Dass aber eine Lehre wie die des Kapila, die sicher schon vor Buddhas Zeit viele Anhänger hatte, — denn Buddha hat philosophisch nur Kapila fortgesetzt, — und dass die Gedanken des Vedânta nicht umgekehrt aus dem Abendlande stammen, ist für jeden selbstverständlich, der auch nur einigermaßen die Geschichte der indischen Literatur kennt und insbesondere weiss, dass die Lebenszeit Buddhas feststeht.<sup>14)</sup> Vieles mag vom Orient zu uns herübergekommen sein, anderes mag kraft der Gleichartigkeit der menschlichen Spekulation sich von selber gleichheitlich entwickelt haben; bietet doch das Recht den deutlichen Beweis des Gleichklanges ohne historischen Zusammenhang.<sup>15)</sup>

<sup>13)</sup> Vgl. darüber die lehrreiche Ausführung von Daisetz Teitaro Suzuki in der Buddhist Review (1909) I, S. 103 f und Carus, Amitabha (1906) S. 72 f. 103 f. Das mahâyâna, das grosse Rad bildet den Gegensatz zum hînayâna, dem kleinen Rad, der Lehre des südlichen Buddhismus. Sein Begründer war A s h v a g o s h a im 1. Jahrh. n. Ch. Vgl. darüber auch P i s c h e l, Leben Buddhas S. 108, L e h m a n n, Buddhismus S. 227 f., G a r b e, im Monist XXII S. 161 f., d e G r o o t, in Kultur der Gegenwart I, III 1 (Orientalische Religionen) S. 184 f.

<sup>14)</sup> Sein Todesjahr 477 v. Chr. ist so gut wie sicher, P i s c h e l, Leben und Lehre des Buddha S. 46. Ueber metaphysische Fragen in den Vedas vgl. B r u n n h o f e r, Urzeit S. 381.

<sup>15)</sup> Ob nicht Aeusserlichkeiten des Kultus seit der Nestorianischen Mission (im 7. Jahrh.) aus dem Katholizismus in den Lamaismus übergegangen sind, ist eine Frage, über die man sich jedoch nur recht skeptisch zu äussern hat, vgl. darüber G a r b e im Monist XXII S. 179 f. Ueber das, was umgekehrt das

Wie sehr aber die Philosophie des Rechtes mit der Erkenntnis der Philosophie zusammenhängt, zeigt das Vedânta; denn die Einheit des Atman in der Vielheit der Erscheinung und die metaphysische Zeitlosigkeit gegenüber der empirischen Zeit gab und gibt uns das Mittel für die Erkenntnis des ewigen und des ständig fortgebildeten Rechts. Das Recht ist ein einheitlich bestehendes, und doch ein stets werdendes und vergehendes; die Einheit aber liegt nicht in der Empirie eines ewigen Naturrechts, sondern in der einheitlichen Kultur- und Rechtsidee, innerhalb welcher sich die Welt der Erscheinungen bewegt. Die Ueberschätzung des Mitleids aber und die damit zusammenhängende Verweichlichung des Strafrechtes gehört nicht dem Vedânta, sondern dem Buddhismus an, der, von der Kapilalehre ausgehend, nach der Erlösungsseite eine ganz besondere Richtung annahm.<sup>16)</sup>

Das Vedânta aber ist „die stärkste Stütze reiner Moral, der grösste Trost in den Leiden des Lebens und des Todes“,<sup>17)</sup> es ist zugleich der reinste Ausgangspunkt der Rechtsphilosophie.

## Wille und Willenserklärung im Tatbestand des Rechtsgeschäftes.

Von

**Dr. Julius Binder,**

o. Professor d. R. an der Universität Erlangen.

### IV.

Unter dem Rubrum „Vorstellungs- und Willenstheorie“ führt uns der Verfasser S. 156 ff. einen Schritt weiter seiner eigenen Lehre entgegen, wobei er zunächst zusammenfassend zu seinem Ausgangspunkt zurückkehrt. Diesen bildete die Konstatierung eines dreifachen Willens: des Handlungswillens, des Wollens des Sinnes, des erklärten Willens. Seine psychologische Analyse des „Willens“ überhaupt hat ihn jedoch zur Unterscheidung des Wissens- vom Willensmomente geführt. Sie ist

---

Christentum dem Buddhismus entlehnt hat, besteht eine ganze Literatur; vgl. darüber namentlich Garbe, *Monist* XXI S. 509, Edmunds, *Open Court* XXI S. 258, Carus ebenda XXV S. 543, und über den Logosgedanken in den Vedas Brunnhofer, *Urzeit* S. 390.

<sup>16)</sup> Ueber diese Schwäche des Buddhismus vgl. meine Schrift *Zur Lehre von der Blutrache* S. 13, und *Z. vgl. Rechtsw.* XVIII 334.

<sup>17)</sup> Deussen, *Bayreuther Blätter* 1894 S. 136.



für den Verfasser freilich in Bezug auf den Handlungswillen nicht von Bedeutung, weil dabei — bei der Handlung nämlich — „das Willensmoment unentbehrlich ist“. Um so bedeutungsvoller soll sie für den Erfolgswillen sein; denn hier ist jedenfalls, wenn ich den Verfasser richtig verstanden habe, im Gegensatz zur Handlung a priori denkbar, dass das Wissensmoment genügt, das Willensmoment nicht erforderlich ist. So kommt Henle in der weiteren Verfolgung seines Zieles zu der Frage (S. 157): „Sind beide Momente nach dem Willensdogma zur Wirksamkeit der Erklärung, sind sie also beide für die Absicht — Wollen des Sinnes und erklärtes Wollen — wie sie vom Willensdogma verlangt wird, unerlässlich oder genügt das eine der beiden Momente. Oder genauer, da das Willensmoment das Wissensmoment umfasst: „Ist es notwendig, dass der Erfolg nicht bloss vorgestellt, sondern auch erstrebt ist?“

Wiederum des Verfassers charakteristische Fragestellung, die das Problem nur verdunkelt und nie zum Ziele führen kann. So, wie die Frage gestellt ist, hat sie im Grunde nur ein dogmengeschichtliches Interesse; es muss sich aus den Lehren seiner Anhänger ergeben, ob das Willensdogma „vorstellungs- oder willentheoretisch“ gemeint ist, und die Frage, was rechtens ist, wird dadurch nicht im geringsten der Lösung näher gebracht. Aber der Verfasser behandelt die von ihm selbst gestellte Frage obendrein überhaupt nicht, sondern knüpft an die strafrechtliche Fehde zwischen „Willens“- und „Vorstellungstheorie“ an,<sup>120)</sup> um wieder in psychologische Expektionen zu verfallen (S. 161 ff), die sich in der Hauptsache — unter zahlreichen literargeschichtlichen Bemerkungen — um die Frage drehen, ob man überhaupt vom „Wollen eines Erfolges“ reden kann (S. 161) und die bezwecken, dem Leser Klarheit darüber zu verschaffen, was Henle unter „Willens“- und was er unter Vorstellungstheorie verstanden wissen will. Manche dieser Erörterungen sind, rein psychologisch betrachtet, vorzüglich; z. B. die Entwicklung des Satzes: „Wollen ist das zum Entschluss verdichtete Streben“ (S. 169), wobei freilich wieder Zitelmann die grundlegende Arbeit getan hat; aber leider wird die Rechtsfrage dadurch wieder nicht im geringsten gefördert; z. B. bleibt die Frage völlig offen, ob auch das Strafrecht den Vorsatzbegriff des Verfassers hat, der von ihm auf psychologischem Wege entwickelt wird (S. 173). Und wenn er

<sup>120)</sup> Vgl. dazu ausser der strafrechtlichen Literatur (bei Henle S. 158 ff.): Zitelmann, Irrtum S. 127 ff., 149; Oertmann, Kommentar z. II. Buch des BGB. S. 106 u. dort Zitierte.

daher, auf Grund seiner Untersuchung über das Verhältnis von Streben und Wollen, erklärt: „Die Erfolge, die zeitlich hinter dem Zweckerfolg zu liegen kommen, sind niemals gewollt“ (S. 173), so ist dies wohl richtig, aber auch juristisch gänzlich unerheblich. Die ganze Erörterung hat vielmehr nur einen terminologischen Wert. Da das Willensmoment zu eng, das Vorstellungsmoment zu weit ist, um das auszudrücken, was der Verfasser ausdrücken will (S. 174), so verwirft er die intellektualistische oder Vorstellungs- ebenso wie die voluntaristische oder Willenstheorie und stellt für den Vorsatzbegriff eine „sensualistische“ Theorie auf, davon ausgehend, dass die Wurzel des Vorsatzes im Gefühl liege (S. 174), dass derjenige vorsätzlich handle, der dem Uebergewicht der lockenden Gefühlsreize unterlegen sei.“ Also, kurz gesagt, die Vorstellung unter Billigung des Erfolges im Sinne Oertmanns (S. 177).

Dieses Ergebnis will Henle auf die W. E. angewendet wissen. Er verwirft demgemäss die Willenstheorie, insofern sie das Streben nach dem Rechtserfolg für erforderlich hält, und begnügt sich mit einer „sensualistischen Vorstellungstheorie“, indem er aufs neue fragt, „ob das Wissensmoment genügt oder auch das Willensmoment erforderlich ist.“ (S. 170). Die Antwort auf diese Frage ist natürlich in ihr bereits enthalten; es handelt sich daher im Wesentlichen nur noch um die Begründung.

Während die Willenstheorie das Streben nach dem Erfolge verlangt, soll das Willensdogma, wie es Henle versteht, sich mit dem Erfolgsbewusstsein begnügen. Zur Begründung dieses seines Standpunkts dienen ihm jedoch wieder nur psychologische Argumente (S. 179ff). Freilich handelt es sich bei dem erklärten Willen nicht um eine blosser Erfolgsvorstellung, sondern es bildet „ein Streben das eigentliche Rückgrat der Erklärung“ (S. 180). Aber hieraus folgt nicht ohne weiteres, dass auch bei der Absicht dieses Moment des Strebens mitgedacht werden muss; vielmehr bedarf dies erst der Untersuchung, die Henle S. 181ff. eigentümlicherweise wieder in Gestalt einer literargeschichtlichen Erörterung vornimmt, und durch die vielleicht im Einzelnen wichtige kritische Resultate erzielt werden, eine Antwort auf die gestellte Frage aber natürlich nicht gewonnen werden kann. Daher soll hier auf diese kritischen Erörterungen gar nicht eingegangen werden; so erwünscht mir selbst eine Auseinandersetzung mit den von Henle behandelten Autoren, wie Schliemann, Kohler, Manigk an sich wäre, so ist es doch nicht der von Henle dabei herausgestellte Gesichtspunkt, unter dem diese Auseinandersetzung

gewinnbringend erfolgen könnte, und sie muss daher in diesem Zusammenhang unterbleiben<sup>121)</sup>.

Der Verfasser knüpft dabei wieder an die Mentalreservation an und betont mit Recht, dass ihre Unbeachtlichkeit, wie er schon in dem einleitenden Teil erörtert hatte, von der Willentheorie aus nicht zu erklären ist (S. 184), und dass auch beim legitimen Zwange keine Möglichkeit besteht, die Willentheorie aufrecht zu erhalten (S. 185f). Der Verfasser sucht ferner in einer „Quellenstudie“ ein gewisses Fundament für seine Ansicht zu gewinnen, dass den Quellen des römischen Rechtes die Willentheorie im eigentlichen Sinne fremd sei<sup>122)</sup> (S. 190—197)

<sup>121)</sup> Es muss jedoch hier auf die Polemik des Verf. S. 186 ff. gegen Manigk, Willenserklärung und Willensgeschäft S. 188 ff., 269 ff., kurz eingegangen werden. Dieser Schriftsteller definiert die WE als eine Aeusserung, deren sich eine Person zum Zwecke der Kundgebung eines rechtlich erheblichen Geschäftswillens bedient“. Vgl. auch S. 190, 191. Dieser Kundgebungszweck wird von Manigk S. 269 ff. näher analysiert für die ausdrücklichen und die sog. stillschweigenden Willenserklärungen, welche letztere „nicht nur dem Kundgebungszwecke dienen“. Er unterscheidet dabei Absicht und Vorsatz (Vgl. dazu auch Eltzbacher, Handlungsfähigkeit S. 139) und lehrt, dass eine WE im Sinne des Gesetzes da vorliege, wo der Handelnde das — mehr oder weniger klare — Bewusstsein hat, dass er mit seinem Verhalten die Vorstellungen des Gegners in bestimmter Richtung beeinflusse (S. 275) und so bei ihm „ein gewisses Spiegelbild von dem Inhalt des eigenen Willens erzeuge“. Man muss diese Auffassung mit Henle S. 186 als Vorstellungstheorie qualifizieren; vgl. vor allem Henle S. 187 zu N. 24. Aber daneben verlangt eben Manigk auch die Erfolgsabsicht (vgl. Anwendungsgebiet S. 280 ff.; Willenserklärung und Willensgeschäft S. 170; vgl. Henle S. 31 f., 184). Dies veranlasst Henle S. 188 zu der Frage: „Wie soll man sich nun aber blosses Voraussetzen des Kundgebungserfolges der Erklärung bei gleichzeitigem Erstreben des Bindungserfolges derselben denken?“ und zu dem Ausruf: „Das ist ja monströs.“ Er macht dagegen geltend, dass man nicht den Bindungserfolg erstreben und den Sinn bloss vorstellen könne. Das ist an sich ganz richtig; aber trotzdem ist Henles Polemik gegen Manigk nicht ganz berechtigt. Manigk verlangt eben die WE und die Erfolgsabsicht, sodass beide als selbständig neben einander bestehende, koordinierte Momente gedacht sind; die WE für sich verlangt nur die Vorstellung vom Sinn; aber das genügt auch nicht für den Rechtserfolg, der vielmehr die Erfolgsabsicht voraussetzt; und um derenwillen wird dann allerdings auch die Kundgebungsabsicht verlangt werden müssen. Freilich ist es schwer, bei Manigk völlige Klarheit über diesen Punkt zu erlangen.

<sup>122)</sup> Es handelt sich um l. 6 § 7 D de a. vel o. hered. 29, 2 (Ulp. VI ad. Sab.) Celsus libro XV digestorum scripsit, eum qui metu verberum vel alio quo timore coactus fallens adierit hereditatem, sive liber sit, heredem non fieri placet, sive servus sit, dominum heredem non facere. Schliemann und Pernice übersetzen das „fallens“ mit „nur zum Schein“ und finden in der Stelle nur den Satz ausgesprochen, dass beim Zwange der Erfolgswille fehlt und daher das Geschäft nichtig sein muss (Schliemann S. 66; vgl. Pernice, Ztschr. f. H. R. 25 S. 95 Anm.). Andere verstehen dagegen die Stelle von einer eigentlichen erzwungenen Mentalreservation; so Dernburg



und kommt schliesslich zu dem negativen Ergebnis: Das Willensdogma ist undurchführbar; es lässt sich, so wie es verstanden wird, nicht aufrecht erhalten. (S. 197). Da wir insofern durchaus mit dem Verfasser übereinstimmen, bedarf ich wohl keiner längeren Ausführung zu diesem Punkte. Daher gehen wir sofort zu der Vorstellungstheorie des Verfassers über, die er so formuliert (S. 197): „Vorstellungstheorie ist diejenige Ausprägung der Willenstheorie, die sich für die vom Absichtsdogma geforderte seelische Beziehung zu den relevanten Erfolgen — zum Sinne der Erklärung wie zu dem als gewollt erklärten Erfolge — mit dem Vorstellungsmoment begnügt und nicht verlangt, dass der Erklärende den Erfolg auch erstrebt habe.“ Die Frage, ob mit dieser Theorie das Willensdogma nicht bereits verlassen sei, beantwortet er verneinend, weil das Willensdogma — wenn ich anders den Verf. S. 198 oben nicht völlig missverstanden habe — sich gar nicht auf den psychologischen, sondern auf den erklärten Willen beziehe und es ungerechtfertigt wäre, „das Dogma des Dreigestirns Savigny—Windscheid—Zitelmann auf das Moment des Strebens festzulegen?“ Soll das heissen, dass dieses Dreigestirn das Willensdogma gar nicht im geschilderten Sinne vertreten habe? Oder dass wir berechtigt sind, es ihm aus der Hand zu nehmen und nach Belieben umzugestalten? Gegen beide Möglichkeiten muss ich protestieren; denn einmal ist das Problem uns seit Savigny so gestellt, wie es die herrschende Lehre bisher verstanden hat,<sup>123)</sup> und andererseits geht es eben darum nicht an, von dem Gebäude der Willenstheorie ein Stück Dach oder Wand nach dem anderen zu entfernen

Pand. I S. 246 N. 24. Vgl. ausserdem noch Brinz-Lotmar Pand. III S. 23 f., 69, 87 N. 12; Kohler, Jherings Jahrb. XVI S. 121 ff., 340 ff.; Enneccerus, Rechtsgeschäft S. 98 und die bei Henle S. 91 N. 7 Citirten; auch Manigk, Willenserkl. S. 250. Dazu die berühmte I. 22 § 5 D quod metus c. 4, 2. Henle selbst S. 193 f. versteht die Stelle so, dass es sich um eine simulierte Erklärung handelt, also um eine im Einverständnis mit dem Empfänger zum Schein zwecks Täuschung des Zwingenden abgegebene Erklärung. (Ebenso Windscheid, Pand. II S. 80 N. 2, III § 596 N. 20; Leonhard, Irrtum II S. 43 N. 2) und dies scheint mir in der Tat der einzige Weg zu sein, die Stelle mit I 22 § 5 D quod metus causa 4, 2 zu vereinigen. Der Zwang würde das Geschäft nicht nichtig machen, wohl aber die Simulation. Vgl. auch Hölder, Pand. S. 231. Dass I 6 § 7 cit. neben dem metus verberum auch noch einen alius timor erwähnt, hat freilich keine Bedeutung; beides soll nur das fallentes adire motivieren. Für die Willenstheorie lieferte die Stelle aber auch dann keinen Beweis, wenn sie vom erzwungenen Erbschaftsantritt verstanden werden müsste; denn warum sollte nicht auch ein nicht zum Tatbestand gehörendes Moment die Nichtigkeit herbeiführen können?

<sup>123)</sup> Vgl. oben S. 269 ff.



und, weil man sich selbst dabei nicht vom Platze gerührt hat, schliesslich immer noch, während man bereits unter freiem Himmel steht, zu behaupten, dass man sich „drinnen“ befinde. Die Frage, ob die Henlesche Vorstellungstheorie richtig ist oder nicht, kann einstweilen natürlich noch nicht beantwortet werden; aber die Willenstheorie ist sie, wie nochmals betont werden muss, nicht.<sup>124)</sup> Ich meine deshalb, es wäre für den Verfasser und seine Leser besser gewesen, wenn er offen erklärt hätte, er wolle eine neue Theorie aufstellen, und sich nicht den Anschein gegeben hätte, als gelte es, die alte, geliebte, mit Unrecht geschmähte Willenstheorie aus ihrer gegenwärtigen Erniedrigung hervorzuziehen und wieder auf den Savigny—Windscheid—Zitelmannschen Thron zu setzen. An den Theorien anderer Leute soll man nicht herumarbeiten; das gilt von der klassischen Willenstheorie ebenso wie von der Theorie Kohlers, die der Verf. S. 191f. auch solange knetet, bis sie seiner eigenen Theorie zum Verwechseln ähnlich ist, um dann zu finden, dass unter dem so gewonnenen Gesichtspunkte seine Beispiele „aufs glücklichste ihre Erledigung finden.“

Von dem juristischen Problem aber ist der Verfasser nach wie vor meilenweit entfernt. Wieder und wieder kommen psychologische Analysen und Deduktionen, die natürlich immer wieder nur psychologische Ergebnisse zeitigen können. —

Die Rechtsfolgetheorie der Klassiker lässt, wie Henle S. 200 hervorhebt, die Erklärung auf das Wollen des Rechtserfolges lauten. Diese Auffassung unterwirft er seiner psychologischen Kritik: „Der seelischen Erfolgsbeziehungen, die in Frage kommen, sind demnach zwei: das Beabsichtigen des Sinnes und das Beabsichtigen des als gewollt Erklärten, die erklärte Absicht.“ Demnach? Ich gestehe, nicht folgen zu können. Daraus, dass die Erklärung auf das Wollen des Rechtserfolges lautet, ergibt sich so ohne weiteres doch weder das eine noch das andere. Aber das nur nebenbei. Henle versucht nämlich, ebenso wie das Wollen des Sinnes auch die erklärte Absicht „unter das vorstellungstheoretische Netz einzufangen“ (sic)! Lässt sich das Wollen des Sinnes durch das Bewusstsein vom Sinne ersetzen, so muss das auch beim Wollen des Erfolges gelingen, weil nämlich ein Wollen des Erfolges ohne Wollen des Sinnes nach dem „Stufendogma“ nicht denkbar ist, und infolgedessen das eingefangene Wollen des Sinnes immer wieder mit

<sup>124)</sup> Was des Verfassers Stellung zu Kohler und Pininski betrifft, s. S. 198 f.

dem Wollen des Erfolges aus dem Netze schlüpfen würde. „Wer durch eine Erklärung einen Erfolg anstrebt, kann unmöglich umhin, auch den Sinn der Erklärung zu erstreben“ (S. 200). Gewiss; aber für den Juristen fragt es sich ja nur, ob er nach Rechtsvorschrift das eine oder das andere erstreben muss! Aber den Verfasser interessiert ja nur die psychologische Seite der Frage. Da die Erklärung nicht auf ein blosses Vorstellen lauten kann (cfr. Henle S. 180), sondern unbedingt ein Streben enthalten muss, bliebe, wenn man auch die Absicht als blosser Vorstellung fassen könnte, doch „eine hässliche Kluft zwischen Erklärung und Absicht bestehen“.

Eine Erörterung, die auch vom psychologischen Standpunkt aus verfehlt ist. Aus dem Lauten der Erklärung kann vielleicht der, der die Erklärung vernimmt, auf eine Vorstellung, ein Wollen, eine Absicht in der Psyche des Erklärenden schliessen; aber schon der Psychologe kann nicht behaupten, dass eine solche Erklärung nicht ohne diesen seelischen Zustand denkbar ist und vollends der Jurist wird von jener nicht auf diesen schliessen können. Andernfalls würde ja das Willensdogma sich selbst aufheben! Auf der anderen Seite würde die „hässliche Kluft“ zwischen Erklärung und Absicht, die an sich also sehr wohl denkbar ist, dem Verfasser weniger hässlich vorkommen, wenn er es nur einmal über sich vermöchte, sich über das Problem zu stellen und nicht a priori für sich postulieren würde, dass äussere und innere Tatsachen nicht auseinanderklaffen dürfen.

Also ist die Vorstellungstheorie gescheitert? Keineswegs. Der Verfasser erklärt vielmehr, es einstweilen darauf ankommen lassen zu wollen, indem er zusieht, wohin er mit seiner „vorstellungstheoretisch gefärbten Absicht“ kommt. (S. 201).

Dabei stellt er zunächst die Frage, ob es überhaupt denkbar sei, das Eintreten des Rechtserfolges an die Vorstellung zu knüpfen, dass er eintreten werde. Das scheint ihm „ein fürchterliches Gedankengebilde!“ Ich vermag dies nicht einmal vom psychologischen Standpunkt aus zu begreifen, will mich aber bei dieser Frage nicht länger verweilen. Nach dem Verfasser muss nämlich unterschieden werden: „Ein wirkliches Wissen vom Eintritt des Rechtserfolges kann nicht verlangt werden.“ Einverstanden. Aber nicht deshalb, weil das „ein wilder Zirkel wäre“, sondern deshalb, weil der Erklärende niemals wissen kann, dass der Rechtserfolg eintreten wird.<sup>125)</sup> Aber das ist

<sup>125)</sup> Abweichend Henle selbst S. 202 oben, ohne Begründung, aber gewiss mit Unrecht.

doch überhaupt kein psychologisches Argument; vom Standpunkt des Psychologen ist nicht zu verstehen, warum er nicht neben der Erklärung dieses Wissen soll verlangen können. Immerhin wollen wir uns bei dem Satze selbst beruhigen; es wäre in der Tat ein unbilliges Verlangen von der Rechtsordnung, dass einer wissen müsse, eine bestimmte Rechtsfolge werde eintreten, damit sie eintreten könne, da doch die Juristen selbst über eine ganze Menge von Rechtsfolgen im Unklaren sind. Dass natürlich Argumentationen wie die des Reichsgerichts: der Absender wählt das Mittel des Telegraphen bewusst auf seine Gefahr; er tut es also mit dem Willen, die Folgen einer Verstümmelung auf sich zu nehmen“, das Thema probandum als bewiesen voraussetzen, ist dem Verfasser unbedenklich zuzugeben (S. 206).

Da also das Wissen des Rechtserfolges *de lege ferenda* nicht wohl verlangt werden kann, sieht sich der Verfasser nach anderen vorstellungstheoretischen Möglichkeiten um, indem er die Frage erörtert, ob die Undurchführbarkeit des Willensdogmas auch dann bestehen bleibt, wenn man verlangt, der Erklärende müsse angenommen haben, dass der Rechtserfolg eintreten werde (vgl. S. 206, 207). Dabei sind verschiedene Nuancen dieser Annahme denkbar: Ueberzeugung, für wahrscheinlich halten, vorsätzliches Handeln, und er entscheidet sich S. 208f für die Vorstellungstheorie in dieser dritten Nuance: der Erklärende muss den Erfolg also vorgestellt und gebilligt haben. Die „Absicht“ ist m. a. W. der *dolus eventualis* des Rechtserfolges (S. 209)<sup>126</sup>). Aber Henle verschweigt nicht, dass auch diese Fassung des Willensdogmas nicht leistet, was sie leisten soll, dass sie die Klippe der Mentalreservation nicht — oder wenigstens nicht vollständig, nämlich so wie sie der Verfasser verstanden wissen will — beseitigt; und man wird ihm darin zustimmen müssen. Und so ist das Ergebnis dieser weit ausholenden Untersuchung, dass die Vorstellungstheorie gleichfalls versagt (S. 213, 214f). Der Schluss liegt nahe: Die Willenstheorie versagt, die Vorstellungstheorie auch. Also bleibt gar nichts übrig als die Erklärungstheorie.

Aber diesen Schluss zieht der Verfasser nicht, auch nicht einmal *de lege ferenda*. Obwohl es für ihn der einfachste Weg wäre, um aus seiner psychologischen Sackgasse wieder herauszukommen, zieht er es vor, die eingeschlagenen Bahnen weiter zu verfolgen und den Leser von einer Ueberraschung zur anderen zu führen, wobei seine Darstellung gelegentlich an einer

<sup>126</sup>) Literaturgeschichtliche Bemerkungen daz S. 219 f.

Verwechslung objektiver und subjektiver Momente, wie schon früher, zu Schaden kommt; dies gilt vor allem von seiner Kritik des Pininskischen Erklärungswillens (S. 217f). Aber es ist richtig: aus der Qual seiner eigenen Gedankengänge, aus der Unzulänglichkeit seiner Vorgänger, aus all dieser Vergeblichkeit, überhaupt das Wesen des erklärten Willens zu bestimmen, taucht die Fratze eines ewigen Zirkels auf — um mit dem Verfasser zu reden (S. 219); solche vergebliche Versuche müssen zu einer bestimmten Frage drängen, die der Verfasser nur einstweilen noch nicht zu stellen wagt, die aber bereits andere gestellt haben; zu der Frage nämlich: Ist die Willenserklärung denn überhaupt eine Willenserklärung; kommt also für uns überhaupt ausser dem Handlungswillen noch der erklärte Wille in Betracht und brauchen wir uns daher vom psychologischen Standpunkt aus oder von dem des Juristen, Gesetzgebers u. s. w. überhaupt mit seiner Bestimmung abzugeben?

Statt aber diese Frage zu stellen und damit dem Problem „ins Gesicht zu sehen“ (S. 220), kehrt er plötzlich wieder zu seinem Begriff des Sinnbewusstseins zurück, den er an die Stelle des Sinnwillens gesetzt hatte, und sucht von hier aus dem Erfolgswillen nochmals zu Leibe zu gehen.

„Es handelt sich um das Wesen des Sinnbewusstseins und damit um die Frage, unter welchen Voraussetzungen es zum Entnehmen des Sinnes kommt. Der Sinn einer Erklärung ist der Gedanke, den die Erklärung in sich trägt; dieser Gedanke ist bei einer Willenserklärung der, dass der Erklärende den erklärten Willen habe.“ Einverstanden.

„In welcher Weise kann der Erklärungsempfänger auf diesen Gedanken kommen?“ Nicht einverstanden.

Diese letztere Frage bedeutet nämlich das Verlassen des ganzen bisherigen Problems durch den Verfasser, der sich bisher doch immer nur mit der Psyche des Erklärenden und nicht des Erklärungsempfängers beschäftigt hat, sei es mit Recht oder mit Unrecht. Man erwartet nach dem Vorausgegangenen etwa, dass der Verfasser das mühsam erworbene Sinnbewusstsein wieder aufgibt, um wegen des Erfolgswillens auch zum Sinnwillen zurückzukehren, oder dass er, um vom Erfolgswillen loszukommen und das Sinnbewusstsein zu retten, die W. E. überhaupt preisgibt — und finden statt dessen, dass als deus ex machina der Erklärungsempfänger berufen wird. D. h. die W. E. wird plötzlich objektiv, nicht mehr subjektiv betrachtet. Bedeutet nicht auch dies ein — unbewusstes — Einlenken in die Bahnen der Erklärungstheorie? Gewiss kommt, um mit dem Verfasser zu reden, zunächst der



äussere erklärte Wille in Betracht (S. 220); nämlich der Sinn, in dem dieser erscheint. Es handelt sich dabei also um ein äusserlich bemerkbares Verhalten, aus dem — einerlei zunächst von wem — auf die psychischen Zustände geschlossen werden kann, und es fragt sich nur, ob diese Betrachtungsweise nicht die allein richtige ist. Natürlich kommen dabei auch noch andere psychische Zustände als Gegenstand der psychologischen Schlussfolgerung aus der Erklärung in Betracht; vor allem ist aus der Erklärung auch der „äussere“ Handlungswille zu erschliessen. So haben wir zwei parallele Reihen, je nachdem wir uns auf den Standpunkt des Erklärungsempfängers — richtiger wäre zu sagen, des dritten Beurteilers, da es ja nicht darauf ankommen kann, was der Empfänger wirklich aus dem äusseren Tatbestand erschliesst — oder des Erklärenden stellen: beim letzteren kommt in Betracht: das Wollen der Handlung als solcher, das Wollen des Sinnes, das Wollen des als gewollt Erklärten; für den ersteren kommt in Betracht: ein schlüssiges Verhalten des Erklärenden, das jenem einen Schluss ermöglicht jedenfalls auf das Wollen der Handlung als solcher und das Wollen des als gewollt Erklärten, aber, wie nun der Verfasser S. 220 will, nicht auch auf das Wollen des Sinnes (Sinnbewusstsein). Denn, wie der Verfasser operiert: das Sinnbewusstsein des Erklärenden soll ja seinerseits die gesamten Schlüsse des Gegners auf die Seelenzustände des Erklärenden umfassen, sodass, wenn man auch dieses selbst zum Gegenstand des Rückschlusses machen will, ein unendlicher Zirkel entsteht. Dagegen möchte ich, meine Belehrung durch den Verfasser vorbehaltend, einwenden: An sich ist doch vom Standpunkt des Empfängers aus ein Schluss darauf, dass der Erklärende nicht nur die Handlung als solche gewollt hat, sondern mit dieser (z. B. dem Setzen der Schriftzeichen) auch einen gewissen Sinn verbunden hat, denkbar und sogar notwendig; denn ohne die Annahme dieses Sinnes ist der weitere Schluss auf den Erfolgswillen garnicht möglich. Wenn z. B. das Kind auf seine Schiefertafel Buchstaben schreibt, so kann ich zunächst daraus nur auf den Handlungswillen schliessen; denn regelmässig haben diese Buchstaben keinen Sinn und sind bloss als Schreibübung zu betrachten; möglicherweise aber stellen sie Worte und Sätze dar und haben einen Sinn, und von diesem aus kann dann weiter auf die Absicht des Kindes zurückgeschlossen werden; z. B. das Kind schreibt eine Bitte auf seine Tafel nieder, weil es zu schüchtern ist, sie mündlich vorzutragen. Und nur auf dem Wege über den Schluss auf den Sinn ist der Schluss auf die Absicht möglich. (Siehe den Verfasser selbst S. 221).

Der vom Verfasser behauptete ewige Zirkel besteht m. E. aber auch nur deshalb, weil der Verfasser das Sinnbewusstsein des Erklärenden unrichtig auffasst, was wieder damit zusammenhängt, dass er von dem Sinne der Erklärung keine ganze reine Vorstellung zu haben scheint. Der Sinn der Erklärung ist ja nicht der Sinn, den der Empfänger der Erklärung beilegt, sondern, wie der Verfasser kurz zuvor selbst bemerkt hat, der Gedanke, den die Erklärung in sich trägt; ich würde sagen, der Gedanke, als dessen geeignetes Ausdrucksmittel die Erklärung objektiv erscheint; nicht der Gedanke, den der Empfänger, vielleicht richtig, vielleicht irrtümlich aus der Erklärung herausliest; diesen Sinn der Erklärung kann sowohl der Erklärende psychisch mit seinem Bewusstsein umfassen, wie der Erklärungsempfänger, gerade wegen der objektiven Bedeutung des Sinnes, als der Psyche des Erklärenden entsprechend erschliessen. Und darauf scheint ja schliesslich, nachdem er sich und seine Leser mit allerlei Erwägungen psychologischer Art gepeinigt hat, auch der Verfasser hinauszukommen; wenn er den Rückschluss auf den Sinn als „auf den abstrakten Sinn“ gerichtet bezeichnet; ich würde statt dessen „objektiven Sinn“ setzen.<sup>127)</sup> (S. 223.) Aber noch gegen eines muss ich Widerspruch erheben: Der Schluss auf den Handlungswillen ist nicht, wie der Verfasser S. 223 wörtlich behauptet, „unumgängliche Vorstufe des Gedankens, den die Erklärung in sich trägt“; denn einen Sinn kann ein bestimmtes Verhalten objektiv haben, auch wenn der Handlungswille — und sogar das Wollen des Sinnes — fehlt. Ich kann allerdings, wenn ich weiss oder annehmen muss, dass der Handlungswille gefehlt hat, darauf schliessen, dass auch der Sinn nicht gewollt ist (es liegt dann keine Willenserklärung, sondern nur eine quasi W. E. vor); aber ich kann nicht daraus schliessen, dass das fragliche Verhalten keinen Sinn hat; eher vielleicht umgekehrt: Aus der Sinnlosigkeit des Verhaltens kann ich möglicherweise auf das Fehlen des Handlungswillens schliessen 3. Wenn aber der fragliche Schluss nur auf das Fehlen des Sinnwillens möglich ist, dann sind wir wieder an dem Punkte angelangt, von dem Henle S. 220 ausgegangen ist. — Aber Henle lässt diese Behauptung ja auch sofort selbst wieder fallen; er erkennt — S. 223 — dass der Schluss auf die Kenntnis des abstrakten Erklärungssinnes nicht von dem Schluss auf den Handlungswillen abhängig ist, sondern zu ihm hinzutritt, also von ihm un-

<sup>127)</sup> Der abstrakte Sinn, wie ihn Henle versteht, ist freilich etwas von dem objektiven Sinn, wie ich ihn verstehe, durchaus verschiedenes, wie die nachfolgende Erörterung Henles ergibt.

abhängig ist (erste Stufe des Schliessens). Daran schliesst sich als zweite Stufe der Schluss auf die Kenntnis des „konkreten Erklärungssinnes“ (also des Sinnes, den der Erklärende der Erklärung beilegt); aber dieser Schluss ist mit dem ersten nicht ohne weiteres gegeben. Henle S. 224 gibt ein Beispiel. „B. sitzt in der Mittagshitze auf einer Bank im Tiergarten mit geschlossenen Augen, dem Einschlafen nahe, aber noch wach. A., verdächtigen Aussehens, setzt sich neben ihn und murmelt: „Wie viel Uhr ist es?“ Die erste Stufe des Schliessens besteht nur darin, dass A. die Frage als Frage nach der Zeit stellen wollte und auch das Bewusstsein dieses „abstrakten Sinnes“ hatte. Aber B. schliesst daraus nicht weiter, dass A. die Zeit wissen wolle (konkreter Sinn), wie Henle will (S. 224), und zwar deshalb, „weil er nicht über die erste Stufe hinaus ferner rückschliesst, dass der Erklärende darum wisse, dass er (der Erklärungsempfänger) die erste Stufe inne hat; weil er sich statt dessen sagt, der Erklärende gehe davon aus, dass er (der Empfänger) die Zeichen gar nicht wahrnehme.“

Indessen ist dieses Beispiel höchst unglücklich gewählt. Abzusehen davon, dass eine derartige Frage überhaupt keine W. E. ist, um die es sich doch für uns allein handeln würde, kommt noch in Betracht, dass es gar nicht richtig ist, wenn Henle behauptet, B. schliesse nicht weiter auf den konkreten Sinn. Vielmehr schliesst B. gerade auf den konkreten Sinn dieser Handlung, die bezweckt, festzustellen, ob der Angesprochene schläft oder nicht, vielleicht auch, ob er eine Uhr hat oder nicht, springt auf und rennt, wenn er Geistesgegenwart besitzt, davon. Er schliesst allerdings nicht positiv, dass dieses Verhalten eine Erklärung ist, der der Erklärende einen bestimmten Sinn beigelegt hat, sondern dass es eine andere Handlung im Gewande einer Erklärung ist; er schliesst daher auch nicht aus dem Sinn der Erklärung auf die Absicht des Erklärenden, sondern unmittelbar aus der Handlung auf diese Absicht (des Diebstahls oder des Raubes), gerade so etwa, wie er aus dem Umstande, dass einer bei Nacht in sein Zimmer einsteigt, auf diese Absicht schliesst, obwohl hier auch nicht einmal dem Scheine nach eine Erklärung vorliegt. Das genannte Beispiel ist daher für uns nur insofern von Wert, als es zeigt, dass des Verfassers abstrakter Sinn nicht mit unserm „objektiven Sinn“ identisch ist, dass wir vielmehr, wenn wir ihm ganz gerecht werden sollen, einen abstrakten objektiven und subjektiven Sinn, und ebenso einen konkreten objektiven und subjektiven Sinn unterscheiden müssen. Und dann ist dem Ergebnis des Verfassers: nicht immer kann

aus dem abstrakten auf den konkreten Sinn geschlossen werden, zuzustimmen; aber es ist zu behaupten: immer ist aus dem objektiven Sinn, sobald dessen konkrete Bedeutung (objektiv) feststeht, ohne weiteres auf den subjektiven Sinn zu schliessen. Und da nun der konkrete Sinn erst es ist, der das Verhalten überhaupt zu einer „Erklärung“ macht, so folgt daraus, dass bereits „die erste Stufe des Schliessens“ auf den konkreten Sinn gerichtet sein muss. Dieser Schluss auf den konkreten Sinn aber erfolgt nach dem Verfasser „auf Grund und im Gefolge des Rückschlusses des Empfängers, dass der Erklärende darum wisse, dass er, der Empfänger, auf der ersten Stufe des Schliessens stehe, also die Zeichen wahrnehme, als beiderseits mit dem abstrakten Sinne erfüllt, und rückschliesse auf den Handlungswillen“ (S. 225). Und dies muss ich auch auf Grund des zweiten Beispiels des Verfassers (S. 224) ablehnen; denn ein Rückschluss auf einen (nicht den) konkreten Sinn eines bestimmten Verhaltens wird immer erfolgen; nur wird der Schluss verschieden ausfallen, je nachdem der Schliessende, der übrigens nicht der Empfänger zu sein braucht, annimmt, der Erklärende wisse, dass er von dem Empfänger der Erklärung verstanden werden kann, oder er wisse, dass das Gegenteil der Fall ist. Man kann also nur sagen: der Schluss, dass eine Erklärung vorliegt, setzt beim Erklärungsempfänger die Annahme dieses Wissens voraus, wobei immer noch fraglich ist, ob damit nicht zuviel verlangt ist, ob nicht die Annahme des Empfängers genügen muss, der Erklärende rechne mit der Möglichkeit, verstanden zu werden. Aber schliesslich kommt es für den Begriff der Erklärung ja gar nicht auf die Auffassung des Empfängers an, sondern darauf, wie sie objektiv aufgefasst werden muss. So rächt es sich an dem Verfasser, dass er den Gegensatz von objektivem und subjektivem Sinn der Erklärung nicht berücksichtigt und nicht objektive, sondern subjektive, nämlich psychologische Kriterien für die W.E. aufstellt, was freilich nur eine Konsequenz seines Ausgangspunktes ist, der darin besteht, das Willensdogma — angeblich — um jeden Preis festzuhalten. — Das Sinnbewusstsein des Erklärenden stellt sich auf Grund dieser weitschichtigen Erörterung nun schliesslich für den Verfasser dar als ein sehr kompliziertes Bewusstsein, das jedem Fachpsychologen herzliche Freude bereiten muss, nämlich als das Bewusstsein (des Erklärenden):

„dass dem Empfänger erkennbar ist:

- a) das Erklärungsergebnis als beiderseits mit dem abstrakten Sinne erfüllt, und als auf dem Handlungswillen beruhend,



b) das Bewusstsein des Erklärenden von eben dieser vorbezeichneten Erkennbarkeit.“ (S. 226.)

Es handelt sich also doch nur um Erkennbarkeit, nicht um Erkannthaben auf Seiten des Empfängers, also um ein objektives, kein subjektives Moment, wie sowohl die unmittelbar vorausgegangene, als auch die nachfolgende Erörterung vermuten lässt, wonach, wenn der Erklärende nicht weiss, dass der Empfänger um das fragliche Bewusstsein weiss, er eben nicht weiss, dass die Erklärung den konkreten Sinn ergibt und sich infolgedessen im Irrtum befindet. (S. 226.) „Beim objektiven Vorliegen einer juristischen W. E. fehlt in solchem Falle das Bewusstsein, überhaupt eine juristische W. E. abzugeben (der neuere Erklärungswille).“

Ich glaube, der Verf. hätte auf kürzerem Wege zu diesem Ergebnis kommen können. Ist die W. E. ein Verhalten, das objektiv einen gewissen Sinn ergeben muss, so fehlt das Bewusstsein, überhaupt eine W. E. abzugeben, wenn dem Verf. nicht bewusst ist, dass sein Verhalten objektiven Erklärungswert hat. Es kommt also m. E. für das Erschliessen des Sinnes nicht darauf an — wie der Verf. S. 227 meint — dass der Empfänger ein gewisses Wissen von Bewusstseinszuständen des Erklärenden hat, und dass der Empfänger dies weiss, sondern dass der Erklärende das Bewusstsein hat, der Empfänger werde durch sein Verhalten — die Erklärung — auf den Seelenzustand des Erklärenden schliessen können; es kommt m. a. W. nur auf das Bewusstsein der Tauglichkeit der Erklärung als solcher, und nicht auf das Bewusstsein ihres Erfolges an.

Der Verf. meint S. 227: „Praktisch ist die vorstehende Untersuchung nicht.“ Und man wird ihm darin Recht geben müssen. Aber das würde nichts schaden; praktisch sind auch Untersuchungen nicht über das Wesen der juristischen Persönlichkeit und doch haben sie ihre Berechtigung. Aber ich sehe nur nicht, zu welchem Ziele all die vom Verf. mit mehr oder weniger Glück auf die psychologische Frage verwandte, unendliche Mühe führen soll. Die angeblich „rein theoretische Erörterung“ des Verf. (S. 227) ist in Wahrheit eine rein empirisch-psychologische Erörterung, die sich stets in derselben Entfernung von dem juristischen Problem hält. Verbirgt sich hinter diesem Seufzer des Verfassers nicht vielleicht eine aufdämmernde Ahnung davon, dass diese Mühe vergebens war und vergebens sein musste, und dass es sich nicht um den Gegensatz von praktischer Jurisprudenz und theoretischer Gelehrsamkeit, sondern um den von Jurisprudenz und Naturforschung handelt? Gewiss,

„wer die Naturwissenschaft unter solchem Gesichtswinkel betrachtet“, d. h. wer nur das den Anforderungen der Praxis Genügende im Auge hat, „hat ihr wahres, vornehmstes Wesen nie erfasst. Es gibt keinen Gegensatz zwischen Theorie und Praxis.“ Wohl aber gibt es, obwohl der Verf. (S. 227) das Gegenteil behauptet, einen Gegensatz zwischen Rechtswissenschaft und Naturwissenschaft, weil beide verschiedene Gebiete ihrer Tätigkeit haben. Die Rechtsnorm ist kein Naturgebilde. Und wenn daher auch die Rechtswissenschaft wie die Naturwissenschaft eine Tatsachenwissenschaft und nicht, wie die Philosophie, eine Normwissenschaft ist, und deshalb nicht zu befürchten ist, dass naturwissenschaftliche Gesichtspunkte auf dem Felde der Jurisprudenz ähnliche Verheerungen anrichten werden, wie sie es infolge der Heterogenität der Fragestellung — was ist? was ist der Idee entsprechend? — auf dem Gebiet der Philosophie leider Gottes getan haben, so darf doch nicht verkannt werden, dass sie eben andere Probleme hat, als die Jurisprudenz, indem diese es ausschliesslich mit den Rechtsnormen und den Rechtsbegriffen zu tun hat. Daraus, dass Henle mit unverdrossener Mühe die Frage untersucht, wie sich der Prozess einer Willenserklärung an einen anderen in normalem Verlaufe beiderseits, psychologisch betrachtet, abspielt, fördert er in keiner Weise das juristische Problem, was das Gesetz unter einer W. E. versteht und was die Rechtsfolgen sind, wenn dieser Tatbestand vorliegt, fehlt oder mangelhaft ist.

Aber kehren wir zur Deduktion des Verf. trotz alledem noch einmal zurück! Aus seiner Auffassung des Sinnbewusstseins soll es sich auch ergeben „warum das belauschte Selbstgespräch keine W. E. ist.“ (S. 228). Aber wie verhält es sich dann mit den nicht empfangsbedürftigen Willenserklärungen? Soll ein eigenhändiges Testament, dass ich in meinem Schreibtisch verschliesse, keine W. E. sein, weil ich weiss, dass niemand ausser mir von seinem Dasein Kenntnis hat und haben kann, niemand also auch das obengenannte Bewusstsein des Erklärs erkennen kann?

Deshalb ist auch die Polemik des Verf. S. 228 gegen Manigk<sup>128)</sup> insofern verfehlt, als dieser eben eine rein juristische und keine psychologische Untersuchung anstellt. Und wenn der Verf. gegen Wedemeyer, der annimmt, man könne möglicherweise „dem Wirkungswillen des Handelnden gegen dessen er-

<sup>128)</sup> Willenserklärung S. 203 ff.

kennbaren Willen, herauslesen“,<sup>129)</sup> polemisiert, so schliessen wir uns ihm an; auch wir halten diese Ansicht für verfehlt; aber nicht, weil der Wirkungswille nur auf dem Umweg über den Handlungswillen und das Sinnbewusstsein erschlossen werden kann, wie Henle S. 229 meint — Wedemeyer setzt ja diesen Wirkungswillen als einen psychisch wirklich existierenden voraus — sondern weil man aus einer Willenserklärung eben nie etwas psychisch allein existierendes herauslesen kann, weil der Wille, den man „herauslesen kann“, eben erklärter Wille ist und daher nicht im Widerspruch mit dem erklärten Willen stehen kann. Ein widersprechender Wirkungswille kann möglicherweise stets sehr leicht aus anderen Umständen konstatiert werden, ebenso, wie die Absicht, zu töten, nicht erst aus dem Messerstich erschlossen werden kann. Man kann allerdings nicht „die dritte Treppenstufe ersteigen, ohne über die zweite hinwegzutreten“, aber doch umgekehrt; und man kann daher sehr wohl auf die Erklärung als solche schliessen, ohne dass der Schluss auf den erklärten Willen deshalb unvermeidbar wäre. Und darauf allein hat es hier anzukommen.

Lassen wir aber wiederum des Verfassers dogmengeschichtliche und literarische Erörterungen beiseite und nähern uns mit ihm dem „Kulminationspunkte seiner Untersuchung.“ (S. 234.)

Das Ergebnis seiner bisherigen Erörterung fasst Henle S. 234 in die Worte zusammen: Der Versuch, dem Absichtsdogma eine freie Bahn zu brechen, ist sowohl mit der Willentheorie wie mit der Vorstellungstheorie gescheitert. Bei der Willentheorie wuchsen sich die problematischen Fälle des grundlegenden Teils gerade zu ihrer vollen Schärfe aus, da sie grösstenteils eben auf dem Momente des Strebens basierten. Bei der Vorstellungstheorie war mit dem Beabsichtigen des Sinnes wohl vortrefflich fertig zu werden; aber das Errungene ging wieder verloren: die erklärte Absicht, mit dem Momente des Strebens ihres Lebensnervs verlustig gegangen, zwang uns zu grausamen Gedankenungetümen, und ein restloses Durchkommen war dennoch nicht zu erzielen“.

Ich glaube, demgegenüber meine Resultate folgendermassen formulieren zu können: Der Verf. hat seinen Versuch, das Problem der Willenserklärung psychologisch aufzufassen, teuer bezahlen müssen. Er hat, statt zu untersuchen, ob nach dem bei uns geltendem — oder etwa einem anderen — Rechte ausser der Willenserklärung noch ein Erfolgswille erforderlich sei, und

<sup>129)</sup> S. 59 ff.

was im Rahmen dieser Rechtsordnung unter der Willenserklärung und dem Erfolgswillen zu verstehen sei, ausschliesslich den Versuch gemacht, eine möglichst genaue Analyse des psychologischen Verlaufs einer Willenserklärung im psychologischen Sinne zu geben, die von dem Erklärer abgegeben und von dem Empfänger verstanden worden ist. Diese Analyse hat ihn allerdings zu „Gedankenungetümen“ geführt, die uns an der Möglichkeit einer Verständigung zwischen Juristen und Psychologen zweifeln lassen.

Es mag deshalb gut sein, um wenigstens so viel wie möglich den Tendenzen des Verfassers entgegenzukommen, aus einer späteren Erörterung (S. 367) ein Resumé des Verfassers über den Inhalt seines ersten Abschnittes wiederzugeben. Hiernach ist im bisherigen von dem Verfasser festgestellt worden, „dass der dem Willensdogma vom Beabsichtigen des Sinnes an sich bereitete Widerstand durch den vorstellungstheoretischen Gedanken überwunden werden könne und dass lediglich der erklärte Seelenzustand es sei, der, damit auch das Gewonnene wieder illusorisch machend, weiterhin hindernd im Wege bleibe.“ Ihn gilt es daher für den Verfasser zu beseitigen (S. 307). Aber bis der Verfasser so weit kommt, hat es noch gute Wege. Zunächst versucht er einmal (S. 234f.), Windscheid und Zitelmann vorstellungstheoretisch umzuprägen, oder wenigstens zu zeigen, dass sich bei beiden ein gewisses Hinneigen zu vorstellungstheoretischen Gedanken findet, das aber nicht zum Durchbruch zu kommen vermag. Und diese Konstatierung verstärkt das Dilemma, in dem sich der Verfasser befindet (S. 242) und seinen Drang, aus der Klemme herauszukommen. „Aber wo sollen wir einsetzen und wo den Mut hernehmen?“

Die Antwort kann natürlich nur lauten: den Mut nehmen wir aus der Unabhängigkeit unseres wissenschaftlichen Gewissens, das nicht duldet, dass wir uns an Traditionen und Autoritäten gebunden fühlen, und wir müssen da einsetzen, wo wir uns bewusst geworden sind, dass wir uns verrannt haben.

Die Brücke, die von der Willenserklärung als Handlung mit unmittelbarem Willen zu der mittelbaren Absicht als innerer Tatsache geschlagen werden soll, kann nicht geschlagen werden; das Verhältnis, in dem die Willenserklärung als solche zu dem inneren Willen, der Absicht des Erklärenden steht, ist nun einmal von ganz anderer Art, als das Verhältnis, in dem die Erklärung als Handlung zum Handlungswillen steht. Aufs neue taucht unter diesen Umständen die schon einmal von mir gestellte Frage auf: kann diese Absicht überhaupt vernünftiger



Weise für den Rechtserfolg kausal werden?<sup>130)</sup> Ist sie nicht dazu verurteilt, immer und ewig ein psychisches Internum zu bleiben? Und wenn dies der Fall wäre, wäre dann vielleicht der Tatbestand, an den der Rechtserfolg geknüpft ist, überhaupt keine Absichts- oder Willenserklärung? Was berechtigt uns überhaupt dazu, diese besondere Art von Handlung gerade als Willenserklärung zu bezeichnen und uns so verleiten zu lassen, nach dem Wesen dieses erklärten Willens und seinem Verhältnis zum Rechtserfolg zu forschen?

Durch ähnliche Erwägungen ist schon Bülow dazugekommen, die Willenserklärung durch eine Sollenserklärung zu ersetzen. Auf einem allerdings qualvollem Umweg kommt Henle im Wesentlichen zu demselben Ergebnis, zu seiner „Dispositionstheorie“. (Vgl. S. 242.)

Weil nämlich, wie der Verfasser gefunden zu haben glaubt, seine Bewusstseinstheorie zu Ungeheuerlichkeiten führt, aber der Willensbegriff eben das Vorstellungsmoment nicht entbehren kann und infolgedessen selbst auf Undenkbarkeiten beruht (S. 243), muss die Möglichkeit der Bindungserfolgswillens (sei es nun Rechts- oder Grundfolgswillens) überhaupt in Abrede gestellt werden. Daher kann „das Beabsichtigen des Erfolges nicht als Tatbestand der Rechtsfolge gesetzt werden“. Aber sofort betont der Verfasser wieder: damit fällt nicht das Willensdogma und nicht die Theorie der Rechtsfolgerichtung (S. 243). Ich bin damit einverstanden, sofern man mit dem Verfasser hinsichtlich der Bedeutung des Willensdogmas übereinstimmt und darüber im Klaren ist, dass sich der Begriff: Rechtsfolgerichtung auf die Willenserklärung und nicht auf den Willen bezieht. Aber da, wie schon am Anfang dieser Erörterung betont worden ist, das Willensdogma eben nicht im Sinne des Verfassers verstanden werden kann, würde der Verfasser die Unhaltbarkeit dieses Dogmas nachgewiesen haben, wenn er überhaupt etwas nachgewiesen haben könnte. Denn nach wie vor ist zu behaupten, dass, wenn es nun einmal der Rechtsordnung gefallen würde, das Wollen des Rechtserfolgs zum Tatbestandsmoment des Rechtsgeschäfts zu erheben, wir zwar vor der Aufgabe stünden, dieses Wollen zu analysieren, wie es *de lege lata* in der Tat Windscheid und Zitelmann versucht haben, dass aber keine psychologische Untersuchung uns berechtigen würde, uns über dieses Tatbestandsmoment hinweg zu setzen. Die erste Voraussetzung jeder Erörterung auf diesem

<sup>130)</sup> Vgl. oben S. 430 ff.

Gebiet ist die Ermittlung des Inhalts der Rechtssätze; erst auf dem so versicherten Boden können wir wagen, eine Theorie aufzubauen. Daher können wir einstweilen, solange das erstere nicht geschehen ist, nur sagen: Es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass das Wollen des Rechtserfolgs zum Tatbestand gehört; denn es steht zu der Willenserklärung, selbst wenn diese, was ja auch noch nicht feststeht, auf eine Rechtsfolge lauten sollte, in keiner notwendigen logischen Relation. —

Mit dem Verfasser S. 246 ff. wollen wir in diesem Zusammenhang noch auf die Beziehung eingehen, die zwischen diesem Rechtserfolgswollen des Erklärenden und dem sogenannten Wollen des Rechtes bestehen soll. Dabei handelt es sich natürlich nicht um Jurisprudenz, auch nicht um Psychologie, sondern um Metaphysik. Es kommt dabei wenig darauf an, ob Henle den von ihm behandelten Autoren immer gerecht geworden ist, vor allem, ob er Schlossmanns Satz<sup>131)</sup>: „das Mittel, dessen ich mich zu meinem Zwecke bediene, muss schon vermöge seiner inneren Natur zur Herbeiführung des beabsichtigten Erfolges tauglich sein“, richtig verstanden hat. Denn auch das Schiessgewehr muss zum Schiessen tauglich sein, damit ich mich seiner zum Schiessen bedienen kann, und infolgedessen — das ist der Gedanke Schlossmanns — losgehen und einen „Erfolg erzielen können“, auch wenn ich mich seiner im konkreten Fall nicht bedient habe. Und es bleibt nur die Frage: ist die W. E. für sich allein das Mittel, das die Rechtsordnung gewährt.

Diese Frage wird natürlich durch metaphysische Konstruktionen a priori nicht gelöst. Ob das Recht sich dem Willen der Parteien unterordnet, ob es angerufen wird oder nicht u. s. w. ist für diese Frage gänzlich belanglos. Das Beabsichtigen des Rechtserfolgs könnte Tatbestandsmoment des Rechtserfolgs sein, ohne alle derartigen metaphysischen Erörterungen; aber es ist nicht Tatbestandsmoment, wie sich aus der lex lata ergibt. Hier bleibe ich also hinter Henle (S. 248) sogar zurück.

Aber dies ist für das Weitere ohne Belang. Denn es genügt ja der letztgenannte Satz, um die Frage zu rechtfertigen, die Henle S. 248 stellt: Ist es denn richtig, dass die Erklärung selbst auf ein Wollen laute?

Gottlob, dass wir wenigstens so weit sind. Nun können wir hoffen, dass die Psychologie vom Katheder steigt und der Jurist zu reden beginnt. Es handelt sich jetzt um die Er-

<sup>131)</sup> Schlossmann in Grünhuts Zeitschrift VII S. 559.

forschung dessen, worauf die Erklärung lautet, wie Henle selbst S. 249 ausdrücklich erklärt. Diese Untersuchung kann ich mir nicht anders geführt denken, als durch eine Analyse einer möglichst grossen Zahl von zweifellosen Willenserklärungen; vielleicht auch auf dem Wege, dass man zu ermitteln sucht, woher die Bezeichnung W. E. stammt und ob sie etwa durch einen Denkfehler entstanden ist; Henle freilich vermeidet diese beiden Wege und betrachtet wieder die W. E. als solche in abstracto, indem er dabei in der Hauptsache leider wieder rein psychologisch operiert. Wenn es nämlich auch nicht geradezu unmöglich ist, dass die jur. W. E. in der Erklärung eines Willens besteht, wie Henle S. 249 ff. ausführt, so muss doch nach ihm S. 252 aus der Unmöglichkeit, die Rechtserfolgsabsicht zu erfordern, die Konsequenz gezogen werden, dass auch die Erklärung nicht wohl auf die Absicht lauten kann. Und daran ist gewiss etwas Wahres. Ebenso billige ich die Frage: „Tritt denn überhaupt im Leben in den Fällen zweifellos wirksamer Erklärungen immer ein Streben nach dem Rechtserfolg zutage?“ (S. 252) und verneine sie einfach mit dem Hinweis auf formlose, sog. stillschweigende Erklärungen. Wenn ein Bettler vor einem Wirtshausbüffet in einem unbeachteten Augenblick ein Brödchen nimmt, tritt darin dieses Streben nach dem Rechtserfolg zutage? Wer wird dies bejahen wollen? Wir verzichten daher auf die Korrespondenz des Herrn Flickmeyer, die der Verfasser S. 253 ff. uns vorlegt, und akzeptieren seine These: Die W. E. ist nicht die Erklärung eines Willens (S. 255).

Infolgedessen entsteht auch für uns die Frage, was die W. E. dann ist, und diese Frage kann m. E. nicht auf dem Wege beantwortet werden, den der Verfasser S. 256 einschlägt, indem er wieder die abstrakte W. E. zum Objekt seiner psychologischen Studien macht. Es kann vielmehr nur untersucht werden, worauf die einzelne Erklärung lautet, und es muss für uns belanglos sein, worauf eine W. E. im Allgemeinen lauten kann. Dieser einzig mögliche Weg ist bis jetzt von keinem Autor begangen worden, vor allem nicht von den Autoren, die Henle S. 257 ff. in diesem Zusammenhange nennt, und ebenso wenig von ihm selbst. Er wendet sich vielmehr in metaphysischer Weise an „höhere Mächte“ (S. 262), an einen transzendenten Normenkomplex, auf dessen Eingreifen die W. E. lauten soll (S. 263). Dabei bleibt natürlich die Frage offen, welchen Sinn überhaupt diese Richtung auf Eingreifen eines Normenkomplexes hat, und inwiefern die Erklärung, wenn sie kein Wollen zum Inhalt haben kann, auf das Eintreten dieses

„Bindungserfolges“ lauten kann? Ist die Richtung auf diesen Bindungserfolg nicht auch im Grunde ein „Seelenzustand des Erklärenden, der in der Erklärung zum Ausdruck kommt“? Man sieht, auf diesem Wege kommen wir nicht weiter, kommen wir jedenfalls nicht über allgemeine Redensarten hinaus.

Aber vielleicht können wir die Rechtsnormen selbst zu Hilfe nehmen, die sich auf den Rechtserfolg beziehen, indem wir fragen, was der allgemeine Gedanke ist, an den dabei die Rechtsordnung anknüpft. Schliesslich bilden die sog. W. E. doch zureichende Gründe für die Statuierung von Rechtsfolgen, und es muss daher eine gewisse logische Relation zwischen dem einen und dem anderen ermittelt werden können. Aber auch diese Erwägung weist uns auf eine Analyse der Tatbestände hin, die wir als W. E. zu bezeichnen gewohnt sind — und dies ist ein Weg, der in dieser Skizze natürlich nur gezeigt, nicht betreten werden kann, den ich aber dem Verfasser angelegentlichst empfehlen möchte.<sup>132)</sup>

(Fortsetzung folgt.)

## Zur Reform der deutschen Universitäten.

Von

**Dr. Erwin Grueber.**

Hofrat und Professor d. R. an der Universität München.

Professor Karl Lamprecht hat in der geistreichen Rede, welche er bei Übernahme des Rektorats vor der Universität Leipzig über die gegenwärtige Entwicklung der Wissenschaften, insbesondere der Geisteswissenschaften, gehalten hat, die tiefgreifenden Umwandlungen, denen die wissenschaftliche Forschung gerade in unserer Zeit unterliegt, in ebenso umfassender wie anregender Weise veranschaulicht und zugleich der dadurch bedingten Universitätsreform gedacht. (Siehe „Rektoratswechsel an der Universität Leipzig am 31. Oktober 1910“ S. 31.) Diese Reform erfordert seines Erachtens 1. Heranziehung von weit mehr Lehrkräften, als die Ordinarien zu stellen fähig sind, 2. den Übergang zu einer anderen Organisation der Institute, als sie in deren bisher rein monarchischen Verfassung vorliegen, sowie 3. erweiterte Teilnahme der nicht ordentlichen Lehrkräfte an der Universitätsverwaltung. Dieser

<sup>132)</sup> Vgl. dazu die bei Henle S. 266 ff. Genannten, vor allem Lotmar, über causa S. 15 ff. und krit. Vierteljahrsschr. XXV S. 422 ff.



drei Postulate sind es, welche Waentig unter obigem Titel<sup>1)</sup> nach einander einer eingehender Erörterung unterwirft;<sup>2)</sup> im Anschluss daran unterzieht er in einem vierten Abschnitt das Einkommen aus Kollegiengeldern, in einem fünften dasjenige aus Promotionsgebühren einer kritischen Würdigung aus dem Gesichtspunkt der Universitätsreform.

In dieser Reihenfolge versuche ich nunmehr die Grundgedanken der inhaltreichen Schrift wiederzugeben und daran die wenigen Bedenken und Ergänzungen anzuknüpfen, zu denen sie m. E. Anlass bietet.

Die Entwicklung der Wissenschaften durch fortschreitende Spezialisierung und Differenzierung hat zur Ausbildung einer Reihe von Disziplinen geführt, welche entsprechend ihrer Stellung im Unterricht, sowie ihrer Bedeutung für die Allgemeinheit durch besondere Ordinateure vertreten sein sollten. So besteht vielfach nur ein Ordinariat für Chemie; die Disziplinen der analytischen, organischen, anorganischen usw. Chemie werden durch ausserordentliche Professoren verwaltet. Dasselbe gilt trotz aller Verzweigung, wie für manche Gebiete der Geisteswissenschaften, so insbesondere für andere Gebiete der Naturwissenschaften: Physik, Zoologie, Botanik usw. Am fühlbarsten aber macht sich das Bedürfnis nach Schaffung neuer Ordinateure im Bereiche der Medizin geltend. Hier haben sich wissenschaftlich und unterrichtlich völlig verselbstständigt und zwar auf Grundlage grosser eigener klinischer und poliklinischer Institute: die Kinderheilkunde, die Haut- und Geschlechtskrankheiten, die Ohrenheilkunde, die Nasen- und Halskrankheiten. Trotz der grossen Bedeutung, welche diesen Disziplinen, sowie der Zahnheilkunde, wohl auch der Orthopädie für die breitesten Schichten der Bevölkerung zukommt, sind sie doch regelmässig durch ausserordentliche Professoren vertreten, welche zugleich die Leiter der grossen, ihnen dienenden Institute sind, ein Schicksal, das diese Disziplinen zugleich mit der für die Ausbildung unserer Ärzte und Juristen so wichtigen gerichtlichen Medizin teilen.

Als ausserordentliche Professoren sind die betreffenden Dozenten, wie die ausserordentlichen Professoren überhaupt,

<sup>1)</sup> Zur Reform der deutschen Universitäten von Heinrich Waentig, Dr. ing. und Dr. phil. h. c. Dr. iur., Wirklicher Geheimer Rat und Ministerialdirektor a. D., Berlin 1911. Verlag der Grenzboten. 49 Seiten.

<sup>2)</sup> Von der Erörterung des weiteren Postulats Lamprechts: die Lehrmittel überall zu erweitern, sieht Waentig ab, weil dies nicht eigentlich die Reform betrifft, sondern sich auch unter den gegebenen Verhältnissen durchführen lasse.

ausgeschlossen von der Fakultät, welche — im engeren Sinn — nur aus den ordentlichen Professoren besteht, somit ausgeschlossen von der Beratung und Beschlussfassung über Fragen des Unterrichts in ihrem Zusammenhang, und damit zugleich verhindert auf die Gestaltung ihres eigenen Instituts bestimmenden Einfluss zu üben; als ausserordentliche Professoren sind sie ferner erheblich beschränkt in der Teilnahme an den (ärztlichen) Prüfungen und können insbesondere niemals den Vorsitz führen, auch dann nicht, wenn sie allein die dafür erforderliche berufliche Kenntnis besitzen. Aus diesen, wie anderen Gründen sind sie aber auch verhindert ihre Schüler, auch die strebsamsten, nach Möglichkeit zu fördern. Das alles sind Tatsachen, welche vom Lehrer und Leiter drückend empfunden, auf Unterricht und Institut, und folgeweise auf das Gemeinwohl, nachteilig einwirken müssen.

Aber nicht nur die Spezialisierung der Wissenschaften und des Unterrichts, auch die geradezu riesenmässig angewachsene Zahl der Studierenden, die sich innerhalb der letzten 50 Jahre nahezu verfünffacht hat (54 845 im Sommer 1910 gegenüber 11 883 im Sommer 1860 an den Universitäten des deutschen Reiches), verlangt die Schaffung neuer Ordinariate. In der Tat ist diesem Verlangen mehrfach Rechnung getragen worden — so ist seit langen Jahren in Berlin das römische, bezw. das bürgerliche Recht grundsätzlich doppelt besetzt; Parallelprofessuren existieren vielfach für Mathematik, Philosophie, Nationalökonomie u. a. — aber nicht annähernd entsprechend der gewaltigen Frequenz und noch viel weniger den Anforderungen unseres heutigen Unterrichts, welcher den Studierenden in den Uebungen zu selbständiger Tätigkeit erziehen, „aus der Vorlesungsuniversität zugleich eine Arbeitsuniversität machen soll“. (Siehe „Die Lage der ausserordentlichen Professoren an den preussischen Universitäten“. Magdeburg 1911, S. 64 ff)

II. Die in den letzten Dezennien ins Ungeheure gesteigerten Frequenzverhältnisse sind es auch, welche, — neben dem Bedürfnis nach freier selbständiger Forschung und Lehre — die Umwandlung der bisherigen, rein monarchischen Verfassung der Universitätsinstitute verlangen. Wenn es schon grosse Schwierigkeiten bereitet, einen Vortrag mit Demonstrationen in einem grösseren Auditorium für alle Hörer nutzbar zu machen, so ist es, rein physisch, unmöglich, dass ein einziger Lehrer, der leitende Professor, Hunderte von Studierenden praktisch (in Uebungen und Laboratorien) unterrichtet. Sie

müssen jeder näheren Fühlungnahme mit ihm entbehren. Der eigentliche Unterricht (Unterweisung und Anleitung) muss, soweit die Studierenden sich nicht selbst helfen, den Assistenten zufallen.<sup>3)</sup> Naturgemäss haben diese Zustände dahin geführt, dass sich Gruppen von Laboranten und Praktikanten gebildet haben, von denen nur die eine vom Direktor geleitet und beaufsichtigt wird, während die anderen unter seiner Oberleitung seinen Assistenten überwiesen sind.<sup>4)</sup> Wo aber auch die Oberleitung die Kräfte des Professors übersteigt, sind nicht selten Abteilungen unter mehr oder minder selbständigen Abteilungsvorständen (älteren Assistenten oder ausserordentlichen Professoren) eingerichtet worden. Dieser Weg sollte nach Waentig in allen Fällen eingeschlagen werden, in welchen die Anforderungen des praktischen Unterrichts dauernd die Kräfte des Institutsleiters übersteigen; dann sollte aber dem Abteilungsvorsteher unter allen Umständen eine feste Beamtenstellung gewährt werden.<sup>5)</sup> Sie müssten (wie: die Lage der ao. Professoren, S. 80 verlangt) zu etatsmässigen, ausserordentlichen oder ordentlichen Professoren ernannt werden, welche nach eigener freier Ueberzeugung, nach bestem Wissen und Können ihre Schüler anzuleiten und zu unterweisen und daher auch für deren Ausbildung die volle Verantwortung zu tragen hätten. Dass eine derartige Normierung eine wesentlich kollegiale Stellung der Abteilungsvorstände bedingt, liegt auf der Hand, wenn auch dem obersten Leiter des Instituts die Anordnung der erforderlichen Verwaltungsmassnahmen vorbehalten bleiben müsste.

III. Die Tatsache, dass die nicht ordentlichen Lehrkräfte in erheblichem Umfang an den Unterrichtsaufgaben der Universität teilnehmen, verlangt eine entsprechende Beteiligung derselben an der Universitätsverwaltung. Das gilt vor allem von den etatsmässigen ausserordentlichen Professoren, welche kraft ihnen erteilten amtlichen Auftrags an der Lehraufgabe ihrer Fakultät mitzuwirken berufen sind und daher auch an der Beratung und Beschlussfassung darüber teilnehmen sollten. Dass der Ausschluss davon geradezu zweckwidrig ist, liegt auf der Hand und das ist heutzutage umso fühlbarer, als die Umstände, welche den Einfluss des Ordinariats in den letzten

<sup>3)</sup> Darüber: Die Lage der ao. Professoren. S. 66f.

<sup>4)</sup> Siehe für die technischen Hochschulen: R. Lindt, Missstände im Unterricht und im Prüfungswesen der Hochschulen und ihre Beseitigung, Charlottenburg 1911.

<sup>5)</sup> Damit ist unverträglich die in Preussen übliche Anstellung derselben auf halbjährige Kündigung.



Dezennien, zum Teil erst in allerjüngster Zeit, so enorm gehoben, die soziale Kluft zwischen Ordinarien und Nichtordinarien wesentlich erweitert haben. Die Unterrichtsfragen, welche die Fakultät beschäftigen, bilden Gegenstand des Amtsgeheimnisses, auch gegenüber den Nichtordinarien, und sonst bietet sich kaum Anlass sich darüber gemeinschaftlich zu unterhalten. Das Fühlen und Denken beider Kreise über die Angelegenheiten, welche sie aufs innigste verbinden sollten, vollzieht sich, so möchte ich sagen, in völliger Isoliertheit, in getrennten Lagern.

Der Weg, welcher hier zu beschreiten ist, ist klar vorgezeichnet in der Verfassung der Hochschulen, die überhaupt erst in moderner Zeit gegründet worden sind. An den technischen Hochschulen (m. W. auch an den tierärztlichen) sind ordentliche und ausserordentliche Professoren in den Abteilkollegien (welche hier die Stelle der Fakultäten einnehmen) völlig gleichberechtigt, beide haben Sitz und Stimme in allen Angelegenheiten. Der Anwendung dieser Einrichtung auf die Universitäten steht nur die grosse Zahl der ausserordentlichen Professoren an einzelnen (insbesondere medizinischen) Fakultäten entgegen, welche die Gefahr nahelegt, die ausserordentlichen Professoren könnten die ordentlichen, den „Rat der Alten“, überstimmen, ein Ergebnis, das gewiss nicht zu wünschen ist. Aus diesem Grunde insbesondere empfiehlt Waentig die Einrichtung der österreichischen Universitäten mit ihren Professorenkollegien innerhalb der einzelnen Fakultäten als Vorbild. Das Professorenkollegium, dem, wie bei uns der Gesamtheit der Ordinarien, Beratung und Beschlussfassung in allen Fakultätsangelegenheiten zusteht, besteht aus allen Ordinarien, sowie allen Extraordinaren, soweit ihre Zahl nicht die Hälfte der Ordinarien übersteigt. Ist dies der Fall, so sind nur die der Anziennetät nach älteren ausserordentlichen Professoren bis zur bezeichneten Grenze Mitglieder des Professorenkollegiums. Diese Beschränkung, welche ohnehin nur für wenige Fakultäten von Belang ist, würde wohl völlig gegenstandslos, wenn einmal die ausserordentlichen Professuren, welche die Bedeutung von ordentlichen haben, auch in solche verwandelt wären. Bei Annahme dieser Einrichtungen hätten sonach die ausserordentlichen Professoren als Mitglieder der im Sinne des österreichischen Professorenkollegiums erweiterten Fakultät:

1. volle Anteilnahme an der Gestaltung des gesamten Unterrichts innerhalb der Fakultät (mit Einschluss der ihnen etwa unterstellten Institute).



2. würde der Zusammenhang des Unterrichts mit den Prüfungen von selbst zu entsprechender Beteiligung an den staatlichen Prüfungen führen. Dagegen würden die akademischen Prüfungen (namentlich die Rigorosen) den ordentlichen Professoren auch nach den in Österreich geltenden Bestimmungen verbleiben. Allerdings sollte, soweit für ein Fach, in welchem der Kandidat zu prüfen ist, nur ein ausserordentlicher Professor bestellt ist, dieser zur Mitwirkung an der Prüfung herangezogen werden<sup>6)</sup> und dazu jede Fakultät satzungsgemäss befugt sein.

3. würden die ausserordentlichen Professoren auch an den Verhandlungen für Vorschläge zu Berufungen beteiligt, eine Beteiligung, für welche nach Waentig (S. 21f.) sehr beachtenswerte Gründe sprechen. Die Störung, welche es bereiten könnte, dass ein ausserordentlicher Professor den Anspruch macht, selbst in der Berufungsliste genannt zu werden, könnte dadurch vermieden werden, dass die Fakultät zur Vorbereitung ihrer Vorschläge eine Berufungskommission ernennen würde.<sup>7)</sup>

Ausser dieser dreifachen Berechtigung innerhalb der Fakultät hat der österreichische Extraordinarius als Mitglied des Professorenkollegiums Teil an der Wahl des Dekans, des Rektors und der Senatoren und kann selbst zum Senator (nicht aber zum Dekan oder Rektor) gewählt werden. Diese Bestimmung kann auf unsere Verhältnisse nicht angewendet werden, weil in Österreich der Senat eine Vertretung der Fakultäten bildet (er besteht ja neben dem Rektor und Prorektor aus den Dekanen und Prodekanen sowie vier aus je einer der 4 Fakultäten gewählten Senatoren), bei uns aber als Vertretung des ganzen Lehrkörpers von der Gesamtheit der etatsmässigen (o. und ao.) Professoren gewählt wird. Daher

---

<sup>6)</sup> Auch die Zuziehung eines Privatdozenten erscheint gerechtfertigt, wenn die Doktorarbeit einem nur von ihm vertretenen Spezialgebiet angehört. — Die weitergehende Forderung (ao.) Professoren, welche eine Dissertation angeregt haben, zum Referat und Examen rigorosum zuzuziehen, bedarf m. E. allseitiger Prüfung und Würdigung. Vgl. die Lage der ao. Professoren, S. 46, S. 80 lit. d, S. 92—99.

<sup>7)</sup> Beteiligung an den Lehraufgaben der Fakultät im obigen Sinne, die den ao. Professoren allein eine wirklich kollegiale Stellung und damit die Möglichkeit darbieten würde, ihren lehramtlichen Pflichten so zu entsprechen, wie es die Anforderungen unserer Zeit an den Universitätsunterricht verlangen, wird trotz der sonstigen, zum Teil sehr weitgehenden Forderungen der Vereinigung ausserordentlicher Professoren Preussens, von dieser Vereinigung nicht gefordert (s. d. Lage der ao. Professoren S. 79 u. 80).

sollte der Senat neben den ordentlichen Professoren auch Vertreter der ausserordentlichen in sich schliessen.

Der Gedanke der Gesamtvertretung des Lehrkörpers legt es sogar nahe, die Privatdozenten im Senat zu Wort kommen zu lassen. Auch daran mahnt die österreichische Universitätsorganisation. Das Professorenkollegium gewährt zwei Vertretern der Privatdozenten Sitz, wenn auch nicht Stimme in der Fakultät. Durch eine Anpassung dieser Vorschrift an unsere Einrichtungen könnte sowohl ein Vertreter der Privatdozenten, wie ein Vertreter der nicht etatsmässigen ao. Professoren, die Titel und Rang eines ao. Professors haben, in der Fakultät zu Wort gelangen. Damit wäre die so erweiterte Fakultät zu einem Organ geworden, welches den Anschauungen und Bestrebungen aller an der Lehr- aufgabe der Fakultät beteiligten Mitglieder geeigneten Ausdruck verleihen könnte.

Die organisatorischen Grundlagen der österreichischen Universitäten, hier vor allem das Professorenkollegium, verdienen umsomehr Beachtung, als sie sich nach dem Urtheil der berufensten Kenner allseitig bewährt und seit ihrer Einführung im Jahre 1849 bis zur Stunde eine wesentliche Anfechtung nicht erfahren haben.

IV. Mit Recht zieht Waentig die Einkommensverhältnisse der Universitätslehrer in den Kreis seiner Betrachtung, vor allem die Kollegiengelder. Auch für deren Reform möchte er wo möglich an das österreichische Vorbild anknüpfen. Nach diesem Vorbild würden die Kollegiengelder wie bisher, von den Studenten erhoben, aber in Zukunft nur an die unbesoldeten Dozenten hinausbezahlt werden. Die für die Vorlesungen der etatsmässigen (ordentlichen und ausserordentlichen) Professoren gezahlten Kollegiengelder würden zurückbehalten werden und sollten nach Waentigs Vorschlag einen Fond bilden, der im Interesse der Gesamtheit der Universitätslehrer zu verwenden wäre.

Man kann mit Waentig darin übereinstimmen, dass die Kollegiengelder eine ungleichmässige, schwankende und den Leistungen keineswegs entsprechende — mitunter ganz geringfügige, nicht selten unverhältnismässig hohe — Einnahme bilden. Man wird auch darin mit ihm übereinstimmen können, dass sie eine gewisse Abhängigkeit des Dozenten (seines Einkommens) von der Gunst der Studierenden erzeugt, welche (so unbegründet das auch sein mag) unter Umständen den Schein ungerechtfertigten Entgegenkommens hervorrufen kann.

Man kann endlich Waentig in seiner Polemik gegen die Gründe, die Friedrich Paulsen für den Bezug der Kollegiengelder entwickelt, grösstenteils beitreten; ja man kann die Schattenseiten des Kollegiengelderbezuges gründlichst anerkennen und andererseits die Vorzüge der freien und echt kollegialen Stellung, welcher sich der englische Universitätsprofessor, der kein Kollegiengeld bezieht, erfreut, aus eigener Erfahrung schätzen und sich gleichwohl für den Fortbezug des Kollegiengeldes (wenn auch mit Einschränkungen) aussprechen. Es bleibt wahr, dass das Kollegiengeld, wie Paulsen sagt, anspornend auf die Leistungen der Universitätslehrer wirkt und so deren Ueberwachung entbehrlich macht. Freilich streben, wie Waentig im Anschluss an Runze betont, Liebe zur Arbeit, Freude an der Forschung, teilnehmender Sinn für die Kommilitonenjugend zu steter Vervollkommenng, wie andererseits Berufspflicht, Beamtentreue, Ehrgefühl vor Abwegen von der geraden Linie der Berufserfüllung bewahren werden. Sie werden aber, von Ausnahmen abgesehen, nur dort hinreichen, wo der Pflichtenkreis ein festbestimmter ist. Das ist aber beim Universitätsprofessor nicht der Fall. Im Sinne der Lehrfreiheit ist es im wesentlichen ihm überlassen Inhalt und Umfang seiner Lehrverpflichtung zu bestimmen. Hier greift zielsetzend und anspornend das System der Kollegiengelder ein. Das ist vor allem in unserer Zeit wichtig, die beständig neue und gesteigerte Anforderungen an den akademischen Unterricht stellt. Die preussische Verordnung vom 18. Januar 1897 konnte ruhig von den Rechtskandidaten den Nachweis der Teilnahme an drei Uebungen im bürgerlichen Recht (einschliesslich des Zivilprozesses) für die Zulassung zum Referendarexamen verlangen. Die Uebungen waren in kürzester Zeit nicht nur an den preussischen, sondern an allen deutschen Universitäten eingerichtet. Damit ist aber zugleich die unentbehrliche methodische Grundlage für die Reform unserer juristischen Studien gelegt worden. Sie harrt nur entsprechender Anregung von Seiten der Regierung, um auch auf den Anfängerunterricht ausgedehnt zu werden und damit die Gesamtreform der juristischen Vorbildung erfolgreich zum Abschluss zu bringen. (Vgl. Grueber, Z. f. Hochschulpädagogik III, über Rechtsunterricht und die juristischen Prüfungen Ziff. X u. XVII).

Dagegen ist die in Oesterreich seit mehr als 7 Jahren als dringend empfundene Reform völlig ins Stocken geraten (siehe Wenger, Zeitschrift für Hochschulpädagogik, Bd. 3, S. 19),

Die unentbehrliche Grundlage, die in einer Ergänzung der Vorlesungen durch die Uebungen erblickt werden muss, kann hier (mangels des Kollegiengeldes) nicht durch Verordnung geschaffen werden. Eine Verordnung, wie die preussische vom 18. Januar 1897, wäre ein Schlag ins Wasser. Am bezeichnendsten hierfür ist wohl die Tatsache, dass in der reichen österreichischen Reformliteratur auf den Besuch von Uebungen und Seminarien nur selten hingewiesen und nur ganz vereinzelt die Teilnahme an den Uebungen als Voraussetzung für die Zulassung zu den Prüfungen gefordert wird.

Wenn nach alledem die etatmässigen Professoren vom Kollegiengeld nicht ausgeschlossen werden dürfen, so können sie doch im Bezuge desselben einen Abzug erleiden. Einen solchen Abzug, welchen schon die geradezu enormen Aufwendungen des Staates auf die Universitäten und ihre Institute rechtfertigen, lassen in der Tat Preussen, und seit einigen Jahren auch Bayern eintreten, insofern sie das Kollegiengeld nur bis zu einem bestimmten Betrage (nämlich 3000 bzw. 4500 und 6000 M.) dem Professor ganz überlassen, von dem Mehrbetrag nur die Hälfte, während die andere Hälfte einem Fond zufliesst, welcher den Interessen der Hochschullehrer überhaupt zu dienen bestimmt ist. Waentig will diese Einnahmequelle vorzugsweise zu einer der Wichtigkeit des Amtes entsprechenden Erhöhung des festen Einkommens der Professoren verwendet wissen; es liegt nahe, dabei an die Privatdozenten zu denken, welche ein Diensteinkommen überhaupt nicht beziehen (vergl. bayer. Beamt. G. vom 16. VIII. 1908, Art. 187 II).

V. Auch gegen das Einkommen aus Promotionsgebühren sprechen, wie Waentig S. 36 ff. ausführt, erhebliche Bedenken. Richtig ist wohl, dass die Dignität, welche der Doktorgrad seinem Träger verleiht, es rechtfertigt, dass die Promotionsgebühren den Wert der Aufwendungen sachlicher wie persönlicher Natur (Vergütung für Referenten und Examinatoren) nicht unerheblich übersteigt. Bedenken aber erwecke es, dass der Ueberschuss (in der Regel) zu gleichen Teilen unter die Fakultätsmitglieder verteilt werde, sowohl diejenigen, welche gar nicht examiniert haben, wie die Examinatoren, die somit einen höheren Anteil an der Gebühr erlangen, als ihren Leistungen entspricht. Dazu kommt aber noch die auffällige Tatsache, dass die einzelnen Universitäten andauernd in sehr verschiedenem Umfang an den jährlich stattfindenden Promotionen beteiligt sind. Während bei manchen Universitäten,



z. B. Berlin, München, die Zahl der Promotionen eine auffallend geringe ist, dieselbe an anderen Universitäten der Zahl der Studierenden im wesentlichen entspricht, z. B. Göttingen, Strassburg, beträgt bei einzelnen Universitäten der Prozentsatz der Promotionen das Zwei-, Drei-, Vier-, Fünf- und Mehrfache desjenigen der Studenten. Der starke Andrang von Promotionslustigen bringt bei der üblichen Verteilung der Gebühren den Mitgliedern der betreffenden Fakultäten sehr erhebliche Einnahmen. Sie belaufen sich nach der Berechnung von Waentig für das Jahr 1909/10 an den juristischen Fakultäten in Erlangen auf 5625 M., in Heidelberg auf 10 465  $\frac{5}{7}$  M., in Leipzig auf 14 600 M. für den ordentlichen Professor im Durchschnitt. Um eines hervorzuheben, haben diese drei Universitäten mit Einschluss von Greifswald und Rostock im Jahre 1909/10 von 1155 juristischen Doktoranden an den 21 deutschen Universitäten volle 770, also nahezu  $\frac{4}{6}$  aller Promovenden promoviert, während die Gesamtzahl ihrer juristischen Studierenden nur 1854, also etwa  $\frac{1}{6}$  der Gesamtzahl der juristischen Studierenden (11 371) an den deutschen Universitäten beträgt. Diese Tatsache in Verbindung mit dem Umstande, dass die an diesen Universitäten promovierten Juristen zum grossen Bruchteil dort nie immatrikuliert waren, drängt zu der Vermutung, dass sie dort leichter als an anderen Universitäten ihr Ziel erreichen können, ein Umstand, der wie Waentig betont, geeignet ist das Ansehen des auf den deutschen Universitäten erworbenen Dokortitels zu schädigen.

Behufs Verbesserung dieser Zustände empfiehlt Waentig aus den erhobenen Gebühren an die bei der Promotion beteiligten Personen (Dekan, Referenten, Examinatoren) eine angemessene Vergütung zu entrichten, sowie die sachlichen Unkosten zu decken, den Rest aber nicht unter die Fakultätsmitglieder zu verteilen, sondern einer von der Fakultät unter Aufsicht der Regierung zu verwaltenden Kasse zu überweisen, welche sie (mit Zustimmung der Regierung) im Interesse der Universitätslehrer, nicht bloss der Mitglieder der Fakultät zu verwenden hätte.

Angenommen, dass die von Waentig vorgeschlagene Verwendung der Fakultätsgelder gegenüber der bisherigen, welche die Fakultät jedenfalls in die Lage setzt, bei Berufungen grössere Ansprüche machen zu können, den Vorzug verdient, wird vor allem die Schadloshaltung der nach Gesetz und Herkommen bezugsberechtigten Professoren Schwierigkeiten bereiten und vielleicht für lange Zeit die Vorteile der Neuerung

illusorisch machen. Ausserdem würde das Verhältniß dieser neuen Gebührenkasse zum Kollegiengelderfond, der nach Waentig gleichfalls den Interessen der ganzen Dozentenschaft dienen soll, Schwierigkeiten bereiten, zumal die eine Kasse der Verfügung der Fakultät, die andere derjenigen des Ministeriums unterstände. Wie dem auch sei, jedenfalls könnten in Zukunft neben den sehr ansehnlichen Mitteln des Kollegiengelderfonds beträchtliche Mittel aus den Überschüssen der Promotionsgebühren der Reform unserer Universitäten dienstbar gemacht werden. Dass dazu eine ausgleichende Erhöhung des Einkommens der Professoren gehört (soweit dieselbe veranlasst ist), ist gewiss. Als Grundlage unseres ganzen Unterrichtssystems aber kommen vor allem die Privatdozenten in Betracht. Nach dem bayerischen Beamten-gesetz Art. 187 II soll der Kollegiengelderfonds insbesondere auch zur Ertheilung besoldeter Lehraufträge an Privatdozenten verwendet werden. Dieselbe hängt aber vom Bedürfnis des Unterrichts ab. Ich halte es für geboten dem bedürftigen Privatdozenten unabhängig von diesem Bedürfnis zu helfen. Ich bin daher (wie ein vor Jahren in der bayerischen Kammer der Reichsräte gemachter Vorschlag) dafür, dass erforderlichenfalls dem Privatdozenten zum Zwecke seines Unterhalts ein Stipendium gegeben würde. Das setzt freilich voraus, dass die Habilitation mit Garantien umgeben wird, welche menschlicher Voraussicht nach den Erfolg als akademischer Lehrer verbürgen. Man wird nur denjenigen als Privatdozenten zulassen dürfen, der wissenschaftlich gründlich qualifiziert, praktisch ausgebildet und das zur Ausübung des Lehrberufes erforderliche pädagogische Geschick bereits bewährt hat. Für den künftigen Dozenten der Rechte wird heutzutage von Theoretikern und Praktikern in seltener Einmütigkeit praktische Ausbildung (Ablegung des Assessor-examens) verlangt. Die Praxis bietet aber zugleich (in den theoretisch praktischen Kursen für Referendare) Gelegenheit, pädagogisches Geschick zu bewähren und auszubilden. In ähnlicher Weise werden sich auch für die Dozenten an den anderen Fakultäten Garantien schaffen lassen. Wer aber den dreifachen Nachweis wissenschaftlicher Forscherqualitäten, praktischer Durchbildung und pädagogisch-didaktischer Befähigung erbracht hat, dem sollte ein Stipendium nicht versagt werden, wenn und soweit er dessen zu seinem Unterhalte bedarf.

Die Gewährung von Stipendien würde den Zugang zum

akademischen Lehramte auch allen dazu hochbefähigten Kandidaten eröffnen, welche bisher nur durch den Mangel an Mitteln davon ausgeschlossen waren, also insbesondere denjenigen, die, von Begeisterung für den Lehrberuf erfüllt, sich gedrungen fühlen würden, fortgesetzt ihr bestes Wissen und Können in einfachster, den Hörer zwingender Gestalt in den Dienst der Kommilitonenjugend zu stellen. Es wäre wirklich die Auslese der Nation, die Tüchtigsten und Edelsten, welche zur Ausbildung der künftigen Führer des Volkes berufen würden.<sup>8)</sup>

Wir sind zum Schlusse gelangt. Der Vorschlag weniger und nicht erheblicher Änderungen — schon jetzt können unsere Fakultäten nach Belieben nicht ordentliche Lehrkräfte zur Beratung heranziehen — hat uns das Bild einer Reform unserer Universitäten nahegelegt, welche mit eigenen Mitteln der Universität ausgeführt, ebensowohl in Zukunft die besten Kräfte in den Dienst der Hochschulen stellen, als die schon vorhandenen Kräfte, und zwar in organischem Zusammenhang mit dem Lehrkörper, zu lebendiger und fruchtbringender Wirksamkeit entfesseln würde. Eine derartige innere Wiedergeburt aus sich heraus ist dringendstes Bedürfnis in einer Zeit, in welcher Privatlehrer und Assistenten den Universitätslehrer und damit den Universitätsunterricht zu verdrängen drohen und in erheblichem Umfang schon verdrängt haben.

---

<sup>8)</sup> Selbstverständlich rechtfertigt der Mangel an geeigneten Lehrkräften vorübergehend die Verwendung von Hilfskräften, welche ausserhalb der Universität stehen. Zuziehung von Assistenten zum Zwecke der Heranbildung von Privatdozenten aber unterliegt nach obigem schweren Bedenken. Vergl. auch Grueber in den Nachrichten vom Verein für „Recht u. Wirtschaft“, 1912, S. 28, und anderseits Hellwig in der DJZ. 1912, S. 554 f. über die Verwendung von Assistenten an der juristischen Fakultät zu Berlin seit dem Wintersemester 1911/12.

# Die Aufgabe der historischen Rechtswissenschaft.

Von

**Dr. Bernhard Kübler,**

o. Professor d. R. an der Universität Erlangen.

Antrittsrede, gehalten zu Erlangen am 4. Mai 1912.

Rector magnifice, Procancellari perillustris!

Hochverehrte Kollegen, liebe Kommilitonen!

Im dritten Bande der juristischen Schriften Theodor Mommsen's sind zum ersten Male zwei noch jetzt sehr beachtenswerte Reden abgedruckt, die bei ähnlichen Gelegenheiten gehalten worden sind, wie die ist, welche mir heute die Ehre verschafft, an Sie, meine hochverehrten Herrn, das Wort richten zu dürfen. Die eine ist gehalten im Jahre 1848 zu Leipzig, die andere im Jahre 1852 in Zürich, beide beim Antritt des juristischen Lehramtes. Beide handeln von der Aufgabe der historischen Rechtswissenschaft, insonderheit von der Bedeutung des römischen Rechtes für die Vorbildung der Juristen. In der ersten dieser beiden Reden heisst es:

„In einer Zeit, wo Vieles neu sich gestaltet und das Alte, wenn es nicht sich umgestalten will oder kann, unerbittlich beiseite geschoben wird, kann auch die Rechtswissenschaft nicht stabil bleiben. Sie sieht ihre Existenz bedroht theils durch jene gedankenarme Oppositionspartei, welche den Staat nur nach der Wohlfeilheit, das Rechtsprechen nur nach der Schnelligkeit taxiert; welche eine gedankenlose Empirie an die Stelle der Rechtsideen setzen und die Kontroversen in echt justinianischer Weise durch eine Art von Looswerfen, durch einen rein willkürlichen Machtspruch entscheiden möchte. Dieser sogenannten praktischen, in der That aber bloss trivialen Ansicht ist natürlich alle Wissenschaft ein Gräuel und ein Unsinn, ganz besonders aber diejenige, welche sich nicht auf die Studierstube beschränkt, sich nicht beliebig ignorieren lässt, sondern mit ihrem gewaltigen Netze alle Lebensverhältnisse zu umspannen, Familie und Eigentum, Schiffahrt und Eisenbahnen, die Verbrechen gegen die Einzelnen oder gegen den Staat, ja die Verhältnisse des Staates selbst und den Verkehr der Völker mit einander zu regeln, und zwar nach Einem allmächtigen Gedanken zu regeln sich herausnimmt.“

Passen diese Sätze, die vor 64 Jahren gesprochen wurden, nicht auch noch heute Wort für Wort? Die Opposition gegen das Studium des römischen Rechtes hat an Schärfe um keinen Grad nachgelassen. Und doch hatte sie damals eine ganz andere Berechtigung,



wenn ihr eine solche überhaupt zuerkannt werden darf. Denn damals stand das römische Recht im Mittelpunkt des akademischen Studiums; ja es war eigentlich das einzige vom Recht, was der Student gründlich lernte. Heutzutage wird nicht nur eine viel gründlichere Kenntniss des öffentlichen Rechts, der Staatswissenschaft und der Nationalökonomie von ihm verlangt, als früher; auch im Privatrecht muss er seinen Hauptfleiss auf Studium und Durchdringung des deutschen BGB verwenden, welches sehr stark mit germanistischen Elementen durchsetzt ist, und das römische Recht ist auf eine sehr bescheidene Rolle beschränkt, es dient nur noch zur Einführung, als Schulrecht.

Indessen auch hiermit sind die Gegner noch nicht zufrieden. Völlige Vernichtung des römischen Rechts, das ist das Ziel, das sie sich gesteckt haben. Für alle verfehlten Sprüche der unteren und oberen Gerichte machen sie das römische Recht verantwortlich. Pandektologie und Konstruktionsjurisprudenz sind die Schlagworte, mit denen sie den Uneingeweihten zu imponieren suchen. Die pandektologischen Professoren sind die Sünder, welche es verschuldet haben sollen, dass unsere Richter so oft Sprüche fällen, die im grossen Publikum nicht begriffen werden und unsere Juristen in den Ruf der Weltfremdheit gebracht haben. Wenn erst das römische Recht aus dem Studienplan verschwunden sein wird, dann wird, so versichert man uns, die Rechtsprechung vernünftig werden; die Interessenabwägung wird in Zukunft der Leitstern sein, nach dem sich der Richter bei der Urteilsfindung richten wird.

Die Herren, die solche Behauptungen in die Welt setzen, würden erstaunt sein, wenn sie wüssten, wie wenig vom römischen Rechte heutzutage unsere Studenten noch erfahren, geschweige denn wissen. Dass bisweilen Urteile ergehen, die an überspanntem Formalismus kränken, wird von niemandem geleugnet. Der Grund dafür liegt aber nicht dort, wo er gesucht wird, vielmehr ganz wo anders. Savigny hat ihn schon im Jahre 1814 in seiner berühmten Schrift über den Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung prophezeit, als er ausführte, dass nur der ein Recht gut anwenden kann, der seine Entstehung kennt und immer von neuem erforscht, dass aber in der einseitigen Beschäftigung mit einem positiven Rechte die Gefahr liege, von dem blossen Buchstaben überwältigt zu werden. Die verfehlten Urteile, über die man sich bekreuzigt und besegnet, entspringen eigentlich einer Tugend des deutschen Richters, nämlich seiner Gewissenhaftigkeit und Gesetzestreue, und weil man das auch allmählich erkannt hat, so will man nun wieder damit helfen, dass man mit Sirenenstimmen den Richter lockt, sich über das erst kürzlich erlangte und bei seiner Geburt von allen Seiten

bejubelte Gesetzbuch hinwegzusetzen, und will damit die heiss ersehnte und mühsam errungene Rechtseinheit und Rechtssicherheit illusorisch machen.

Das römische Recht, wie es heute betrieben wird, hat mit alledem nicht das geringste zu tun. Im Gegenteil, wer die Pandekten kennt, der weiss, dass man durch ihr Studium nicht zu konstruktiver Jurisprudenz ver bildet, sondern grade zur praktischen Entscheidung angeleitet wird. Denn die klassischen Juristen der Römer haben in ganz unnachahmlicher Weise bei allen Zergliederungen schwieriger Fälle ihren Blick immer auf die Wirklichkeit gerichtet; sie haben die Härte des strengen Formalrechts, des *ius strictum*, durch das billige Ermessen, die *aequitas*, gemildert, sie haben praktischen Erwägungen, der *utilitas*, einen grossen Einfluss eingeräumt, und sie sind grade durch diese Vorzüge unvergleichliche Vorbilder für alle Zeiten und Völker geworden.

Wir können das römische Recht in der Ausbildung der Juristen nicht entbehren. Wir brauchen es, um an ihm den Anfänger mit den juristischen Grundbegriffen vertraut zu machen. Wir würden kostbare Zeit vergeuden und unsern Zweck verfehlen, wenn wir ihn gleich unvermittelt vor die schweren, abstrakten Sätze des BGB stellen wollten. Es wäre das nicht minder verfehlt, als wenn man den jungen Mediziner ohne jede Vorbereitung gleich an die Krankenbetten führte.

Aber das Studium des römischen Rechtes dient noch viel höheren Zwecken. Wenn man einen Juristen nach den Gründen des Rechts fragte, sagt Kant, so würde man ihn in die grösste Verlegenheit setzen. Die Frage ist in der Tat leichter gestellt, als beantwortet. Aber gründlich nachgedacht soll darüber jeder Jurist wenigstens einmal in seinem Leben haben. Deshalb verlangen wir von ihm philosophische Bildung. Daneben aber muss die historische Einsicht stehen. Denn das Recht ist nichts absolutes, sondern etwas wandelbares, gewordenes. Diesen Entstehungsprozess aber muss der, welcher vom Staate berufen wird, über dem Volke als Repräsentant der Gerechtigkeit zu stehen, wenigstens in den grössten Umrissen erkannt haben. Er muss den Zusammenhang kennen zwischen der heute geltenden Rechtsordnung und der der Vorfahren. Er bedarf dieser Erkenntnis des Rechtes, das mit uns geboren ist, um es richtig anzuwenden. In diesem Postulat sind heute alle Anhänger der historischen Rechtsschule, Romanisten und Germanisten, völlig einig, während sich die früheren Apologeten des römischen Rechtes auch gegen die Germanisten zu wenden hatten. Dieser Kampf wenigstens ist zugleich mit der Herrschaft des römischen Rechtes beendet. Aber über die Art und Weise, wie das römische Recht

erforscht, behandelt und gelehrt werden soll, herrscht Meinungsverschiedenheit. Die einen verlangen, dass im akademischen Unterricht das gemeine oder Pandektenrecht vorgetragen werde, die andern wollen eine Beschränkung auf das rein römische Recht nach Art der früheren Institutionenvorlesung. Jene legen allen Wert auf den historischen Zusammenhang zwischen dem römischen und dem heute in Deutschland geltenden Recht, sie wünschen, dass bei jeder Institution die Entwicklung von Justinian über Glossatoren, Postglossatoren, kanonisches Recht, usus modernus pandectarum bis zum BGB klar gelegt werde, ja sie machen es sogar grade Savigny, dem Verfasser der bisher noch nicht ersetzten Geschichte des röm. Rechtes im Mittelalter zum Vorwurf, dass er in seinem ‚Besitz‘ und in seinem ‚System‘ die ganze Rechtsentwicklung seit Justinian so gut wie völlig ignoriert habe. Die andern leugnen zwar nicht, dass die Erforschung und Kenntnis der Fortentwicklung des röm. Rechts im Mittelalter und in der Neuzeit von grösstem Werte ist, sie glauben aber, dass für die Zwecke des akademischen Unterrichts, d. h. für die Vorbildung und Schulung der Juristen die Vertiefung in den Geist der klassischen Jurisprudenz von grösserer Bedeutung ist. Das hat erst kürzlich v. Koschembahr-Lyskowski in anregender und überzeugender Weise ausgeführt. Der eine Standpunkt ist nicht minder berechtigt als der andere. Aber das menschliche Leben ist begrenzt und die menschliche Arbeitskraft an Schranken gebunden. Es wird nur selten gelingen, auf beiden Gebieten namhaftes zu leisten. Und so sehen wir denn auch unsere hervorragenden Gelehrten in jener weisen Beschränkung, in welcher sich der Meister zeigt, in der Regel ihre Kraft entweder ausschliesslich oder doch vorzugsweise auf eines der beiden Arbeitsgebiete verwenden. Jeden wird dabei seine besondere Neigung, sein Interesse, vielleicht auch äussere Anlässe, die auf seinen Studiengang Einfluss gewonnen haben, leiten. Mich, der ich vom Studium des klassischen Altertums und der alten Geschichte ausgegangen bin und in Mommsen und Pernice meine hauptsächlichsten Lehrer und Meister verehere, hat von jeher das zweite Arbeitsgebiet, die Erforschung der reinen, von Justinian noch nicht getrübten Lehre des römischen Rechts vorzugsweise angezogen und durch die Grösse der Aufgabe völlig in Anspruch genommen. Es hat es mir um so mehr angetan, als in jüngster Zeit der Geschichte des römischen Rechts neue Perspektiven eröffnet und neue Materialien zugeführt worden sind, durch welche dieser Teil der Wissenschaft einen ungeahnten Fortschritt erlebte und einen neuen Aufschwung nahm. Ein frischer Luftzug weht heute durch die römische Rechtswissenschaft, der allen Modergeruch daraus vertrieben hat. Wir ringen um die Lösung.



neuer Probleme, und der Genuss, den das Suchen der Wahrheit in sich birgt, belebt den Mut und verleiht frische Kraft. „Es ist eine Lust zu leben“ dürfen wir mit Ulrich von Hutten wieder rufen. Eine Renaissance der rechtsgeschichtlichen Forschung hat begonnen. Welche wunderbaren Umstände sind es nun, die eine so erstaunliche Wirkung hervorgebracht haben? Es ist einerseits die Neubelebung der Interpolationenforschung und andererseits die Fülle der Papyrusfunde.

Die Interpolationenforschung war begreiflicherweise nicht gern gesehen in den Zeiten, wo der Richter das Recht aus dem Corpus Juris schöpfte und nicht Zeit hatte, sich mit für ihn wertlosen quellenkritischen Studien zu befassen, wo es ihm vielmehr darauf ankam, in Pandekten und Codex einen authentischen, kanonischen Text zu besitzen. Die glänzenden Unternehmungen des scharfsinnigen Anton Faber wurden verachtet und als Hyperkritik, als *mera subtilitas* beiseite geschoben. Am deutlichsten zeigt sich das im Pandektenkommentar unseres Erlanger Professors Glück. Das ist jetzt anders geworden. Uns interessiert jetzt, was Labeo, Julian, Papinian, Ulpian und Paulus wirklich gelehrt haben. Denn in ihren Werken steckt der wahre Geist des römischen Rechts; und ihn klar heraus zu destillieren, hat auch für uns noch den grössten Wert. Das möge hier an einem Beispiele kurz erläutert werden.

Von grösster Bedeutung für die Lehre von den Schuldverhältnissen ist die Frage nach der Haftung des Schuldners. Wenn er die versprochene Leistung gar nicht oder nur mangelhaft bewirkt, so hat er das in der Regel nur dann zu vertreten, wenn ihm ein Verschulden zur Last gelegt werden kann, ausnahmsweise auch wenn die Unmöglichkeit der Leistung durch einen unverschuldeten Zufall verursacht ist. Beim Verschulden aber unterscheiden die Römer zwei Grade, einen geringeren, Fahrlässigkeit oder Ausserachtlassung der erforderlichen Sorgfalt, und einen höheren, Vorsatz oder Verstoss gegen Treu und Glauben. So ergab sich folgende Skala: Vorsatz, Fahrlässigkeit, Zufall. Welcher dieser drei Massstäbe aber sollte nun bei jedem einzelnen Schuldverhältnis angewendet werden? Dafür hatten die Römer ein sehr sinnreiches und wohl begründetes Prinzip aufgestellt, das sogenannte Utilitätsprinzip. Danach haftete aus einem Geschäft, bei welchem beide Parteien Vorteil und Nutzen hatten, wie bei Kauf und Miete, der Schuldner für Fahrlässigkeit, das heisst, er hatte die nötige Sorgfalt anzuwenden. Hatte aber nur der Gläubiger von dem Geschäft Vorteil, wie beim Verwahrungsvertrag und beim Auftrag, so haftete der Schuldner nur für Vorsatz; er hatte seiner Pflicht genügt, wenn er nach Treu und Glauben verfuhr. Hatte endlich der Schuldner



allen Vorteil allein, wie bei der Leihe, so haftete er auch für Zufall. Diese Sätze konnten durch Vertrag geändert werden; sie erlitten auch durch innere Erwägungen und durch praktische Rücksichten mannigfache Modifikationen. Die Haftung des Schuldners konnte sich erhöhen, z. B. beim Auftrag und dem Verwahrungsvertrag, wenn er sich zu dem Geschäft gedrängt hatte, und sie konnte sich mildern, z. B. wenn auch der Gläubiger an der Unmöglichkeit der Leistung nicht ohne Schuld war, so, wenn er die geschuldete Sache, als sie ihm vom Schuldner angeboten wurde, nicht abnahm. Aber dies sinnreich erfundene und konsequent durchgeführte Prinzip gab dem Richter in allen Fällen einen sicheren Massstab. Das alles ist jedoch durch Justinianische Rechtsänderungen und Interpolationen so verdunkelt worden, dass es erst den vereinten Forschungen der letzten Jahre gelungen ist, das reine Gold der Lehre der klassischen Jurisprudenz von den justinianischen Schlacken zu säubern. Die Verfasser des BGB kannten sie noch nicht; sie stützten sich hauptsächlich auf das damals hochgeschätzte Werk von Hasse über die Culpa, in welchem alle Pandektensätze über Verschulden, die fast durchweg interpoliert sind, für bare Münze genommen wurden, und das Utilitätsprinzip, weil es sich nirgend recht bewähren wollte, fast als Spielerei angesehen wurde. So kamen sie denn zu keiner einheitlichen Regelung und begnügten sich mit dem § 276: „Der Schuldner hat, sofern nicht ein anderes bestimmt ist, Vorsatz und Fahrlässigkeit zu vertreten.“ Diese anderen Bestimmungen aber muss man sich hier und da zusammensuchen. Das ist keine Regelung, sondern blinde Willkür. So haftet z. B. nach dem BGB der Entleiher, der doch von dem Geschäft einzig und allein Vorteil hat, ebenso wie fast alle übrigen Schuldner, nur für Fahrlässigkeit, entgegen nicht nur dem römischen Recht, sondern auch dem deutschen Recht des Sachsenspiegels (Sachsensp. 3, 5; Heusler Inst. II S. 266, 267), und entgegen, wie mir scheint, dem Rechtsgefühl.

Sehr bemerkenswert ist dem gegenüber doch, dass das neue Schweizer Obligationsrecht im § 99 sagt:

„Der Schuldner haftet im allgemeinen für jedes Verschulden.

Das Mass der Haftung richtet sich nach der besonderen Natur des Geschäftes und wird insbesondere milder beurteilt, wenn das Geschäft für den Schuldner keinerlei Vorteil bezweckt.“

Auch das Pr. A. L. (§ 278—280 I 5) und das sächsische Gesetzbuch enthielten ähnliche auf das Utilitätsprinzip gegründete Bestimmungen. In den Motiven zum BGB ist das zwar nicht übersehen, aber als unbeachtlich und unpraktisch unberücksichtigt geblieben. (Mugdan II, S. 15). Man hätte vielleicht anders geurteilt, wenn man die Lehre der klassischen Juristen, gesäubert von justini-

anischen Zutaten und Verunstaltungen schon so klar erkannt hätte, wie sie jetzt, dank den neueren Forschungen, vor uns liegt.

Die klassischen Juristen lehrten, dass der gutgläubige Besitzer einer Sache die Früchte mit der Trennung zu eigen erwerbe, und demgemäss, wenn er mit der Reivindicatio zur Herausgabe der Sache gezwungen würde, die Früchte behalten könne. Justinian aber schränkte diese Befugnis ein auf die verzehrten Früchte; die noch vorhandenen sollten herausgegeben werden. Daher prägten die Kompilatoren den wunderbaren Satz: *b. f. possessor consumptos fructus suos facit*, bei dem man sich vergeblich bemüht zu erklären, wie man denn an verzehrten, also untergegangenen Sachen noch Eigentum erwerben könne. Dieses Recht sollte eine Belohnung sein *pro cura et cultura*, für die sorgfältige Bewirtschaftung, obgleich es doch auch dem gutgläubigen Besitzer zustand, der die Wirtschaft vernachlässigt hatte, und in Wahrheit mehr eine Prämie für das Verzehren als für die Kultur war. Jeder Versuch einer vernünftigen Begründung dieses Satzes ist daher missglückt. Seitdem die Interpolation, an die freilich manche immer noch nicht glauben wollen, die aber durch den ersten Paragraphen der *Fragmenta Vaticana* sicher erwiesen wird, von Alibrandi und anderen aufgedeckt ist, steht die Lehre der klassischen Juristen makellos da. In diesem Punkte hat sich ihr der Gesetzgeber Deutschlands — merkwürdigerweise — angeschlossen.

Ungeheuren Vorteil hat die Besitzlehre aus der Interpolationenforschung gezogen. Unerklärlich erschien bisher der Unterschied zwischen *civilis* und *naturalis possessio*, und vergebens versuchten zahllose Schriftsteller ihren Witz und ihren Scharfsinn an der Lösung dieses Problems. Das einfachste schien, in der *civilis possessio* den rechtlich geschützten Besitz zu sehen, in der *naturalis possessio* das blosses Innehaben ohne Absicht zum Eigenbesitz. Aber dem stand entgegen, dass in l. 1 § 9 u. 10 *Dig. de vi* 43,16 der Besitz der Frau an dem ihr vom Gatten geschenkten Grundstück als *naturalis possessio* bezeichnet wird. Diese Tatsache setzte allen Erklärungsversuchen unüberwindlichen Widerstand entgegen. Denn der beschenkte Gatte hat, wenn auch die Schenkung nichtig ist, doch den *animus domini* und kann daher nicht als blosser Innehaber oder Besitzdiener angesehen werden. Jetzt hat Riccobono sehr scharfsinnig die Interpolation der Stelle erwiesen und damit jede Schwierigkeit aus dem Wege geräumt. Nun erscheint die Lehre der klassischen Juristen innerlich geschlossen und logisch berechtigt. Wie kam aber Justinian zu seiner Interpolation? Er war dazu genötigt durch seine Umgestaltung des *Interdictum unde vi*, durch die Verschmelzung des *interd. unde vi cotidianum* mit dem *interd. de vi armata* und

durch die Ausdehnung desselben auf gewisse Detentoren, zumal der Nissbraucher. Freilich übersah er, dass er mit seiner Interpolation den ganzen inneren Zusammenhang, den tenor rationis, zerstörte, und sein Einschub ist recht verunglückt. Aber das wird häufig der Fall sein, wenn in ein geschlossenes System einzelne Lappen hineingeflickt werden, und es ist sehr wohl begründet, dass sich unsere Juristen gegen jede, auch die geringste Aenderung des BGB auf das Aeusserste sträuben.

Andererseits zeigt uns die eben erwähnte Stelle, dass Justinian keineswegs sinnlos interpolierte und dass man ihn wegen seiner wohl begründeten Interpolationen nicht etwa tadeln darf. Die Verdienste Justinians um die Entwicklung und Förderung des Rechtes sind ganz gewaltig, und vor allem die Frauen haben allen Grund, ihm dankbar zu sein. Aber es ist hier nicht der Ort seine Verdienste darzustellen und zu preisen, ich habe das bei anderer Gelegenheit selber besorgt und möchte mich nur gegen den Verdacht schützen, als wollte ich hier als sein Verkleinerer auftreten. Ich betone vielmehr ausdrücklich, dass wer eine Interpolation behauptet, in der Regel auch den Grund wird aufweisen müssen, der die Kompilatoren zu dem Einschub oder der Aenderung veranlasste. Darum verhalte ich mich auch in Fällen, wo das nicht geschieht, vorläufig skeptisch. Ob die Ausdehnung der Passivlegitimation des Vindikationsbeklagten auf den fictus possessor, der sich dolos des Besitzes entäussert hat, wie mein Vorgänger auf dem Erlanger Lehrstuhl annimmt, ob die *condictio incerti*, oder die *condictio obligationis*, *acceptilationis* und *possessionis* wirklich erst, wie man neuerdings behauptet, von den Byzantinern und nicht vielmehr schon von den Juristen der severischen Zeit eingeführt ist, das muss einstweilen noch dahingestellt bleiben, und völlig ablehnend verhalte ich mich gegenüber dem in jüngster Zeit angestellten Versuch, das Wort *hypotheca* in den Digesten als Interpolation zu verdächtigen, soviel Scharfsinn auch darauf verwendet worden ist.

Aber wenn auch gelegentlich über das Ziel hinausgeschossen wird, so darf uns das nicht irre machen. An der Nützlichkeit dieser Forschungen wird dadurch nichts geändert. Auch die verfehlten Versuche tragen zur Vermehrung unserer Erkenntnis bei, indem sie uns zwingen, die verdächtigten Stellen schärfer zu betrachten und ihnen erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken. Jetzt wird in Leipzig unter der Leitung von Mitteis eine Zusammenstellung der in tausenden von Büchern und Zeitschriften zerstreuten Untersuchungen und Notizen über interpolationsverdächtige Stellen veranstaltet, und wenn einmal diese Sammlung vorliegen und durch ernste Nachprüfung die Spreu von dem Weizen gesondert sein wird, dann erst wird



die Zeit gekommen sein, das Recht der Augustischen oder der Hadrianischen Periode systematisch darzustellen, ein Versuch, der bereits früher von Pernice gemacht wurde, aber als verfrüht scheitern und Torso bleiben musste. Unsere Arbeit ist also nur Vorarbeit für grössere Zwecke, wie das *Corpus Inscriptionum Lat.*, jener *Index*, der Mommsens Kräfte zum Teil absorbierte. Sie ist vergleichbar der kunstvollen Reinigung der herrlichen Marmorplatten des pergamenischen Altars, die von den Türken in eine Mauer verbaut waren und als Mauerstücke mit einer dicken Kalkschicht überzogen nach Berlin kamen, von der sie erst vorsichtig befreit werden mussten. Auch wir müssen aus einem jüngeren Bauwerk, dem *Corpus iuris*, die Bausteine, die durch Zutaten, Einschiebsel und Verstümmelungen ganz entstellt sind, erst wieder herausholen und reinigen. Die Werkzeuge zu dieser schwierigen, aber auch sehr interessanten Arbeit müssen wir uns erst beschaffen. Denn wenn auch zur Erkenntnis von Interpolationen in erster Linie die Unterscheidung Justinianischer oder spätkaiserlicher Rechtssätze von denen der klassischen Epoche dient, so ist doch auch die Sprache ein nicht zu unterschätzendes Erkenntnismittel. Die Kompilatoren der *Digesten* sprachen und schrieben wohl durchweg Lateinisch nicht als Muttersprache, und an ihren Fehlern, Soloezismen, Barbarismen und Styleigentümlichkeiten sind sie oft zu erkennen. Hier aber ist vor allem Vorsicht geboten, was immer von neuem, namentlich jüngeren Heissspornen gegenüber zu betonen ist. Um völlige Sicherheit über den Sprachgebrauch zu gewinnen, hat man angefangen grosse Wörterbücher anzulegen, Longo schuf das Wörterbuch der justinianischen Sprache, Gradenwitz den *Index* zum *Codex Theodosianus* und den posttheodosischen *Novellen*, in Prag beginnt v. Mayr einem *Index* zum *Codex Justinianus* anzufertigen; das älteste und grossartigste aller Unternehmungen aber ist der von Mommsen veranstaltete *Berliner Index Digestorum* und das auf Grund desselben von der Berliner Akad. der Wissensch. herausgegebenen *Vocabularium Jurisprudentiae Romanae*, dessen Redaktion gegenwärtig in meinen Händen liegt. Es wurde zuerst aus Mitteln der Savigny-Stiftung bestritten; im Jahre 1901, als die Akademie der Wiss. zu Berlin ihr 200jähriges Bestehen feierte, stiftete der König von Preussen 60 000 M. dazu, und nicht unerwähnt bleiben darf die herrliche Tat eines deutschen Gelehrten, nämlich Ernst Immanuel Bekkers in Heidelberg, der im Jahre 1910 10 000 M. zu meiner Verfügung stellte. Die ersten Anfänge des grossen Unternehmens liegen 25 Jahre zurück, und noch ist nicht ganz die Hälfte vollendet. Doch ist zu hoffen, dass die zweite Hälfte nicht so viel Zeit erfordern wird, als die erste. Ist doch kürzlich die grösste Schwierigkeit durch den eisernen Fleiss eines Mitarbeiters über-



wunden worden, nämlich die Bearbeitung des Artikels ‚et‘. Man würde schwer irren, wenn man glauben wollte, dass es überflüssige Kleinkrämerei sei, solche Arbeiten zu machen. Der Naturforscher weiss, dass zu jeder wichtigen Entdeckung unablässige mikroskopische Beobachtung die Vorbedingung ist, und die Regierungen und Akademien pflegen mit der Bewilligung der Mittel zu solchen oft sehr kostspieligen Arbeiten nicht zu kargen. Wir gönnen das unseren Kollegen ohne Neid. Aber der Sprachforscher darf mit Fug und Recht dasselbe verlangen, und grade der Gebrauch der unscheinbaren Partikeln, dieser feinsten Erzeugnisse der Sprachentwicklung und des Sprachgeistes, gibt oft die sichersten Anhaltspunkte für die Erkenntnis der Styleigentümlichkeiten der Schriftsteller. Es gibt heute keinen Pandektenforscher, der nicht dankbar den Nutzen des Voc. Jur. Rom. anerkennt, und allgemein wird nur das Eine bedauert, dass die Vollendung des Werkes so lange auf sich warten lässt.

Haben sich so durch die Interpolationenforschung für die Wissenschaft des römischen Rechts neue Ausblicke und Ziele eröffnet, so wurden ihr andererseits durch die noch ganz junge Papyrologie ungeahnte, reiche Materialien zugeführt, deren Durchforschung sich namentlich die jüngere Generation der Romanisten, die zumeist durch die Schule von Ludwig Mitteis gegangen ist, mit wahren Feuereifer widmet. Auch hier winken die schönsten Resultate, die dazu führen werden, unsere Erkenntnis und unser Verständnis der Zusammenhänge des Rechts zu fördern. Schon hat man erkannt, dass viele Neuerungen des byzantinischen Rechts aus griechischen Einrichtungen stammen, zumal auf dem Gebiete des Familien- und Erbrechts, und ferner hat sich bei vielen Institutionen eine ganz auffallende Verwandtschaft zwischen griechischem und deutschem Recht ergeben; ich erwähne nur die Grundbücher, die vermögensrechtliche Stellung des Kindes, die Abfindung der Tochter mit der Dotierung, die Parentelenerbfolge, den Erbvertrag, das Amt des Testamentsvollstreckers, das Beispruchsrecht, die Beschränkung der Erbenhaftung auf den Nachlass. Wenn man die Spuren germanischen Rechts, die man im spätrömischen, namentlich justinianischen Rechte zu finden vermeint, auf den Einfluss der Germanen, die am römischen Kaiserhofe mächtig waren, zurückführen will, so trifft man damit schwerlich das Richtige. Diese vermeintlichen germanischen Elemente sind vielmehr griechisches Rechtsgut und dessen Eindringen in das spätrömische Recht, das am Hofe von Byzanz in Gesetzesform gegossen wurde, bedarf keiner weiteren Erklärung. Um das zu erkennen, war es nur nötig, dass die Romanisten anfangen, sich um das griechische Recht zu kümmern. Das war zwar auch früher schon geschehen, z. B. von Leist, aber zu anderen Zwecken. Leist hatte seine Blicke rück-

wärts gewandt, um das altarische Recht zu finden. Die syrischen Rechtsbücher und die Papyri lehrten uns die Blicke nach vorwärts richten. Hatte man vorher wohl das Recht des klassischen Hellas aus den attischen Rednern, den Lexika der Rhetoren und einzelnen Inschriften ganz gut kennen gelernt, so zeigten nunmehr die Papyri das Fortleben dieses Rechts von der ptolemäischen Zeit durch die römische hindurch bis zur byzantinischen Periode in ununterbrochener Reihenfolge, und lehrten uns das Eindringen griechischer Rechtsanschauungen und Rechtsgebräuche in die kaiserlichen Konstitutionen, die im Codex Theodosianus und Justinianus gesammelt sind, kennen. Hier ist natürlich noch ungeheuer viel zu tun; man kann sagen, dass erst die Anfänge gemacht sind. Viel neues Material ist auch noch zu erhoffen. Die weit zerstreute Papyrusliteratur macht das Einarbeiten in dies Forschungsgebiet auch nicht grade leicht. Aber mit der ausgezeichneten Papyruschrestomathie von Wilcken und Mitteis, die kürzlich erschienen ist, ist auch den Fernerstehenden ein vorzügliches Hilfsmittel geboten, sich mit diesem Studienggebiet bekannt zu machen.

Wie erklärt sich nun aber bei der Verwandtschaft zwischen griechischem und germanischem Recht die Sonderstellung des römischen, da doch die Römer der arischen Völkerfamilie grade so gut angehören, wie Griechen und Germanen? Das ist die Folge der römischen Rechtswissenschaft. Ursprünglich hat sich das römische Recht von dem griechischen und germanischen wenig unterschieden. Auch im ältesten römischen Recht war die Ausstattung der Tochter durch den Vater eine Abfindung, und die Testamentserrichtung *calatis comitiis* ist im Grunde nichts anderes als Adoption auf den Todesfall, ähnlich wie die germanische *Thinx* und *Affatomie*. Am deutlichsten zeigt sich das vielleicht an der Lehre von der juristischen Person. Im entwickelten römischen Recht ist die juristische Person ein *corpus*, das für sich existiert, getrennt von den einzelnen Mitgliedern, von Savigny mit vollem Recht als fingierte Persönlichkeit bezeichnet und von Justinian sogar auf die Stiftungen, die *εὐσεβὲς αἰτίαι* oder *piae causae* angewendet. Diese Anschauung ist den Germanen immer fremd geblieben und noch heute so fremd, dass sie besonders von den Germanisten auf das eifrigste bekämpft wird, ja dass viele Romanisten, von ihren germanistischen Kollegen angesteckt, ihr die Anerkennung versagen. Aber auch die Römer der Zwölftafelzeit kannten diese Anschauungsweise noch nicht. Auf den zwölf Tafeln heisst es: *si agnatus nec escit, gentiles familiam habent o*, nicht *gens familiam habeto*, und mit Recht nimmt man hier ein Gesamthandseigentum der Gentilen an. Noch in den Pandekten ist fast nie von Rechten eines Munizipium die Rede, sondern

von Rechten der Municipales. So sehr hat sich die ursprüngliche, naive Anschauung auch in der Zeit der Herrschaft der Rechtswissenschaft noch erhalten. Aber juristisch ist die Auffassung der römischen Jurisprudenz die feinere, und praktisch die brauchbarere, weil anwendbar auch auf Stiftungen, wo korporative Konstruktion und Gesamtvermögen nicht mehr durchführbar ist, und selbst auf das vielgequälte Sammelvermögen. Alle übrigen Konstruktionsversuche sind fruchtlose Bemühungen, welche zu unpraktischen Ergebnissen führen und die mühsam errungenen Resultate jahrhundertelangen juristischen Denkens nutzloser Weise auf den Kopf stellen. Das ist eben das ungeheuere Verdienst der römischen Rechtswissenschaft, dass sie in strengster Folgerichtigkeit die juristischen Begriffe und Regeln feststellte, so auch den Satz, dass ein Gesamteigentum mehrerer an derselben Sache unmöglich sei, und dass sie daraus die logischen Folgen zog, also in unserem Falle, dass bei Miteigentum entweder der einzelne Miteigentümer nur einen ideellen Anteil haben könne oder dass man die Gesamtheit als ein Individuum, als ein Rechtssubjekt, fingieren müsse. Doch hielten sie an solchen Sätzen nicht starr fest, wenn die praktischen Ergebnisse unbefriedigend waren. Sie haben keineswegs, wie manchmal behauptet wird, der Rechtslogik die menschlichen Interessen geopfert. In ihren Bestrebungen, den Geschäftswillen aufrecht zu halten, kannten sie keine Grenzen; die Erbeseinsetzung auf eine bestimmte Sache und das Quotenvermächtnis haben sie aufrecht gehalten, obwohl eins so unlogisch ist, wie das andere. In der Lehre von der Stellvertretung und der Zession der Forderungen haben sie ihre alten starren Sätze allmählich modifiziert oder ganz aufgegeben. Und wie sehr haben sie ihr Erbrecht, das testamentarische, wie das Intestaterbrecht entwickelt! Erst den Juristen der severischen Epoche, einem Papinian und Ulpian, die vielleicht als Syrer von orientalischer Spitzfindigkeit nicht frei waren, war es vorbehalten, gelegentlich die Konsequenz bis zum Aberwitz zu treiben, so bekanntlich in der Lehre vom Vorausvermächtnis, wo sie den übelberüchtigten Satz prägten: *a se ipso legari non potest*. Doch solche vereinzelt Missgriffe ändern nichts an der Bedeutung des Gesamtwerkes. Es ist eine merkwürdige Erscheinung: Die politisch so hoch begabten Römer haben für die Staatslehre und das Staatsrecht wenig getan; während die Griechen, die in der praktischen Politik wahre Stümper waren, auf diesem Gebiete die glänzendsten Leistungen aufzuweisen haben. Dafür waren die Griechen ganz unfruchtbar in der Wissenschaft des Privatrechts. Wir kennen von ihnen keine wissenschaftlichen Leistungen auf diesem Gebiete. Es scheint, dass sie über ihre alten Gesetzgebungen, die einst den Römern als Vorbilder gedient hatten, nicht hinausgekommen

sind. Keine Interpretatio der Jurisprudentes hat es unternommen, den Inhalt aus diesen lapidaren Sätzen herauszuholen und weiterzubilden. Man muss es in der Rede des Hyperides gegen Athenogenes nachlesen, welche Schwierigkeiten es macht, griechischen Richtern klar zu machen, dass man einen geschriebenen Vertrag wegen Betruges müsse anfechten können. Es ist das ein Gedanke, der ihnen ganz unfassbar erscheint. Und man vergleiche damit die fein ausgebildete Lehre der Römer von der Nichtigkeit oder Anfechtbarkeit der Willenserklärungen. Oder man suche im griechischen Rechte nach irgend etwas, was sich mit der römischen Besitzlehre vergleichen lässt. Man wird nicht einmal die Fähigkeit zur Unterscheidung von Besitz und Eigentum finden. In der Wissenschaft des Privatrechts waren die Römer Meister. Hier haben sie ein stolzes Gebäude errichtet, das trotz aller Angriffe noch immer unerschüttert in voller Pracht emporragt. Seine weitere Durchforschung und die Mitteilung unserer Forschungsergebnisse an unsere Schüler bleibt unsere schöne Aufgabe. Dabei aber können wir keine Schranken anerkennen. Zwar sollen wir nie vergessen, zu welchem Zwecke wir lehren: Wir sollen und wollen uns stets bewusst bleiben, dass wir nicht Altertumsforscher heranzubilden haben, sondern Juristen, welche das römische Recht kennen lernen sollen, um sich für ihren Beruf vorzubereiten, d. h. um sich mit den Rechtsbegriffen vertraut zu machen, um an den Entscheidungen der Römer ihren Verstand zu schärfen und sich im juristischen Denken zu üben und um die Grundlage kennen zu lernen, auf denen unser heutiges Recht zum grossen Teil beruht, die Wurzeln, aus denen es hervorgewachsen ist. Das aber darf uns niemals abhalten, unsere Forschung bis auf die minutiösesten Dinge, auf die feinsten Subtilitäten auszudehnen, denn am Kleinen hängt oftmals das Grosse. Die Erkenntnis eines scheinbar geringfügigen Umstandes kann häufig zur Entdeckung wichtiger Tatsachen und Zusammenhänge führen, und eine Wissenschaft, die nur zu bestimmten Zwecken, seien es auch noch so ernste und erhabene Lehrzwecke, betrieben wird, hört auf eine Wissenschaft zu sein. Die wahre Wissenschaft hat keinen anderen Zweck als sich selber, sie trägt auch ihren Lohn in sich allein.

---



# Die Entstehung des Rechts.

Versuch einer Rechts-Werttheorie  
als Grundlage zu einer monistischen Rechtsphilosophie.

Von

**Dr. Andreas v. Máday,**

ao. Professor an der Juristischen Fakultät der Universität Neuenburg.

(Schluss.)

## IV. Das Recht des Stärkeren.

### 1. Seine Grundlagen.

Nachdem wir das Recht des Schwächeren und seine Veränderungen veranschaulicht haben, wollen wir noch einen Blick auf das Recht des Stärkeren werfen. Wie verhält sich dasselbe zur Rechtswerttheorie? Die Rechte des Stärkeren, die Vorteile, die der Schwächere ihm zukommen lässt, sind diese ebenfalls Gegenwerte, d. h. Aequivalente von Werten? Steht es nicht in augenscheinlichem Widerspruch mit der Rechtswerttheorie, dass der Mensch, der in seiner Aktivität doch nur das Anschaffen von Werten zum einzigen Zwecke hat, gewisse Werte opfert, d. h. ohne Gegenwert hingibt, wenn er der Schwächere ist?

Nein; auch die Rechtsentsagung des Schwächeren, der Wertverlust, den er annimmt, hat Wertsicherung zum Zwecke; denn, den Fall der Vernichtung des Schwächeren ausgenommen — und das ist eben kein Rechtsverhältnis mehr —, sichert der Stärkere, selbst wenn er den Schwächeren ausbeutet, selbst wenn er ihm alle seine entbehrlichen Werte abnimmt, dennoch einen Wert: den **Wert des Friedens**, das heisst den ungestörten Besitz dessen, was er ihm nicht abgenommen hat, und sollte es auch nur das nackte Leben sein.

Der Unterschied zwischen den Rechten des Schwächeren und denen des Stärkeren kann demnach auf folgende Weise ausgedrückt werden: Wenn der Stärkere (oder der Gleichstarke) dem Schwächeren Rechte (Vorteile) zusichert, so tritt er einen Teil der Werte ab, über die er verfügt, um sie gegen andere Werte, die er entgegennimmt, einzutauschen; hingegen, wenn der Schwächere dem Stärkeren Rechte (Vorteile) zuerkennt, so tritt er einen Teil der Werte ab, über die er verfügt, nicht um andere dafür entgegenzunehmen, sondern um das Uebriggebliebene sich zu erhalten.

## 2. Beispiele.

Als Beispiele für das Recht des Stärkeren können wir folgende Fälle nennen.

Man gibt Almosen einem Bettler, der es gar nicht verdient, der aber durch seine Zudringlichkeit stärker ist als wir — um ihn loszuwerden. In diesem Falle tritt man nur einen äusserst geringen Teil der Werte, über welche man verfügt, ab, um in aller Ruhe das Uebriggebliebene behalten zu können.

Ein in sozialer Hinsicht interessanterer Fall ist jener, wo man den grössten Teil der Werte, über die man verfügen könnte, hingibt, um nur das allernotwendigste Minimum zu behalten. Dies ist gerade der Fall des Sklaven, welcher aufs äusserste ausgenützt wird, und der (indem er die ihm geschaffene Lage erträgt) dem Stärkeren das Recht anerkennt, ihn aller Früchte seiner Arbeit zu berauben, wenn ihm als Gegenwert wenigstens das Leben gesichert ist.

Ein ähnlicher Fall ist jener des Gefangenen, der zu lebenslänglichem Kerker verurteilt ist, und der, indem er diesen Zustand erträgt, dem Staate das Recht anerkennt, ihm seine Freiheit zu nehmen, ihn aller seiner Werte zu berauben, um ihm nur den einzigen Wert zu lassen: das nackte Leben.

Im täglichen Leben betrachtet man gewöhnlich eine Handlung, die unter dem Drucke eines Zwanges geschehen, als unfreiwillig, d. h. man glaubt, sie sei nicht eine Folge von Abschätzung und Entschluss gewesen. Ich denke, dass der Mangel jeder psychologischen Auffassung hier so deutlich an den Tag tritt, dass es beinahe unnütz ist, diese Ansicht zu bestreiten. Gleichwohl möchte ich bemerken, dass — den Fall ausgenommen, wo man an Händen und Füssen gebunden, also gleich einem leblosen Körper weggeschleppt wird — alle unsere Handlungen einen souveränen Entschluss unseres Organismus (Reflex, Willen) voraussetzen, und bloss die Stärke der Motive (Gründe), welche unsere Handlungen bestimmen und eine Abschätzung herbeiführen, ist verschieden.<sup>5)</sup>

---

<sup>5)</sup> Um Missverständnissen vorzubeugen, will ich bemerken, dass ich, indem ich von der „Freiwilligkeit“ der Handlungen rede, dies Wort nur im subjektiven Sinne, vom Standpunkte des Handelnden aus betrachtet, gebrauche. Die Existenz dieses subjektiven Freiheits-Bewusstseins bedeutet aber noch keineswegs die tatsächliche, objektive Existenz dieser Freiheit. Vielmehr bin ich überzeugt, dass der menschliche Willen stets determiniert ist.

In Anbetracht dessen, dass die Gefangenen meistens und die Sklaven beinahe immer die Möglichkeit haben, sich das Leben zu nehmen, ist es unmöglich zu bezweifeln, dass sie ihr Leben, obwohl es auf das Minimum der Genüsse reduziert ist, — trotzdem dem Tode oder den Schmerzen, die dem Tode vorausgehen, vorziehen; mit anderen Worten, dass das Leben Wert hat in ihren Augen. Es geschieht also tatsächlich nur zum Zweck: diesen Minimalwert zu behalten, dass sie sich dazu entscheiden, der stärkeren Kraft nachzugeben, indem sie alles, was sie besitzen, abtreten, anstatt sich das Leben zu nehmen. Uebrigens genügt es hier, an die Grenzwerttheorie (genannt Grenznutzen-theorie) zu erinnern, um die Zähigkeit, mit der Sklaven und Gefangene trotz allem noch an ihrem Leben hängen, zu begreifen.

Der für beide Teile subjektiv nützliche und freiwillige Charakter der Beziehungen zwischen dem Stärkeren und dem Schwächeren und die, wenn auch nur stillschweigende Einwilligung — seitens des Letzteren — in Ausbeutung und Unterdrückung sind so augenscheinlich, dass selbst die Wortführer der Unterdrückten, namentlich sozialistische Schriftsteller es anerkennen. So versichert Engels in seinem Buche „Herrn Eugen Dürings Umwälzung der Wissenschaft“ (S. 190), dass die Einführung der Sklaverei „selbst für die Sklaven ein Fortschritt war“, denn „die Kriegsgefangenen, aus denen die Masse der Sklaven sich rekrutierte, behielten jetzt wenigstens das Leben, statt dass sie früher gemordet oder noch früher gar gebraten wurden“. Boudin, in seinem „Theoretischen System von Karl Marx“ (deutsche Uebersetzung, S. 200), versichert, dass keine Klassenherrschaft, einzig auf das Uebergewicht brutaler Kraft gebaut, sich hätte behaupten können. Endlich hat Jaurès, der angesehenste Führer der französischen Sozialisten, in einem in 1907 in Genf über Jean-Jacques Rousseau gehaltenen Vortrag erklärt, dass „in der Tat, wie gross auch die Macht der Tyrannen gewesen sein mag, keine Regierung hätte bestehen können, wenn nicht die Unterdrückten ein Minimum von Einwilligung gegeben hätten“.

## V. Kombinationen der Rechte des Schwächeren und der Rechte des Stärkeren.

Schon als ich Beispiele für die Rechte der Schwächeren aufzählte, hob ich hervor, dass die drei typischen Formen des Rechtes der Schwächeren nur selten vorkommen, und dass man in den meisten Fällen mit Kombinationen zu tun hat, welche

dann der Forscher auf die drei Urformen zurückführen muss. Nun können wir bezüglich der Rechte des Starken und des Schwachen eine ähnliche Erklärung tun.

Ist es auch wahr, dass man bei einer grossen Anzahl von Rechtsverhältnissen es auf den ersten Blick feststellen kann, welcher von den beiden Parteien der Stärkere und welcher der Schwächere ist, so kommt es anderenteils ebenso oft vor, dass wir mit schwierigen Kombinationen zu tun haben, welche ein ganzes Gewebe von Rechtsverhältnissen enthalten, in welchen beide Parteien bald als die Stärkeren, bald als die Schwächeren erscheinen. Man könnte diese, im Leben so häufig vorkommenden Fälle der strategischen Stellung zweier feindlichen Armeen vergleichen, wo das Uebergewicht einer Armee auf gewissen Punkten noch keineswegs ihre Schwäche auf anderen Punkten ausschliesst. Die Arbeiterfrage und der sozialistische Klassenkampf bieten uns heutzutage ein Beispiel dieser Art.

In dem Kampfe zwischen Arbeitgebern und Arbeitern kann man nicht mehr im voraus von „Stärkeren“ und „Schwächeren“ reden. Das Feld, wo die Schlacht für das Recht geliefert wird, ist sehr ausgedehnt, und zahlreich sind die strategischen Punkte. Während der Kapitalismus auf einem Punkt siegt, dringt auf einem anderen Punkt der Syndikalismus vor. Um die Situation recht zu verstehen, müssen wir uns folglich der Analyse bedienen.

Ich wünsche hier zu bemerken, dass eine der Hoffnungen, welche ich an meine Theorie knüpfe, die Möglichkeit ist, mit ihrer Hilfe die Klassenkämpfe systematischer und vollständiger veranschaulichen zu können,<sup>6)</sup> als es die materialistische Geschichtsauffassung getan hat.<sup>7)</sup>

<sup>6)</sup> Einen Versuch in diesem Sinne habe ich in meiner Neuenburger Antrittsvorlesung unter folgendem Titel unternommen: „*Essai d'une nouvelle classification des systèmes politico-sociaux et de ses applications* (Athènes antique; Proudhon; Socialisme allemand; Législation ouvrière).“ Paris, Giard et Brière 1911.

<sup>7)</sup> Hiermit will ich nicht behaupten, dass meine Theorie der materialistischen Geschichtstheorie, wenigstens in dem, was an ihr wesentlich ist, widerspricht. Vielmehr ist meine Rechtswerttheorie eine Bestätigung des geschichtlichen Materialismus, indem er von einem andern Standpunkt ausgehend, zu ähnlichen Ergebnissen gelangt und unter einer neuen Form dieselben Gesetzmässigkeiten feststellt. Vgl. übrigens zur rationalistischen Beurteilung und Bestätigung der materialistischen Geschichtstheorie Pikler: Das Grundgesetz alles neuro-psychischen Lebens, zugleich physiologisch-psychologische Grundlage für den richtigen Teil der sog. materialistischen Geschichtsauffassung. Leipzig 1900.



Endlich gibt es noch ein interessantes Beispiel für die Kombination der Rechte des Starken und des Schwachen: den **Parasitismus**, welcher in der Biologie, wie im sozialen Leben gleicherweise vorkommt. Schon der oben erwähnte Fall des Bettlers gehört dieser Kategorie an. Fügen wir dem hinzu, dass ein untätiger Kapitalist, der sich überhaupt für keine soziale Einrichtung interessiert, an keinem Unternehmen teilnimmt, dessen ganze Tätigkeit sich im „Kupon-Abschneiden“ erschöpft, auch als Parasit in der Gesellschaft lebt. Vom Standpunkte der Rechtswerttheorie aus betrachtet, bietet der Parasitismus besonders dadurch interessante Kombinationen, dass er sehr oft als Uebergang dient von der Ausbeutung des Schwächeren durch den Stärkeren zur gänzlichen Auflösung jedweden Verhältnisses durch die Trennung. Oft geschieht es auch, dass es die Kollaboration ist, welche sich in Parasitismus umwandelt, wenn nämlich einer der Mitarbeiter fortfährt, die Vorteile, welche durch das Zusammenwirken gesichert sind, zu genießen, ohne jedoch mit seiner Arbeit auch weiterhin beizusteuern. (Vergl. z. B. das Verhältnis von Staat und Kirche von ihrer ursprünglichen Verbindung an bis zu ihrer Trennung, oder die Evolution der Stellung der Frau in der Familie.)

## VI. Schlussfolgerungen.

Wir haben nun die Gültigkeit der Rechtswerttheorie bewiesen. Es folgt aus ihr, dass das Recht denselben Gesetzen (Angebot und Nachfrage, Grenzwert usw.) unterworfen ist, welche bisher nur als spezifische Gesetze der Nationalökonomie betrachtet wurden, welche aber von nun an als allgemeine soziologische Gesetze zu gelten haben. Da hierdurch auch festgestellt wurde, dass das Recht selbst ein Wert ist, und dass man es auf dieselbe Weise erwirbt wie jeden anderen Wert: durch Tausch oder durch Kraft, so folgt daraus, dass wir umsonst, nutzlos, ohne Grund niemandem Rechte erteilen oder zuerkennen.

Indem wir den tiefnützlichen und vernunftmässigen Charakter des Rechtes anerkannten, haben wir die Rechtserscheinungen auf die natürliche Grundlage

---

Pikler und Somlo: Der Ursprung des Totemismus. Ein Beitrag zur materialistischen Geschichtstheorie. Berlin 1900. Pikler: Der Hauptmangel der materialistischen Geschichtsauffassung (Budapest, Huszadik Század 1910, I).

zurückgeführt, welche die Handlungen aller Lebewesen charakterisiert.

Der Mensch, der mit irgend jemandem in ein Rechtsverhältnis tritt oder treten will, unterscheidet sich in seiner Tätigkeit durch nichts wesentliches von allen den Lebewesen, welche, von ihren Bedürfnissen gezwungen, sich Werte verschaffen.

Aber die Rechtswerttheorie scheint einer noch weit tieferen Wahrheit den Weg zu bahnen. In der Tat, die These, dass „der Mensch als Egoist handelt“, das heisst, dass „er von allen seinen Handlungen einen Vorteil erwartet, dass er ohne Ursache kein Recht aus seinen Händen gleiten lässt“, scheint die Gültigkeit der energetischen Gesetze auf rechtsphilosophischem und soziologischem Gebiete zu beweisen.

Wir haben den Kausalzusammenhang, welcher das Recht mit dem Bestreben der Lebewesen, ihre Bedürfnisse zu befriedigen, verbindet, festgestellt und hierdurch auch das Recht in die endlose Kette der Naturerscheinungen eingeschaltet.

Wir haben bewiesen, dass das Recht ein Wertverhältnis ist, welches nicht durch die Kunst menschlicher Willkür entsteht, sondern dass es ein Naturprodukt ist, welches überall notwendigerweise entstehen muss und unaufhaltsam entstehen wird, so oft Lebewesen zusammenwirken oder Werte sich gegenüberstehen.

Wir haben gelernt, dass selbst die stolzeste Hochburg menschlichen Willens: die Norm, welche über Tod und Leben verfügt, nicht anthropomorpher Kraft ihre Macht verdankt, sondern der ewigen, allmächtigen Energie, die das Weltall regiert.

## Ein indischer Vorgänger von Hobbes.

Von

Josef Kohler.

Erst die neuere Zeit gibt uns einen klaren Einblick in die äussere Geschichte des indischen Rechtes,<sup>1)</sup> und wir erkennen, dass das heilige Vedarecht nicht immer in Indien gegolten hat, sondern dass auch Zeiten eintraten, in welchen selbstbewusste

<sup>1)</sup> Ich folge hier den ausgezeichneten Forschungen von Kashi-Prasad Jayaswa in Kalkutta, in den Kalkutta Weekly Notes 1911 XV. Nr. 39, 41 und 42, der auch das Datum des Manu (oder seines in Prosa geschriebenen Vorgängers) sehr wahrscheinlich gemacht hat — etwa 150 v. Chr.

Herrscher in das feste Gehege des Priestertums eingriffen. Vor allem war dies der aus der Geschichte der Alexanderzeit bekannte Chandragupta,<sup>2)</sup> der Sandrocottos der Griechen, und sodann sein Minister Kautilya, auch Chânakya genannt, der Verfasser des Artha-Sâstra, welcher also in das 4. Jahrh. v. Chr. fällt. Ueber dieses Rechtsbuch hat uns neuerdings ein Hindu interessante Mitteilungen gemacht. Nach Chânakya soll nicht nur das heilige Recht, die Rechtsübung und Rechtsgewohnheit massgebend sein, sondern vor allem auch das königliche Gebot; ja das königliche Gebot soll allem vorgehen, denn der König sei der Ursprung des Rechts: wenn er nicht herrschte, so würde es zugehen wie unter den Fischen, wo der Stärkere den Schwächeren aufzehrt, — also auch eine Art von Leviathan-Doktrin, nur dass der Staat nicht als der Verzehrende gilt, sondern als derjenige, der der allgemeinen Unordnung steuert und es verhindert, dass der Stärkere den Schwächeren vertilgt.

Eine Uebersetzung dieses Rechtsbuches wäre eine ausserordentlich schätzenswerte Sache, und die Anführungen des Inders reizen zu näherer Kenntniss.<sup>3)</sup> Bemerkenswert ist, dass jene Anschauung in eine Zeit der Rationalisierung der Philosophie fällt, als die Sânkhya und Kapila-Philosophie in das alte Vedântasystem eingebrochen war und der Atomismus, ja selbst der Materialismus sich breit machten, wie denn auch Kautilya ausdrücklich die Sânkhya, Yoga und Lokâyata-Philosophie erwähnt: Lokâyata ist, wie oben S. 555 dargelegt, der Materialismus.

Chânakyas Bestrebungen aber wurden zu Grabe getragen, als die Annahme des Buddhismus unter König Asoka das ganze bisherige indische Wesen auf den Kopf stellte und das Königtum unter das Priestertum beugte. Jetzt wurden die Veden verlassen, das

<sup>2)</sup> Chandragupta vertrieb 322 v. Chr. die Griechen aus dem Pendschab, entthronte den König von Magadha, breitete seine Herrschaft bis zum bengalischen Meere aus und zwang 303 den Seleucus Nikator zurück. Er war der Begründer der Maurya-Dynastie; sein Tod fällt etwa ins Jahr 297. Sein zweiter Nachfolger (273—231 v. Chr.) war Asoka. Vgl. hierzu und zu den folgenden Daten Smith, *Early History of India* (2 Edit.) S. 113 f. Ueber Sandrocottus vgl. Arrian, *Anab.* V 6 § 2 und *Ind.* V 3, IX 9; Appian, *Syr.* 55.

<sup>3)</sup> Es wird mitgeteilt, dass auf vielen Vergehen Todesstrafe stand und dass Talionsstrafe in den verschiedenen Formen (namentlich das Handabhauen für Körperverletzung) angedroht war, Smith S. 128. Dies entspricht auch dem späteren indischen Rechte. Z. vgl. *Rechtsw.* XVI S. 181. — Nachträglich erfahre ich von Freund Jolly, dass eine Hindu in einer schwer erreichbaren indischen Zeitschrift eine englische Uebersetzung veröffentlicht hat, sie aber in revidirter Gestalt als Buch neu herausgeben will. Ich hoffe s. Z. darüber berichten zu können.

Kastensystem sollte aufgegeben und die Gleichheit aller Menschen proklamiert werden; jetzt gewannen die buddhistischen Mönche die Oberhand und ihre quietistischen Bestrebungen lähmten die Herrschergewalt.

Das wäre einer Vernichtung des indischen Wesens und der indischen Kultur gleichgekommen; hat doch auch auf Ceylon der Buddhismus das Kastentum nicht zu überwinden vermocht.<sup>4)</sup> Die Folge war ein gewaltiger Niedergang der indischen Staatsherrschaft, ein Eindringen des Auslandes, und nach Verdrängung der Fremden eine machtvolle brahmanische Reaktion des Königs Pûshyamitra, des Begründers der Sungadynasti (184—148 v. Chr.), welcher den Buddhismus in Indien ausrottete und das System der Vedas von neuem zur Geltung brachte.<sup>5)</sup> Das Rechtsbuch, welches diesem Zwecke diente, war unser Manu oder sein in Prosa geschriebener Vorgänger. Wie hier das geistliche Recht an die Spitze gestellt und die Brahmanen als die Hüter des Rechtes erklärt werden, zeigt Manu II 6, 9, 11, 12, wo überall auf die Vedas, die Tradition, das Verhalten der Brahmanen, das Tun und Treiben der Vedakundigen verwiesen wird. Wer sich über die Vedas und die heilige Tradition hinwegsetzt, soll ausgestossen werden II 11; alle nicht auf die Vedas basierten Systeme der Philosophie seien wertlos und falsch XII 95, 96, und auch die königliche Gewalt gebühre nur dem, welcher die Veden kennt XII 100; ebenso könne nur einer, der die heiligen Opfer vollbringt, das Recht erfassen II 16; selbst wenn zwei Texte der Rechtsbücher einander widersprechen, bleibe kein Ausweg: es sollen eben beide gelten II 14. Allerdings wird für den Fall, dass das Gesetz gar keine Entscheidung gibt, doch noch ein weiteres Element eingefügt, nämlich das Rechtsgefühl II 6.<sup>6)</sup> Dies wird aber dahin erläutert, dass hier massgebend sein soll, was die Brâhmanen in einer Gemeinschaft von 10 oder auch bloss von 3 Personen als das Richtige bezeichnen XII 108, 110.<sup>7)</sup>

Entsprechend wird denn auch das Kastenwesen in der stärksten Weise ausgeprägt. Das Hauptland Indiens ist das Land der Arier II 22; nur ein Brahmane, niemals ein Sûtra soll

<sup>4)</sup> S. meine rechtsvergleichenden Studien S. 230.

<sup>5)</sup> Der letzte griechische Einfall unter Menander wurde im Jahre 153 zurückgewiesen. Die Sungadynastie erlosch 72 v. Chr. Vgl. Smith S. 190f.

<sup>6)</sup> Wörtlich: was mit dem eigenen Atman (der eigenen Seele) übereinstimmt.

<sup>7)</sup> Vgl. auch Apastamba I 1, 1 § 2 und II 11, 29 § 14; Gautama I § 1, 2 und 4, XXVIII § 48—51 (hier soll selbst die Meinung eines Vedakenners entscheidend sein); Vasishtha I § 4 und 5.



das Recht auslegen können VIII 20, und ein Arier soll nicht da wohnen, wo Sûtras herrschen IV 61. Der Sieg des Ariertums wurde proklamiert; die Vedas triumphierten.

Jetzt war der Buddhismus beseitigt, aber die königliche Gewalt nicht emanzipiert, sondern wiederum unter das geistliche Recht gebeugt, und die geradezu religiöse Scheu vor dem Gesetzbuch des Manu hat alle Einwirkungen des indischen Hobbes verdrängt. So ist es den Hindus nicht gelungen, zu einem grösseren einheitlichen Reiche zu gelangen, und die Ideen des Chânakya scheiterten an der Autorität der Vedas und dem auf ihr fussenden Priestertum.

Ja, ohne Hobbes und Machiavell wäre unser heutiges Staatsleben undenkbar!

Das „Rechtsgefühl“ des Manu aber hat die Folgezeit als eine Art Billigkeitsrecht entwickelt, wie dies aus Jaimini's Mîmansâ hervorgeht;<sup>8)</sup> denn wenn auch die Hindus nie mehr eine herrschende politische Rolle spielten, so sind sie doch vorzügliche Juristen geblieben.

---

### III.

## Wirtschafts- und Sozialphilosophie.

---

# Philosophie und Politische Oekonomie bei den Merkantilisten des XVI.—XVIII. Jahrhunderts.

Von

**Dr. Wladislaw Francowič Zaleskij,**

Wirklicher Staatsrat und o. Professor an der Universität K a s a n.

#### I.

Die allgemein gebräuchliche Definition des Merkantilismus lautet, dass die Merkantilisten — den Nationalreichtum ausschliesslich im Gelde zu suchen und in der Sammlung

---

<sup>8)</sup> Vgl. dieses Archiv IV S. 239. f.

und Aufbewahrung einer möglichst grossen Barschaft von Edelmetallen im Lande die wesentlichste Aufgabe der ökonomischen Politik zu sehen — pflegten.<sup>1)</sup>

Alle merkantilistischen Schriftsteller werden von den Historikern der Nationalökonomie gewöhnlich in zwei grosse Gruppen geteilt: die Anhänger des Geld-Bilanz-Systems (die sog. Bullionisten) und die des Handels-Bilanz-Systems. Die ersteren bestrebten sich, das Geld aus dem Lande nicht herauszulassen und durch unmittelbare, einfache, sozusagen — mechanische Art und Weise in das Land heranzuziehen<sup>2)</sup>; die letzteren verwarfen sämtliche Massnahmen solcher Art und behaupteten, das einzige Mittel, Geld in das Land heranzuziehen, sei — das Aufstellen einer günstigen Handelsbilanz<sup>3)</sup>.

Es gibt jedoch Verfasser, die eine mehr detaillische Klassifikation vorlegen. Z. B. Dubois hat die gesamten Merkantilisten in vier Gruppen und die letzte, vierte Gruppe — noch in vier andere Gruppen geteilt.

Die erste Gruppe bilden — die Bullionisten, die Anhänger des Geld-Bilanz-Systems -- Armstrong (XVI. Jahrh.), Milles (XVII), De Santis, Biblia, Lunetti, Bocchi, Zuccolo (XVII), Malynes (XVII) und Sully (XVI—XVII).<sup>4)</sup>

Die zweite Gruppe bilden — die Industrialisten, die Schriftsteller, welche als den Schwerpunkt der ökonomischen Politik die Entwicklung des Gewerbefleisses bezeichneten — Stafford (XVI), Raleigh (XVII), Botero (XVI), Antonio Serra,

<sup>1)</sup> Ingram, Geschichte der Politischen Oekonomie, russische Uebersetzung, Red. v. Iwan Janschul, S. S. 48, 65; Nübling, Zur Währungsgeschichte des Mercantilzeitalters, 1903, S. XIX.: „... die Frage ... wie am leichtesten möglichst viel bares Geld ins Territorium geschafft werden könne“; A. Dubois, Précis de l'histoire des doctrines économiques, 1903, T. I, p. 217: „préoccupés d'attirer et de conserver par des moyens artificiels les métaux précieux ... la richesse suprême d'une nation“; Blanqui, Histoire de l'économie politique; 5 — me ed., 1882, p. 279; G. Dionnet, le Néomercantilisme, 1901, p. p. 1—3; v. Scheel, bei Schönberg, Volkswirtschaftslehre, 3. Aufl. 1890, I. Bd., S. 81.

<sup>2)</sup> Janschull, Der englische Freihandel, I, Lieferung, 1876, S. 83; „Das Geld aus dem Lande nicht herauszulassen“; G. Dionnet, Le Néomercantilisme, p. 3: „... procédés empiriques qui ont pour but d'empêcher la sortie de l'or et de l'argent ou d'attirer les espèces précieuses ...“ „... la prohibition d'exporter les métaux ... la hausse du taux de l'intérêt, l'altération des monnaies ...“; L. L. Price, A Short history of english commerce and industry, 2—d. ed., 1904, p. 169: „... collection of actual bullion ...“

<sup>3)</sup> Janschull, ibidem; Dionnet, ibidem; Price, ibidem.

<sup>4)</sup> A. Dubois, Précis de l'histoire des doctrines économiques, T. I, p. p. 225—228.

de Luca (XVII), Jean Bodin (XVI), Lafemas und Montchrétien de Watteville (XVII). <sup>5)</sup>

Die dritte Gruppe bilden die Kommerzialisten — Mun, Child, Temple, Fortrey, Coke, Pollexfen, Locke (XVII), King, Gee, Cantillon, Sonnenfels (XVIII) — welche — im Zwecke, eine günstige Handelsbilanz zu erschaffen — ihre Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Organisation des Handels richteten. <sup>6)</sup>

Die vierte Gruppe bilden die Anhänger des sog. ausartenden Merkantilismus, die sich von den Merkantilisten der sog. klassischen Richtung dadurch unterscheiden, dass sie entweder den Glauben an die Nützlichkeit der staatlichen Massnahmen verloren hatten, oder auf eine andere Art und Weise die ökonomische Natur der Edelmetalle betrachteten. <sup>7)</sup>

Diese Gruppe wird von Dubois in vier kleinere Gruppen zergliedert.

A) Die Vertreter der Theorie der Handelsbilanz ohne Protektionismus und ohne Reglamentation — Petty, Davenant (XVII). <sup>8)</sup>

B) Die Vertreter des Merkantilismus, der in Verbindung mit dem Agrarianismus des Boisguilbert und mit dem Lawschen System gebracht worden war, einer Richtung, welche — dem Namen seines Hauptvertreters nach — Melonismus heisst — Mélon, Dutot, Forbonnais, Genovesi, Verri (XVII) u. A. <sup>9)</sup>

C) Merkantilisten, die zum Physiokratismus geneigt waren — Beccaria, Rochetta, Laonice (Corona) (XVIII). <sup>10)</sup>

D) Merkantilisten, welche ihre Aufmerksamkeit — der Sicherstellung der Volksernährung halber — hauptsächlich auf die Regulierung des Getreidehandels wandten — Bornitz, Klock, Besold, Becher, Segni, Tapia di Belmonte (XVII), Casali, Moraes (XVI) u. v. A. <sup>11)</sup>

Ein anderer moderner Historiker der Nationalökonomie, der schon oben zitierte Dionnet, scheidet einige Merkantilisten — namentlich Mun, Child, Law, Mélon, Dutot (mit Hinzufügung von Saint-Chamans und Ferrier, Schriftstellern des XIX. Jahrhunderts) — in eine besondere Gruppe von „Neomerkantilisten“ aus. Als Unterscheidungsmerkmal ihrer An-

<sup>5)</sup> Dubois, o. c., p. p. 228—231.

<sup>6)</sup> Dubois, o. c., p. p. 231—247.

<sup>7)</sup> Dubois, o. c., p. 217.

<sup>8)</sup> Dubois, o. c., p. p. 248—251.

<sup>9)</sup> Dubois, o. c., p. p. 252—255.

<sup>10)</sup> Dubois, o. c., p. 256.

<sup>11)</sup> Dubois, o. c., p. p. 256—257.

schauungen bezeichnet er den Gedanken über die Notwendigkeit einer Ergänzung des Edelmetallumlaufs durch Papiergeldumlauf und darum benennt er diese Schriftsteller anders: „Inflationisten“.<sup>12)</sup>

Endlich gibt es noch Schriftsteller, welche ziemlich viele Merkantilisten zur Freihandelsschule zuzählen; derart sind z. B. Boisguilbert, Vauban, Mélon, Dutot, Brogia, Belloni, Genovesi, Galiani, Beccaria, Verri u. A. von Ingram<sup>13)</sup> behandelt.

Wir werden — weder diese Klassifikationen besprechen, noch eine unsrige vorschlagen, denn von unserem Standpunkte aus — vom Standpunkte der Zusammenbeziehung philosophischer Systeme und nationalökonomischer Theorien aus — erscheint jede umständliche Klassifikation ganz und gar überflüssig und völlig unnütz.

Das Kennenlernen der Ansichten der Merkantilisten, deren Schriften zu erhalten es mir gelang<sup>14)</sup>, überzeugte mich davon, dass in der betreffenden Beziehung — ihre Anschauungen sich durch eine merkwürdige Einförmigkeit auszeichnen.

Schon längst war es bemerkt worden, dass die Merkantilisten — sich als überzeugte Nationalisten gezeigt hatten.<sup>15)</sup>

Wenn wir dazu die allgemein philosophischen Grundlagen, auf welchen die Merkantiltheorie beruht, erforschen und die bemerkenswerte Identität der damaligen ökonomischen Lebensbedingungen verschiedener Staaten in Betracht ziehen, so muss der Merkantilismus — trotz zahlreicher und ziemlich wesentlicher Unterschiede in den Anschauungen seiner verschiedenen Vertreter — sich vor unserem geistigen Auge als ein einheitliches, vollständig abgeschlossenes philosophisch-ökonomisches System darstellen.

<sup>12)</sup> G. Dionnet, *Le Néomercantilisme*, p. 7.

<sup>13)</sup> Ingram, o. c., S. S. 74—77; 91—95.

<sup>14)</sup> In der Bibliothek der Kasaner Universität fehlten die Werke der Merkantilisten fast völlig; einige Schriften gelang es mir aus dem Auslande zu verschreiben; andere erhielt ich zum Durchlesen aus der Petersburger Kaiserlichen Oeffentlichen Bibliothek; doch ziemlich vieler Werke glückte es mir nicht habhaft zu werden, z. B. derer von Stafford, Malynes, Milles, Misselden, North, Hutscheson, Lunetti, Neri, Besold, Moser u. e. A.

<sup>15)</sup> Friedrich List, *Das nationale System der Politischen Oekonomie*, 1841. Ich zitiere nach der 7—n Auflage mit Einleitung von Eheberg, Stuttgart 1883, S. 279; Ingram o. c., S. 55; Dubois, o. c., p. p. 139—140.



Das XIII. und das XIV. Jahrhundert war ein Zeitalter, in dem sich fast alle jetzigen grossen europäischen Staaten gebildet hatten.

Zwar verdankt England, als keltisch-deutsch-romanischer Staat, seine Entstehung der Eroberung Wilhelms im XI. Jahrhundert, doch die englischen Historiker behaupten, dass der Prozess der Verschmelzung aller verschiedenartigen ethnographischen Elemente in ein einheitliches Ganzes — die englische Nation — nicht früher als unter Edward I. abgeschlossen wurde (1272—1307).<sup>16)</sup>

Die ersten grossen Schritte zu Frankreichs Vereinigung waren von Philipp August II. unternommen (1180—1223); das vierzehnte Jahrhundert, von den 30er Jahren an, war für Frankreich das Zeitalter eines Erzkampfes um sein nationalpolitisches Dasein (der hundertjährige Krieg).

Am Ende des XIII. Jahrhunderts schuf Rudolph von Habsburg (1273—1291) Oesterreich. 1305 vereinigte Wladislaw Lokietek Polen. 1326 legte der Deutsche Orden die Grundlagen des jetzigen Preussens. In demselben Jahrhundert erhob Gedimin (1316—1341) Litthauen zu einer Grossmacht. Iwan Kalita (1328—1340) begann das Sammeln russischer Fürstentümer um Moskau herum, um Russlands Einheit herzustellen. Nur Spanien und Italien verspäteten; Spanien kam im XV. Jahrhundert zur Einheit, Italien — im XIX., obgleich staatskundige Männer, wie Macchiavelli, und politische Heldentäter, wie Cesar Borgia, schon im XV.—XVI. Jahrhundert davon geschwärmt hatten.<sup>17)</sup>

Die wichtigste Aufgabe der neugebildeten Staaten war selbstverständlich die Sicherstellung politischer Unabhängigkeit und überhaupt die Herstellung innerer Ordnung und äusserer Macht, wobei es bald wahrgenommen ward, dass die politische Wohlfahrt auf dem ökonomischen Wohlstande, und die politische Selbständigkeit auf der ökonomischen Unabhängigkeit beruhen. Man fing um die Entwicklung des Gewerbefleisses und des Handels zu sorgen an; es entstand eine ökonomische Mitbewerbung der Nationen.

<sup>16)</sup> Siehe Price; A short history of english commerce and industry, 2—d ed., 1904, p. 44: „The reign of Edward I. marks the close of a period of national formation“; p. 71: „... the period of national formation was closing“... (Bezieht sich auf den Historiker Green, ibid., p. 44.)

<sup>17)</sup> Siehe Villari, Niccolo Macchiavelli e i suoi tempi, 1877; ich zitiere nach einer deutschen Uebersetzung von Mangold, 1877—1882—1883; Bd. I, S. S. 238—243; Bd. II, S. S. 262—263; 327; 328; 340—343; 363.

Wollen wir uns einiger allgemein bekannter Tatsachen erinnern.

Zu allererst hat sich Italien ökonomisch entwickelt, während England bis gegen Ende des XIV. Jahrhunderts ein reiner Agrikulturstaat war, dessen einziger Exportartikel die Rohprodukte des Landes bildeten.<sup>18)</sup>

Obleich in Frankreich bis zum Ende des hundertjährigen Krieges, d. h. bis zu den 30er Jahren des XV. Jahrhunderts, ein Gewerbewesen schon vorhanden war, war jedoch die Naturalwirtschaft noch vorherrschend. Die Bedeutung des Handels war nur eine örtliche oder regionale und in der Ausfuhr hatten die Rohprodukte den Vorrang<sup>19)</sup>, so dass sogar im XVI. Jahrhundert Frankreich noch ein Agrikulturstaat war.<sup>20)</sup>

In Italien dagegen war schon im XII. Jahrhundert ein aufblühender Gewerbefleiß vorhanden; ebenso auch des Welt Handels, der damals sich auf das Mittelländische und das Schwarze Meer beschränkte, bemächtigten sich ausschliesslich die Italiener und über die Meere herrschten abwechselnd — Amalfi, Pisa, Genua und Venedig.<sup>21)</sup>

Indem die italienischen Republiken mit einer unbeschränkten Freiheit des Handels begonnen hatten, wurden sie doch durch die Kraft der Verhältnisse zur Beschützung des heimischen Handels und der Industrie geführt. Genua und besonders Venedig hatten die Rechte der Ausländer stark beschränkt und daher ihren Bürgern nicht nur daheim, sondern auch in den Gebieten anderer Staaten, eine vorzügliche Stellung verschafft.<sup>22)</sup>

Die durch solche Handelspolitik der Venezianer herausgeforderten Massregeln Karls V. (1520—1556), der die venezianischen Waren mit einem, im Vergleich zu den anderen

<sup>18)</sup> Price, A Short history of english commerce and industry, 2—d. ed., 1904, p. 23; W. J. Ashley, An introduction to english economic history and theory, 2—d. ed., 1892, Book I, p. 5: „Till nearly the end of the fourteenth century, England was a purely agricultural country.“

<sup>19)</sup> Dubois, Précis de l'histoire des doctrines économiques, 1903, T. I, p. 59: „Le système d'économie domestique n'en formait pas moins la base de l'organisation économique“; „... exportait du froment, du vin, de l'huile, des chevaux ...“; p. 62: „le commerce était surtout local ou régional“.

<sup>20)</sup> Dubois, o. c., p. 102: „... au XVI — e siècle ... la France était encore une nation essentiellement agricole“.

<sup>21)</sup> List, o. c., S. S. 22—24; Blanqui, Histoire de l'économie politique, 5—me ed., p. p. 171, 172, 176, 177, 178, 179, 182, 183, 186.

<sup>22)</sup> List, o. c., S. S. 26—27; Blanqui o. c., p. p. 177—180, 186.

Staaten, zweifachen Zolle belegte, und die etwas früher erfolgte Entdeckung des Seewegs nach Indien (1498) — taten dem venezianischen Handel Abbruch; gegen das XVII. Jahrhundert hatte Italien seine ökonomische Bedeutung endgültig verloren.<sup>23)</sup>

Das Vorherrschen im Gebiete des Seehandels ging im XVI. Jahrhundert zu Spanien über<sup>24)</sup>, aber gerade in dieser Zeit kamen zwei drohend bedenkliche Mitbewerber — Frankreich und besonders England — zum Vorschein.

Während Spanien, infolge des kolossalen Zuflusses der Edelmetalle aus den Kolonien, seine Betriebsamkeit vernachlässigte — hatten Frankreich und England besondere Sorgfalt auf die Entwicklung ihrer Produktivkräfte verwandt; England aber bestrebte sich ausserdem die Seemacht Spaniens zu brechen.

In Frankreich erfolgte nach glücklicher Beendigung des hundertjährigen Krieges ein grosser Aufschwung des Nationalgefühls; es erschien ein Geständnis, dass die politische Selbstständigkeit ohne einer ökonomischen Unabhängigkeit unmöglich sei, es entstand ein neues Ideal — sich vom Tribute, den man den Ausländern für die eingebrachten Waren bezahlte, frei zu machen.<sup>25)</sup>

Von den Zeiten Ludwigs des XI. (1461—1483) bis zum Ministerium Colberts (1661—1683), in der sogenannten ersten Periode des französischen Protektionismus — wird der Gewerbe fleiss durch Reglementation der Produktion und durch Privilegien<sup>26)</sup>, der Handel — durch eine Politik der Verbote und der Schutzzölle aufgemuntert.<sup>27)</sup>

In England beginnt die nationale Volkswirtschaftspolitik seit Edward I. (1272—1307)<sup>28)</sup> und es ist im hohen Grade bemerkenswert, dass die ersten Schritte dieses Königs durch Handelsfreiheit bezeichnet waren.

In der vorhergehenden Periode des Mittelalters waren die in England für den Handel der Ausländer existierenden Einschränkungen — nicht von dem Staate, sondern von städtischen kaufmännischen Gilden eingesetzt und das Vor-

<sup>23)</sup> List, o. c., S. 24; Ingram, o. c., S. S. 52, 53; Dubois o. c., p. p. 100, 216; Blanqui, o. c., p. p. 179, 107, 181, 192..

<sup>24)</sup> Price, o. c., p. 158; List, o. c., S. 64.

<sup>25)</sup> Dubois, o. c., p. p. 101—104.

<sup>26)</sup> Dubois, o. c., p. p. 101, 103—105, 205.

<sup>27)</sup> Dubois, o. c., p. p. 103—105, 201—204.

<sup>28)</sup> Price, o. c., p. 70—71.

handensein dieser Einschränkung kann folglich nicht für einen Vorgang der Nationalpolitik gehalten werden, ebenso wie der hanseatische Handel kein Nationalhandel, sondern nur ein Gesellschafts-Unternehmen von kaufmännischen Gilden verschiedener — niederländischer und französischer (die Londoner Hansa) oder deutscher Städte (die deutsche Hansa) war.<sup>29)</sup>

Da Edward I. dem gemeinschaftlichen Besten vor den örtlichen und Gruppen-Interessen immer den Vorzug gegeben und den existierenden Gang der Dinge als einen für die Entwicklung des auswärtigen Handels hinderlichen anerkannt hatte, so hub er gegen Zahlung neuer Steuern alle Beschränkungen bezüglich der Zeit, des Ortes, wie auch der Personen, an welche verkauft werden durfte, auf.

Unter Edward II. (1307—1327) stellte die Bürgerschaft, die Streitigkeiten zwischen den König und die Baronen zu ihrem Vorteil ausnützend, ihre Privilegien wieder her. Nach Ueberwindung der Barone im Jahre 1322, setzte Edward die fremden Kaufleute wieder in ihre früheren Rechte ein.

Edward III. (1327—1377) führte die Politik seiner Vorgänger fort. In der zweiten Hälfte seiner Regierung (1351 bis 1377) genossen die fremden Kaufleute eine vollständige Handelsfreiheit.<sup>30)</sup>

Bald aber offenbarten sich die Nachteile solcher volkswirtschaftlicher Zustände und von der Regierung Richards II. an (1377—1399) beginnt in England das „Merkantilzeitalter“. Nach einigen Jahren schwankender Politik (1377—1393), führte Richard II. die Einschränkungen des Handels der Ausländer wieder ein, indem er im Jahre 1393 den Fremden miteinander in Handelsverbindungen zu treten und Kleinhandel zu betreiben verbot. Unter Richard II. war auch die erste Navigationsakte veröffentlicht worden (1381).<sup>31)</sup>

Bei keinem anderen Volke war das Nationalgefühl in solchem Grade, wie bei den Engländern, entwickelt. Den heimischen Gewerbefleiß auf jede mögliche Weise auf-

<sup>29)</sup> Price, o. c., p. p. 61, 62; Ashley, o. c., I, p. p. 104—105, 109; II, p. 13; 1, p. 104: „Their efforts must not be considered as directed towards creation of a national trade . . .; they were rather alliances of the merchant oligarchies of severall towns for their mutual advantage; and they were obstacles rather than aids to the growth of nationalities“.

<sup>30)</sup> Ashley, o. c., I, p. p. 106—107; Price, o. c., p. 71; Ashley, o. c., p. 183; II, p. 14.

<sup>31)</sup> Price, o. c., p. 71; Ashley, o. c., II, p. p. 14—15; Price, o. c., p. 127.



munternd,<sup>32)</sup> und ihn von der Konkurrenz der Fremden durch allerlei Massregeln beschützend, bestrebte sich England, seine Mitbewerber durch alle möglichen Mittel — sowohl durch Waffenmacht, als durch Zollkriege — zu schwächen und zu unterwerfen.

Nachdem ihm der hundertjährige Krieg mit Frankreich in der Schlussrechnung vollkommen misslungen war — wandte sich England sogleich und unverzüglich gegen die Niederlande; die Engländer entschlossen sich, die flämische Tuchindustrie zugrunde zu richten und die Sache war ihnen gut ausgefallen. Um der Ausdehnung ihrer Tuchindustrie willen, verboten die Niederländer im Jahre 1434 die Einfuhr der englischen Wollen-Gewebe; England erwiderte darauf mit einem Verbote der Ausfuhr nach den Niederlanden der Wolle — des unumgänglichen Rohstoffs für die Tuchmanufakturen. Es entbrannte zwischen England und Burgundien, welchem damals die Niederlande gehörten, ein Handelskrieg, der im Jahre 1496 mit vollständigem Siege Englands endigte; durch den sogenannten „Intercursus Magnus“ — bekam England das Recht freier Wollen-Gewebe-Einfuhr nach den Niederlanden, und die flämische Tuchindustrie ging endgültig zugrunde.<sup>33)</sup> Danach ging die Entwicklung des englischen Gewerbefleisses mit riesigen Schritten vorwärts. Die Periode der Tudors (1485—1603) war ein Zeitalter des Aufblühens der Merkantilpolitik in England; die Stuarten setzten diese Politik ohne irgend einer Abweichung fort.

Vom XVI. Jahrhundert an war das alte Musterbild eines örtlichen Gewerbewesens durch das neue Ideal einer Nationalbetriebsamkeit ersetzt und die alte städtische Einrichtung des Handels räumte ihren Platz einer Nationalorganisation ein.<sup>34)</sup>

Die Sorgen für die Kauffartheflotte waren nicht in demselben Grade erspriesslich. Die erste Navigationsakte von 1381 — durch die festgestellt ward — dass die Waren-Ein- und Ausfuhr durch Engländer nur auf englischen Schiffen

<sup>32)</sup> Regulation des Gewerbefleisses durch die Aufsicht, Massregeln gegen das Preisaufschwellen von Seiten der Monopolisten, das Verbot der Wollenausfuhr (1434), das Verbot der Einfuhr der wollenen Gewebe und die Begünstigung eigener Ausfuhr durch Zollprämien (1463), das Verbot der Einfuhr von allerlei Fabrikaten, die Revision des Zolltarifs (unter Edward IV) usw. Siehe Price, o. c., p. p. 80, 81, 78, 128; Ashley, o. c., II, 209, 223, 217, 226, 191; List, o. c., S. S. 32—33.

<sup>33)</sup> Ashley, o. c., II, p. 217, 218; Price, o. c., p. 78.

<sup>34)</sup> Price, o. c., p. p. 71, 121—123; Ashley, o. c., II, 42, 159.

zugelassen werden dürfen — konnte aus Mangel an Schiffen nicht beobachtet werden. Vergebens sorgten für die Flotte auch Heinrich IV., Heinrich V., Heinrich VI. Nur unter Elisabeth begann die Schöpfung der englischen Handelsflotte — durch Bemühungen einiger Privatpersonen, unter denen die Namen des Drake und des Hawkins hervorragten.<sup>35)</sup>

Nachdem der gewerbliche Kampf mit den Niederlanden zu einem gediehenen Ende geführt worden war, richtete England seinen Blick, Frankreich für einige Zeit in Ruhe lassend, auf seine anderen Mitbewerber — die deutsche Hansa und Spanien.

Kaum dass die Engländer die Unbequemlichkeit der Nebenbuhlerschaft der deutschen Hansa im Gebiete des Handels empfunden hatten, entzogen sie unter Edward VI. (1547 bis 1553) den Hanseaten ihre alten Privilegien und obgleich die Königin Maria (1553—1558) sie wieder in diese ihre Privilegien einsetzte, brach Elisabeth mit der Hansa für immer, indem sie — gleich am Anfang ihrer Regierung — Edwards Anordnung in voller Kraft wieder herstellte.<sup>36)</sup>

Nicht so leicht war es mit dem damals so mächtigen Spanien fertig zu werden. Aber das Schicksal war immer den Engländern günstig. In den Niederlanden entstand gegen die spanische Herrschaft eine Empörung, und als Philipp II., über den Beistand, welchen die Engländer den Niederländern leisteten, erzürnt gegen England seine ungeheuerere Flotte schickte, trugen die Engländer — ungeachtet der Schwäche ihrer Flotte, dank einem Sturme — den Sieg davon — und Spaniens Seemacht war gebrochen für immer.<sup>37)</sup>

Aber die Stunde der See-Oberherrschaft Englands hatte noch nicht geschlagen. Die, in den von Spanien sich losgemachten Niederlanden, entstandene Republik (1609), zufolge der Energie und Sparsamkeit seiner Bevölkerung, besetzte rasch das Monopol des Welthandels; das XVII. Jahrhundert war das Zeitalter der Herrschaft Hollands auf der See.<sup>38)</sup>

Das Aufblühen der holländischen Republik regte den Neid seiner Nachbarn — Englands und Frankreichs — an. Frankreich — wie wir es später sehen werden — brachte es bis zu einem Kriege und hatte Misserfolg. England ver-

<sup>35)</sup> Price, o. c., p. p. 127—128, 162—163.

<sup>36)</sup> Price, o. c., p. 129; List, o. c., S. S. 34—35.

<sup>37)</sup> Price, o. c., p. 128, 163.

<sup>38)</sup> Ingram, o. c., S. 53; Price, o. c., 158, 163—164; Dubois, o. c., p. p. 115—116.

fuhr auf dieselbe Art, aber war glücklicher gewesen: durch die berühmte Navigationsakte (1651), nach der alle Warenausfuhr aus England und der gesamte Handel mit seinen Kolonien ausschliesslich auf englischen Schiffen bewerkstelligt werden mussten und den anderen Staaten auf ihren Schiffen nur die Erzeugungen ihrer Länder einzuführen erlaubt wurde — ward Hollands See-Transport-Handel ein grausamer Abbruch getan. In dem folgenden Seekriege bemächtigten sich die Engländer mehr als 1500 holländischer Handelsschiffe und nahmen ihnen die nordamerikanischen Kolonien — New York und Delaware, weg (1664). Endlich, durch den Methuenvertrag (1703), sicherte sich England das Monopol des Handels mit Portugal und seinen Kolonien, dessen alle Vorteile bis dahin den Holländern zugehört hatten.<sup>39)</sup>

Jetzt blieb England nur ein einziger Nebenbuhler übrig — Frankreich. Wie unter Heinrich IV. (1593—1610), dank den Sorgen des Königs selbst und seines berühmten Ministers Sully, ebenso fünfzig Jahre später, während dem Ministerium des grossen Colberts (1661—1683) — entwickelte sich Frankreichs Gewerbefleiss mit einer fieberhaften Schnelligkeit. Die Aufgaben blieben dieselben — eine Anpflanzung des einheimischen Manufakturbetriebs; aber die Wirksamkeitsmittel waren andere. Dem Heinrich IV. und dem Sully die Regulation der Betriebsamkeit, die Privilegienverteilung, die Tarifordnungen und den Ausfuhrverbot von Gold und Silber nachahmend, verzichtete Colbert auf das Waren-Ausfuhr-Verbot gänzlich, operierte ausschliesslich mit Zolltarifen und Prämien, und richtete königliche Manufakturen ein. Die Nachfolger Colberts setzten seine Politik fort, übertrieben sie sogar.<sup>40)</sup>

Die sorgfältigen Bemühungen um die Entwicklung der Betriebsamkeit, führten Frankreich — ebenso wie England — zu Zwisten mit seinen Nachbarn.

1664 revidierte Colbert den Zolltarif; 1667 erhöhte er die Zölle in einem ansehnlichen Masse; diese Massregel war hauptsächlich gegen Holland gerichtet; „Le roi doit écraser les Hollandais“ — wiederholte Colbert fortwährend. Der Zolltarif von 1667 war eine der wichtigsten Ursachen des Krieges mit Holland, der 1672 begann, für Frankreich sehr

<sup>39)</sup> List, o. c., S. S. 51; 45; Dubois, o. c., p. 116; Price, o. c., p. p. 164, 165, 166.

<sup>40)</sup> Dubois, o. c., p. p. 209—210, 211, 212, 206, 207, 213, 215; 195, note (1) — über das Ausfuhrverbot von Gold und Silber.

unglücklich war und mit dem Nimwegener Frieden (1678) endigte, der die Abschaffung des Zolltarifs zur Folge hatte.<sup>41)</sup>

So gelang es Frankreich nicht die Holländer zu „zerquetschen“. Holland war von den Engländern zerdrückt und sein Verfall brachte England allein Nutzen.

Die Engländer hatten die Hände frei und es gab keine Hindernisse mehr für sie, um mit Frankreich fertig zu werden. Wie das XVI. Jahrhundert sich für England mit einem Kampfe gegen Spanien, das XVII. mit einem gegen Holland, ausgezeichnet hatte, so war das XVIII. Jahrhundert das Zeitalter eines Zweikampfes Englands mit Frankreich.

Schon von 1687 an kam es zwischen England und Frankreich zu einem Zollkrieg<sup>42)</sup> und bald darauf begannen die Feindseligkeiten.

Es wurde im allgemeinen ein Kampf um das politische und ökonomische Vorherrschen, besonders aber um die nord-amerikanischen und ostindischen Kolonien ausgefochten.<sup>43)</sup> Leicht war vorauszusehen, auf welcher Seite sich das Uebergewicht erweisen werde. Für den Kampf um die Kolonien ist zu allererst eine Flotte nötig. Die französische Kriegsmarine war aber viel schwächer als die englische und dabei hatte Frankreich — trotz unaufhörlicher Bemühungen seiner Könige und seiner berühmten Minister — fast gar keine Handelsflotte. Schon Ludwig XI. veröffentlichte eine Navigationsakte, nach der alle aus Levant herbeizuführenden Waren, wenn sie nicht auf französischen Schiffen angekommen, oder nicht in ihrem Herkunftsorte eingeladen waren, einem um 20% erhöhten Zolle unterliegen sollten. Heinrich IV., Sully, Richelieu, Colbert — bekümmerten sich um die Entwicklung der Handelsflotte. Colbert stellte sogar die Levantinische Compagnie Ludwigs XI. und seine Navigationsakte wieder her. Alles war aber vergeblich — die französische Kaufmannsflotte war immer äusserst schwach geblieben.<sup>44)</sup>

Durch diesen Umstand und durch die Schwäche der französischen Flotte überhaupt — erklärt sich die für Frankreich unglückliche Beendigung des Kampfes mit England im XVIII. Jahrhundert, der so sehr an den hundertjährigen Krieg der XIV.—XV. Jahrhunderte erinnerte. Von den sieben grossen Kriegen, die England im XVIII. Jahrhundert geführt

<sup>41)</sup> Dubois, o. c., p. p. 116, 209; Blanqui, o. c., p. p. 259, 260, 261, 277.

<sup>42)</sup> Dubois, o. c., p. p. 213—214.

<sup>43)</sup> Price, o. c., p. p. 158, 160, 166—167; Dubois, o. c., p. 117.

<sup>44)</sup> Dubois, o. c., p. p. 207, 210, 115.



hatte, begannen fünf und endigten zwei mit Feindseligkeiten gegen Frankreich. In der Schlussrechnung, nach dem Pariser Traktat von 1763, hatte Frankreich alle seine Kolonien verloren.<sup>45)</sup>

Also waren das XVI., das XVII. und das XVIII. Jahrhundert ein Zeitalter grausamer politischer und wirtschaftlicher Mitbewerbung der wichtigsten westeuropäischen Staaten. Darum war es ganz natürlich, dass in diesem Zeitalter die mannigfaltigen Gruppen von nationalistischen Schriftstellern, in deren Werken sich die Hauptstimmungen der Epoche abspiegelten und den staatlichen Wirtschaftsmassnahmen theoretische Gründe gelegt wurden — zum Vorschein kommen mussten.

Als eine merkwürdige Besonderheit des Merkantilismus erscheint dabei der Umstand, dass im Gegensatz zu den antiken Oekonomisten-Philosophen — Aristoteles, und besonders Plato, welche sich kritisch zu der damaligen Staats- und Wirtschaftsorganisation gestellt hatten, — die Merkantilisten, ohne sich zu genieren, einige mitunter harte Verurteilungen der Verwaltungsirrtümer zu machen, im grossen und ganzen der damals herrschenden national-wirtschaftlichen politischen Richtung ihren Beifall spendeten.

Eine andere wichtige Besonderheit der Merkantilisten besteht im Vorhandensein in ihren Auseinandersetzungen einer soliden allgemein-philosophischen Grundlage, auf welcher alle ihre volkswirtschaftlichen Lehren erbaut waren, so, dass der Merkantilismus — trotz der Behauptungen einiger modernen Schriftsteller — garnicht als eine Versammlung abgesonderter eng-praktischer volkswirtschaftlicher Doktrinen erscheint<sup>46)</sup>, sondern im Gegenteil sich als ein ungeteiltes, vollständig abgeschlossenes philosophisch-wirtschaftliches System darstellt.

(Fortsetzung folgt.)

<sup>45)</sup> Price, o. c., p. p. 158, 159, 167; Dubois, o. c., p. 117.

<sup>46)</sup> Z. B. Dubois, o. c., p. 138: „... doctrines économiques . . . n'ont plus qu'un caractère tout pratique“.

# Rationelle Menschenzucht.

Von

Universitätsprofessor Dr. A. Vierkandt, Berlin.

Nur der Mensch als bestgepflegtes Tier, als optimale Erzeugung organischer Systeme, gibt den geeigneten Boden für volle Ausgestaltung aller in ihm liegenden Anlagen ab. Der erforderliche und gut geheissene Kostenaufwand für die Entfaltung der Anlagen ist genau abzuschätzen und abzugrenzen wie die Meliorationsbestrebungen in der Landwirtschaft.

Rudolph Goldscheid, Höherentwicklung und Menschenökonomie. I. 492.

Zu den wichtigsten Vorgängen unseres öffentlichen Lebens gehört die Zunahme der Überzeugung von der praktischen Unentbehrlichkeit gewisser Güter, deren Pflege bisher nur auf den Interessen der Humanität beruhte und oft zugleich von anderer Seite als Sentimentalität verspottet wurde. Warum bemühen wir uns heute so viel um die Bekämpfung der Kriminalität und überhaupt der Verwahrlosung der Jugendlichen, um den Mutter- und Säuglingsschutz, um die Wohnungsreform und den Naturschutz, um die Erhaltung der Wälder und Wiesen und die Schaffung von Volksbädern besonders in der Nähe der Grossstädte? Geschieht das alles nur, weil wir solche Bestrebungen für edel halten, oder weil wir ein Mehr an inneren Lebensgütern schaffen wollen? Aus solchen rein idealen Beweggründen würde sich die Stärke aller dieser Bestrebungen kaum erklären: tatsächlich stehen dringendere und gröbere Interessen dahinter. Wir befürchten von der wachsenden Verwahrlosung der Jugend und der Häufung der Verbrechen eine Gefährdung der gesellschaftlichen Ordnung, von der Abnahme der Geburten und der Zunahme der Säuglingssterblichkeit einen gefährlichen Rückgang unserer Bevölkerung, von dem grossstädtischen Wohnungselend, von der völligen Abtrennung des Grossstädtlers von aller Art Natur eine innere Verwüstung des Lebens und damit wiederum eine Bedrohung des allgemeinen Gedeihens. Kurz, was bei diesen Bestrebungen auf dem Spiele steht, das ist die Selbsterhaltung des Staates und der Gesellschaft, die Erhaltung der Nation nach ihrer Kopfzahl, ihrem leiblichen und seelischen Niveau und ihrer bisherigen kulturellen Höhe. Anders war es auch nicht mit den preussischen Reformen der Erhebungszeit bestellt, die der Freiherr von Stein glücklich durchsetzte. Gewiss hielt er die Befreiung der Bauern von der bisherigen Hörigkeit und die Teilnahme der Bürger an den öffentlichen Geschäften für Güter, die um ihrer selbst willen, zur Veredelung und Bereicherung des Daseins zu erstreben seien; aber durchsetzen konnte er diese Forderungen nur, weil ihre Verwirklichung als das einzige Mittel erschien dem drohenden Untergange des Staates zu begegnen.

Diese Überzeugung, dass idealistische Forderungen sich nur dann durchsetzen können, wenn sie sich zugleich als utilitaristische legitimieren, beherrscht auch dasjenige Werk des Wiener Soziologen

Goldscheid, dem dieser kleine Aufsatz gilt.<sup>1)</sup> Der Verfasser will in ihm, kann man sagen, die Prinzipien der rationellen Viehzucht auf den Menschen übertragen sehen; als Unternehmer wird dabei in erster Linie die Gesamtheit aufgefasst. Theorien über eine derartige rationelle Menschenzucht gibt es freilich bereits. Der Verfasser stellt sich jedoch den bestehenden Theorien völlig selbständig gegenüber und setzt sich mit ihnen, insbesondere mit dem Neodarwinismus eingehend auseinander. Im ganzen enthält der vorliegende erste Band des Werkes drei Gedankenkomplexe. Der erste besteht in einer eingehenden logischen Kritik des Neodarwinismus, der zweite wendet sich in derselben Weise gegen die Übertragung jener Theorie auf die menschliche Gesellschaft, und der dritte enthält die Grundzüge der eigenen Theorie des Verfassers. Die folgenden Bände sollen diese eigene Theorie weiter ausführen und Anwendungen auf einzelne Probleme bringen.

1. Der erste Teil des Buches wendet sich wie eben gesagt gegen den **Neodarwinismus**, d. h. gegen die Darwin'sche Lehre in ihrer Ausgestaltung durch Weissmann, der bekanntlich die Vererbung erworbener Eigenschaften für ausgeschlossen erklärt. Der Verfasser wendet sich gegen die weit verbreitete Anschauung, die diese Theorie als völlig gesicherte Grundlage der menschlichen Gesellschaftsordnung ansieht. Man hat bekanntlich schon von mehreren anderen Seiten darauf hingewiesen, wie wenig gesichert die angeblichen Tatsachen der Auslese und der Unvererbbarkeit erworbener Eigenschaften sind, und wie verwickelt sich tatsächlich die ganzen einschlägigen Verhältnisse gestalten; man hat in diesem Sinne nicht mit Unrecht den Darwinismus als eine Naturphilosophie anstelle einer Naturwissenschaft bezeichnet. Goldscheid weist ebenfalls auf diese Dinge hin, betont jedoch in erster Linie die logischen Fehler der einschlägigen Theorie. Sie bestehen in erster Linie in begrifflichen Unklarheiten, u. a. in der Anwendung von „Kautschukbegriffen“ z. B. bei dem Begriff der Vererbung (S. 352) oder dem Begriff der Selektion (S. 194) oder des Kampfes, die abweichend in verschiedenen Bedeutungen je nach dem Zusammenhange und der Absicht der Beweisführung verwendet werden. Goldscheid betont u. a. auch besonders die Fehlerquelle, die darin besteht, dass die hier verwendeten Begriffe äusserst verwickelte Komplexe von Vorgängen unter einem einzigen Wort zusammenfassen, während die genauere Untersuchung hierüberall auf die Elemente und ihre stetige Wandlung zurückgreifen müsste (S. 290). Es ist gewiss sehr verdienstvoll einmal eine Logik der biologischen Wissenschaften in diesem Sinne zu schreiben, eine Logik also nicht in dem offiziellen Sinne, sondern in dem Sinne der Aufdeckung der Denkfehler, die schon in den meisten Wissenschaften eine grosse Rolle spielen, eine noch grössere und verhängnisvollere aber dann, wenn die Gedanken der Wissenschaft auf den Markt des täglichen Lebens hinausgetragen und vielleicht dabei noch den Parteileidenschaften dienstbar gemacht werden. Wir bedauern nur eins an diesem Abschnitt, dass sich nämlich der Verfasser fortgesetzt auf die formale Seite des Sachverhalts beschränkt hat. Die ganze Kritik wäre eindringlicher und namentlich für den Laien überzeugender ge-

<sup>1)</sup> Rudolph Goldscheid, Höherentwicklung und Menschenökonomie. Grundlegung der Sozialbiologie. (Philosophisch-soziologische Bücherei. Band VIII.) Leipzig. Verlag von Dr. Werner Klinkhardt.

worden, auch manche Wiederholungen wären wohl vermieden, wenn Goldscheid die von ihm bekämpfte Lehre selber ausführlicher vorgetragen und sie Schritt für Schritt auch unter Heranziehung des Tatsachenmaterials kritisch untersucht hätte.

2. Der zweite Abschnitt bekämpft die Übertragung des Neodarwinismus auf die menschliche Gesellschaft und die eng damit verbundene Lehre des Malthus. Nach ihren subjektiven Wurzeln werden beide als Ausflüsse des Klassenegoismus dargestellt (S. 473 und 558); ebenso aber auch als Folge jener Passivität der Lebensauffassung und Lebensführung, die im modernen Leben immer mehr dem Aktivismus weichen muss. Tatsächlich ist die Art und insbesondere die Intensität der Reproduktion nach Goldscheid eine Funktion der jeweiligen Verhältnisse, die Stärke des Nachwuchses insbesondere eine Anpassungserscheinung — eine Auffassung, für die er freilich in ihrer allgemeinen Formulierung keinen hinreichenden Beweis erbracht hat. Auf sicherem Boden stehen wir hier nur, soweit der Gedanke sich auf die Verhältnisse der Gegenwart bezieht. Hier hat Goldscheid gewiss Recht mit der Auffassung, dass eine Abnahme des Nachwuchses unvermeidlich, die bisherige Verschwendung mit dem Menschenmaterial also nicht mehr erlaubt und die Wirkungen einer nachträglich ausbessernden Auslese daher durch Massnahmen der Vorbeugung ersetzt werden müssen. Er hätte auch darauf hinweisen können, dass schon bei den Naturvölkern die Allmacht der Auslese äusserst zweifelhaft ist, dass es durchaus nicht erwiesen, nicht einmal bis jetzt eingehend untersucht ist, ob bei allen Völkern durch den Krieg einerseits, durch die Anstrengungen der Ernährung und ganzen Lebensweise andererseits die schwachen Elemente überall ausgerottet werden. Tatsächlich finden wir in der Reiseliteratur auch bei den Jägervölkern die Existenz schwächerer, verkrüppelter, schwachsinniger Menschen usw. mehrfach erwähnt, sodass der Gedanke naheliegt, dass für die Bewältigung der mit der Lebensführung auf dieser Stufe verbundenen Anstrengungen die Übung mindestens ebenso wichtig ist wie die Auslese. So haben auch die Anthropologen von jeher in der Mehrzahl nicht auf dem Standpunkt der Weissmannschen Lehre und der Selektionstheorie gestanden, sondern der Anpassung und Übung eine Hauptrolle zugeschrieben.

3. Die eigene Auffassung des Verfassers entwickelt das letzte Kapitel, eben deswegen das originellste und anziehendste. Freilich bedauert man um so mehr, dass es nur Andeutungen bietet und der Verfasser uns für die weiteren Ausführungen auf die folgenden Bände vertröstet. Eine Formulierung des Grundgedankens ist dem Leser bereits im Motto begegnet. Dem Verfasser schwebt, kann man wohl sagen, als Ziel vor eine zahlenmässige Fixierung der Kosten für Aufwuchs und Erziehung, für Krankheit und Invalidität, für Verbrecher, Parasiten und andere asoziale Bestandteile der Gesellschaft, kurz ein Verfahren, das die exakten Methoden der Privatwirtschaft auf die menschliche Gesellschaft als Ganzes überträgt. Damit zusammen hängt der weitere Gedanke einer Würdigung der Bedeutung, welche der Mensch nach seiner körperlichen und geistigen Persönlichkeit für die Leistungen der modernen Kultur, z. B. des Krieges oder der Wirtschaft, besitzt. In der Praxis kann sich unsere Zeit ihm bereits nicht mehr entziehen; drängt sie ja doch fast überall auf Qualitätsarbeit hin; man denke nur an so verschiedenartige Gebiete



wie die Industrie, die Kriegführung oder die Rechtsprechung. Ferner gehört hierher das Postulat einer Wertlehre in der Nationalökonomie, die sich von der Preislehre dadurch unterscheidet, dass sie auf die Kaufkraft der Bedürfnisse keine Rücksicht nimmt, sondern nach deren Entwicklungswert fragt (S. 518). Drastisch charakterisiert Goldscheid (S. 556) die Widersprüche, in die sich unsere moderne Kultur dadurch verwickelt, dass sie mit dem alten Gedanken der rücksichtslosen Auslese die Bestrebungen der Humanität und Sozialpolitik völlig unorganisch verbindet: „Die moderne Gesellschaft gleicht in ihrer sozialpolitischen Tätigkeit einem ebenso leidenschaftlichen wie feinfühligem Jäger, der mit dem Verbandskasten auf den Anstand geht.“ Das völlige Durchdringen der neuen Richtung, d. h. der Methode der Vorbeugung und Kräftigung einerseits, der schmerzlosen Beseitigung und Unschädlichmachung der unerziehbaren Elemente andererseits hält Goldscheid für eine Lebensfrage unserer Gesellschaft.

Gern sähe man näher untersucht, wieweit die aufgestellten Forderungen und Argumentationen unter dem Gesichtspunkt des privaten Unternehmertums und wieweit sie unter dem öffentlichen Gesichtspunkte gelten sollen. Inwieweit sie auch für den Einzelnen Gültigkeit haben, würde jedenfalls erst einer näheren Untersuchung bedürfen. In erster Linie kommt sicherlich das öffentliche Interesse in Betracht; das ist ohne Zweifel auch Goldscheids Meinung, wenn er es auch nicht ausdrücklich ausspricht. Eben deswegen erscheint es dem Referenten als verfehlt, wenn er seine ganzen Untersuchungen von der Ethik völlig abtrennen und lediglich der Gesellschaftslehre zuweisen will. Gewiss würde eine Gesellschaft, die den Diebstahl und Mord duldet, sich ins eigene Fleisch schneiden; gehört deswegen die Lehre von der Verwerflichkeit des Diebstahls und Mordes nicht in die Ethik? Ferner kann auch der Begriff des Entwicklungswertes, mit dem der Verfasser vielfach operiert (z. B. S. 517), einen festen Inhalt erfahren nur vom Standpunkt eines bestimmten Lebensideals aus, das zu entwerfen doch eben wieder Aufgabe einer Ethik wäre. Denn es handelt sich bei diesem Entwicklungswerte doch nicht bloss um rein körperliche Tüchtigkeit, sondern auch, wie der Verfasser fortwährend selbst betont, um geistige Eigenschaften wie Einsicht, Initiative usw. Wäre der Verfasser auf dieses Lebensideal eingegangen, hätte er sich damit bewusst auch auf den Boden der Ethik gestellt, so hätte er sich vielleicht vor gelegentlichen Entgleisungen im Sinne des Naturalismus bewahrt, wie z. B. vor der Definition der Kultur als einer „mit der höchsten Annäherung an Widerspruchslosigkeit zu bewerkstelligenden Umwandlung von äusserer Arbeit in innere Arbeit“ (S. 537).

## Gesetze der Natur und Gesetze der Gesellschaft.

Von

Rechtsanwalt Dr. E. Mezger in Stuttgart.

Unter vorstehendem Titel weist Landrichter Dr. Weigel in Bd. 5, S. 324 ff. dieses Archivs auf den immer und immer wieder verkannten Gegensatz zwischen Gesetzen im naturwissenschaft-

lichen und Gesetzen im juristischen Sinne hin. Der von Weigelin gewählte Titel schliesst jedoch selbst wieder die Gefahr in sich, den begrifflichen Gegensatz zu verwischen.

Nicht um den Gegensatz von Gesetzen auf verschiedenen Gebieten der Aussenwelt — der „Natur“ einerseits, der menschlichen „Gesellschaft“ andererseits —, also nicht um einen Wechsel im Objekt handelt es sich. Der altkonstruierte Gegensatz zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, auf den auch Weigelin S. 390 seine Ausführungen aufbaut, ist nicht haltbar. Auch die Erscheinungen des „Gesellschafts“lebens, der „Geistes“-wissenschaften vollziehen sich nach „Naturgesetzen“. Dies gibt Weigelin selbst zu, wenn er S. 325 die Psychologie unmittelbar neben der Biologie und Metereologie nennt, S. 326 die Willensfreiheit leugnet, und S. 327 diese individualpsychologischen Erwägungen mit voller Konsequenz in der Statistik auf die Gesetze des Gesellschaftslebens ausdehnt. Wir nennen als weitere „Naturgesetze der Gesellschaft“ aus dem Gebiet der Nationalökonomie das Gesetz von dem natürlichen Standort der Landbausysteme, das Gesetz der fallenden Lohnquote, das Gesetz der natürlichen Vermehrungstendenz der Bevölkerung.

Das charakteristische Merkmal der beiden Arten von Gesetzen ist vielmehr ein subjektives, methodisches. Der Gegensatz geht zurück auf die Verschiedenheit der Stellung, die wir jeweils der Aussenwelt gegenüber einnehmen — gleichgiltig ob diese Aussenwelt die „Natur“ im engeren Sinne oder die „Gesellschaft“ ist. Das eine Mal suchen wir die Welt zu erkennen. Wir verhalten uns dabei rein objektiv und stützen unsere Ergebnisse allein auf exakte, empirische Beobachtung des tatsächlichen Geschehens. Soweit es uns dabei gelingt, bestimmte „Gesetze“, d. h. Formeln für ein regelmässig wiederkehrendes Geschehen, aufzufinden, gelangen wir zu den „Gesetzen der Natur“ im Weigelinschen Sinne, genauer gesagt: Zu „Gesetzen des Seins“. Diese Methode exakt-empirischer Beobachtung ist zuerst von der modernen Naturwissenschaft im Einzelnen ausgebildet worden; sie gilt aber genau ebenso dort, wo es sich um lediglich theoretische Erkenntnis der Erscheinungen des Gesellschaftslebens handelt, wie beispielsweise bei der Untersuchung, welche Faktoren die Schwankungen der Lebensmittelpreise, das Steigen und Fallen des Grundstückswertes, die Bevölkerungsbewegung beeinflussen. Ganz etwas anderes ist es aber, wenn der Gesetzgeber seine „Gesetze“ aufstellt. Hier handelt es sich nicht mehr um rein objektives, passives Erkennen, sondern um ein aktives, praktisches Eingreifen in den

Weltgang. Diese Gesetze verdanken ihre Entstehung niemals einem blossen Erkenntnisakte, sie sind niemals eine blosser Abstraktion aus dem Gegebenen. Immer kann nur ein Willensakt einem solchen Gesetze die Legitimation verschaffen. „Sic volo, sic jubeo“, charakterisiert diese Gesetze im juristischen Sinne. Es handelt sich hierbei um Formeln, mit denen der Gesetzgeber eine regelmässige Wiederkehr des tatsächlichen Geschehens erst erreichen will, also nicht um Gesetze des Seins, sondern um „Gesetze des Sollens“. Diesen „Befehlscharakter“ betont auch Weigelin S. 326 ff. zutreffend. Um solche Gesetze des Sollens handelt es sich aber wie bei den juristischen Gesetzen auch bei den Gesetzen der Moral oder bei den Grundsätzen, welche die Nationalökonomie für die Zollpolitik, die Bodenpolitik, die Bevölkerungspolitik aufstellt.

Aus diesen Gründen ist es nicht richtig, wenn Weigelin das charakteristische Merkmal der beiden Arten von Gesetzen in deren Inhalt sucht. Weigelin erblickt das Wesen seiner „Gesetze der Natur“ darin, dass es sich hier um Sätze handelt, „welche aussagen, dass auf gewisse Vorgänge andere mit Notwendigkeit folgen“. Gewiss ist ein derartiger lückenloser Kausalzusammenhang der Welt für unser wissenschaftliches Erkennen ein Postulat. Ob aber die wirkliche Welt diesem Postulat entspricht, ob und inwieweit sich ein solcher Kausalzusammenhang wirklich nachweisen lässt, ist erst des Resultat unserer Forschung. Wir werden beispielsweise mit Weigelin S. 326 nach den Erfahrungen der modernen Psychologie und Psychopathologie geneigt sein, die Existenz eines freien menschlichen Willens zu leugnen und nicht mehr an das alte „Märchen von der Willensfreiheit“ zu glauben. Aber mehr als unser heutiges Wissen können wir damit nicht wiedergeben; ob neue, uns heute unbekannte Erfahrungen doch eine Unterbrechung des Kausalzusammenhangs an irgend einem Punkte im Weltgeschehen zeigen werden, dass wissen wir heute nicht. Ein für allemal zu verlangen, dass auch der menschliche Wille dem Kausalgesetz unterworfen sei, ist genau ebenso ein Rückfall in die alte scholastisch-dogmatische Methode wie das Dogma der Willensfreiheit selbst. Ebenso wenig kann das Wesen der „Gesetze der Natur“ in deren „Unveränderlichkeit“ gefunden werden. Weigelin sagt, dass zwar die Gesetze der Naturwissenschaft dem Wechsel der Zeiten unterworfen, die Gesetze der Natur selbst dagegen ewig und unabänderlich seien. Können wir aber überhaupt einen derartigen Unterschied machen zwischen „Gesetzen der Naturwissenschaft“ und „Gesetzen der Natur selbst“? Wissen



wir überhaupt etwas von der „Natur“ als eben gerade das, was uns unsere „Naturwissenschaft“ darüber sagt? Die Naturwissenschaft lehrt uns heute die Unveränderlichkeit und Ewigkeit der Naturgesetze als wesentliche Grundlage unseres Weltbildes. Aber ist diese Lehre unserer Naturwissenschaft so sicher, dass wir in ihr das begriffswesentliche Merkmal aller Naturgesetze sehen, dass wir uns also veränderliche Naturgesetze überhaupt nicht denken können? Ich glaube nicht. Wenn wir beachten, dass die Entwicklung der Wissenschaft „nicht selten Jahrtausende alte Auffassungen, deren Wahrheit geheiligt erschien, auf Grund neuer Entdeckungen mit Sicherheit als falsch nachweisen kann“, so mahnt uns diese Erkenntnis zur Vorsicht und zur Bescheidenheit, nicht in einem uns heute sicher scheinenden Inhalt das Wesen der Naturgesetze selbst erblicken zu wollen. Dasselbe gilt für Weigelins „Gesetze der Gesellschaft“. Auch hier ist das charakteristische, begriffswesentliche Merkmal nicht die „zeitliche und örtliche Verschiedenheit“. (S. 329). Die gesetzlichen Befehle, die rechtlichen, moralischen Anschauungen sind, wie alle menschlichen Einrichtungen, dem Wechsel der Zeiten unterworfen. Ein Gesetzbuch aber, das für alle Zeiten und für die ganze Welt gelten würde, würde damit nicht aufhören ein Gesetz im juristischen Sinne zu sein. Deshalb vermag der hervorgehobene Unterschied der Gesetze auch keineswegs die inhaltliche Abgrenzung von „Sitte“ und „Brauch“ zu fördern; der „Brauch“ ist, da ihm die Allgemeingiltigkeit sowohl wie die verbindliche Kraft fehlt, überhaupt kein Gesetz, keineswegs aber — im Gegensatz zu der „Sitte“ als eines „Gesetzes der Gesellschaft“ — ein „Gesetz der Natur“.

Das Gesagte gibt ohne weiteres die Antwort auf die von Weigelin am Schluss seines Aufsatzes aufgeworfene Frage nach der richtigen Methode der Rechtswissenschaft. Wo die Erkenntnis der Wirklichkeit gesucht wird, in den Naturwissenschaften i. e. S., in der Psychologie, in den historischen Wissenschaften und in allen Sozialwissenschaften, soweit sie sich lediglich mit der Erkenntnis des Gegebenen befassen, muss die exakt-empirische Methode massgebend sein, also eine Methode, die ihre Resultate einzig und allein genauer Beobachtung verdankt und alle subjektiven Momente nach Möglichkeit ausschaltet, insbesondere jeden anderen Wunsch als nur den Wunsch, die Wirklichkeit so genau als irgend möglich wiederzugeben. Ganz andere Gesichtspunkte sind dagegen dort massgebend, wo nicht Gesetze der Erkenntnis, sondern „Gesetze des Sollens“ gesucht



werden, also bei der Tätigkeit des Gesetzgebers oder des Moralisten. „Die Erkenntnis dessen, was der Mensch soll, mussten wir von Anfang an von der Erkenntnis dessen, was wirklich ist, trennen, da sie niemals ein Teil oder eine einfache Folge der Erkenntnis des Wirklichen ist“ (Sigwart). Soweit aber endlich die Auslegung bestehender Normen in Frage steht, wie beim Rechtsgelehrten und beim Richter, tritt eine Kombination beider Methoden ein. Die Aufgabe ist hier teils eine historische; hier so gut wie bei der Feststellung des konkreten Tatbestandes kann nur die exakt-empirische Methode Platz greifen. Die Aufgabe ist aber gleichzeitig auch eine Aufgabe der Rechtsschöpfung; die Anwendung gewisser Rechtsgrundsätze durch den Richter auf konkrete und damit auf neue Tatbestände schafft stets neues Recht. Insoweit aber kann nur die Methode der normativen Wissenschaften massgebend sein, lediglich naturwissenschaftliche Gesichtspunkte können diese Aufgabe niemals lösen.

---

#### IV.

### Gesetzgebungsfragen.

---

## Die Reform des Schwurgerichts.

Von

Geh. Hofrat Dr. **K. v. Lilienthal**,

o. Professor der Rechte an der Universität Heidelberg.

(Schluss.)

Nach der Beweisaufnahme kommt die Fragestellung. Sie ist zweifellos heute noch eine Art Schmerzenskind. Sie ist aber einfach unentbehrlich und im Grunde gar keine Eigentümlichkeit der Schwurgerichte, sondern die notwendige Voraussetzung jeder Beratung. Der Uebelstand liegt nur darin, dass die erforderliche schriftliche Fixierung eine gewisse Umständlichkeit notwendig macht und doch keine Sicherheit dafür gewährt, dass nicht zuviel oder zu wenig gefragt wird. Der Inhalt ist natürlich zunächst durch Inhalt und Form des Strafgesetzes bestimmt. Sie ist um so einfacher, je klarer

die Gesetze sind. Für den Gesetzgeber ist es deshalb ein leider bisher viel zu wenig benutztes Mittel der Selbstprüfung, sich stets zu fragen, ob die einzelnen Bestimmungen für eine Fragestellung an die Geschworenen brauchbar sind. Dass heute die einzelnen Fragen durch die Aufnahme des Wortlautes des Gesetzes nicht an Klarheit gewinnen, ist unbestreitbar. Dem würde abgeholfen werden können, wenn nach Liepmanns Vorschlag, die Tat mit dem üblichen kurzen Namen bezeichnet und den Geschworenen die Bedeutung dieser Bezeichnung durch schriftliche Mitteilung des Wortlautes des Strafgesetzes erklärt würde. Sachlich ist der Unterschied nicht gross, aber die Verständlichkeit würde dadurch sehr gewinnen.

Um aber die Fragestellung ausreichend und doch nicht verwirrend zu machen, wäre eine weitergehende Aenderung des Verfahrens wohl erforderlich. Der wesentlichste Uebelstand liegt heute darin, dass alle möglichen und auf Antrag der Beteiligten gelegentlich auch einige eigentlich unmögliche Subsumtionsdenkbarkeiten berücksichtigt werden müssen, um der freien Entscheidung der Geschworenen über die Schuldfrage nicht vorzugreifen. Heute werden die Fragen nach der Beweisaufnahme festgestellt, sie bilden das Thema für die Reden der Prozessbeteiligten. Im Grunde erfahren die Geschworenen erst durch diese Fragestellung, worauf es bei ihrer Entscheidung eigentlich ankommt. Ist ihnen das von vornherein klar gemacht, so wird ihnen das Verständnis und die Würdigung der Parteivorträge keine besonderen Schwierigkeiten bereiten. Man kann dann die Fragen erst am Schluss der Verhandlung, zur unmittelbaren Vorbereitung der Urteilsfällung feststellen. Das bildete eine wesentliche Vereinfachung, da sich selbstverständlich die Fragen aus dem Inhalt des Vorgetragenen ergeben müssten. Aber die Vereinfachung kann noch weiter gehen durch Ausbildung des Spezialverdiktes. Die Befugnis der teilweisen Bejahung oder Verneinung der Fragen genügt nicht, weil sie ein unzulängliches Mittel ist, die Meinung der Geschworenen zu klarem Ausdruck zu bringen. Jedenfalls aber enthält sie eine Antwort, während bei einem wirklichen Spezialverdict erst noch die richtige Fragestellung erfolgen kann. Die Geschworenen sollten deshalb befugt sein, dem Gerichte zu sagen: wir wollen die gestellten Fragen weder bejahen noch verneinen, wir halten folgende Tatsachen für festgestellt, welche Folgerung müssen wir aus dieser Feststellung ziehen? Die Antwort darauf würde ihnen in einer

neuen Fragestellung gegeben werden. Dann bleibt ihnen tatsächlich die freie Entscheidung über die Schuldfrage gewahrt. Eine Verneinung der den Feststellungen angepassten Schuldfrage wäre dabei freilich möglich, aber gewiss äusserst selten. Der zugrunde liegende Gedanke ist dem heutigen Rechte nicht fremd. Ein solches Spezialverdikt ist nichts als das Verlangen nach einer weiteren Rechtsbelehrung. Es würde sich das übrigens mit dem Gedanken Liepmanns wenigstens praktisch teilweise decken, den Geschworenen freizugeben, die Entscheidung einzelner ihnen zweifelhafter Fragen dem Gerichte zu überlassen. Diese Befugnis im Gesetze einzuräumen halte ich für bedenklich. Natürlich sind die Geschworenen häufig zur Entscheidung von rechtlichen Fragen berufen, deren juristische befriedigende Würdigung durch sie keineswegs sicher gestellt ist. Aber das hängt nun einmal mit der Rechtsprechung durch Laien notwendig zusammen — es ist ja eben einer ihrer Vorzüge, dem gesunden Menschenverstand über juristische Spitzfindigkeiten hinweg zum Siege zu verhelfen. Gewiss ist es denkbar, dass den Geschworenen selbst klar wird, dass es gelegentlich mit dem gesunden Menschenverstand allein doch nicht recht geht. In diesem Falle gibt es zwei Wege. Entweder die Geschworenen sagen dem Gerichte: entscheide Du, oder sie verlangen einen Ratschlag von dem Gerichte, der sie aber nicht binden darf, wenn er auch praktisch in der Regel für die Entscheidung massgebend sein wird. Um einen solchen Ratschlag können sie auch heute schon bitten, durch das Verlangen nach weiterer Rechtsbelehrung. Es wird davon verhältnismässig wenig Gebrauch gemacht, die Geschworenen wollen eben meistens das Recht aus ihrer Ueberzeugung heraus finden. Und aus demselben Grunde sind sie erst recht nicht geneigt, in aller Form zugunsten des Gerichtes abzugeben. Ausserdem enthielte die Gewährung einer solchen Möglichkeit die Gefahr, dass der Vorsitzende gelegentlich einen wenigstens moralischen Zwang auszuüben vermöchte. Es kommt hinzu, dass es schwierig wäre, die erforderliche Majorität für das Zustandekommen eines solchen Beschlusses der Geschworenen zu bestimmen. Einfache Majorität könnte nicht genügen, weil sonst die Sicherheit dahinfiele, die in der  $\frac{2}{3}$  Majorität bei der Schuldfrage für den Angeklagten liegt. Es würde also auch zu einem solchen Beschlusse mindestens  $\frac{2}{3}$  Majorität notwendig sein, am besten vielleicht Einstimmigkeit. Je strenger aber die Voraussetzungen werden, um so geringer ist die Wahrscheinlichkeit des Eintritts. Darum

liegt eine praktisch wertvolle Verbesserung in einer solchen Vorschrift kaum. Was sie an tatsächlichem Wert besitzt, würde auch bei der Möglichkeit eines Spezialverdikts nicht verloren gehen.

Dass der Entscheidung der Geschworenen eine Rechtsbelehrung vorausgehe, ist kaum zu vermeiden, Streitig ist nur, ob sie für die Geschworenen bindend sein soll. Es spricht manches dafür, denn theoretisch wenigstens wird man den Geschworenen nicht das Recht gewähren wollen, sich über das Gesetz hinwegzusetzen. Aber die Gründe dagegen sind wohl überwiegend. Denn einmal steht es, wie Liepmann richtig bemerkt, doch gar nicht fest, ob die Rechtsbelehrung mehr gibt, als die Privatmeinung des Vorsitzenden. Es wäre darum notwendig, dass die Belehrung schriftlich fixiert und und ihr Inhalt in der Revisionsinstanz anfechtbar wäre. Andererseits müsste aber auch der Geschworenenspruch anfechtbar sein, wenn er mit der Rechtsbelehrung im Widerspruch steht. So lange aber die Geschworenensprüche keine Begründung haben, lässt sich das niemals feststellen. Die Rechtsbelehrung kann ja nur hypothetisch erteilt werden: wenn Sie das und das annehmen, müssen Sie so und so entscheiden. Was aber die Geschworenen wirklich angenommen haben, weiss niemand. So lange man aber das Verhältnis der tatsächlichen Feststellungen zu den rechtlichen Folgerungen nicht feststellen kann, bleibt jeder eindeutige und formgerechte Spruch ganz revisionsfest. Die Bindung der Geschworenen durch die Rechtsbelehrung würde deshalb lediglich auf dem Papiere stehen.

Streitig ist ferner, ob die Rechtsbelehrung, auch ohne bindend zu sein, Grundlage für eine Revision sein soll. Sie kann in zwei Richtungen gegen das Gesetz verstossen. Einmal, indem sie auf das Gebiet der Tatsachenwürdigung übergreift. Das ist gar nicht so selten, aber diese Gesetzesverletzung zum Revisionsgrund und dann natürlich zu einem absoluten, zu machen ist sehr bedenklich. Das gibt auch Liepmann zu. Es würde damit tatsächlich der Schikane ein weiter Spielraum gewährt. Denn natürlich müsste eine solche Entgleisung des Vorsitzenden festgestellt werden. Das ist nur möglich, wenn entweder die ganze Rechtsbelehrung schriftlich abgefasst und zu den Akten genommen wird oder einzelne beanstandete Stellen zu Protokoll genommen werden. Das erste wäre eine starke Belastung des Vorsitzenden und machte ausserdem eine unter Umständen tagelange Unterbrechung der Ver-



handlung notwendig. Das andere aber würde zu ständigen Unterbrechungen durch die Verteidigung führen. Wer die Psychologie der Geschworenen kennt, weiss, wie gefährlich für die Anklage eine ausgesprochene Parteinahme des Richters ist. Die Versuchung ist deshalb gross, die Rechtsbelehrung als parteiisch erscheinen zu lassen und dieser Versuchung würde mancher Anwalt unterliegen, um so mehr, als in jedem Falle eine oft beanstandete Rechtsbelehrung ganz erheblich an Gewicht verlieren muss. Im Interesse des Verfahrens im allgemeinen wird man deshalb von solchen Feststellungen besser absehen.

Die Rechtsbelehrung kann aber weiter auch inhaltlich falsch sein. Für diesen Fall verlangen viele, darunter auch Liepmann, die protokollarische Festlegung der angeblich unrichtigen Teile der Belehrung. Ist sie wirklich unrichtig, so begründete das die Revision, wenn diese Unrichtigkeit möglicherweise den Geschworenenspruch beeinflusst hat. Das erscheint auf den ersten Blick als kaum abweisbare Forderung. Trotzdem halte ich eine solche Änderung für recht bedenklich. Wann ist die Rechtsbelehrung unrichtig? Dass diese gegen den zweifellosen Inhalt des Gesetzes verstiesse, dürfte doch recht selten sein. Häufiger wird es vorkommen, dass der Vorsitzende eine Ansicht ausspricht, die von anderen Juristen nicht geteilt wird. Wenn da die Prozessbeteiligten eingreifen, so wird das in vielen Fällen zwar für die Revision nichts nützen, aber doch zu unliebsamen Weiterungen führen. Dadurch kann die berechtigte Bedeutung der Belehrung sehr zu Schaden kommen. Die Sache könnte sich doch praktisch nur so gestalten, dass der Vorsitzende unterbrochen wird, mit der Forderung, diesen Teil der Belehrung zu Protokoll zu nehmen. Mag er sich nun auf eine Auseinandersetzung mit dem Antragsteller einlassen oder die Protokollierung einfach anordnen, in jedem Falle bekommen die Geschworenen den Eindruck, dass dabei etwas nicht in Ordnung ist. Je öfter das vorkommt, umsomehr verstärkt sich dieser Eindruck und ein schneidiger Prozessbeteiligter kann dadurch leicht bewirken, dass die ganze Rechtsbelehrung in den Wind gesprochen ist. Mir scheint die Gefahr, dass das Ansehen des Vorsitzenden ungerechtfertigt abgeschwächt wird, grösser zu sein als die Gefahr, die in einer vielleicht anfechtbaren Rechtsbelehrung liegt.

Dass weitere Reformvorschläge, insbesondere solche, die sich auf eine Unterstützung der Geschworenen durch juristische

Beigeordnete, mit oder ohne Stimmrecht beziehen, keinen Beifall verdienen, hat Liepmann überzeugend nachgewiesen. Ebenso wird sich, namentlich aus den schon erwähnten praktischen Gründen, eine Beteiligung der Geschworenen bei der Strafzumessung nicht empfehlen. Zu weit geht mir freilich die Forderung Liepmanns, ihnen auch die Entscheidung über das Vorhandensein mildernder Umstände zu entziehen. Ob es gesetzestechnisch möglich ist, die mildernden Umstände überhaupt fallen zu lassen und durch bestimmte allgemeine Strafzumessungsgründe oder durch Erweiterung des Strafrahmens überhaupt zu ersetzen, dürfte mindestens zweifelhaft sein. So lange aber dieser Ausdruck beibehalten wird, bezeichnet er zwar formell Strafzumessungsgründe, tatsächlich aber doch auch eine verschiedenartige Gestaltung der Schuld. Es ist deshalb nicht ohne weiteres sinnwidrig, ihre Annahme von dem Ausspruche der Richter über die Schuld abhängen zu lassen. Praktisch aber kann man die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, dass es den Geschworenen keineswegs gleichgiltig ist, welche Strafe dem Verurteilten bevorsteht. Wenn sie keine Gelegenheit mehr haben, ihn einer besonders milden Behandlung zu empfehlen, so werden sie häufig um so eher geneigt sein, ihn ganz freizusprechen. Zudem hat, in Deutschland wenigstens, die Entscheidung der Geschworenen, auch über mildernde Umstände, doch kaum wirklichen Schaden gestiftet.

Reicht nun die vorgeschlagene Reform des Schwurgerichts aus, um eine Erweiterung seiner Zuständigkeit zu ermöglichen? Dass das geschehe, muss der lebhafte Wunsch aller seiner Anhänger sein. Ausgeschlossen ist es gewiss nicht. Für ganz geringfügige Sachen freilich wird auch ein vereinfachtes Schwurgericht noch einen zu grossen Kraftaufwand bedeuten. Aber bei einer Menge von Strafkammersachen könnte man die Zuständigkeit des Schwurgerichts, wie sie früher auch in Deutschland meist bestanden hat, wohl wieder aufleben lassen. Eine Gerichtsorganisation, die grundsätzlich nur Laiengerichte zulassen will, könnte sehr wohl mit dem kleinen Schöffengericht und dem Schwurgericht auskommen. Die Gestaltung im einzelnen, die Zulassung von Rechtsmitteln u. a. m. wird dabei noch weitergehende Untersuchung notwendig machen. An Zeit dazu fehlt es ja nicht, seitdem das Scheitern der gegenwärtig geplanten Reform feststeht. Ob man diese Tatsache bedauern soll oder nicht, darauf kommt es weniger an, als darauf, das die bis dahin

geleistete Arbeit nicht verloren geht. Das sicherste Mittel das zu verhindern, ist ununterbrochenes Weiterarbeiten, um für die Zeit der Reform selbst die heute noch streitigen Fragen ins reine zu bringen. Einen wertvollen Beitrag zu solcher fruchtbringenden Arbeit hat Liepmann zweifellos geliefert.

## Fremdenrecht.

Von

**Dr. Alfred Freiherrn von Overbeck,**

o. Professor der Rechte an der Universität Freiburg (Schweiz).

Die Grundprobleme des Fremdenrechts haben, soweit es sich um die öffentlichrechtliche Stellung des Ausländers handelt, bisher verhältnismässig nur selten und nur gelegentlich den Gegenstand wissenschaftlicher Bearbeitung gebildet. Ex professo befasste man sich meist vorwiegend mit den Lehren des internationalen Privatrechts oder mit Einzelmaterien publizistischer Natur. Um so dankbarer ist daher das historisch-systematische Werk des österreichischen Gelehrten Hans von Frisch zu begrüßen,<sup>1)</sup> das die Entwicklung und den heutigen Stand der einschlägigen Partien des Staats- und Völkerrechts in grosszügiger und eindringender Weise veranschaulicht. Ein steter und strenger Anschluss an die positivrechtlichen Quellen der verschiedenen Epochen und ihre praktische Handhabung verbindet sich dabei in glücklicher Weise mit treffender Würdigung der ausserrechtlichen — religiösen, politischen, sozialen, wirtschaftlichen und sonstigen — Momente, die die Rechtsbildung und -anwendung in verschiedenem Masse beeinflussen mussten.

Der erste der drei Hauptteile bietet eine lichtvolle Darstellung der Entwicklung des Fremdenrechts von den ältesten Zeiten an. Ein weiter Weg führt von der einstigen völligen — freilich durch die Idee der Gastfreundschaft vielfach gemilderten oder überwundenen — Rechtlosigkeit des Fremden bis zum heutigen Rechtszustande. Aus dem Altertum werden interessante Staatsverträge namhaft gemacht, die auffällig an unsere modernen Niederlassungsverträge mit ihrem Prinzip der formellen Reziprozität erinnern. (So besonders die Isopolitieverträge im Griechenland des 3. Jahrhunderts v. Chr.). Für das Mittelalter und die neuere Zeit wird — neben der Entwicklung in Deutschland — besonders die Geschichte des französischen und des englischen Fremdenrechts als typisch herangezogen. Der Einfluss des Christentums einerseits und der aufblühende Handelsverkehr andererseits kommen als besonders starke Faktoren der Internationalisierung in Betracht; im einzelnen bedingen nationale Eigentümlichkeiten und andere Momente die Richtung und das Tempo

---

<sup>1)</sup> Das Fremdenrecht. Die staatsrechtliche Stellung der Fremden. Von Dr. Hans v. Frisch, Professor an der Universität in Basel (jetzt in Czernowitz). Berlin, Carl Heymanns Verlag, 1910. VIII und 363 Seiten. Preis 8 M.

des Prozesses, der auch heute noch lange nicht überall abgeschlossen ist. (S. 35.) Zwei reichhaltige Kapitel sind den in der Judenfrage durchlaufenen Rechtswandlungen in den verschiedenen Ländern gewidmet. Der erste Teil schliesst mit einer Betrachtung der modernen Fremdengesetze. Als Fremdengesetze i. e. S. (*leges speciales* für gewisse Gruppen oder Kategorien von Fremden, S. 94) interessieren namentlich auch die sozial- und wirtschaftspolitischen und die Rassengesetze in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Im zweiten Teil kommen die „objektiven Normen des Fremdenrechts“ zur Darstellung. Als leitendes Prinzip ist heute die Regel zu bezeichnen, dass im Privatrecht der Fremde dem Staatsangehörigen gleichgestellt wird, wenn nicht durch Gesetze eine Ausnahme gemacht wird, während umgekehrt in der Sphäre des öffentlichen Rechts der Ausländer an den Rechten keinen Anteil hat, wenn ihm ein solcher nicht ausdrücklich zugesprochen wird; hier ist also Regel, was dort Ausnahme ist, und umgekehrt (S. 115). Bei Besprechung der fundamentalen Fragen, betr. Niederlassung und Aufenthalt, wird hauptsächlich auf das Deutsche Reich und die Schweizerische Eidgenossenschaft exemplifiziert, die ja als Bundesstaaten erhöhtes Interesse bieten, und zudem durch den bekannten Niederlassungsvertrag<sup>2)</sup> verbunden sind. Des weiteren finden Ausweisungsrecht und Asylrecht eingehende Erörterung, und auch dem Auslieferungsrecht wird Beachtung geschenkt.

Der dritte Teil — „Subjektive Rechte der Fremden“ — enthält — an Hand der modernen Verfassungen — eingehende Studien über die bisher stark vernachlässigte Frage, inwieweit die sog. Freiheitsrechte nur den Inländern, oder auch den Ausländern zuzugestehen seien. In den Schlusskapiteln wendet sich der Verfasser den einzelnen Freiheitsrechten und schliesslich den Ausnahmefällen zu, in denen uns der Ausländer als Träger eigentlicher politischer Rechte entgegentritt. Daneben hätte vielleicht das Verhältnis des Fremden zum öffentlichrechtlichen Pflichtenkreise des Inlandes (Freiheit von der Militärpflicht usw.) nähere Beachtung verdient.

Das eine Fülle bisher weniger gewürdigten historischen und positivrechtlichen Stoffes durchleuchtende und durchdringende Werk wird sich zweifellos für die publizistische Wissenschaft als wertvolle und wesentliche Förderung und Anregung erweisen.

---

<sup>2)</sup> Vgl. meine Studie Niederlassungsfreiheit und Ausweisungsrecht. Freiburger Abhandlungen aus dem Gebiet des öffentlichen Rechts. Heft 10. Karlsruhe 1907.



## V. Literatur.

---

### Rezensionsabhandlungen.

#### Katholische Moralphilosophie.

**Victor Cathrein**, Moralphilosophie, Verlag Herder, Freiburg in Breisgau (1911).

Wir teilen, wie man weiss, den Standpunkt Cathreins nicht und haben auch im einzelnen eine grosse Reihe von Einwendungen, so insbesondere, was die Rechtsentwicklung betrifft. Ich bestreite es namentlich, dass ich in bezug auf die Entstehung des russischen Mir, den ich der früheren Entwicklung zuschreibe, in der Enzyklopädie einen Machtanspruch getan habe; denn für die Ursprünglichkeit des Mir spricht die Analogie des deutschen und skandinavischen Rechts zu deutlich, als dass daran zu zweifeln wäre. Selbstverständlich konnte ich in einer Enzyklopädie nicht alle beweisenden Einzelheiten bringen. Auch sonst ist die ganze Art der Behandlung der juristischen und soziologischen Fragen eine unrichtige. Es ist vor allem unmethodisch, für die Ursprünglichkeit des Grundeigentums sich auf Kulturvölker wie die Aegypter und Babylonier zu berufen; diese Kulturen setzen eine viele Jahrtausende lange Entwicklung voraus, und dass die Kulturen bereits im 3ten, ja 5ten Jahrtausend v. Chr. so hoch stehen, berührt uns nicht, denn die Menschheit geht in ihrer Existenz auch viele, viele Jahrtausende zurück, und die 4—5000 Jahre der altbiblischen Annahme gehört in das Reich der Mythen. — Von den Chinesen aber gibt der Verfasser selbst zu, dass sich das Einzeleigentum erst im 4. und 3. Jahrhundert v. Chr. gebildet hat.

Auch seine Widerlegung der Kulturentwicklung als des Faktors der Sittlichkeit ist unrichtig. Natürlich suchen auch wir den Ugrund der Sittlichkeit in der Vernunft des Menschen; diese Vernunft ist aber nicht eine ausserhalb Zeit und Raum stehende Urvernunft, sondern eben die Entwicklungsvernunft des Menschen als des Trägers der Kulturgestaltung.

Cathrein allerdings spricht (I. S. 306) von dem „bisschen Kultur“ und weist darauf hin, dass von den verschiedensten Kulturen nichts als Trümmer und Scherben auf uns gekommen sind.

Traurig genug, dass die Kultur mit der Barbarei zu kämpfen hatte; aber nichtsdestoweniger ist sie siegreich gewesen, und unsere ganze Forschung lehrt, dass die ägyptische und babylonische Kultur für die Menschheit nicht verloren gegangen ist, sondern in unserem Denken, in unseren Vorstellungen weiterlebt. Sie ist durch das Griechen- und Römertum auf uns gelangt und in uns eingezogen. Und diese Kultur, die auf das grösste Wissen, auf

die höchste Kunst, auf die gewaltigste Machtbeherrschung hinausläuft, sollten wir nicht schätzen, sie sollten wir nicht als das Ziel aller menschlichen Bestrebungen verehren? Natürlich gehört Dante, Goethe und Shakespeare auch zu dem „bisschen Kultur“, ebenso wie Michelangelo und Lionardo, und die Erfindung der Dampfmaschine, die Erfindung der drahtlosen Telegraphie, die Beherrschung des Luftraumes, alles dies sind Dinge, die man mit dem bisschen Kultur einfach bei Seite lassen kann: der brave Mann, der in der Unschuld seines Herzens sein Brod verdient, der Indianer, der nach seiner Bekehrung ein redliches Leben führt, der Aegypter, der Tag für Tag seine Wasserleitung dreht und damit seine Familie ernährt, alle diese sind natürlich mehr wert als das Genie, und ein anständiges Leben nach Regel und Ordnung hat mehr Sittlichkeit als die Werke eines Goethe.

Was aber die Zukunft der Menschheit betrifft, so glauben wir nicht an eine individuelle Fortdauer, wohl aber an eine Fortdauer der Kultur, wo stets eine Nation die andere ablöst, eine der anderen die Hände reicht; und die Befürchtung, dass einst das Ganze vereist und die Erde unbewohnbar wird, bevor wir uns etwa auf einen anderen Himmelskörper geflüchtet haben, kann uns nicht beschleichen; die Vernunft der Kulturentwicklung gibt uns die Gewähr, dass zwar in Zukunft auch Rückschritte und Barbareien kommen werden, dass aber unmöglich die Kulturerrungenschaften je in den Abgrund des Nichts versinken.

Sind wir hier anderer Meinung, so müssen wir um so mehr die Ausführungen des Verfassers über den freien Willen begrüßen; die Widerlegung der Gegner ist eine schlagende und der Nachweis der Unklarheit und Ungründlichkeit der deterministischen Grundideen ist hervorragend. Treffend bemerkt er, aus der Kausalität gehe nur hervor, dass jedes Ding notwendig eine Ursache haben müsse“, aber keineswegs, dass die Ursache eine notwendig wirkende Ursache sei. Auch der freie Wille hat seine Ursache, aber eben diese Ursache ist nicht eine Notwendigkeit, sondern sie geht aus der freien Entschliessung, aus der freien Wahl des Menschen hervor. Man hat im Gegensatz zu einem mechanischen Determinismus von einem psychologischen Determinismus gesprochen; allein der psychologische Determinismus ist nichts mehr und nichts weniger als ein mechanischer: wenn die menschliche Seele eine verfeinerte Maschine ist, so ist sie eben doch eine Maschine, sobald sie nach notwendig gegebenen Ursachen wirken muss; und wenn gar noch behauptet wird, dass die Willensfreiheit aus ethischen Gründen verwerflich sei, so lehnt sich der Verfasser mit Recht dagegen auf; denn die Ueberzeugung des freien Willens war die Wurzel der „wunderbaren Blüte der christlichen Heiligkeit“.

Die Widerlegung Kants endlich gehört zu dem Besten, was über die Sittlichkeitslehre Kants geschrieben worden ist. Es ist eine verdrehte Vorstellung anzunehmen, dass, was jemand aus Liebe tut, kein moralisches Verdienst habe, so dass das Sittliche immer nur in der pflichtmässigen Bekämpfung seiner selbst bestehe. Danach müsste derjenige, der die Liebe zur Tugend pflegt, sich selbst den Weg zur Sittlichkeit abgraben; denn er würde dadurch dem Handeln, das, solange er das Gute hasste, pflichtmässig und sittlich war, den sittlichen Charakter nehmen, er würde, was sittlich war, neutral machen; oder, wie der Verfasser S. 248 mit Recht

sagt: die Verdienstlichkeit der Werke würde um so mehr abnehmen, je grössere Fortschritte jemand in der Tugend der Selbstbeherrschung macht.

Hätte der Verfasser nur nicht wiederum andere Vorstellungen von Kant und Fichte gebilligt, wie die Ansicht, man dürfe selbst zur Erhaltung der ganzen Welt nicht lügen! O ihr Fanatiker der Wahrheit! Für ein Phantom schlagt ihr die Welt in Trümmer! Freund und Feind gibt man preis, nur um des unerbittlichen Zwangsgebotes der Wahrhaftigkeit willen! Nur mit raffinierter Zweideutigkeit soll man sich helfen können! Als ob diese sittlicher wäre!

Oefsters gießt der Verfasser die Schale des Zornes über den Pantheismus aus und glaubt, dass nur in dem Glauben an einen persönlichen Gott die Sittlichkeit begründet werden könne. Demgegenüber muss ich hervorheben, dass der Glaube an eine der Welt innewohnende Weltvernunft ebenso zur Sittlichkeit führt wie der Glaube an eine Gottheit, welche die Welt durch einen Schöpferakt aus sich entlassen und als etwas Selbständiges, von sich Verschiedenes gesetzt hat. Wer kann behaupten, dass der Goethischen Anschauung von der Vergöttlichung der Welt, die auch die unsrige ist, die sittliche Spannkraft fehlt! Warum soll bei der Vorstellung von der ständigen Emanation Gottes die Sittlichkeit weniger gedeihen als bei der Vorstellung eines einmaligen geschichtlichen Schöpfungsaktes, gegen welchen schon Scotus Erigena gewisse Bedenken erhoben hat? Soll der Gedanke unseres ständigen Seins und Waltens als Organ göttlicher Vernunft entsittlichend wirken? Wer immer die Gottheit „in seinen Willen aufgenommen hat“, wird freudig an dem Fortschritt der Welt arbeiten, und sein Tun ist sittlich, wenn es sich auch nicht immer in den Schranken strenger Regel bewegt. Die Sittlichkeit besteht nicht in allgemein gültigen Sätzen, sondern in der ganzen Gesinnung, welche das Menschenleben durchdringt; das Genie, das Tag und Nacht für die Kulturentwicklung arbeitet, bedarf nicht des Liedes vom braven Mann mit Orgelton und Glockenklang! Seine Sittlichkeit besteht in der freudigen Mitarbeit am Weltprozess als Mitglied der nach Kultur strebenden Menschheit.

Berlin.

Josef Kohler.

## Philosophie des Meeres.

W. Mackenzie, *Alle Fonti della Vita*, Verlag A. F. Formaggini, Genua (1912).

Die Philosophie des Meeres! Was uns die Lebewesen des Meeres lehren: „Gestaltung, Umgestaltung, des ew'gen Sinnes ew'ge Unterhaltung“, ist ganz unabsehbar. Die Lehre vom Gattungsbegriff mit all den Fragen der „Universalien“ tritt an uns heran, wenn wir die tausend und abertausend von Erscheinungen beobachten, die in 4, 5 Metamorphosen sich umwandeln, die sich spalten und neue Gestalten bilden, sich wieder zusammensetzen und schliesslich nach vollendetem Kreislauf zu einem gleichen Ursprung zurückkehren. Das ist die Gattung als abstrakte Einheit, die sich in den Millionen der Individuen verkörpert. Solche Erscheinungen bieten allerdings auch die Lebewesen auf dem Lande dar: so die verhängnisvollen Malaria-Parasiten, welche zuerst im menschlichen Blute

die männlichen und weiblichen Sporen erzeugen, die Oogonien und Anteridien, und welche dann, in der Anophelesmücke aufgenommen, eine völlige Umwandlung erfahren und zu den Sporozoiden werden, die beim Stich der Anophelesfliege die schlimme Krankheit erzeugen! Ist es noch dieselbe Gattung?

Aber noch mehr als das Land führt das ewige Meer mit seinem unendlichen Kreislauf des Werdens den Gattungsbegriff bis zu den letzten Grenzen seiner Möglichkeit.

Im weiten Meere musst du anbeginnen!

Da fängt man erst im Kleinen an,

Und freut sich, Kleinste zu verschlingen;

Man wächst so nach und nach heran,

Und bildet sich zu höherem Vollbringen.

So tritt uns ferner der Begriff der Individualität in schillernder Erscheinung entgegen: ist es ein und dasselbe oder sind es viele Individuen, die, verbunden, demselben Lebenstrieb folgen, von demselben Lebensstrom erfasst sind und trotzdem mit grosser Selbständigkeit wirken? So gelangen wir von selbst zu der soziologischen Gruppe, die als organisches Gesamtwesen erscheint, zu gleicher Zeit aber die einzelnen Individuen in sich begreift, jedes mit seiner eigenen Lebensbestimmung, jedes mit seiner Eigenexistenz, und doch jedes dem Gesamtwesen dienend! Gruppenwesen — Einzelwesen! Gruppenleben — Einzelleben! Soll es bloss Metaphysik sein, wenn wir der Gruppe als Gruppe ein Leben zuschreiben? Was ist Leben? Leben ist das Walten einer Organisation mit labilem Gleichgewicht, welches stets zur Erneuerung führt anstelle des starren Gleichgewichtes der anorganischen Dinge. Und solches Leben hat nicht nur das Individuum, sondern auch die Gruppe!

All dies gewährt uns eine neue Vorstellung vom Walten der soziologischen Erscheinungen, ohne welche die Geschichte des Menschen und auch die Geschichte des Rechtes nicht verstanden werden kann. Was ist das Recht anders als eine Lebensbedingung der soziologischen Menschengruppen? eine Gruppenerscheinung im Werden der Menschheit!

Aber auch für die Morallehre, ja auch für die Aesthetik finden wir hier eine Fülle anregender Entdeckungen. Nicht immer zeigt uns die Natur einen Kampf aller gegen alle, sondern auch ein grossartiges Zusammenwirken zu einheitlichen Zwecken; so in der Symbiose, wo zwei Wesen sich zu einem Gesellschaftsdasein verbinden und eines das andere unterstützt, während der Parasitismus das Laster desjenigen darstellt, welcher sich lediglich mit den Lebenssäften eines anderen nährt und diesen aussaugt. Neben die Symbiose tritt die zeitweilige Unterstützung auf allen Gebieten der organischen Natur in unzähligen Fällen kann die Pflanzenbefruchtung nur vor sich gehen, wenn Tiere mithelfen, und umgekehrt sind die Pflanzen die natürlichen Bedingungen des tierischen Lebens.

In allen diesen Beziehungen bietet das anregende Buch bedeutende Gedankenreihen; man sieht, dass ein wahrer Philosoph in die Natur hineingeleuchtet hat; handelt es sich doch um fast gespenstische Erscheinungen des tausendfältigen Ozeans, — und

Wo Gespenster Platz genommen,

Ist auch der Philosoph willkommen.

Josef Kohler.



## Besprechungen.

**Di Carlo.** Per la filosofia della storia di Ferdinando Lassalle. Palermo (Trimarchi) 1911. 34 S.

Mit Bedauern entnimmt man der Vorrede, dass Di Carlo sein im Jahre 1906 gegebenes Versprechen, eine umfassende Monographie über Lassalle zu veröffentlichen, mit Rücksicht auf das inzwischen erschienene Werk von Rodolfo Mondolfi „La filosofia della storia di Ferdinando Lassalle, Milano 1909“ zurückzieht. Er gibt uns dafür das vorliegende brevissimo opuscolo, Bemerkung zu Mondolfis und zu Onckens Kritik der Lassalle'schen Geschichtsphilosophie; er verspricht eine Betrachtung über die Rechtsphilosophie bald folgen zu lassen, und ich möchte den dringenden Wunsch aussprechen, dass dieses Versprechen gehalten wird. Denn die Rechtsphilosophie der klassischen Zeit des Sozialismus ist ein Gebiet, das noch jeder Pflege ermangelt. Ich würde zwar freilich hier auch nicht in erster Linie an Lassalle denken, obwohl dieser sich wesentlich als Jurist an die Dinge herangemacht hat, und in der Geschichte der materialistischen Rechtsphilosophie mit Knapp ja die erste Stufe der Entwicklung bilden würde, die sich vorläufig bis zu Anton Menger hin erstreckt. In erster Linie ist gleichwohl auch der Rechtsphilosoph des Materialismus Karl Marx, der in seinen einzelnen Aufsätzen eine grosse Reihe noch völlig unbenutzter genialer Anregungen zur Rechtsphilosophie ausgestreut hat, Anregungen, auf denen weiter zu bauen, oder die wiederlegen, eine moderne Rechtsphilosophie, wenn sie den Namen einer wissenschaftlichen beanspruchen will, genötigt ist.

Den Gegenstand von Di Carlos Untersuchung über Lassalles Geschichtsphilosophie bildet das Verhältnis, in dem sich Hegel'sche und Marx'sche Einflüsse in Lassalle mischen. Die herrschende Meinung, getragen von Mehring, Bernstein, Oncken, und im wesentlichen auch von Mondolfo, hält daran fest, dass Lassalle ein Marxist gewesen ist, der Hegel'sche Sprache gesprochen habe. Es hat etwas für sich, wenn Di Carlo meint, diese Ansicht sei damit zu erklären, dass ihre Urheber selbst Marxisten seien und, von ihren vorgefassten Überzeugungen beeinflusst, dass hegelianische Element in Lassalle als mehr nebensächlich empfinden. Di Carlo tritt nun dafür ein, dass man Lassalle als Geschichtsphilosoph mehr zu Hegel zu stellen habe, als zu Marx. Denn nicht der Materialismus, sondern gerade der Idealismus sei die metaphysische Grundlage der Lassalle'schen Geschichtsphilosophie; nicht lehrt er mit Marx, dass das unentrinnbare Walten der Gesetze der Produktions-Verhältnisse, dass die Wirtschaft den Lauf der Geschichte verursache, sondern mit Hegel, dass die Geschichte teleologisch aufzufassen, dass sie die fortschreitende Selbstverwirklichung der Vernunft und der Freiheit als der Attribute des sich selbst entwickelnden objektiven Geistes sei. Die Geschichte beherrscht die Idee, oder die Idee beherrscht die Geschichte, die Idee ist blosser Ideologie oder die Idee ist der Welterschöpfer, das sind doch Gegensätze wie sie sich grösser nicht denken lassen, und man sollte meinen, dass es sich angeben lassen müsste, für welche Alternative sich Lassalle entschieden hat. Man muss, sagt Di Carlo, über Lassalle und Marx hinaus, man muss auf dieser beider Meister Hegel zurückgehen, um zu merken, dass bei Hegel selbst bereits dieser Gegensatz sich angedeutet findet, dass Hegel keineswegs den Inhalt seiner Geschichts-

philosophie ganz und gar aus dem teleologisch-metaphysischen Gedanken heraus bestritten hat, dass in dem geschichtlichen Verlauf die Idee sich manifestiere, sondern dass er bereits, und nicht erst Marx ursächliche, wie wir heute sagen würden, soziologische Geschichtsbetrachtungen und zwar auch unter starker Berücksichtigung des wirtschaftlichen Elements geschrieben hat. Aber Hegel ist sich darüber klar, dass diese mögliche ursächliche Betrachtung der Geschichte mit der teleologischen in keinerlei Widerspruch steht und ist in keiner Weise geneigt, sein methaphysisches idealistisches Prinzip preiszugeben. Die ursächliche Auffassung erscheint ihm nur als die für das empirische Verständnis der Geschichte notwendige Form. Und Lassalle, der im „Arbeiterprogramm“ das „kommunistische Manifest“ geradezu ausgeschrieben hat, hat doch nichts anderes getan, als was er als konsequenter Idealist und Anhänger Hegels nicht nur tun konnte, sondern auch tun musste, er hat für die empirische Darstellung des Geschichtsverlaufs statt des zum Teil veralteten Hegel'schen Materials das stärkere und modernere Material des kommunistischen Manifestes verwendet. Wenn Hegel die Entwicklungsgeschichte des Mittelalters wesentlich auf rein geistige Momente aufbaut, und Lassalle das Grundeigentum als den wesentlich bedingenden Faktor der empirischen Entwicklung hervortreten lässt, so ist das kein Gegensatz des Prinzips und der Methode, sondern beruht einfach darauf, dass Hegel das wirtschaftliche Material nicht eben so klar vorgelegen hat wie Lassalle — hätte es ihm wie jenem zu Gebote gestanden, so hätte er es auch eben so zu benutzen nicht gezögert. In diesen Ausführungen wendet sich Di Carlo hauptsächlich gegen Oncken.

Im 2. Teil gegen M o n d o l f o. Der hat wie mancher andere konstatiert, dass bei Lassalle 3 Prinzipien ganz unvermittelt neben einanderstehen: nämlich neben dem Hegel'schen methaphysischen Idealismus und neben dem Hegel-Marx'schen Kausalismus noch als drittes Widerstreitendes, die von den Menschen nach rationalen Plänen verfochtenen Willensbestrebungen. Die bisherigen Erklärer meinen: wenn entweder die Idee oder die Verursachung die Geschichte unausweichlich leitet, wie ist an den Willen als geschichtsbildenden Faktor, an Freiheit der Reform, dann noch zu denken?

Wie an Wirksamkeit grosser Männer und der Programme der Parteien?

Das ist eine Frage, die ja auch sonst viel umstritten worden ist, zwar in der letzten Zeit weniger wegen des Gegensatzes zwischen objektivem Idealismus einerseits, und Willensfreiheit des einzelnen und der Masse andererseits, sondern einseitig wegen des angeblichen Gegensatzes zwischen historischem Realismus (Materialismus) und dieser Freiheit.

Di Carlo weist sehr zutreffend darauf hin, dass Hegel sich selbst die Frage in voller Tiefe gestellt und beantwortet hat:

„Diese unermessliche Masse von Wollen, Interessen und Tätigkeiten sind die Werkzeuge und Mittel des Weltgeistes, seinen Zweck zu vollbringen, ihn zum Bewusstsein zu erheben und zu verwirklichen — Dass aber jene Lebendigkeiten der Individuen und der Völker, indem sie das Ihrige suchen und befriedigen, zugleich die Mittel und Werkzeuge eines Höheren und Weiteren sind, von dem sie nichts wissen, das sie bewusstlos vollbringen“

Hegels Lehre bedeutet also nicht irgendeinen blinden einseitigen und gläubigen Idealismus, sondern eine Lösung eben jener Schwierigkeit, zu der die Dreiheit von subjektivem Willen, Verursachung und idealer Zweckbestimmt-

heit die Deutung der Geschichte macht. Die Epigonen sind es, die hinter die Höhe der Hegel'schen Problemstellung zurückgefallen sind, die, während sie ihn überwunden wähnten, noch nicht einmal seinen Ausgangspunkt begriffen hatten.

Lassalle aber würde, während er nach der herrschenden Meinung ein Marxist war, der mehr auf rhetorische Wirkung als auf innere Klarheit bedacht, glänzende Stücke der Hegel'schen Lehre zu Unrecht neben dem Marxismus habe stehen lassen, nach Di Carlo voll ausgebildeter und vollbewusster Vertreter des Hegel'schen Systems verblieben sein. Lassalle würde die Synthese Hegels, das geistige Band bewahrt haben, von dem jeder andere nur dies oder jenes Stück in seiner Hand hielt.

Di Carlos Auffassung besticht dadurch, dass sie die Zuhilfenahme von Lassalles allgemeinem Charakterbild, ohne die die bisherigen Erklärer seiner Schriften nicht auskamen, erspart, ohne sich mit diesem in Widerspruch zu setzen. Ferner dadurch, dass sie auf einem sicheren Verständnis der Hegel'schen Philosophie sich aufbaut, das den bisherigen Erklärern gefehlt hat — schon und noch gefehlt hat, während Di Carlo sich damit gleichzeitig auch in den eigenen Geistes- und Seelenzustand Lassalles sicherer einfühlen konnte, der jenes seinen Erklärern fehlende Verständnis noch besass. Di Carlos Untersuchung reiht sich damit in den umfassenderen Zusammenhang der Hegel-Probleme ein, den G. Lasson in seiner neuen Ausgabe der Hegel'schen Rechtsphilosophie (philosophische Bibliothek Bd. 124) S. IX behandelt hat.

Berlin.

Sternberg.

**Grosse Denker**, herausgegeben von E. von Aster, Verlag Quelle & Meyer, Leipzig.

Es ist ein verdienstvolles Werk, welches den Leser aus der Zeit der vorsokratischen Philosophie bis zu Nietzsche und bis zur Gegenwart begleitet. Allerdings ist das Sammelwerk so verschiedener Autoren nicht ein Erzeugnis aus einem Gusse, und es fehlt die Einheit der Betrachtung, welche vor allem die grossen Bestrebungen des Mittelalters und der Gegenwart in geistiger Grösse umschliesst. Dafür haben wir aber auch eine Reihe vorzüglicher Einzeldarstellungen, ich verweise z. B. auf Brentanos Aristoteles, auf Baumgartners Augustin und Thomas von Aquin, und von der neueren Zeit ist namentlich Hegel gut gelungen, auch die Darstellung Schopenhauers ist treffend, während Nietzsches Charakteristik den Denker nicht in seinem ganzen Wesen erfasst hat.

Die Darstellungen sind im edleren Sinne populär, aber so, dass sie von dem Leser ein gründliches Eingehen in die philosophischen Gedankengänge verlangen; sie enthalten daher zu gleicher Zeit eine Schulung des Denkens.

Von besonderem Interesse ist die Schlussdarstellung von Windelband über die philosophischen Richtungen der Gegenwart; sie zeigt, wie auf der einen Seite die Irrlehre des Pragmatismus sich von England und Amerika nach Deutschland erstreckt hat, eine Lehre, die den ganzen Boden, auf dem unsere Weltanschauung steht, ins Wanken bringt, wie auf der anderen Seite Kants Kritizismus bald zum Positivismus und zur soziologischen Empirie verleitete, bald durch übertreibende Eigenbetrachtung den Sinn von der Fülle des historischen Geschehens abgelenkt hat. Demgegenüber ist Hegels Geschichtsphilosophie das treibende Element unserer philosophischen Forschung geworden,



welches seinen Lebenshauch über die ganze Wissenschaft verbreitet, wo immer es eine Geschichte gibt und wo immer man von der toten Empirie des Geschehenen zu einer geistigen Auffassung jener unendlichen Fülle der Tatsachen gelangt, die am Faden der Geschichte aneinander gereiht sind. Er erwähnt hierbei die grossen Verdienste von Croce und auch Lotzes oft verkannten Ausführungen und bemerkt im Hinblick auf die Zukunft namentlich folgendes:

„Als philosophisches Prinzip bedeutet die Geschichte dies, dass der Anteil, den die menschliche Vernunft an der Weltvernunft, an den letzten geistigen Gründen aller Wirklichkeit haben kann, nicht aus dem Menschen als Naturwesen, aus seiner gleichbleibenden psychischen Gesetzmässigkeit, sondern nur aus dem Menschen als Kulturwesen, aus den Errungenschaften des Gesamtgeistes in seiner geschichtlichen Arbeit abgelesen werden kann. Das ist die grosse sachliche Aufgabe, die Hegel der zukünftigen Philosophie gestellt hat.“ (II S. 375). Und:

„Wenn es fernerhin eine Philosophie als eigene Wissenschaft geben soll, die nicht nur von den Brosamen der andern lebt, sondern eignen Gegenstand und eigne Aufgabe hat, so muss sie kritische Kulturphilosophie sein. Gegeben ist die Kultur als die menschliche Kultur in ihrer geschichtlichen Entwicklung: die Sache der Philosophie ist es, diese ganze aufsteigende Lebensfülle daraufhin zu durchforschen, wie darin die allgemeingültigen, über das empirische Wesen des Menschen weit hinausragenden Vernunftwerte zu bewusster Erfassung und Gestaltung gelangt sind.“ (II S. 377).

Man meint hierbei die Sprache des Neuhegelianismus zu vernehmen, und es wäre vielleicht wünschenswert, dass bei einer neueren Darstellung auch die Vertreter des Neuhegelianismus genannt würden.

**Dr. Hans Kelsen**, Grenzen zwischen juristischer und soziologischer Methode. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1911. 64 S.

Ein sehr lesenswertes Heft, das in kurzer Form viel Anregendes bringt. Der Verfasser tritt für die gewissentliche Ausschaltung der kausalwissenschaftlichen Methode aus der Jurisprudenz ein und zeigt, dass sich dieselbe auch an Stellen einschleicht, wo man sie gar nicht vermuten würde. Sein und Sollen stehen einander nach Kelsen souverän gegenüber, folglich auch die Seins- und die Sollens-Wissenschaften, oder wie sie gewöhnlich genannt werden, die explikativen und die normativen. Die Jurisprudenz soll nicht aus den Augen lassen, dass sie eine normative Wissenschaft ist und hüte sich vor dem Gebiete der kausalen Erklärung.

Der Verfasser wählt insbesondere das Willensproblem, um uns zu zeigen, was für Folgen eine Vermengung dieser streng auseinanderzuhaltenden Methoden nach sich zieht. Kelsen findet, dass der Willensbegriff der Jurisprudenz gar nichts damit zu tun hat, was in der Psychologie Willen genannt wird. Der Wille der Jurisprudenz ist gar keine realpsychische Tatsache, kein wirklicher Vorgang des Seelenlebens, sondern ein Gebilde spezifisch juristischen Denkens, eine juristische Konstruktion. So auf dem Gebiete des Privatrechts, wo es für die rechtliche Gewolltheit eines Rechtsgeschäftes auf den psychischen Willen gar nicht ankommt. So auf dem Gebiete des Strafrechts, wo das Willenselement im Schuldbegriff und der Schuldbegriff überhaupt nicht in psychologischen Untersuchungen erfasst werden kann. Dass eine Person an einem



äusseren Ereignisse in juristischem Sinne Schuld trägt, sagt über einen psychischen Tatbestand innerhalb des Menschen gar nichts aus. Weder, dass der Betreffende etwas gewollt, noch dass er etwas gewusst (vorausgesehen) hat, denn der Schuldbegriff ist ein normativer Begriff, er weist nur darauf hin, dass eine Norm der Person ein äusseres Ereignis verbietet.

Kelsen findet, dass es auch mit jenem Willensbegriffe nicht anders beschaffen sei, der im Staatsrecht als der Wille des Staates bekannt ist. Es darf dieser Begriff nicht mit irgendwelchen tatsächlichen kollektiv-psychologischen Willenserscheinungen verwechselt werden. Es sei dies auch nur ein Fall der juristischen Zurechnung. „Wann und unter welchen Umständen eine menschliche Handlung nicht dem handelnden Menschen, sondern einem hinter diesem gedachten gemeinsamen Subjekte: dem Staate zuzurechnen ist, ist aus den Rechtsnormen zu holen.“ „Wenn man sagt, dass das Gesetz den Willen des Staates enthält, so bedeutet das nichts anderes, als dass es die Tatbestände feststellt, die als Tatbestände des Staates zu gelten haben, die der Staat „will,“ d. h. die dem Staate und nicht den physisch handelnden — den Organen — zuzuschreiben sind.“

Im letzten Satze liegt auch wohl ein *circulus vitiosus* verborgen. Dass das Gesetz und überhaupt das Recht den Willen des Staates enthält, lässt sich nicht wieder als blosser Rechtsbestimmung auffassen. Es wird wohl zu scheiden sein, zwischen dem im Gesetz konstruierten Staatswillen und zwischen dem Staatswillen, auf welchen das Gesetz zurückgeführt wird. Wenn das Gesetz bestimmt, dass eine Äusserung des Gesandten den Willen des Staates zum Ausdruck bringe, so mag das juristische Konstrukt sein, der Satz aber, dass jedes Gesetz den Willen des Staates ausdrücke, kann nicht mehr als normativer angesehen werden, sondern enthält einen soziologischen Willensbegriff.

Es ist auch aus dieser kurzen Darlegung ersichtlich, dass die Kelsen'sche Arbeit an eine Fülle interessanter Probleme der allgemeinen Rechtslehre rührt, zu denen Stellung genommen werden soll. Sie ist folglich sehr dazu geeignet, ein lebhaftes Interesse für das ebenfalls kürzlich erschienene grosse Werk des Verfassers: *Hauptprobleme der Staatsrechtslehre*, entwickelt aus der Lehre vom Rechtssatze (Tübingen, Mohr, 1911), zu wecken, welches auch das in der hier besprochenen Abhandlung aufgeworfene Methoden- und Willensproblem in eingehender Weise behandelt.

Kolozsvár (Klausenburg).

Prof. Dr. Felix Somló.

**L. Oppenheim, Professor of international law in the University of Cambridge: *International Law*. A treatise. Vol. I. Peace; II. ed. London 1912.**

Das Werk, das in erster Auflage 1905 erschienen ist, behandelt im ersten Bande die Materien des Völkerrechts, welche nach der bisherigen Einteilungsmethode dem Friedensrechte anheimfallen. Wenn man bedenkt, dass der Verfasser das Buch speziell für Studenten geschrieben hat („nowhere have I forgotten that I am writing as a teacher for students“, wie er im Vorworte sagt), so wird man ihm ungeteilten Beifall zollen dürfen. Das Werk zeichnet sich aus durch eine klare Ausdrucksweise, durch eine Berücksichtigung der französischen, deutschen und italienischen Literatur, durch die Hervorhebung der neuesten Staatenpraxis, sowie durch die Be-

achtung der Vorgänge der beiden Friedenskonferenzen. Angesichts dieser Eigenschaften verdient das Buch speziell auch in die Hände nichtenglischer Studenten zu gelangen. Allerdings ist es richtig, dass der Verfasser vielfach zu den juristischen Fragen keine oder keine tiefgründige Stellung nimmt. Ich denke hier an seine Erörterung über die Luftfreiheit und über einzelne Fragen, die damit zusammenhängen (S. 237/8), an diejenige über die Abgrenzung des internationalen Privatrechts („so called private international law“ S. 4 und 623) und des Völkerrechts, an diejenige über den juristischen Charakter der Rechtsunionen („so called unions“ S. 515/6 und 612/3). Auch sind einige Gebiete ganz stiefmütterlich behandelt wie z. B. das internationale Strafrecht (S. 201—205), indessen entspricht dies der bisherigen Praxis der Völkerrechtsschriftsteller. Unter den Staatsverträgen sind diejenigen über den Konkurs vergessen, ferner sind die Kontrahenten bei den Haager Staatsverträgen über internationales Privatrecht ungenau angegeben, soweit es sich um die definitive Ratifikation handelt. Oesterreich ist denselben noch nicht beigetreten (wohl aber Ungarn vor kurzer Zeit, nämlich seit 22. November 1911) und Spanien ratifizierte nur die Konvention über Vormundschaftsrecht. Auch die Angaben über die Staaten, die der Zivilprozesskonvention beitraten, sind nicht ganz richtig. Luxemburg gehört ihr nicht an. Indessen sind dies Kleinigkeiten und ich habe sie nur erwähnt, um damit mein Interesse für eine dritte Auflage zu signalisieren.

Im übrigen bin ich immer wieder der Meinung, dass die Wissenschaft des Völkerrechts einen grossen Fortschritt erst dann macht, wenn die Begriffe scharf gefasst werden und wenn auf diese Disziplin eine Art zivilistischer Methode angewendet wird, — ich verweise auf die Betrachtungen, die ich anlässlich der Anzeige eines andern Werkes über Völkerrecht gesagt habe (diese Z. I. S. 177).

Zürich.

Professor Meili.

**H. L. Visser.** De psyche der menigte. Bijdrage tot de studie der collectief-psychologische verschijnselen. Haarlem. 1911, (A. D. Tjeenk Willink et Zoon 8°, XVI+232.)

Die holländische Literatur konnte bisher keine das Gebiet der kollektiven Psychologie umfassende Abhandlung ausweisen. In der Absicht, diese Lücke auszufüllen und seinen Landsleuten eine Uebersicht über die Hauptströmungen und Streitfragen dieses neuen Wissensgebietes zu geben — hat der Verfasser seine Arbeit unternommen. Sie ist im grossen und ganzen als eine sorgsame, wenn auch hauptsächlich nur referierende Uebersicht der in der Literatur vertretenen Meinungen über das Wesen und die Aufgaben der Kollektivpsychologie zu bezeichnen. So bietet der erste Teil eine Uebersicht der Entwicklung der sozialpsychologischen Lehre dar; im zweiten Teile wird es vom Verfasser versucht, eine selbständige Systematik der diesbezüglichen Erscheinungskomplexe zu geben, wobei auch das Verhältnis der Sozialpsychologie zu anderen Wissenschaften — und besonders zum Strafrecht — näher besprochen wird. Was aber hier (S. 102—105) vom Verfasser geboten wird, erschöpft sich in einer bloss referierenden Uebersicht der bekannten Theorien von Tarde, Sighele und Ferri. Den Abschluss des Werkes bildet die Darstellung der Lehre von

geistigen Epidemien und deren Prophylaxe (dritter und vierter Teil). Hier können für den deutschen Leser die Ausführungen des Verfassers über die sozialpädagogischen Strömungen in Holland (S. 210 f.) von Interesse sein.

Warschau.

Rechtsanwalt Dr. S. Rundstein.

**Wirtschaft und Recht.** Von Andreas Voigt. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Sozialwissenschaft. Begründet von Julius Wolf. Fortgeführt von Ludwig Pohle. Sieben Hefte.

Der Verfasser untersucht die gegenseitigen Beziehungen zwischen Wirtschaft und Recht. Er versteht unter Wirtschaften „über Mittel aller Art so disponieren, dass entweder ein bestimmter Zweck möglichst vollkommen oder eine grössere Gesamtheit von Zwecken möglichst vollständig erreicht werde.“ Zweck, Mittel und Motive sind unerheblich für die wirtschaftliche Tätigkeit. Das Recht bestimmt er nach der allgemein angenommenen Auffassung als den „Inbegriff von Normen des Handelns, durch welche zu einer Handlung selbst oder zur Unterlassung einer Handlung entweder verpflichtet, oder auch eine Handlung, bezw. die Unterlassung einer Handlung, erlaubt wird.“ Das Recht betätigt sich daher in Beziehung auf wirtschaftliche Handlungen derart, dass es die Verfügung über Mittel befiehlt oder erlaubt, verbietet oder freistellt. Durch die Rechte und Pflichten, die zur Bildung dauernder Beziehungen zwischen Personen, sowie zwischen Personen und Sachen führen, entstehen Wirtschaften oder Haushalte. Dennoch hält Voigt, wie er gegen Stammler und Berolzheimer ausführt, rechtlose Wirtschaft für möglich, die aber zum allgemeinen Kampfe führt. Durch die rechtliche Ordnung wird die Wirtschaft in eine kampflose oder friedliche Wirtschaft verwandelt. So wie Wirtschaft ohne Recht begrifflich möglich ist, so lässt sich auch wirtschaftliches und nichtwirtschaftliches Recht unterscheiden. Es gibt mannigfache Arten der Ordnung des Wirtschaftslebens durch das Recht, mannigfache Rechtsordnungen. Massstäbe für die Güte und Zweckmässigkeit einer Rechtsordnung bilden der Grad des durch die Rechtsordnung verwirklichten Friedens, sowie die Zufriedenheit der unter ihr Lebenden.

Nachdem der Verfasser sodann von der Organisation der Rechtsordnung in Grundzügen ein Bild gegeben und die Begriffe der Rechtsgemeinschaft, der öffentlichen Gewalt, der Rechtsprechung, Verwaltung und Gesetzgebung mit ihren Ausläufern gewonnen hat, stellt er eine Liste von vier einfachen Rechtsverhältnissen, das heisst von Beziehungen zwischen einem Recht und der dazu gehörigen Pflicht, zwischen einer berechtigten und einer verpflichteten Person, auf:

1. Das Recht auf eigene Aktivität — die Pflicht zur Zulassung der Aktivität;
2. das Recht auf eigene Passivität — die Pflicht zur Zulassung der Passivität;
3. das Recht auf fremde Aktivität — die Pflicht zur Aktivität;
4. das Recht auf fremde Passivität — die Pflicht zur Passivität.

Die vier Rechtsverhältnisse lassen sich durch Zusammenziehung der ersten beiden auf drei einfache Formen zurückführen:

1. das Recht auf Tun oder Lassen, das Freiheitsrecht;
2. das Recht auf eine fremde Handlung;
3. das Recht auf eine fremde Unterlassung;



denen die drei Formen der einfachen Rechtssätze, Erlaubnis, Gebot und Verbot, entsprechen. Hieraus wieder ergeben sich durch Kombination mehrerer Rechtssätze zur Regelung eines generellen Tatbestandes Rechtsvorschriften, deren es sieben Formen gibt, je nach der in ihnen enthaltenen Zusammenstellung von Gebot, Verbot und Erlaubnis.

1. Vereinigung von Gebot, Verbot und Erlaubnis oder die vollkommen differenzierende Rechtsvorschrift;
2. Verbindung von Gebot und Erlaubnis: bedingtes Gebot;
3. Verbindung von Verbot und Erlaubnis: bedingtes Verbot;
4. Verbindung von Gebot und Verbot: differenzierend zwingende Vorschrift;
5. Unbedingtes Gebot;
6. Unbedingtes Verbot;
7. Unbedingte Erlaubnis.

Das subjektive Recht ist die Befugnis, die jemand hat; das objektive Recht ist die Macht, mit der das Recht anderer einem zwingend gegenübertritt. Daher ist jedes subjektive Recht des Einen objektives Recht des Andern. Subjektive Rechte entstehen entweder gesetzlich, unwillkürlich, oder durch einen Willensakt, ein darauf gerichtetes Rechtsgeschäft. Die Rechtsverhältnisse beziehen sich entweder nur auf bestimmte einzelne Handlungen und Unterlassungen und lösen sich dann von selbst auf, oder sie sind auf eine gewisse Dauer berechnet und führen dann zur Bildung von Gemeinschaften (im weitesten Sinne). Die Gemeinschaften wieder sind gesetzliche oder Zwangsgemeinschaften oder willkürliche, freie Gemeinschaften, je nachdem sie durch Rechtsgeschäft oder ohne ein solches entstehen.

Die Unterscheidung der Rechtsverhältnisse nach der Art ihrer Rechtssubjekte ergibt den Unterschied zwischen Verhältnissen des öffentlichen und solchen des privaten Rechts. Zu den ersteren gehören alle Rechtsverhältnisse, in denen die öffentliche Gewalt als wesentliches Subjekt erscheint, zu den letzteren alle anderen. Private Rechte sind die Verfügungsrechte über die eigene Person und über äussere Sachen. Es gibt zwei Arten oder Stufen der Verfügung, die Verfügung ohne Verkehr, ohne Übertragung der Rechte auf eine andere Person, und diejenige mit Verkehr. Die Übertragung der Rechte im freien Verkehr geschieht durch einseitigen Willensakt oder durch gegenseitigen Vertrag.

Rechte können auch unmittelbar durch Gesetz oder Verordnung geschaffen, beseitigt, geändert werden. Rechtmässig — im Gegensatz zu zweckmässig — ist die Änderung einer Rechtsordnung nur dann, wenn sie keine Änderung des gegenwärtigen Rechtszustandes mit sich bringt.

Bei der Erörterung der verschiedenen denkbaren Rechtssysteme beginnt der Verfasser mit dem Anarchismus, der die Beseitigung alles rechtlichen Zwanges erstrebt. Ihm steht der vom Verfasser so genannte Archismus gegenüber, die Herrschaft des Rechtes, des rechtlichen Zwanges. Die hierher gehörigen Rechtssysteme gewähren nicht, wie die anarchistischen, jedem die Willkür, alles zu tun, was er kann, sondern die Freiheit, innerhalb seiner Rechtssphäre seinen Willen durchzusetzen auf Kosten des anderen, des Verpflichteten. „Frei sein und Rechte haben ist gleichbedeutend.“ Die Freiheit eines Rechtssystems bestimmt sich einmal darnach, in welcher Weise Rechte und Pflichten unter die Angehörigen der Gemeinschaft verteilt



sind, ferner nach der in dem System enthaltenen Anzahl der Freistellungen, also Rechtsvorschriften von den Formen 1, 2, 3 und 7, endlich nach dem Masse der privaten Verkehrsfreiheit, also darnach, in welchem Umfange Rechte durch Rechtsgeschäfte übertragen, geschaffen werden können. Die Verkehrs- oder Vertragsfreiheit hat die Freiheit der Konkurrenz und der Koalition zur Folge, wobei freilich die Koalitionsfreiheit die freie Konkurrenz wieder aufhebt. Andere Gegensätze werden durch die Klassengliederung der Staatsangehörigen gebildet. Sie führt zu der sozialen Gesetzgebung, die, indem sie einer Klasse unmittelbar nützt, eine andere Klasse in ihren Rechten einschränkt. Die eigentlich sozialistischen Systeme mit ihrem Extrem, dem Kommunismus, wollen allen Klassenkonflikten dadurch vorbeugen, dass sie kein dauerndes Verfügungs- und Verkehrsrecht an wirtschaftlichen Gütern zulassen.

Zum Schlusse untersucht Voigt das Verhältnis des Rechtes zur Wirtschaft. Das Recht ist aus den Bedürfnissen der Wirtschaft entstanden und richtet sich nach ihnen. Andererseits beherrscht aber das bestehende Recht die Wirtschaft und beeinflusst sie in mannigfacher Weise. In diesem Sinne ist der Kampf zwischen Recht und Wirtschaft, das Bestreben der Wirtschaft, neue Rechtsformen für einen veränderten wirtschaftlichen Inhalt zu schaffen, im Kampfe mit dem Beharrungsdrange des bestehenden Rechtes, die Grundlage der ganzen inneren Politik. Dennoch darf die Macht des Rechtes der Volkswirtschaft gegenüber nicht überschätzt werden. Zunächst ist das angebliche Zwangsmoment, das dem Rechte zum Unterschiede von der Sitte inneohnt, nicht imstande, die Mitglieder der Rechtsgemeinschaft wirklich zu einem bestimmten Tun zu zwingen. Die Rechtsordnung besteht nur in freiwilliger Unterordnung; denn auch die Vollstreckung des bürgerlichen und die Strafe des Strafrechts enthalten keinen unmittelbaren Zwang.

Die Grenzen der Macht des Rechtes sind aber vor allen der freie wirtschaftliche Wille des Menschen, sein beschränktes wirtschaftliches Vermögen und der formale Charakter des Rechtes. Die Gesetze des Rechtes sind also nicht Gesetze der Wirtschaft. Diese sind Gesetze des Geschehens und Seins, nicht solche des Seinsollens, und sind wesentlich verschieden von den Gesetzen des Rechts.

Die Arbeit ist ausserordentlich bedeutsam, tiefgründig und zeichnet sich durch grosse begriffliche Klarheit aus. Von hohem Werte ist die Systematik des Rechtes, die Voigt gibt. Nicht ganz überzeugend ist der von ihm dargestellte Unterschied zwischen subjektivem und objektivem Recht. Übrigens ist anscheinend die Terminologie in dieser Hinsicht bei dem Verfasser schwankend, so z. B. wenn er auf S. 314 und 320 die Frage untersucht, auf welche Weise subjektives Recht aus objektivem hervorgehe oder auf Grund von objektivem entstehe.

Die eigentlichen Beziehungen zwischen Recht und Wirtschaft sind einigermaßen summarisch behandelt.

Störend wirken eine ganze Reihe von Druck- oder Schreibfehlern, die das Verständnis besonders in dem wichtigen vierten Artikel — vgl. S. 241 — erschweren.

Kattowitz.

Gerichtsassessor Warschauer.

**Preisaufrage der Kantgesellschaft.** Die Kantgesellschaft (Geschäftsführer: Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Vaihinger-Halle) schreibt ihre sechste (Eduard von Hartmann-) Preisaufrage aus, deren Dotierung die Witwe des Philosophen ermöglicht hat. Der 1. Preis beträgt 1500 Mark und der 2. Preis 1000 Mark. Das von Herrn Professor Dr. Vaihinger-Halle formulierte Thema lautet: „Eduard von Hartmanns Kategorienlehre und ihre Bedeutung für die Philosophie der Gegenwart“. Preisrichter sind Geheimer Rat Prof. Dr. Windelband-Heidelberg, Prof. Dr. Bruno Bauch-Jena, Prof. Dr. Jonas Cohn-Freiburg i. Br. — Die näheren Bestimmungen nebst einer Erläuterung des Themas sind unentgeltlich und portofrei zu beziehen durch den stellvertretenden Geschäftsführer der Kantgesellschaft Dr. Arthur Liebert, Berlin W. 15, Fasanenstrasse 48.

## Bücherschau.

(Besprechung der nachverzeichneten Bücher bleibt vorbehalten.)

### I. Rechtsphilosophie einschliesslich der Allgemeinen Rechts- und Staatslehre. — Rechtspädagogik.

**Bevilaqua**, Clovis, *Psychologismo juridico. Ciencias e letras, Revista mensal sob a direcção de Amelia de Freitas Bevilaqua e Clovis Bevilaqua*. Anno I No. 2, Abril de 1912.

**Binder**, Dr. Julius, o. ö. Prof. d. R., *Recht-norm und Rechtspflicht*. Prorektoratsrede vom 4. November 1911. Erweiterte Ausgabe. 48 S. Leipzig 1912. A. Deichert Nachf. 1 M.

**Del Vecchio**, Giorgio, Professor la Universitatea din Bologna, *Ideea unei stiinti a dreptului universal comparat. Revista de studii sociale*. G. D. Scraba. Anno I, No. 4. p. 143—163. Bucuresti 1. VIII. 1911.

**Del Vecchio**, Giorgio, *Il progresso giuridico*. (Estratto dalla Rivista Italiana di Sociologia, XV, 5. Sett.-Ott. 1911.) 6 p. Roma 1911. Rivista Italiana di Sociologia. Via Venti Settembre, 8.

**Donati**, Benvenuto, *Dottrina pitagorica e aristotelica della giustizia*. (Opuscoli di filosofia e di pedagogia N. 13.) 77 p. Modena 1911. A. F. Formigini.

**Herwagen**, Ludwig, Vizepräsident des Bezirksgerichts in Petrikau, *Die Pflichten als Grundlage des Rechts. Ein Beitrag zur Lehre von den Grundbegriffen des Rechts, zu gleicher Zeit eine Widerlegung der herrschenden Lehren über das Eigentum und die juristische Person*. 279 S. Berlin 1912. Puttkammer & Mühlbrecht. 6 M.

**Jung**, o. ö. Prof. d. R., Dr. iur. et phil. Erich, *Das Problem des natürlichen Rechts*. IV + 334 S. Leipzig 1912. Duncker & Humblot. 8 M.

**Kitz**, Wilhelm, Landgerichtspräsident in Krefeld, *Die Ausbildung der jungen Juristen vom Standpunkt des Praktikers*. 73 S. Berlin 1912. Otto Liebmann. 1.50 M.

**Kurella**, Dr. Hans, *Anthropologie und Strafrecht. Zwei Vorträge*. VI + 91 S. Würzburg 1912. Curt Kabitzsch. 2 M.

**Müller**, Privatdozent Dr. Max Ludwig, Tübingen, *Die Bedeutung des Kausalzusammenhanges im Straf- und Schadensersatzrecht*. V + 141 S. Tübingen 1912. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 4 M.

**Pagano**, Antonio, Libero docente nella R. Università di Roma, L'Individuo nell'etica e nel diritto. Vol. I. Esame critico del concetto di Individuo. L'Individuo nell' Etica. 148 p. Roma 1912. Ermanno Loescher e Co.

**Reinhold**, Dr. Josef, W. poszukiwaniu słusznego prawa (Auf der Suche nach dem richtigen Recht). Przyczynek do meto dologii polityki prawa (Ein Beitrag zur Methodologie der Rechtspolitik). 30 p. Kraków 1911. Drukarnia Uniwersytetu Jagiell. w. Krakowie pod zarzadem J. Filipowskiego.

**Reuterskiöld**, C. A., Grunddragen af den allmänna Rätts- och Samhällsläran, särskildt med hänsyn till positiv svensk rätt. Tryckt som manuskript. senare delens senare hälfte. Rättsutvecklingsläran och rättsvetenskapens historia. XXII p. + p. 297—435. Upsala & Stockholm 1912. Almqvist & Wiksells.

**Schiller**, Dr. Felix (Budapest), Neue Richtungen im Privatrecht. In: Jung Ungarn, hrsg. von Josef Vészí, Heft 10, S. 1104—1124. Berlin, Oktober 1911. Paul Cassirer's Verlag.

**Sforza**, Widar Cesarini, Filosofia del Diritto e Filosofia. 16 p. Lugano 1912. Casa editrice del „Coenobium“.

**Tönnies**, Ferdinand, ord. Hon.-Professor an der Universität Kiel, Thomas Hobbes, der Mann und der Denker. Zweite, erweiterte Aufl. der Schrift „Hobbes Leben und Lehre“. XVI + 249 S. Osterwieck/Harz und Leipzig 1912. A. W. Zickfeldt. 4 M.

## II. Wirtschaftsphilosophie, Sozialphilosophie und Sozialethik.

**Ehinger**, Dr. Otto, Die sozialen Ausbeutungs-Systeme. Ihre Entwicklung und ihr Zerfall. 246 S. München 1912. Ernst Reinhardt. 4,50 M.

**Heckenrath**, C. R. C., Die ökonomischen Bedingungen des sozialen Lebens. I. Teil: Bedürfnis, Genuss und Wert. 188 S. München und Berlin 1912. J. Schweitzer Verlag (Arthur Sellier). 4,50 M.

**Meissner**, Franz Arthur, Staat und Religion im Lichte der modernen Ethik. 79 S. Berlin 1912. A. Blaustein. 2 M.

## III. Gesetzgebungspolitik samt der Wirtschaftspolitik.

### 1. Zivilrecht und -Prozess.

**Collatz**, Wilhelm, Magistratsrat zu Berlin, Zur Theorie der Realgeschäfte und der ungerechtfertigten Bereicherung. 38 S. Berlin-Charlottenburg. Vita.

**Collatz**, Wilhelm, Ungerechtfertigte Vermögensverschiebung. Ein Beitrag zum Recht des Bürgerlichen Gesetzbuches. 40 S. Berlin 1899. Struppe & Winckler.

**Danz**, Geh. Justizrat Dr. Erich, o. Professor an der Universität Jena, Einführung in die Rechtsprechung. Anleitung für junge Juristen. VIII + 98 S. Jena 1912. Gustav Fischer. 2,50 M.

**Deumer**, Dr. iur. Robert, Gerichtsassessor in Leipzig, Das Recht der eingetragenen Genossenschaften. XII + 430 S. München und Leipzig 1912. Duncker & Humblot. 12 M.

**Fischbach**, Dr. Oskar, Treuhänder und Treuhandgeschäfte, nebst Beiträgen zur Lehre vom Eigentum, von der Stellvertretung und vom Auftrag. VIII + 323 S. Mannheim 1912. J. Bensheimer. 7 M.

**Fischer**, Dr. Otto, o. Prof. d. R. an der Universität Breslau, Unmöglichkeit als Nichtigkeitsgrund bei Urteilen und Rechtsgeschäften (Abh. zum Privatrecht und Zivilprozess. hrsg. von Otto Fischer, Bd. XXIII, Heft 2). 84 S. München 1912. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 4 M.

**Heiner**, Dr. Franz, Auditor der Röm. Rota, päpstl. Hausprälat und Apost. Protonotar, Der kirchliche Zivilprozess. Nach geltendem Rechte praktisch dargestellt. 144 S. Köln 1910. J. P. Bachem. 2,20 M.

**Hellwig**, Dr. Konrad, Geh. Justizrat, Prof. an der Universität Berlin, System des Deutschen Zivilprozessrechts. Erster Teil. Ordentliches Verfahren, ausschliesslich besondere Prozessarten und Zwangsvollstreckung. XIV + 897 S. Leipzig 1912. A. Deichert. 16,25 M.

**Klsch**, Prof. Dr. Wilhelm, Deutsches Zivilprozessrecht. 3 Bde. 115 + 147 + 129 S. (Sammlung Götschen No. 428—430.) Leipzig 1910. G. J. Götschen. à 0,80 M.

**Schweizerischen Zivilgesetzbuch**, Kommentar zum —, hrsg. von Egger, Escher, Oser, Alex. Reichel. V. Bd. Das Obligationenrecht. Hrsg. von Dr. Hugo Oser, Prof. an d. Universität Freiburg (Schweiz). 2. Lief. S. 113—224. 3. Lief. S. 225—336. Zürich 1912. Schulthess & Co. Je 3,60 Fr.

## 2. Handelsrecht. — Urheber- und Patentrecht.

**Cesana**, Dr. iur. E., Advokat in Zürich, Die kommerzielle Beteiligung in Italien. Fragen aus dem italienischen Handels- und Steuerrecht in rechtsvergleichender Darstellung. VIII + 132 S. Zürich 1912. Art. Institut Orell Füssli.

**Pinner**, Justizrat Albert, Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb vom 7. Juni 1909. 6. Aufl. Berlin 1912. J. Guttentag. 114 S. 1,50 M.

## 3. Staats- und Verwaltungsrecht; Völkerrecht.

**von Böckmann**, Dr. Kurt, Die Geltung der Reichsverfassung in den deutschen Kolonien. (Freiburger Abh. aus d. Gebiete des öff. Rechts, Heft XX). VIII + 272 S. Karlsruhe i. B. 1912. G. Braun. 5,20 M.

**Parteien**, Die Urkunden und Bibliographie der Parteienkunde. Beihefte zur Ztschr. f. Politik. Hrsg. von Richard Schmidt (Freiburg i. Br.) und Adolf Grabowsky (Berlin). Bd. I, Heft 1. 108 S. Berlin 1912. Carl Heymann. 1 Bd. = 6 Hefte 10 M.

**Politik**, Zeitschrift für. Hrsg. von Richard Schmidt (Freiburg i. Br.) und Adolf Grabowsky (Berlin). Bd. V, Heft 2—3. S. 261—500. Berlin 1912. Carl Heymann. Jährlich 1 Bd. = 4 Hefte. 16 M.

**Seeholzer**, Dr. iur. H., Staat und römisch-katholische Kirche in den paritätischen Kantonen der Schweiz. VIII + 181 S. Zürich und Leipzig 1912. Rascher & Cie. 3,50 M.

**Strupp**, Dr. Karl, Urkunden zur Geschichte des Völkerrecht. I. Ergänzungsheft. A) Politische Dokumente zur Marokko-, Tripolis- und persischen Frage. B) Urkunden nichtpolitischen Inhalts: Schiedsgerichtsverträge. VIII + 106 S. Gotha 1912. 3,60 M.

## 4. Strafrecht und -Prozess.

**Heiner**, Dr. Franz, Auditor der Röm. Rota, päpstl. Hausprälat und Apost. Protonotar, Der kirchliche Strafprozess. Nach geltendem Rechte praktisch dargestellt. VIII + 232 S. Köln 1910. J. P. Bachem. 3,40 M.

## 5. Wirtschaft.

**Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung**. Hrsg. von Dr. Heinrich Braun. I. Bd., 1. Heft. 136 S. Berlin 1911. Julius Springer. Preis des Bandes 18 M.

**Biermer**, Dr. iur. et phil. Magnus, o. Prof., Giessen, Die hessische Eisenbahnfrage nach dem Landtagsschlusse. Der Staatsrentenmarkt und die



Sparkassen. Teuerung und Geldwert. (Sammlung nat.-ök. Aufsätze und Vorträge, II, 10. Schluss.) 100 S. Giessen 1912. Emil Roth. 1,50 M.

**Warschauer**, Dr. Otto, Lotterie - Studien. Berlin 1912. Karl Curtius. 3,50 M.

#### 6. Sozialrecht.

**Legislazione sociale**. Dizionario di — Vol. I, fasc. 1. Gennaio-Febbraio 1912. 64 p. Modena 1912. Società tipografica Modenese. Abbonam. annuo 12 L. per l'estero.

**Wölbling**, Magistratsrat Paul, Brauchen wir ein Reichseinigungsamt? Erörterung einer Reform unseres gewerblichen Einigungswesens. VIII + 95 S. Berlin 1911. Franz Vahlen. 2,20 M.

#### 7. Rechtsgeschichte.

**Fehr**, Hans, Professor an der Universität Jena, Die Rechtsstellung der Frau und der Kinder in den Weistümern. XII + 311 S. Jena 1912. Gustav Fischer. 8 M.

**von Mayr**, Robert, Römische Rechtsgeschichte. I. Buch. Die Zeit des Volksrechtes. 1. Hälfte: Das öffentliche Recht. (Sammlung Götschen Nr. 577.) 150 S. Leipzig 1912. G. J. Götschen. gbd, 0,80 M.

**von Mayr**, Prof. Dr. Robert, Römische Rechtsgeschichte. I. Buch. Die Zeit des Volksrechtes. 2. Hälfte: Das Privatrecht. (Sammlung Götschen 578.) 117 S. Leipzig 1912. G. J. Götschen. 0,80 M.

#### 8. Steuerfragen.

**Willgren**, Dr. Karl, Öfversikt af den modärna statliga Inkomst- och Förmögenhetsbeskattningen i Europa. (Übersicht der modernen staatlichen Einkommen- und Vermögensbesteuerung in Europa.) VIII + 724 S. Helsingfors 1911. Kejsarliga Senatens Tryckeri.

**Wolf**, Dr. Julius, Geh. Regierungsrat, o. Prof. der Staatswiss., Breslau. Die Steuern in Deutschland. Ein Leitfaden. 28 S. Berlin und Leipzig 1912. Dr. Walther Rothschild. 1 M.

#### 9. Wirtschaft.

**Bürgel**, Martin, Die vogelfreien Schuldner. 64 S. Berlin 1912. Karl Curtius. 1 M.

**Stockton**, Frank T., Ph. D., Instructor in Economics and History in the University of Rochester, The Closed Shop in American Trade Unions. (Johns Hopkins University Studies in Historical and Political Science, S. XXIX, No. 3.) VII + 187 p. Baltimore 1911. The Johns Hopkins Press.

**Zahn**, Ministerialrat Dr. Friedrich, Direktor des K. Bayer. Statistischen Landesamts, Die amtliche Statistik Bayerns unter Staatsminister Dr. von Brettreich. (Beil. zur Ztschr. des K. Bayer. Statistischen Landesamts, Jgg. 1912, Heft 2—3.) 16 S. München 1912.

### IV. Verschiedenes.

**Geschichts-Kalender**, Deutscher — für 1912. 1. Heft. Januar. 78 S. Verlag Felix Meiner. Leipzig.

**Sciencias e letras**. Revista mensal sob a direcção de Amelia de Freitas Bevilaqua e Clovis Bevilaqua. Anno I. No. 1. Rio de Janeiro. Março de 1912. 16 p. No. 3. Maio de 1912. 56 p.

**Ziegler**, Theobald, Das Gefühl. Eine psychologische Untersuchung. 5. Aufl. VI + 402 S. Berlin und Leipzig. G. J. Götschen'schen Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. 4,20 M.



# Das Grundproblem der Rechtsreform

Von

**Justizrat Dr. Schwering,**

Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht in Hamm.

---

Berlin und Leipzig  
Dr. Walther Rothschild  
1911,





# Das Grundproblem der Rechtsreform.

---

Eine mächtige Bewegung hat das Rechtsleben ergriffen. Vom „Erwachen des Juristen“ hat man gesprochen. Aber diese Welle geht weit über die Kreise der Juristenwelt hinaus bis tief in das Volksleben. Der 1. Januar 1900 war ein Markstein im Rechtsleben der deutschen Nation. Nach langen Kämpfen und Vorarbeiten war es endlich gelungen, das gesamte Privatrecht im B.G.B. zusammenzufassen. Die Rechtssysteme aller Gemeinwesen deutscher Zunge hatten ihre Bausteine geliefert zu diesem grossen Werke. Endlich hatte die politische Einheit ihre Krönung in der Rechtseinheit gefunden. Ein neuer Frühling schien anzubrechen, die volle Versöhnung zwischen Volk und Recht in Erfüllung zu gehen. Selten sind kühne Erwartungen so vollständig getäuscht worden. Gerade in den letzten Jahrzehnten erweiterte sich die Kluft zwischen dem Volksempfinden und seinem Recht, immer lauter und schärfer wurden die Anklagen, die sich gleichmässig gegen die Gesetzgebung und die Rechtsprechung kehrten. Die Gesetze findet man abstrakt und dunkel, als seien sie nicht für das Volk, sondern nur für die Kenner einer Geheimwissenschaft geschrieben. Den Richter schilt man als weltfremd, als einen Mann, der die Dinge wie durch ein Fernglas sieht und seine Stärke darin sucht, Entscheidungen zu fällen, die den Bedürfnissen und Forderungen des Lebens zuwiderlaufen.

Den künstlichen Bau der bestehenden Rechtsordnung will man niederreißen und durch ein volkstümliches Recht ersetzen. In der Rechtsprechung erwartet man alles Heil von einer weitgehenden Mitwirkung der Laien. Liegt nicht in solchen übertriebenen Anklagen und undurchführbaren Forderungen eine schwere Gefahr, müssen sie nicht das Vertrauen des Volkes zur Rechtspflege vollends untergraben? Der Aufstieg des Kulturlebens vollzieht sich im Grossen und Kleinen stets unter Kämpfen und Reibungen und die Kritik der bestehenden Zustände war allezeit ein mächtiger Hebel der fortschreitenden Entwicklung. Ungerechtfertigte Vorwürfe und utopische Forderungen Einzelner wiegen federleicht, wenn sie das Auge Sachkundiger für die Erkenntnis der wirklichen Mängel schärfen. Schon seit Jahren haben sich hervorragende und besonnene Männer der Wissenschaft und Praxis, von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, für die Notwendigkeit eingreifender Reformen erklärt. Der neue Verein „Recht und Wirtschaft“ hat das Verdienst, die zersplitterten Kräfte zusammengefasst und so die Bewegung in ein festes Bett geleitet zu haben. Innerhalb des Vereins finden alle Bestrebungen Raum, die einen vernünftigen Fortschritt im Recht das Wort reden, mögen sie in ihren Grundrichtungen und Methoden auch weit auseinandergehen. Mit Recht heisst der Verein die Laien als Mitarbeiter willkommen. Werden die Grundfragen von Gesetz und Recht zur Diskussion gestellt, so muss auch ihre Stimme gehört werden:

„Und ob ihr der Natur  
Noch seid auf rechter Spur,  
Dies sagt euch nur,  
Wer nichts weiss von der Tabulatur.“

(R. Wagner.)

Dem praktischen Juristen ist das Gesetz und die Judikatur das Rüstzeug, mit dem er täglich arbeitet. Wie sollte der Laie dem Fachmann gleichkommen in der Kenntnis und Beherrschung der juristischen Technik? Aber die Prinzipien, die hinter dem Recht stehen und die grossen, die einzelnen Rechtsgebilde be-

herrschenden Gedanken erkennt auch der Nichtjurist. Oft mag er von seinem entfernteren Standpunkte aus einen schärferen Blick für die grossen Linien der Rechtskörper haben. Eine Fülle von wichtigen Fragen steht zur Erörterung. Hier mag das Hauptproblem der Rechtsreform, das Verhältnis des Gesetzgebers zum Richter, in seinen wichtigsten Beziehungen betrachtet werden.

---

Weit verbreitete Reformbestrebungen gipfeln in der Forderung, der Richter müsse dem Gesetz gegenüber anders und zwar freier gestellt werden. Der Richter, so sagt man, sei berufen, an der Seite des Gesetzgebers die *ars boni et aequi* zu üben, das Gesetz habe ihn aber zum Diener gemacht. Die strenge Bindung an das Gesetz erschwere und vereitle oft seine höchste Aufgabe, im Konflikt widerstreitender Interessen die Forderungen der Gerechtigkeit, Billigkeit und der sozialen Wohlfahrt voll zu verwirklichen. Ist dieser Angriff begründet? Nach der herrschenden Auffassung sind die Rollen zwischen dem Gesetz und Richter bei uns vollkommen richtig verteilt. Worin besteht die Aufgabe des Richters? Er stellt, so antwortet man, den Tatbestand fest, wendet auf diesen die entsprechenden gesetzlichen Vorschriften an und zwar ganz unbekümmert um das praktische Ergebnis. Für dies Verfahren hat man das böse Wort „*Subsumtionsmaschine*“ geprägt. Aber ist denn ein anderes Verhältnis zwischen dem Gesetz und dem Richter denkbar? Emanzipation vom Gesetz erstreben, heisst das nicht den archimedischen Punkt suchen, d. h. einen festen Standort ausserhalb der Welt, also einem Phantom nachjagen?

Das Problem gewinnt aber sofort ein anderes Gesicht, wenn man es verschiebt, wenn man an die Stelle der Frage nach der Unterordnung des Richters unter das Gesetz die Frage stellt: Liegen die Normen, wonach der Richter zu entscheiden hat, ausschliesslich im Gesetzesrecht? Allerdings, wird man antworten, das ist die Folge des zur Herrschaft gelangten Kodifikationsprinzips. Die Kodifikation ist die erschöpfende Ordnung des gesamten Rechtslebens kraft Gesetzes. Das Gewohnheits-

recht, mag es unmittelbar im Volke Wurzel fassen oder in der Judikatur der Gerichte leben, hat nur rechtliche Geltung in den Grenzen, die ihm der Gesetzgeber offen lässt. Aber man soll nicht den Kulturkreis, dem man angehört, mit der Welt wechseln. Blicken wir zurück in die Rechtsgeschichte oder hinaus über die Grenzen des Landes, wir finden überall Kulturen, wo der Richter dem Gesetz gegenüber eine weit freiere Stellung einnimmt als bei uns, nicht selten tritt er als Schöpfer materiellen Rechts an die Seite des Gesetzgebers.

Das römische Recht, das die Rechte der Kulturvölker so mächtig angeregt und bereichert hat, schöpfte einen wesentlichen Teil seiner Kraft aus den Edikten des Prätors, des römischen Magistrats, dem die Rechtspflege unterstand.

Auch vom römischen Prätor hiess es: *Jus dicere potest, facere non potest*. Aber kraft seines *jus edicendi* wurde er ein mächtiger Hebel der Rechtsbildung. Wo das *jus civile* versagte, schuf er dem Rechtsverkehr neue Angriffs- und Verteidigungsmittel, *actiones* und *exceptiones*. Er beschränkte sich nicht darauf, die Lücken des *jus civile* auszufüllen, er ging auch, wo die Bedürfnisse des Verkehrs es erforderten, zur Korrektur über.

Den schärfsten Gegensatz zum Recht der Gegenwart bildete das Recht des Mittelalters. Ist heute der Gesetzgeber fast Alleinherrscher im Recht, so stand die Rechtsbildung damals im Zeichen des Gewohnheitsrechtes. Die Reichsgesetzgebung versagte, die Rechtsinstitute wuchsen in bunter Vielheit aus dem Volksleben heraus. Das Problem, das uns hier beschäftigt, konnte bei diesem Rechtszustande gar nicht gestellt werden. Dem Gewohnheitsrecht gegenüber ist der Richter stets freier als gegenüber dem Gesetz. „Unbestimmtheit ist das unvertilgbare Muttermal der meisten konkreten Gewohnheitsrechte.“ (Ihering.) In der Rechtsprechung finden sie ihre nähere Bestimmung und Ausgestaltung. Kraft der Autorität, die namentlich den Aussprüchen der höheren Gerichte zukommt, wird der Gerichtsgebrauch zu einer wichtigen Quelle des Gewohnheitsrechts. Das hat sich namentlich auf deutschem Boden offenbart. Ende des 15. Jahrhunderts schien das mit elementarer Gewalt vor-



dringende römische Recht die deutschen Rechtsgebilde überall zu verdrängen. Aber der deutsche Gerichtsgebrauch setzte der romanistischen Flut einen Damm entgegen. Das römische Privatrecht fasste zwar auf wichtigen Gebieten in Deutschland feste Wurzel, aber die Praxis der Gerichte bildete manche Sätze im germanistischen Sinne um, andere, dem deutschen Empfinden widerstrebende Normen und Institutionen lehnte es ab. So erfuhr das seit der Rezeption in Deutschland geltende Recht Jahrhunderte lang seine Fortbildung in der Rechtsprechung. Ausserhalb Deutschlands hat der Gerichtsgebrauch bei grossen Kulturvölkern seine rechtsbildende Kraft bewahrt. Man werfe nur einen Blick auf England und die Vereinigten Staaten Nordamerikas mit ihrer reichen Entwicklung des common law.

Die neueren Kodifikationen, insbesondere das B.G.B. räumen dem Gesetzgeber, wenn nicht rechtlich, so doch tatsächlich das Monopol der Rechtsbildung ein. Das B.G.B. sagt über sein Verhältnis zum Gewohnheitsrecht nichts. Der theoretische Streit, inwieweit sich auch unter seiner Herrschaft Gewohnheitsrecht bilden kann, hat kaum praktische Bedeutung; tatsächlich ist es, jedenfalls soweit Gewohnheitsrecht contra legem in Betracht kommt, so gut wie ausgeschlossen. Die Ausschliessung solcher Rechtsbildungen liegt auch in der Natur der Kodifikation, der erschöpfenden Ordnung des Rechtes innerhalb der Grenzen, die sich das Gesetz selbst zieht. Der Richter ist an das Gesetz gebunden, er muss es anwenden. „Die Gesetze sind der massgebende Ausdruck des Willens der Staatsgewalt. So lange der Staat seinen Befehl, dass ein gewisser Rechtssatz gelten solle, aufrecht erhält, können Untertanen und Behörden diesen Befehl nicht unbeachtet lassen und noch weniger ihn durch Nichtbefolgung aufheben“ (Laband). Bei der Ausdehnung des deutschen Rechtsgebietes, bei der Mannigfaltigkeit seiner sozialen und wirtschaftlichen Zustände, kommt eine andere Möglichkeit gewohnheitsrechtlicher Bildung als die im Wege gleichmässiger Rechtsprechung kaum in Betracht. Es leuchtet ein, dass die Stellung des Richters durch die verschiedene Art der Rechtsbildung sehr beeinflusst wird. Die Kodifikation hat

die Tendenz, die rechtschaffende Macht des Richters zu unterbinden, das Gewohnheitsrecht belässt sie ihm.

Die Kodifikation hat in ihrer Geschlossenheit grosse formelle Vorzüge vor Rechtssystemen, die auf dem Gewohnheitsrecht ruhen. Bedeutet sie auch einen Fortschritt für die Wohlfahrt des Volksganzen? Sie ist die Krone der Rechtsschöpfungen, wenn sie der Gewohnheit und der Rechtsprechung die Gebiete freilässt, die diesen gehören. Sie wirkt verhängnisvoll, wenn sie diese Schranken überschreitet und die Rechtsbildung ausschliesslich für sich in Anspruch nimmt. Die Staatsgewalt hat, wie im folgenden zu zeigen, weder die Befähigung noch den Beruf für das Monopol der Rechtserzeugung.

---

Seit Jahrtausenden fliesst das Recht aus den beiden Quellen, dem Gesetz und dem Gewohnheitsrecht. Es gibt Zeiten, wo die eine Quelle mächtig anschwillt, während die andere dem Versiegen nahe zu sein scheint. Rechtsbildung und politische Entwicklung stehen im engsten Zusammenhange. Je lockerer der Staatsverband ist, um so reicher entwickelt sich das Gewohnheitsrecht. Die lose gefügte Völkerfamilie des Mittelalters war ein sehr ergiebiger Boden für solche Bildungen. Das Erstarken der Staatsgewalt führt zu einem Überwiegen des geschriebenen und gesetzten Rechts vor dem ungeschriebenen. Dem hoch entwickelten Kulturstaat schwebt das einheitliche, alle Lebensverhältnisse und alle Klassen der Bevölkerung umfassende Gesetz als Ideal vor. Aber es ist nicht erreichbar. Das Recht ist nichts anderes als das Spiegelbild einer bestimmten Kulturepoche, eine Summe von Regeln für das gesellschaftliche Leben, die einer bestimmten Kulturstufe gemäss sind. Indem sich das Recht überall der fortschreitenden Zivilisation anschmiegt, muss es in seinen Hauptbestandteilen stets wandelbar sein. Mit der Verschiebung der Lebensverhältnisse, die das Recht ordnet, muss auch dieses sich ändern, wenn nicht die Wohltat zur Plage werden soll. Wohl gibt es auch im Rechtsleben gewisse feste Körper, die fast unverändert durch die Jahr-

hunderte zu gehen scheinen. Aber auf weiten Rechtsgebieten, speziell im Verkehrsrecht, ist nichts ständiger als der Wechsel. Unter dem Wettbewerb der Kulturvölker schaffen Handel, Gewerbe und Industrie immer neue und eigenartige Bildungen. Unda fert nec regitur, die Welle des Kulturlebens trägt uns, aber nimmermehr können wir sie in jeder Beziehung beherrschen. Eine erschöpfende gesetzliche Ordnung der Lebensverhältnisse der Gegenwart bedeutet nichts geringeres als den Versuch, alle relevanten typischen Erscheinungen des modernen Kulturlebens in feste Formeln zu bringen. Das hiesse einen Ozean ausschöpfen. Dies Wunder will die Staatsgewalt vollbringen? Sie dürfte sich aber, will sie diese Aufgabe vollständig lösen, mit der all umfassenden gesetzlichen Ordnung nicht begnügen. Jede Änderung der Lebensverhältnisse, jede Neuschöpfung im gesellschaftlichen Leben müsste sie mit gesetzlichen Eingriffen begleiten. Niemals dürfte die Gesetzgebung stocken; wollte sie aussetzen, so bedeutete das für den gesellschaftlichen Organismus nichts anderes als die Unterbindung des Blutumschlags für den menschlichen Körper. Wäre es nicht für den Gesetzgeber ganz unmöglich, dem Strome der Entwicklung überall und rechtzeitig zu folgen?

Der Staatsgewalt fehlt aber nicht nur die Macht, alle rechtsbildenden Quellen des gesellschaftlichen Lebens aufzusaugen, sie hat auch gar nicht den Beruf für das Monopol der Rechtsbildung. Der Gesetzgeber hat nicht in erster Linie die Aufgabe, neues Recht zu schaffen, sondern vorhandenes anzuerkennen und festzustellen, sich entwickelndes Recht näher herauszuarbeiten. Das zeigt schon ein flüchtiger Blick auf die wesentlichsten Institute unseres Rechtslebens. Der Schutz des Besitzes und des Eigentums, die actiones und exceptiones, die Universalsuccession im Erbrecht, beruhen nicht auf der Erfindung der Gesetzgeber, sie sind aus den Bedürfnissen des Lebens erwachsen. Das Wechselrecht hat Jahrhundert lang in der Gewohnheit gelebt, bis die Kulturnationen es in verschiedenen Gesetzen so fixiert haben, wie es sich im Handel und Verkehr gestaltet hatte. Die sekundäre Bedeutung der von der Staats-

gewalt ausgehenden Rechtserzeugung zeigt sich aber namentlich in dem historischen Prozess der Rechtsveränderungen. Es ist das Verdienst des jüngst verstorbenen Staatsrechtslehrers Jellinek, den historischen Verlauf der Rechtsbildung aufgedeckt zu haben, wie er sich überall unter dem Einfluss der sog. naturrechtlichen Ideen vollzogen hat und noch vollzieht. Was versteht man unter Naturrecht? Jellinek bezeichnet es mit Recht als eine grossartige historische Erscheinung. Seit den Anfängen rechtsphilosophischer Spekulation bis auf die Gegenwart ist der Gedanke des Naturrechts lebendig geblieben. Er hat sich aber nicht nur als wissenschaftliche Doktrin erhalten, er war und ist noch heute ein sehr bedeutsamer Faktor der politischen und kulturellen Entwicklung. In der hellenischen Philosophie als die Lehre vom φύσει δίκαιον geboren, wurde das Naturrecht im Mittelalter durch christliche Gedanken befruchtet und vertieft, dann durch Hugo Grotius in die neuere Zeit hinübergeführt und von Juristen und Philosophen zu einer wissenschaftlichen Doktrin herausgearbeitet. Eine Lehre, die sich im Laufe der Jahrtausende durch die Geschichte der Völker zieht, muss natürlich zeitlich und örtlich in verschiedener Färbung auftreten. Ein gemeinsamer Kern ist aber überall erkennbar. Das ist die Vorstellung von einem idealen Recht, das über dem positiven, auf Menschengesetz beruhenden Recht steht, ein Richtmass, an dem die Erscheinungen des Rechtslebens zu bewerten sind. Die Naturrechtslehre rührt an die philosophischen Grundlagen der Rechtsphänomene. Hier interessiert nur der Einfluss, den diese Ideen allezeit auf den Gang der Rechtsbildung ausüben. Wie Jellinek in seinem „Recht des modernen Staates“ (Bd. I, S. 414 ff.) näher darlegt, befindet sich das gesellschaftliche Leben eines Volkes in ständiger Bewegung, Änderung und Umbildung. Diese Bewegung ist naturgemäss stets begleitet von dem Streben nach Änderung und Ergänzung des auf eine bestimmte soziale und wirtschaftliche Ordnung zugeschnittenen Rechts. Das bestehende Recht wird der Kritik unterworfen, ihm wird ein höheres, der Gerechtigkeit entsprechendes Recht gegenübergestellt mit der Forderung an die rechtschaffenden Mächte, dem



tatsächlichen Wandel der Dinge die rechtliche Sanktion zu geben. Soweit das Recht in der Gewohnheit lebt, vollzieht sich diese Anpassung der Normen an die veränderten Lebensverhältnisse ohne stärkere Konflikte, geräuschlos und schrittweise. Auch dem Gesetz gegenüber kann sich unter Umständen der Prozess der Umwandlung in ähnlicher Weise vollziehen. Das kann namentlich geschehen, wenn der Gesetzgeber, wie z. B. bei der Carolina, die Fortbildung der Rechtsnorm der Gewohnheit ausdrücklich überlässt oder wenn die Staatsgewalt die Durchführung des Gesetzes nicht gehörig überwacht. Sehr häufig vollziehen sich aber die Rechtsveränderungen unter Reibungen und Konflikten. Gibt die Staatsgewalt dem Druck der in der Gesellschaft wirkenden Kräfte nicht rechtzeitig nach, so brechen sie sich in politischen Bewegungen und Revolutionen gewaltsam Bahn.

Der Gang, den die Rechtsbildung seit jeher genommen hat, lässt keinen Zweifel darüber, dass die Funktion der Staatsgewalt, soweit das Recht in Betracht kommt, in der Hauptsache in dem Ordnen, Formen und Herausarbeiten des vorhandenen und werdenden Rechtes besteht, ihre rechtsschöpfende Kraft ist gering. Ein Rechtssystem, das nur im Gesetz die normale Quelle des Rechtes erblickt und dem Gesetzgeber das Monopol der Rechtsbildung gibt, beruht auf einer falschen Grundlage. Ein solches Gesetzeswerk ist keine Friedensordnung, es ist ein System, das Zwietracht sät zwischen dem Volk und seinem Recht.

Abstrakte Beweisführung hat in Fragen der Soziologie keine völlig überzeugende Kraft. Ist das Kodifikationsprinzip in der hier bezeichneten überspannten Form verwerflich, so müssen sich seine Schattenseiten in der Wirklichkeit deutlich offenbaren. Es ist also die Probe auf das Exempel zu machen und zu zeigen, wo die Hauptmängel des bestehenden Systems hervortreten. Während das öffentliche Recht der Kulturvölker im Laufe der Zeit starken Veränderungen unterworfen ist, herrscht auf dem Gebiete des Privatrechts im allgemeinen beschauliche Ruhe. Jahrhunderte lang hat in Deutschland die Gesetzgebung das Privatrecht kaum berührt. Eine besonders starke Bewegung

hat aber in den letzten Jahrzehnten auch im Privatrecht Platz gegriffen. Von Jahr zu Jahr wächst die Flut der kleineren Reichs- und Landesgesetze, auch der erfahrenste Praktiker verliert die Übersicht bei diesem *embarras de richesse*. Woher diese Erscheinung? Es ist eine natürliche, aber sehr unerfreuliche Folge des überspannten Kodifikationsprinzips. Ein Gesetzgeber, der die erschöpfende Ordnung des gesamten Rechtsstoffes für sich in Anspruch nimmt, kann nie zur Ruhe kommen; er muss stets ein neues Gesetz schaffen, sobald eine neue typische Erscheinung im Leben hervortritt. Das neue Gesetz oder die ergänzende Novelle kommt regelmässig erst, wenn zahlreiche, dem allgemeinen Rechtsgefühl widersprechende Entscheidungen die Reformbedürftigkeit des bestehenden Zustandes aufgedeckt und zugleich die Wissenschaft gezeigt hat, dass im Wege der Auslegung des Gesetzes kein befriedigendes Resultat zu erzielen ist. Der Bauer, dem die unentgeltliche Aufnahme eines Fahrgastes zum Verhängnis wurde, nützt die Novelle zum § 833 B.G.B. nichts. Der Fahrgast war in Folge des Scheuens des Pferdes vom Wagen geschleudert worden. Auf Grund der vor der Novelle bestehenden strengen Haftung wegen Tierschadens erzielte der Fahrgast gegen den Bauer ein rechtskräftiges Urteil auf Zahlung einer hohen Rente.

Das geltende System entzieht dem Richter die Möglichkeit, dem Gesetzgeber in seinem Bestreben, das Recht mit den wechselnden Lebensverhältnissen im Einklang zu halten, wesentliche Dienste zu leisten. Er hat ja das geltende Recht anzuwenden, keine neuen, im Rechtssystem nicht eingeschlossenen Rechtsätze zu schaffen.

An einem Beispiele möge gezeigt werden, wie sehr die produktive Kraft der Rechtsprechung und Wissenschaft gerade in Deutschland unter der Herrschaft des Kodifikationsprinzips gelitten hat. Man werfe einen Blick auf die Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs bei uns und in Frankreich. Der *code civil* hat bekanntlich gleichfalls den Charakter einer Kodifikation. In seinem berühmten Art. 4 verpflichtet er ausdrücklich den Richter auf den Glauben, dass für jeden Tatbestand die

juristische Norm aus dem Gesetz entnommen werden könne. Die Rechtsprechung verstand das in ihrer Weise. Sie brachte es fertig, aus einem einzigen Artikel des code ein ganzes System von Rechtssätzen hervorzutreiben, die der concurrence déloyale mit Erfolg entgegentreten. Ganz anders in Deutschland. Es musste zunächst ein besonderes Reichsgesetz (Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes vom 27. Mai 1896) geschaffen werden, das diesen Wettbewerb in seinen wichtigsten Erscheinungsformen bekämpft. Aber das Gesetz erwies sich nicht als ausreichend. Es erging 1909 eine Novelle, die unter anderm eine Generalklausel enthält. Diese verbietet alle diejenigen, gegen die guten Sitten verstossenden Handlungen, die im geschäftlichen Verkehr zu Zwecken des Wettbewerbs vorgenommen werden. Die Praxis sah sich ausser Stande, diesen allgemeinen Grundsatz aus den vorhandenen Vorschriften des Gesetzes über den unlauteren Wettbewerb herzuleiten trotz der Waffen, die das B.G.B. in seinen Vorschriften über Treu und Glauben im Verkehr und über die gegen die guten Sitten verstossenden Handlungen bereit hält. Ob dieser Standpunkt de lege lata gerechtfertigt ist, soll hier nicht erörtert werden. Jedenfalls zeigt der Vorgang, wie sehr das Kodifikationsprinzip in Deutschland die produktive Kraft der Rechtsprechung gelähmt hat.

Aber die schlimmsten Schäden der falschen Verteilung der rechtschaffenden Mächte liegen auf einem anderen Gebiete. Das überspannte Kodifikationsprinzip beruht, wie wiederholt hervorgehoben wurde, auf der Fiktion, das Gesetz könne den gewaltigen Strom eines reich entwickelten Kulturstaates völlig in sich aufnehmen. In der Wissenschaft findet diese Anschauung ihren Ausdruck in dem Dogma von der Lückenlosigkeit des Rechtssystems, der Lehre, wonach die bestehende Rechtsordnung die Lebensverhältnisse der Gegenwart und Zukunft decken soll. Welche Normen finden Anwendung auf das Verhältnis zwischen dem Anwalt und seinem Klienten? Aus jedem grösseren Kommentar zum B.G.B. kann man ersehen, dass die Frage sehr streitig ist. Die einen fassen das Verhältnis als einen

Dienstvertrag auf, andere als einen Werkvertrag, wieder andere sehen darin einen im Gesetz nicht geordneten Arbeitsvertrag. Ähnliche Streitfragen bestehen über das Verhältnis des Arztes zu seinem Patienten. Das angeblich allumfassende Gesetz versagt also sogar bei uralten, in der Gesellschaft überall wiederkehrenden Lebensverhältnissen. Wie soll es Antwort geben auf die zahlreichen Fragen, welche die in steter Gärung befindlichen sozialen und wirtschaftlichen Phänomene der Gegenwart aufwerfen? Man erwidert: Vollständigkeit des Rechtes in dem Sinne, dass der Richter die Entscheidung für jeden Rechtsfall unmittelbar aus dem Gesetz herleiten könnte, ist zwar nicht erreichbar. Ist es zweifelhaft, welche Norm auf einen bestimmten Tatbestand Anwendung findet, oder stellt sich heraus, dass eine entsprechende Norm fehlt, so muss die Analogie aushelfen. Aus den Grundgedanken des Gesetzes muss in solchen Fällen die Entscheidung geschöpft werden. Hier zeigt sich die Achillesferse des Kodifikationsprinzips am deutlichsten. Gerade die Fälle, wo das Gesetz versagt oder wenigstens in seiner Anwendung auf den Einzelfall zweifelhaft ist, sind sehr häufig. Man glaubt solcher Schwierigkeiten Herr werden zu können durch die juristische Konstruktion. Die Auflösung des gesamten Gesetzesinhaltes in einzelne Elemente, die Zurückführung der Rechtsätze auf Rechtsbegriffe, ist die wesentlichste Aufgabe der Rechtswissenschaft. „Die Begriffsjurisprudenz und nur die Begriffsjurisprudenz vermittelt wie der Wissenschaft so dem Richter die geistige Herrschaft über den in unzähligen Gesetzen angehäuften Stoff“ (Sohm). Wer wollte das bezweifeln? Aber nur ausnahmsweise kann die juristische Konstruktion gerade die Aufgabe lösen, die ihr das überspannte Kodifikationsprinzip aufbürdet. Keine Meinungsverschiedenheit herrscht darüber, dass die juristische Konstruktion an das *jus, quod est*, an den vorhandenen Rechtsstoff, gebunden ist. Diesen kann sie beherrschen und geistig durchdringen. Aber ausserhalb der Schranken des Gesetzesrechts versagt auch in der Regel ihre Macht. Das Recht ist eine ethisch-soziale Ordnung. Den Konflikt der widerstreitenden Interessen soll es nach den Grundsätzen der



Gerechtigkeit und Billigkeit lösen. Das gesamte positive Recht ist Ausfluss dieser Prinzipien. Es regelt aber nur einen gewissen Umkreis typischer Lebensverhältnisse, stets müssen zahlreiche Verschlingungen der Lebensverhältnisse gewissermassen ausserhalb der positiven Rechtsordnung stehen. Kann man auf sie Sätze des geltenden Rechts im Wege des Analogieschlusses oder anderer logischer Operationen ohne weiteres anwenden? Dass das nicht stets zulässig ist, soll in einem anderen Zusammenhange gezeigt werden.

---

Wie ist die Gesundheit unseres Rechtslebens zu erreichen? Ein grosses Kulturproblem harret seiner Lösung. Für den einzelnen kann es sich nur um den Versuch handeln, einen Stein zu dem Werke der Reform beizutragen. Eine verbreitete Auffassung erwartet alles Heil von einer veränderten juristischen Methode. Sie wendet sich gegen die mit „Begriffen arbeitende Jurisprudenz“. Die Freirechtsschule, die Begriffsjurisprudenz lautet der Schlachtruf. Nach der herrschenden Lehre verhält sich das *jus* zum *factum* wie der Obersatz zum Untersatz; das Urteil wird dadurch gefunden, dass der im Wege juristischer Begriffsbildung gewonnene Rechtssatz auf den Tatbestand angewendet wird. Die Freirechtsschule legt das entscheidende Gewicht auf die Abwägung der im Streit befindlichen Interessen. Diese kann möglicher Weise zu einem, dem Gesetz widersprechenden Resultate führen: „Wir fordern für den Richter die Befugnis zur Ergänzung des Gesetzes in unbeschränktem, zur Abänderung des Gesetzes in beschränktem Masse, beschränkt in dem Sinne, dass sie sich nicht weiter erstreckt, als das Interesse der Allgemeinheit unbedingt erfordert.“ (Stampe, *Jur.-Ztg.* 1905, S. 1016.) Das heisst nichts anderes als die Willkür des Richters an die Stelle gesetzlicher Regel setzen. Der deutsche Richter wird nicht seine Hand dazu bieten, an dem Grundpfeiler unseres Rechtszustandes, der Unterordnung des Richters unter das Gesetz, zu rütteln. Im Laufe der geschichtlichen Entwicklung sind zwar manche Gesetze dem zerstörenden Einfluss der Zeit

und der Rechtssprechung erlegen. Aber eines grossen Kulturstaates ist ein Zustand, wo der Richter, gewissermassen *per nefas* eine rechtsschöpfende Tätigkeit ausübt, nicht würdig. Das Beispiel der französischen Jurisprudenz, so segensreich sie auf einzelnen Gebieten gewirkt haben mag, verdient keine Nachahmung.

Der Gesetzgeber hat durch das überspannte Prinzip der Kodifizierung die Grenzen der richterlichen Wirksamkeit zu eng gezogen, er muss sie erweitern. Er hat, wie oben ausgeführt wurde, weder die Befähigung noch den Beruf für das Monopol der Rechtsbildung, er hat den rechtschaffenden Faktoren, der Gesellschaft und dem Richter, das Gebiet zurückzugeben, das ihnen gehört. Einen interessanten gesetzgeberischen Versuch in dieser Richtung enthält der Artikel 1 des Schweizerischen Zivilgesetzbuches: „Das Gesetz findet auf alle Rechtsfragen Anwendung, für die es nach Wortlaut und Auslegung eine Bestimmung enthält. Fehlt es an einer gesetzlichen Vorschrift, so entscheidet der Richter nach Gewohnheitsrecht und, wo ein solches nicht besteht, nach bewährter Lehre und Überlieferung.

Kann er aus keiner dieser Quellen das Recht schöpfen, so fällt er sein Urteil nach der Regel, die er als Gesetzgeber aufstellen müsste.“

Die grosse Bedeutung der Vorschrift leuchtet sofort ein. Der Gesetzgeber erklärt hier rund heraus: Ich will nicht versuchen, das unmögliche möglich zu machen, nämlich ein lückenloses, allumfassendes Gesetz zu schaffen. Das Gesetz soll vielmehr nur bestimmte Rechtsfragen regeln und es soll unbedingt Anwendung finden, wenn ein Tatbestand vorliegt, auf den eine bestimmte Norm passt. Schweigt das Gesetz, so tritt das Gewohnheitsrecht oder der Gerichtsgebrauch in die Lücke. Versagen auch diese Quellen, so soll das Recht aus den Grundsätzen geschöpft werden, auf denen die ganze Rechtsordnung beruht, also aus den Grundsätzen der Gerechtigkeit, Billigkeit und sozialer Wohlfahrt. Aber steht nicht unser B.G.B. im Grunde auf dem gleichen Standpunkte? Ist der deutsche Richter gehindert, in Fällen, wo Gesetz, Gewohnheitsrecht und Gerichts-

gebrauch versagen, die allgemeinen Grundsätze der Gerechtigkeit und Billigkeit seiner Entscheidung zu Grunde zu legen? Letzteres ist zwar in der Theorie nicht unstreitig, in der Praxis ist aber, wie füglich nicht bezweifelt werden kann, ohne diese allgemeinen Grundsätze gar nicht auszukommen. Aber auch dann bleibt ein wesentlicher Unterschied bestehen. Indem das Schweizerische Gesetz seinen Geltungsbereich ausdrücklich auf die speziell geordneten Rechtsverhältnisse beschränkt, bricht es mit der Fiktion des lückenlosen Rechtssystems. Ein Gesetz, das auf dem Prinzip der rein durchgeführten Kodifizierung beruht, also auch das B.G.B., nimmt den Standpunkt ein: Gesetz und Gewohnheitsrecht entscheiden und nur diese. Fehlt es an einer auf einen bestimmten Tatbestand unmittelbar anwendbaren Norm, so ist diese mittelbar, im Wege der juristischen Logik aus dem Gesetz und dem Zusammenhang der Vorschriften durch Analogieschluss oder durch *argumentum e contrario* zu erschliessen. Vor diesen Schlussfolgerungen müssen Rücksichten der Billigkeit und sozialen Wohlfahrt zurücktreten. Auf solchen Erwägungen beruhen, wie Ernst Fuchs in seinen Schriften „Recht und Wahrheit in unserer Justiz“ und „die Gemeinschaftlichkeit der konstruktiven Jurisprudenz“ unwiderleglich gezeigt hat, ein grosser Teil höchstrichterlicher Entscheidungen über sogen. Grenzfälle. Hier liegt die Kluft, die sich zwischen dem Volk und seinem Recht auftut. Fuchs richtet die schärfsten Angriffe gegen die herrschende Methode der Rechtsauslegung und Rechtsanwendung. Namentlich hat er zahlreiche Entscheidungen des Reichsgerichts scharf kritisiert. Ob einzelne Entscheidungen der Kritik Stand halten oder nicht, kann auf sich beruhen. Es kann sich nur darum handeln, ob die herrschende Methode prinzipiell verwerflich ist. Unter diesem Gesichtspunkte verliert ein Teil der Anklagen von Fuchs ihre Berechtigung. Das Reichsgericht hat allerdings wiederholt grundsätzlich den Standpunkt vertreten, dass für die richterliche Entscheidung nur das richtig verstandene Gesetz und die Konsequenzen, die es einschliesst, massgebend sein könne, nicht die Bedürfnisse des Verkehrs und sonstige Rücksichten. Hinsicht-

lich der Frage, unter welchen Voraussetzungen Maschinen oder andere Anlagen, die für Fabrikgrundstücke geliefert und mit diesen irgendwie verbunden wurden, wesentliche Bestandteile des Fabrikgrundstücks werden, hat die Judikatur des Reichsgerichts geschwankt. Das Gesetz ist verschiedener Deutung fähig. Vielfach wurden hier einschlagende Entscheidungen des Reichsgerichts mit der Begründung bekämpft, dass ihr wirtschaftliches Ergebnis unbefriedigend sei. Dazu hat das R.G. (Bd. 63, S. 422) prinzipiell Stellung genommen: „Diese . . . . . Annahme des Berufungsrichters entspricht dem Gesetz und wenn dieses etwa mit den Verkehrsbedürfnissen nicht im Einklang stehen sollte, so kann nicht der Richter, sondern nur der Gesetzgeber Abhülfe schaffen.“ Die von Fuchs kritisierten Entscheidungen stehen nicht zum geringsten Teil auf diesem prinzipiellen Standpunkt. *De lege lata* ist er vollkommen zutreffend. Nicht „Pandektologie“ oder „Begriffsjurisprudenz“ führt dazu, sondern logische Folgerichtigkeit und Gesetzestreue. Ist der Richter an das Gesetz gebunden, so darf er sich auch nicht den Konsequenzen entziehen, die aus den Grundprinzipien des Gesetzes fließen. Der Standpunkt des Reichsgerichts ist die notwendige Folge des überspannten Kodifikationsprinzips. Das Gesetz deckt ja den ganzen Umkreis der Lebensverhältnisse, also muss es entweder direkt oder indirekt durch Analogieschlüsse oder andere logische Operationen auf alle Tatbestände Anwendung finden. So richtig das *de lege lata* ist, so falsch ist es *de lege ferenda*. Diese Rechtsprechung ist das Verhängnis der überspannten Kodifizierung. Die Logik ist dem Juristen das unentbehrliche Instrument, mittels dessen er den Rechtsstoff ordnet, geistig durchdringt und mit den Lebensverhältnissen in Verbindung setzt. Aber niemals darf dies formale Element über seine naturgemässe Funktion hinaus zum Richtmass werden für das Recht in seinem ethisch-sozialen Gehalt. Die Logik hat diesen Gehalt näher festzustellen und anzuerkennen, aber sie hat keine Macht über ihn. Die Gefahr einer unrichtigen Bewertung besteht aber stets, wenn eine Norm auf ein Lebensverhältnis angewendet wird, für das sie nicht unmittel-



bar bestimmt ist. Jedes Lebensverhältnis muss in seiner besonderen Eigenart erfasst werden, untersteht in gewissem Sinne seinem eigenen Recht. Aber führen die Grundsätze des Schweizerischen Gesetzes nicht zur Rechtsunsicherheit? Sie verstärken die Rechtssicherheit. Setzen wir den Fall, es wird jemand in einen Prozess verwickelt, der für ihn eine Lebensfrage bedeutet. Zwei hochgebildete Juristen bieten sich als Schiedsrichter an. Der eine erklärt: Ich werde natürlich die Entscheidung auf Grund des Gesetzes fällen. Sollte sich aber finden, dass das Gesetz den vorliegenden Tatbestand überhaupt nicht trifft, so werde ich den Fall so entscheiden, wie es mir gerecht und billig erscheint. Der andere Schiedsrichter erklärt: Ich werde mich streng an das Gesetz halten und zwar nur an das Gesetz. Sollte sich aber finden, dass das Gesetz den Tatbestand nicht trifft, so werde ich die juristische Konstruktion zu Hülfe nehmen. Sie wird mich darüber belehren, welche Antwort auf die Rechtsfrage in der Konsequenz einer oder mehrerer gesetzlicher Bestimmungen liegt. Welcher von den beiden Schiedsrichtern verdient das grössere Vertrauen? Dem letzteren werden wir sagen: Was in der Konsequenz irgend einer gesetzlichen Bestimmung liegt, kann ja möglicher Weise den Forderungen der Gerechtigkeit und Billigkeit auch in diesem Falle entsprechen, es kann ihnen aber auch d u r c h a u s widerstreiten. Auf den kürzesten Ausdruck gebracht, liegt der Gegensatz in folgendem: Beim Versagen des objektiven Rechts appelliert das B.G.B. an rein logische, das Schweizerische G.B. an e t h i s c h - s o z i a l e I n s t a n z e n.

Ist nun mit der mehrfach erwähnten Vorschrift des Schweizerischen G.B. der Stein des Weisen entdeckt? Würde diese Bestimmung als Grundlage der Rechtsprechung, wie Fuchs meint, die „Rückkehr zur Natur“ bedeuten? Eine neue Epoche der Rechtsprechung, eine neue Epoche segensreicher Rechtsentwicklung würde anheben, das scheint uns sicher. Vielleicht müssten aber Jahre vergehen, bevor sich der neue Gedanke mit dem B.G.B. verschmolzen hätte. Denn er wäre ein fremder Blutstropfen im Organismus des Gesetzes. Es besteht ein

Hiatus zwischen ihm und der ganzen Anlage des Gesetzes, es wäre, als segle ein Schiff unter falscher Flagge. Das Gesetz strebt nach erschöpfender Ordnung, jene grundlegende Vorschrift setzt ein Rechtssystem voraus, das dem Gewohnheitsrecht und der Rechtsprechung einen weiten Spielraum lässt. Die Normen des B.G.B. mit ihrer abstrakten Formulierung treffen durchweg ein recht ausgedehntes Feld tatsächlicher Vorgänge. Oft möchte es vorkommen, dass der Richter sich sagt: An diesen Tatbestand hat der Gesetzgeber gewiss nicht gedacht, sonst hätte er die Notwendigkeit einer besonderen Regelung erkannt. Aber die vorhandene Norm in ihrer allgemeinen Formulierung trifft doch den vorliegenden Fall. So könnte das grosse Ziel unter der Herrschaft des B.G.B. höchstens annähernd erreicht werden. Das volle Gelingen setzte einen Umbau des ganzen Werkes voraus, und zwar in einer Ausdehnung, wie er von der Gesetzgebung nicht zu erwarten ist. Dennoch mag es nicht überflüssig sein, diesen Umbau in seinen Grundlinien zu zeichnen. Wertvolle Bausteine zu einer grosszügigen Reform liegen in der bedeutsamen, viel zu wenig beachteten Schrift von Karl Schmölder. „Die Billigkeit als Grundlage des bürgerlichen Rechts.“ Der Rechtsstoff, der seit Jahrhunderten im Privatrecht zusammengefasst wird, besteht aus verschiedenartigen Elementen. Insbesondere lassen sich, wie Schmölder gezeigt hat, zwei Massen von einander scheiden, eine bewegliche, veränderliche und eine feste, unbewegliche Masse. Die letztere steht vorwiegend unter der Herrschaft des eigentlichen Gesetzesrechts. Dazu rechnet Schmölder namentlich das öffentliche Recht, das Grundbuch-, Familien- und Erbrecht. Diesem festen Recht steht das bewegliche Element gegenüber, das Vermögensrecht (Obligationenrecht, Recht der Schuldverhältnisse). Hier herrscht das Prinzip der Billigkeit, wie es sich im Verkehr, der Gewohnheit, dem Gerichtsgebrauch ausbildet. Historisch kommt der Gegensatz überall in dem Dualismus des positiven Rechts zum Ausdruck. In Rom finden wir die *constitutiones* neben den *digesta*, auf deutschem Boden die *capitularia* neben den Weistümern, in England das *statute law* neben dem *common law*. Das be-

wegliche Element der Obligationen steht überall vorwiegend unter der Herrschaft der Gewohnheit und des Gerichtsgebrauchs. Nach Schmölder gehört es in die Kodifikation überhaupt nicht hinein, sondern in ein amtliches Rechtsbuch. Dies wird durch die Rechtsprechung fortgebildet und nach und nach mit Ergänzungen versehen. Zu diesem Vorschlage kann hier nicht Stellung genommen werden. Schmölder bezeichnet das Obligationenrecht als das eigentliche bürgerliche Recht, dem die andern Teile des Privatrechts, insbesondere das Familien- und Erbrecht, künstlich eingefügt seien. Jedenfalls ist das Recht der Schuldverhältnisse die Hauptschlagader des ganzen Rechtsorganismus. Mit Elementen des Obligationenrechts sind alle Teile des Privatrechts durchsetzt. Hier liegt das Gebiet, wo aus der Fülle der Schöpfungen einer reich entwickelten Kultur immer neue Rechtsgebilde erwachsen. Dies weiche, bewegliche Element hat nun das B.G.B. in seinem Recht der Schuldverhältnisse in festen Normen einzufangen versucht! „Das B.G.B. enthält eine ganze Anzahl von Sätzen des gemeinen Rechts, die völlig blutleere Gedankenschemen sind oder doch nicht klar erkennen lassen, welche Lebensgestaltungen von ihnen getroffen werden sollen.“ (Schmölder.) Welch' eine Qual sind für die praktischen Juristen die Vorschriften über die Unmöglichkeit der Leistung, den Rücktritt, die Unterscheidung zwischen Schuldversprechen und Schuldanerkennntnis, der § 326! Die Entscheidungsgründe der Urteile erwecken oft den Eindruck, als führe der Urteilsfinder einen schweren Kampf mit dem Gesetz, als habe er ein Gebiet zu passieren, in dem Fallstricke und Abgründe den Weg zu versperren drohen zu dem Land, wo Gerechtigkeit, Billigkeit und soziale Wohlfahrt herrschen. Eine umfassende Kodifikation wird sich der Aufgabe, die wichtigsten typischen Schuldverhältnisse zu ordnen, schwerlich entziehen können. Diesen wäre nicht ein erschöpfend geordneter allgemeiner Teil voranzuschicken, es müssten die einzelnen Materien dieses Teiles in weitem Rahmen durch einige wegweisende Sätze geregelt werden. Der weitere Ausbau ist dem Verkehr und der Rechtsprechung zu überlassen. Ganz anders

müssen die übrigen Teile des Privatrechts behandelt werden. Dem deutschen Reich mit seiner starken Zentralgewalt und seiner festen Gliederung entspricht eine möglichst vollständige gesetzliche Ordnung derjenigen Teile des Privatrechts, die ihrer Natur nach eine solche Regelung erheischen. Weder das Mittelalter mit seiner Vorherrschaft des Gewohnheitsrechts, noch die Zustände des heutigen England können uns vorbildlich sein. Das B.G.B. geht hier in der Normierung und Ausgestaltung der einzelnen Rechtsverhältnisse nicht weit genug. Verschiedene grundlegende Teile des Sachen- und Erbrechts müssen in ihrer jetzigen Form nicht nur dem Laien allezeit ein Buch mit sieben Siegeln bleiben, sie machen auch dem Fachmann in ihrer abstrakten Fassung die grössten Schwierigkeiten. Eine eingehendere, an die konkreten Gestaltungen des Lebens anknüpfende Formulierung der Rechtssätze ist hier notwendig. Sie ist, im Gegensatz zum Obligationenrecht, auch durchführbar, weil es sich durchweg um die Ordnung von unveränderlichen, in der Struktur der Gesellschaft festbegründeten Lebensverhältnissen handelt.

Weit verbreitet ist die Befürchtung, die Rechtsprechung werde bei einer freieren Stellung des Richters in dem Wust der Präjudizien untergehen. Aber gewährt der jetzige Zustand Schutz gegen das Anschwellen der Präjudizien? Übrigens ist nach einem Bericht Kohlers (Jur.-Ztg. 1911, S. 918) der Präjudizienkultus in den Vereinigten Staaten, wo er in grosser Blüte stand, ins Wanken gekommen. Man unterscheidet, so heisst es dort, weniger nach Präjudizien, als nach der eigenen gesunden Auffassung und bei dem Urteil fragt sich der Richter zuerst: Welches Resultat ist gerecht und billig und sucht dann den Rechtsstoff so zu gestalten, dass er zu dem erstrebten Ziele führt. Das entspräche dem Prinzip des Schweizerischen Gesetzes. Wenn Kohler hinzufügt: „Alles wie bei uns,“ so ist dazu zu bemerken, dass der Richter in Deutschland nicht selten durch das Gesetz selbst verhindert wird, diesen Standpunkt einzunehmen, noch häufiger fühlt er sich behindert. Fuchs trifft ins Schwarze, wenn er ausführt, die gesetzliche Aufnahme eines grundlegenden



Vorschrift wie die des Schweizerischen Gesetzes sei unter gleichen Verhältnissen in England vielleicht nicht notwendig, in Deutschland dagegen unentbehrlich.

---

Möchte das grosse Ziel erreicht werden! Es gilt, den Götzen der Allgesetzlichkeit von seinem illegitimen Throne herabzustürzen und die rechtschaffenden Mächte der Gewohnheit und des Gerichtsgebrauchs in ihre Rechte wieder einzusetzen. Das Vertrauen des Volkes zur Rechtspflege wird im vollen Masse zurückkehren, sobald es sich überzeugt, dass sein Schicksal in letzter Linie nicht auf der Spitze ausgeklügelter logischer Deduktionen steht, dass es gewogen wird auf der Wage ethischer, sozialer und wirtschaftlicher Werte. Das törichte Wort von der Weltfremdheit der Juristen wird nicht mehr gehört werden. Niemand ist weltkundiger als der Jurist. Sein Beruf führt ihn täglich in die Höhen und Tiefen des Lebens, in die Fülle der Kultur. Was diesem Vorwurf einen Schein von Berechtigung gegeben hat, das sind die Urteile, deren Entscheidungsgründe logisch unanfechtbar sind, während die Entscheidung selbst als gerecht und billig nicht anerkannt werden kann. Dies überspannte Kodifikationsprinzip zeitigt mit Notwendigkeit solche Urteile. Dies System hat den Richter in eine Stellung gebracht, die seinem hohen Berufe nicht entspricht. Mit scharfem Messer haben die Kodifikationen der letzten Jahrhunderte das Band zerschnitten, das die *jurisdictio* historisch mit dem *imperium* verbindet. Die *auctoritas* des Richters muss wieder der *majestas* des Gesetzes genähert werden. Der Richter ist nicht nur der Diener des Gesetzes, er soll auch schöpferisch mitwirken an der Fortbildung des Rechtes. Es waltet zwischen dem Richter und Gesetzgeber ein ähnliches Verhältniss wie zwischen dem Künstler und König. Der König befiehlt, aber der Künstler schafft frei nach seinem Ingenium. Seine schöpferische Kraft nähert ihn dem Fürsten. So mögen denn auch für den Richter und Gesetzgeber die Worte Schillers gelten:

„Der Künstler soll mit dem Könige gehn,  
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhn.“



Die  
**Voraussetzungen der Haftpflicht  
des Kraftfahrzeughalters**

nach dem Reichsgesetz über den Verkehr mit Kraft-  
fahrzeugen vom 3. Mai 1909 unter besonderer Berück-  
sichtigung der Haftungsprinzipien dieses Gesetzes

Von

**Dr. jur. Ernst Hellmut v. Schimpff**

Dresden

---

Berlin und Leipzig  
Dr. Walther Rothschild  
1912





## Inhaltsverzeichnis.

---

	Seite
Erstes Kapitel: Der Begriff des Kraftfahrzeuges . . .	1
Zweites Kapitel: Die Regelung der Haftpflicht des Kraft- fahrzeughalters im allgemeinen . . .	8
Drittes Kapitel: Die positiven Voraussetzungen der Haft- pflicht des Kraftfahrzeughalters . . .	29
Viertes Kapitel: Die negativen Voraussetzungen derselben	65

---



## Verzeichnis der Abkürzungen.

and. M. = anderer Meinung.

BGB. = Bürgerliches Gesetzbuch.

DJT. = Deutscher Juristentag.

DJZ. = Deutsche Juristenzeitung.

EG. = Einführungsgesetz.

Hans. GZ. = Hanseatische Gerichtszeitung.

JurW. = Juristische Wochenschrift.

Krit. VSchr. = Kritische Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft.

RHaftpflG. = Reichshaftpflichtgesetz v. 7. 6. 1871.

ROHG. = Reichsoberhandelsgericht.

RG. Bd. .. S. .. = Urteil des Reichsgerichts, abgedruckt in der Sammlung der Reichsgerichtsentscheidungen in Zivilsachen Bd... S...

RGSt. Bd... S... = Urteil des Reichsgerichts, abgedruckt in der Sammlung der Reichsgerichtsentscheidungen in Strafsachen Bd... S...

RG. v. ... in JurW. Bd... S... Nr... = Urteil des Reichsgerichts v. ..., abgedruckt in Bd... S... Nr... der Juristischen Wochenschrift.

RG. in Eisenb. E. Bd... S... = Urteil des Reichsgerichts, abgedruckt in den Eisenbahnrechtlichen Entscheidungen und Abhandlungen von G. Eger Bd... S...

StGB. = Strafgesetzbuch.

ZPO. = Zivilprozessordnung.

---





# Literaturverzeichnis.

---

- Allgemeine Automobil-Zeitung. Berlin-München.  
Amtliche Nachrichten des Reichsversicherungsamtes.  
Annalen des deutschen Reichs für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, herausgegeben von Eheberg und Dyroff. München.  
Archiv für die Rechtsprechung der obersten Gerichte (Seufferts Archiv). München.  
Archiv für zivilistische Praxis.  
Automobil-Welt, Illustrierte Zeitschrift für das Gesamtinteresse des Automobilwesens. Berlin.  
Beling, G., Die Lehre vom Verbrechen. Tübingen 1906.  
Beling, G., Erläuterungen des § 823 Abs. 2 BGB. Jena 1904.  
Binding, K., Systematisches Handbuch der deutschen Rechtswissenschaft. Leipzig 1910.  
Birkenbihl, F., Zum Begriff „höhere Gewalt“ im Sinne des § 1 RHaftpflG. In Egers Eisenbahnrechtliche Entscheidungen Bd. 18 S. 76. Breslau 1902.  
Bürner, R., Das von der Reichsregierung vorbereitete Haftpflichtgesetz für Automobilbesitzer und seine voraussichtlichen Folgen für den Automobilismus und die Automobilindustrie. Berlin 1905.  
Bürner, R., Das rechtliche Verhältnis zwischen dem Motorwagenbesitzer und dem Motorwagenführer in Privatdiensten. Berlin 1907.  
Bursch, A. u. Küster, J., Deutsche Rechtsprechung im Automobilwesen. Berlin 1908.  
Coermann, W., Das Reichshaftpflichtgesetz. Berlin 1898.  
v. Damm, R., Gesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen v. 3. 5. 1909. Breslau 1909.  
Dernburg, H., Das bürgerliche Recht des Deutschen Reichs und Preussens. 3. Aufl. Halle 1906.  
Detmold, G., Der Begriff des Schutzgesetzes in § 823 BGB. In der Festgabe der Göttinger Juristenfakultät für Regelsberger. Leipzig 1901.  
Deutsche Juristenzeitung, herausgegeben von Laband, Hamm und Heinitz. Berlin.  
Deutsche Wirtschaftszeitung. Berlin.  
Donner, V., Die Haftung für Automobilschäden unter Berücksichtigung des Gesetzentwurfs über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen. Leipzig 1909.

## VIII

- Dungs, H.**, Drei Fragen über die Haftung aus unerlaubten Handlungen. In Gruchots Beiträgen zur Erläuterung des deutschen Rechts. 54. Jahrg. S. 537. Berlin 1910.
- v. Dohna, Burggraf**, Die Rechtswidrigkeit. 1905.
- Eger, G.**, Das Reichshaftpflichtgesetz. Kommentar. 6. Aufl. Hannover 1906.
- Eger, G.**, Das Reichshaftpflichtgesetz v. 7. 6. 1871. Textausgabe mit Anmerkungen. Berlin 1903.
- Eger, G.**, Eisenbahnrechtliche Entscheidungen und Abhandlungen. Zeitschrift für Eisenbahnrecht. Breslau.
- Eger, G.**, Bericht über die Frage der Schaffung eines Haftpflichtgesetzes für Automobilunfälle auf dem 26. deutschen Juristentage. In den Verhandlungen Bd. 3 S. 163—174. Berlin 1902.
- Eger, G.**, Die Haftpflicht der Automobile. In der deutschen Juristenzeitung 9. Jahrg. S. 192ff. Berlin 1904.
- Eger, G.**, Zum Entwurf eines Gesetzes über die Haftpflicht für den beim Betriebe von Kraftfahrzeugen entstandenen Schaden. Im Recht 10. Jahrg. S. 352ff. Hannover 1906.
- Eger, G.**, Der Entwurf eines Gesetzes über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen. In der deutschen Juristenzeitung 13. Jahrg. S. 993ff. Berlin 1908.
- Endemann**, Lehrbuch des bürgerlichen Rechts. 9. Aufl. Berlin 1903.
- Endemann**, Erläuterungen zum Reichshaftpflichtgesetz. 3. Aufl. Berlin 1885.
- Entscheidungen des Reichsoberhandelsgerichts**, herausgegeben von den Räten des Gerichtshofes. Stuttgart.
- Entscheidungen des Reichsgerichts in Zivilsachen**. N. F. Leipzig.
- Franck, R.**, Das Strafgesetzbuch für das deutsche Reich. 5./7. Aufl. Tübingen 1908.
- Francke, W. Ch.**, Vorschlag zu einem Gesetze betreffend Automobile. Im Recht 5. Jahrg. S. 530. Hannover 1901.
- Freyrnuth, A.**, Die Haftung für Automobilunfälle. In der Juristischen Wochenschrift 37. Jahrg. S. 540. Berlin 1908.
- Geller, L.**, Das Recht der Kraftfahrzeuge. Wien 1908.
- v. Gerber-Cosack**, System des deutschen Privatrechts. 17. Aufl. Jena 1895.
- Gordan**, Das Reichsgesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen v. 3. 5. 1909. München 1909.
- Gorden, F.**, Die Eisenbahnverkehrsordnung v. 26. 10. 1899. 2. Aufl. Berlin 1901.
- Gottschalk**, Das mitwirkende Verschulden des Beschädigten bei Schadensersatzansprüchen nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch.
- Gruchot**, Beiträge zur Erläuterung des deutschen Rechts, herausgegeben von Rassow und Küntzel. Berlin.
- Grünebaum**, Problem der Schadenshaftung. In der deutschen Juristenzeitung 13. Jahrg. S. 321ff. Berlin 1908.
- Guyer, E.**, Die rechtliche Behandlung der Automobile. In Egers Eisenbahnrechtliche Entscheidungen Bd. 24 S. 309. Breslau 1908.

- Häfelin, G.**, Die Haftpflicht für Automobile. In der deutschen Wirtschaftszeitung 2. Jahrg. S. 976ff. Berlin 1906.
- Hagelberg**, Der Begriff des Tierhalters in §§ 833, 834 BGB. Berlin 1905.
- Hagemann**, Zur Haftung für Automobilschaden. In der deutschen Juristenzeitung 9. Jahrg. S. 549ff. Berlin 1904.
- Hallbauer, M.**, Gesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen v. 3. 5. 1909. Leipzig 1909.
- Hammer, P.**, Haftung der Eisenbahnen bei Verletzung und Tötung von Personen nach dem Reichsgesetz v. 7. 6. 1871. In den Annalen des deutschen Reichs Bd. 25, 26.
- Handbuch der Unfallversicherung. 2. Aufl.
- Hanseatische Gerichtszeitung.
- Haselau, M.**, Der Gesetzentwurf über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen. Im Tag Nr. 379 vom 8. 12. 1908.
- Hilse, B.**, Der Entwurf eines Gesetzes über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen. Im Recht 12. Jahrg. S. 530ff. Hannover 1908.
- Hilse, K.**, Haftpflicht der Kraftfahrzeuge. Vortrag in der Juristischen Gesellschaft zu Berlin v. 11. 11. 1899. Berlin, Krayns Verlag.
- Hilse, K.**, Gutachten auf dem 26. deutschen Juristentage. In den Verhandlungen Bd. 1 S. 27—56. Berlin 1902.
- Hilse, K.**, Die gesetzliche Regelung des Verkehrs mit Kraftfahrzeugen. In der Zeitschrift für das gesamte Handels- und Konkursrecht Bd. 63 Heft 13 S. 1ff. Stuttgart 1908.
- v. Hippel**, Grenze von Vorsatz und Fahrlässigkeit.
- Hold v. Ferneck**, Die Rechtswidrigkeit. 1903.
- Iherings Jahrbücher für die Dogmatik des bürgerlichen Rechts, herausgegeben von Regelsberger und Ehrenberg. Jena.
- Isaac, M.**, Automobil und Reichsgericht. In Der Motorwagen, Zeitschrift für Automobilindustrie und Motorwagenbau S. 61. Berlin, Krayns Verlag 1904.
- Isaac, M.**, Oesterreichischer Haftpflichtgesetzentwurf. S. 542. Berlin, Krayns Verlag, 1904.
- Isaac, M.**, Gegenentwurf zum Entwurf eines Automobilhaftpflichtgesetzes, dem deutschen Reichstage überreicht vom Kaiserlichen Automobilklub namens der zum Kartell vereinigten deutschen Automobilklubs. Berlin 1906.
- Isaac, M.**, Das Recht des Automobils nach den Polizeibestimmungen des In- und Auslandes. 2. Aufl. Berlin 1907.
- Isaac, M.**, Der 2. Entwurf eines Automobilhaftpflichtgesetzes. In Allgemeine Automobilzeitung 9. Jahrg. S. 47. Berlin und München 1908.
- Isaac, M.**, Das Reichsgesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen v. 3. 5. 1909. Berlin 1910.

- Isay, H.**, Die Verantwortlichkeit des Eigentümers für seine Tiere. In Iherings Jahrbüchern für die Dogmatik des bürgerlichen Rechts. Bd. 39. Jena 1898.
- Jung, E.**, Delikt und Schadensverursachung. Heidelberg 1897.
- Juristische Wochenschrift, herausgegeben von Neumann. Berlin.
- Juristentag, Verhandlungen des 26. deutschen. S. 163ff.
- Kah**, Kommentar zum Haftpflichtgesetz. Mannheim 1874.
- Kirchner, R.**, Gesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen v. 3. 5. 1909. Berlin 1909.
- Knauer, A.**, Die höhere Gewalt im Reichsrecht. Berlin 1901.
- Koehn, E.**, Kraftfahrzeug und Rechtswissenschaft. Berlin 1908.
- Krause**, Das Gesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen v. 3. 5. 1909. 1909.
- Krause**, Zum Begriff Kraftfahrzeug. In der deutschen Juristenzeitung 15. Jahrg. S. 1020ff. Berlin 1910.
- v. Kries**, Ueber den Begriff der objektiven Möglichkeit.
- Kritische Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, herausgegeben von v. Birkmeyer, Dyroff, Hellmann, v. Ullmann. München bzw. Tübingen und Leipzig.
- Kröner, W.**, Das Gesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen v. 3. 5. 1909. Berlin 1909.
- Labowsky, E.**, Eigenes Verschulden bei Schadensersatzansprüchen. Berlin 1899.
- Lass L.**, u. **Mayer, R.**, Haftpflichtsrecht und deutsche Reichsversicherungsgesetzgebung. 2. Aufl. München 1902.
- Lenel**, Zum Begriff der unerlaubten Handlung im Bürgerlichen Gesetzbuch. In der deutschen Juristenzeitung 2. Jahrg. S. 409. Berlin 1897.
- Liepmann, M.**, Einleitung in das Strafrecht. Eine Kritik der kriminalistischen Grundbegriffe. Berlin 1900.
- Linckelmann, K.**, Die Schadensersatzpflicht aus unerlaubten Handlungen nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Berlin 1898.
- Lippert**, Die Automobilhaftpflicht nach dem Reichsgesetz v. 3. 5. 1909. 1909.
- v. Liszt, F.**, Deliktsobligationen. Berlin 1898.
- Litten, Fr.**, Die Ersatzpflicht des Tierhalters. 1905.
- Lubbert, E.**, Der neue Entwurf eines Gesetzes über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen. In der Juristischen Wochenschrift 38. Jahrg. S. 125. Berlin 1909.
- Mayer, Max Ernst**, Die schuldhaftige Handlung und ihre Arten im Strafrecht. Leipzig 1901.
- Meili, F.**, Die rechtliche Stellung der Automobile. Zürich 1902.
- Meili, F.**, Die Kodifikation des Automobilrechts. Wien 1907.
- Meili, F.**, Ein Reichsgesetz über die Haftung für Schädigungen durch Automobile. In der deutschen Juristenzeitung 12. Jahrg. S. 985 ff. Berlin 1907.



- Meili, F.**, Die zivilrechtliche Verantwortlichkeit für Automobilunfälle auf dem schweizerischen Juristentag. Im Recht 11. Jahrg. S. 1242ff. Hannover 1907.
- Merkel, R.**, Die Kollision rechtmässiger Interessen und die Schadensersatzpflicht bei rechtmässigen Handlungen. Strassburg 1895.
- Millauer, R.**, Die Haftung des Automobilhalters nach geltendem Recht und das zukünftige Reichsautomobilgesetz. Stuttgart 1909.
- Motive zu dem Entwurfe eines Bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich.** Berlin und Leipzig 1888.
- Mugdan u. Falkmann**, Die Rechtsprechung der Oberlandesgerichte auf dem Gebiete des Zivilrechts. Leipzig.
- Neukirch u. Rosenmeyer**, Kommentar zum Gesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen v. 3. 5. 1909. Halle a. S. 1910.
- Oertmann, P.**, Die Vorteilsausgleichung beim Schadensersatzanspruch. Berlin 1901.
- Oertmann, P.**, Unterlassungsansprüche aus unerlaubten Handlungen. In der deutschen Juristenzeitung 9. Jahrg. S. 616. Berlin 1904.
- Oertmann, P.**, Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch. 2. Aufl. Berlin 1906.
- Olshausen**, Zum Entwurfe des Automobilhaftpflichtgesetzes. In der deutschen Juristenzeitung 11. Jahrg. S. 346. Berlin 1906.
- Olshausen, J.**, Kommentar zum Strafgesetzbuch für das deutsche Reich. 8. Aufl. Berlin 1910.
- Planck, G.**, Bürgerliches Gesetzbuch. Kommentar. 3. Aufl. Berlin 1907.
- Piloty**, Unfallversicherungsgesetze v. 30. 6. 1900. München 1902.
- Prym**, Die Konkurrenz des Anspruchs aus dem Vertrage mit dem Anspruch aus unerlaubter Handlung nach dem Rechte des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich.
- Radbruch**, Die Lehre von der adäquaten Verursachung. 1902.
- Das Recht, Rundschau für den deutschen Juristenstand**, herausgegeben von Soergel. Hannover.
- Reindl, M.**, Das Reichshaftpflichtgesetz. München 1901.
- Roscher, W.**, System der Volkswirtschaft. 24. Aufl. Stuttgart und Berlin 1906.
- Roth**, Kraftfahrzeug und Rechtsentwicklung. Im Recht 6. Jahrg. S. 430. Hannover 1902.
- Rümelin, G.**, Kulpahftung und Kausalhaftung. Im Archiv für zivilistische Praxis Bd. 88 S. 285ff. Freiburg 1898.
- Rümelin, M.**, Die Gründe der Schadenszurechnung. Freiburg 1896.
- Rümelin, M.**, Die Verwendung der Kausalbegriffe im Straf- und Zivilrecht. Tübingen 1900.
- Sächsisches Archiv für Rechtspflege**, herausgegeben von Lessing. Leipzig.
- Schmeltzer**, Die Automobilhaftpflicht nach dem bürgerlichen Recht und dem Reichsgesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen v. 3. 5. 1909 unter besonderer Berücksichtigung der Vorarbeiten.

- Schmidt, G.**, Der Schadensersatzanspruch des Entwurfs. In den Gutachten aus dem Anwaltsstande über die 1. Lesung des Bürgerlichen Gesetzbuchs Heft 14 S. 1183ff. Berlin 1898.
- Schmidt-Wagner**, Das Gesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen v. 3. 5. 1909.
- Schollmeyer**, Das Recht der einzelnen Schuldverhältnisse. 2. Aufl. Berlin 1904.
- Staub, H.**, Die positiven Vertragsverletzungen. Berlin 1904.
- Staub, H.**, Kommentar zum Handelsgesetzbuch. 8. Aufl. Berlin 1907.
- v. Staudinger, J.**, Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch und Einführungsgesetz. 3./4. Aufl. München 1908.
- Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstags und anderer deutscher Parlamente.
- v. Tuhr, A.**, Der allgemeine Teil des deutschen bürgerlichen Rechts. Im Systematischen Handbuch der deutschen Rechtswissenschaft, herausgegeben von Binding. Leipzig 1910.
- Traeger**, Der Kausalbegriff im Straf- und Zivilrecht. 1904.
- Traeger**, Gutachten zu den Verhandlungen des 28. deutschen Juristentags. Berlin 1906.
- Verhandlungen des Reichstags, Anlagen zu den stenographischen Berichten. Berlin.
- Verordnung des Bundesrats über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen v. 3. 2. 1910. (RGBl. S. 389ff.)
- Vorschläge des deutschen Juristentages für die Art der Anführung von Rechtsquellen, Entscheidungen und wissenschaftlichen Werken. 2. Ausgabe. Berlin 1910.
- Vorwerk, B.**, Die Automobilhaftung nach bestehendem Recht und de lege ferenda. Düsseldorf 1904.
- Waldeck**, Gesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen v. 3. 5. 1909. Berlin 1910.
- v. Weinrich**, Die Haftpflicht wegen Körperverletzung und Tötung eines Menschen. 2. Aufl. Berlin 1902.
- Weitz**, Die rechtliche Beurteilung der Anhängewagen im Reichsautomobilhaftpflichtgesetz. Im Recht 13. Jahrg. Nr. 21.
- Weyl, R.**, System der Verschuldensbegriffe im Bürgerlichen Gesetzbuch. München 1905.
- Wolz, E.**, Die Haftpflicht nach deutschem Reichsgesetz. Donauwörth 1905.
- Zitelmann, E.**, Ausschluss der Widerrechtlichkeit. Im Archiv für zivilistische Praxis Bd. 99 S. 1ff. Freiburg 1906.
- v. Zobel, G.**, Die Haftung des Tierhalters nach § 833 BGB. Borna-Leipzig 1910.

## Erstes Kapitel.

### Der Begriff des Kraftfahrzeuges.

Der Begriff des Kraftfahrzeuges ist im Gesetz v. 3. 5. 1909 festgelegt: § 1 Abs. 2 dieses Gesetzes bestimmt: „Als Kraftfahrzeuge im Sinne dieses Gesetzes gelten Wagen oder Fahrräder, welche durch Maschinenkraft bewegt werden, ohne an Bahngleise gebunden zu sein.“ Wie aus den Worten „im Sinne dieses Gesetzes“ hervorgeht, gilt diese Definition des Kraftfahrzeuges für alle drei Abschnitte des Gesetzes, also insbesondere auch für den Abschnitt über die Haftpflicht. Das Kraftfahrzeug muss demnach

1. ein Wagen oder Fahrrad sein,
2. durch eine Kraft, die durch Maschinen erzeugt wird, fortbewegt werden,
3. unabhängig von Bahngleisen laufen.

Zu 1. Darüber, was als Wagen oder Fahrrad anzusehen ist, gibt das Gesetz v. 3. 5. 1909 keine Auskunft. Nach dem allgemeinen Sprachgebrauche versteht man unter Wagen Fahrzeuge, die

a) auf Rädern fortbewegt werden und

b) zur Beförderung von Menschen oder Lasten dienen.

Zu a. Da der Sprachgebrauch erfordert, dass das Fahrzeug auf Rädern läuft, sind also als Wagen nur solche Fahrzeuge anzusehen, die sich auf dem Erdboden bewegen. Es genügt für den Begriff des Wagens nicht, dass ein Fahrzeug etwa durch Räder fortbewegt wird, ohne auf Rädern zu laufen. Demnach findet das Gesetz v. 3. 5. 1909 auf Fahrzeuge, die sich ausschliesslich in der Luft oder im Wasser bewegen, keine An-

wendung. So sind z. B. Aeroplane keine Fahrzeuge im Sinne dieses Gesetzes, auch wenn sie zum Anlaufen auf dem Boden mit Rädern versehen sind. Die Bewegung auf festem Boden ist hier nur eine ausnahmsweise. Bei einer Kombination von Kraftfahrzeugen im Sinne dieses Gesetzes und nicht unter dasselbe fallenden Fahrzeugen<sup>1)</sup> wird wohl ein Kraftfahrzeug im Sinne des Gesetzes als vorhanden anzusehen sein, „soweit“ es als „Wagen“ im Betriebe ist, d. h. sich auf Rädern auf festem Boden fortbewegt.<sup>2)</sup>

Zu b. Weiter sind nach dem Sprachgebrauche als Wagen nicht anzusehen und fallen deshalb auch nicht unter das Gesetz Fahrzeuge, die zwar auf Rädern laufen, aber nicht dazu dienen sollen, Personen oder Sachen auf ihrem Oberbau zu transportieren, sondern die diese entweder nur zu ihrer Bedienung bzw. zur Erzeugung der Maschinenkräfte auf sich führen, oder sie nach sich ziehen oder vor sich herschieben.<sup>3)</sup> Es kommt dabei nicht darauf an, welchem Zwecke das Fahrzeug im konkreten Falle dient, sondern nur darauf, welchem Zwecke es im allgemeinen zu dienen bestimmt ist. Es verliert also ein Fahrzeug seinen Charakter als Wagen nicht dadurch, dass es im einzelnen Falle nicht zur Beförderung von Lasten oder Menschen verwendet wird; und andererseits wird ein nicht als Wagen anzusehendes Fahrzeug, das keine besonderen Einrichtungen zur Aufnahme von Personen besitzt, nicht darum zum Wagen, weil auf ihm ausnahmsweise und seiner Bestimmung entgegen Personen oder Lasten transportiert werden. Im Einzelfalle kann es zweifelhaft sein, ob ein Fahrzeug unter das Gesetz fällt, z. B. dann, wenn es zugleich

---

<sup>1)</sup> z. B. sog. Automobilamphibien, die sich teils im Wasser, teils auf dem Lande bewegen, oder sogen. Aeromobile, eine Kombination von Automobil und Aeroplan in einem Fahrzeug, das sich abwechselnd auf festem Boden und in der Luft bewegt; vgl. Meili, Die rechtliche Stellung der Automobile S. 13.

<sup>2)</sup> And. M. Isaac, Das Recht des Automobils S. 14.

<sup>3)</sup> z. B. Dampfpflüge, Dampfstrassenwalzen, da sie nur zum Zwecke der Bearbeitung des Bodens fortbewegt werden, ferner Strassenlokomotiven, da sie nur dazu bestimmt sind, Lasten zu ziehen oder zu schieben, nicht aber zu tragen; vgl. Isaac, Das Recht des Automobils S. 14.



mehreren Zwecken dient, ohne dass es sich feststellen lässt, welches der Hauptzweck des Fahrzeuges ist.<sup>4)</sup>

Auf die Grösse des Fahrzeuges kommt es nicht an. Selbstverständlich sind Kinderspielzeuge, soweit sie nur als solche in Betracht kommen, ausgenommen, aber kleinere Kraftfahrzeuge, seien sie auch nur zur Benutzung für Kinder bestimmt, sind grossen Kraftfahrzeugen gleichzubehandeln; entscheidend ist lediglich, ob sie eine den grossen Kraftfahrzeugen ähnliche Gefährlichkeit im Betriebe haben. Die polizeiliche Konzessionierung der Inbetriebnahme eines Kraftfahrzeuges<sup>5)</sup> ist für die Zurechnung eines Fahrzeuges zu den Kraftfahrzeugen ohne Belang.

Eine scharfe A b g r e n z u n g z w i s c h e n W a g e n und F a h r r ä d e r n lässt sich kaum aufstellen und ist für dieses Gesetz auch ohne Bedeutung. Die Erläuterungen zu den Grundzügen des Bundesrates versuchen daher auch nicht bestimmte Unterscheidungsmerkmale zu geben, sondern sagen ganz allgemein: „Ob ein Kraftfahrzeug als Kraftwagen oder Kraftrad anzusehen ist, ist Frage der tatsächlichen Feststellung im einzelnen Fall“. § 1 Abs. 1 der Verordnung des Bundesrates über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen v. 3. 2. 1910 definiert Krafträder als Fahrzeuge, die vom Sattel aus gefahren werden und auf nicht mehr als drei Rädern laufen, wenn ihr Eigengewicht ohne Betriebsstoffe (bei elektrischem Antriebe ohne Akkumulatoren) 150 kg nicht übersteigt.

Nach allgemeinem Sprachgebrauche muss ein Fahrrad denselben Zwecken wie ein Wagen dienen, also zum Transport von Menschen oder Sachen auf dem Erdboden bestimmt sein.

Ein Unterschied zwischen K r a f t w a g e n und K r a f t f a h r r ä d e r n besteht jedoch darin, dass bei diesen i n d e r R e g e l noch eine Einrichtung vorhanden sein wird, vermöge

<sup>4)</sup> z. B. ein Kraftfahrzeug, das gleichzeitig die Strasse sprengt und vermittelst sich drehender Bürsten reinigt. Hier ist in jedem Falle zu untersuchen, ob die Besprengung der Strassen mit Wasser — also ein Transport von Lasten — oder deren Reinigung durch die Bürsten — also eine Bearbeitung des Bodens — als Haupttätigkeit und Zweck des Fahrzeuges anzusehen ist; vgl. v. D a m m, Gesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen § 1 Anm. 9.

<sup>5)</sup> vgl. § 1 des Gesetzes.

deren der Fahrende und bei mehreren Sitzen mindestens einer der Sitzenden das Fahrzeug auch durch eigene Muskelkraft fortzubewegen in der Lage ist. Eine solche Einrichtung ist bei Kraftwagen in der Regel nicht vorhanden. Jedoch ist dies kein begriffskonstituierendes Merkmal, ohne dessen Vorhandensein etwa ein Fahrrad nicht als solches sondern als Wagen zu gelten hätte. Fahrzeuge, die aus einem Kraftrade und einem damit fest oder mittelst Kuppelung verbundenen besonderen Sitze auf eigenem Rade bzw. eigenen Rädern seitlich neben dem Kraftrade bestehen, sieht § 1 Abs. 3 der „Grundzüge“ als Kraftwagen an.

Wird ein Kraftfahrrad, z. B. infolge Versagens des Motors, vorübergehend durch menschliche Kraft wie ein gewöhnliches Fahrrad fortbewegt, so hört es deshalb noch nicht auf, ein Kraftfahrrad zu sein.

Zu 2. Die von § 1 Abs. 2 des Gesetzes gegebene Definition des Begriffs „Kraftfahrzeug im Sinne dieses Gesetzes“ stellt weiter eine positive und eine negative Voraussetzung auf.

Die positive Voraussetzung ist:

Die Antriebskraft der Fahrzeuge muss durch Maschinen erzeugt werden; sie darf also keine animalische — weder menschliche noch tierische — sein.<sup>6)</sup> Die Begriffsbestimmung des Kraftfahrzeuges in § 1 Abs. 2 schliesst sich hierin an den Wortlaut der Grundzüge und des Entwurfs von 1906 an, vermeidet aber ausdrücklich den dort gebrauchten, aber nicht ohne Grund angefochtenen Ausdruck „elementare Kraft“.<sup>7)</sup> Denn abgesehen davon, dass das Wort „elementar“ untechnisch ist<sup>8)</sup>, würden nach der Begriffsbestimmung der Grundzüge und der Vorlage von 1906 unter das Gesetz auch Fahrzeuge irgendwelcher Art fallen, welche durch eins der Elemente<sup>9)</sup> in Bewegung gesetzt werden, sei es auch nur

---

<sup>6)</sup> Anders als im Eisenbahnhaftpflichtrecht, welchem auch Pferde-eisenbahnen unterstehen; vgl. Eger, Das RHaftpflG S. 44.

<sup>7)</sup> vgl. Begr. z. Entw. eines Gesetzes über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen in Verhandl. des Reichst. Bd. 248 S. 5599.

<sup>8)</sup> vgl. Isaac, Das Recht des Automobils S. 11.

<sup>9)</sup> z. B. Wind, Wasser, Schwerkraft.

zufällig. Dies liegt nicht im Sinne des Kraftfahrzeuggesetzes. Deshalb hat es an die Stelle des Erfordernisses der elementaren Kraft das der Maschinenkraft gesetzt.

Im Gegensatz zur freien elementaren Kraft ist Maschinenkraft jede nicht animalische Naturkraft, welche durch geeignete Vorrichtungen (Maschinen) dem Zweck dieser Vorrichtungen gemäss ausgenützt wird. Dass diese Kraft zunächst auf die Räder des Fahrzeugs übertragen und durch die Drehung der Räder die Fortbewegung des Fahrzeuges verursacht wird, ist nicht erforderlich.<sup>10)</sup> Als Kraftfahrzeuge sind vielmehr auch solche Fahrzeuge anzusehen, die durch eine unmittelbar auf ihren Oberbau einwirkende Kraft in Bewegung gesetzt werden, und deren eigene Bewegung dann sekundär die Räder zum Drehen bringt.<sup>11)</sup>

Das Gesetz beschränkt in Anlehnung an die Begründung zum Entwurf von 1908 den Begriff des Kraftfahrzeuges nicht mehr, wie der Entwurf von 1906, auf Fahrzeuge, die durch ihnen innewohnende Kraft fortbewegt werden.<sup>12)</sup> Es macht keinen Unterschied mehr, wo die Kraftquelle für das Fahrzeug liegt, ob sie diesem innewohnt<sup>13)</sup>, oder ob sie ihm von aussen während der Fahrt zugeführt wird.<sup>14)</sup> Ebenso ist es gleichgültig, ob die dem Fahrzeuge während der Fahrt innewohnende Kraft demselben vor der Fahrt schon erzeugt oder zum Gebrauch fertig übergeben worden und in ihm aufgespeichert ist<sup>15)</sup> (sogen. Kraftsammler<sup>16)</sup>, oder ob der Wagen die treibende Kraft während der Fahrt selbst aus dem Rohstoffe<sup>17)</sup> erzeugt (sogen. Krafterzeuger<sup>16)</sup>).

<sup>10)</sup> And. M. Krause, Gesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen S. 24.

<sup>11)</sup> z. B. Wagen, welche durch Propeller angetrieben werden.

<sup>12)</sup> vgl. Begr. z. Entw. eines Gesetzes über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen in Verhandl. des Reichst. Bd. 248 S. 5599.

<sup>13)</sup> Wie z. B. bei Dampf-, Explosionsmotoren- oder Akkumulatorenwagen.

<sup>14)</sup> Wie z. B. bei elektrisch betriebenen gleislosen Bahnen, denen der elektrische Strom während der Fahrt durch äussere Zuleitungsdrähte zugeführt wird.

<sup>15)</sup> z. B. Elektrizität in Akkumulatoren.

<sup>16)</sup> vgl. Hils e, Gutachten auf dem 26. DJT. in Verhandl. Bd. 1 S. 29.

<sup>17)</sup> z. B. Benzin, Petroleum, Spiritus.

Auch die Art der Maschinenkraft, ob Dampf, Elektrizität, explodierende Gase oder etwas anderes, ist irrelevant.

Zu 3. Die dritte, und zwar negative Voraussetzung, die § 1 Abs. 2 des Gesetzes für den Begriff „Kraftfahrzeuge im Sinne dieses Gesetzes“ aufstellt, ist:

Die Kraftfahrzeuge dürfen nicht an Gleise gebunden sein, sondern müssen unabhängig von solchen sich fortbewegen und, wenn auch event. in beschränktem Masse, frei ausweichen können. Die ratio legis ist hierbei, wie aus den Gesetzgebungsverhandlungen hervorgeht, dass die Fähigkeit eines Kraftfahrzeuges, jederzeit beliebig seine Fortbewegungsrichtung zu ändern, eine dem Kraftfahrzeug im Gegensatz zur Eisenbahn eigentümliche, seine Gefährlichkeit beeinflussende Eigenschaft darstellt. Deshalb wird auch der Begriff des Bahngleises weiter zu fassen sein als der der Schienen. Ein Fahrzeug wird als an Bahngleise gebunden und daher dem Gesetze v. 3. 5. 1909 nicht unterworfen anzusehen sein, wenn seine Fortbewegungsrichtung durch irgendeine ausserhalb des Fahrzeuges liegende Vorrichtung<sup>18)</sup> in so starker Weise vorgezeichnet ist, dass eine Abweichung von dem vorgeschriebenen Wege in gleicher Weise unmöglich gemacht wird, wie durch eine Schiene. An Bahngleise gebunden ist ein Fahrzeug nur dann, wenn es bestimmt ist, seinen Weg ausschliesslich auf den Bahngleisen zu nehmen. Das zufällige Geraten eines Fahrzeuges in vorhandene Bahngleise und Fahren auf diesen vermag ebensowenig die Haftung aus dem vorliegenden Gesetze zu beseitigen, wie das zufällige Ausspringen eines als Eisenbahn im Sinne des Reichshaftpflichtgesetzes zu erachtenden Wagens die Bestimmungen des letztgenannten Gesetzes unanwendbar erscheinen lässt, wenn nach dem Ausspringen der Wagen entgegen seiner Bestimmung ohne Gleise weiterläuft.

Fahrzeuge, die ohne an Schienen gebunden zu sein, ihre Kraft aus einer fest mit der Strasse verbundenen Zuleitungs-

---

<sup>18)</sup> z. B. ein Drahtseil.



anlage empfangen<sup>19)</sup>, fallen unter das Gesetz v. 3. 5. 1909; denn sie sind nur in beschränktem Masse an eine vorgeschriebene Bahn gebunden und können, wenn auch nur in bestimmten Grenzen, auf ihrem Wege ausweichen.

Die von Kraftfahrzeugen fortbewegten A n h ä n g e - w a g e n sind, sofern sie nicht fest mit dem Kraftfahrzeuge verbunden sind, zwar nicht selbst als Kraftfahrzeuge im Sinne des Gesetzes anzusehen, jedoch finden auf Unfälle, die durch sie während der Fahrt verursacht werden, die Vorschriften dieses Gesetzes über die Haftpflicht Anwendung. Derartig zusammengekuppelte Wagen bzw. Wagenzüge sind als ein einheitliches Ganzes anzusehen, und zwar ist der Anhängewagen von der Zugmaschine abhängig. Deshalb wird der durch ihn hervorgerufene Unfall als bei dem Betriebe des ziehenden Fahrzeuges entstanden anzusehen sein. Der Halter des Zugwagens ist also verantwortlich für Unfälle, welche durch den Anhängewagen verursacht werden.

Dies gilt nicht nur für Schleppzüge und Kraftfahrzeuge, die dazu bestimmt sind, Gefährte zu schleppen, sondern auch für den Fall, dass ein Wagen irgendwelcher Art<sup>20)</sup> mit dem Kraftfahrzeuge zusammengekuppelt wird. Der leitende Gedanke ist hierbei, dass die dem Betriebe des Kraftfahrzeuges eigentümliche Gefahr auf den Anhängewagen übergeht, da er in seinen Bewegungen von denen des Kraftfahrzeuges abhängig ist.<sup>21)</sup>

---

<sup>19)</sup> z. B. gleislose elektrische Bahnen mit Stromzuführung von aussen während der Fahrt.

<sup>20)</sup> z. B. eine verunglückte Droschke.

<sup>21)</sup> And. M. z. B. W e i t z, Die rechtliche Beurteilung der Anhängewagen im Reichsautomobilhaftpflichtgesetz, im Recht 13. Jahrg. Nr. 21.

## Zweites Kapitel.

### Die Regelung der Haftpflicht des Kraftfahrzeughalters im allgemeinen.

#### § 1.

#### Die Haftung nach dem Bürgerlichen Gesetzbuche.

Vor Inkrafttreten des Gesetzes v. 3. 5. 1909 enthielt das Reichsrecht keine Sondervorschriften, welche der Eigenart des Verkehrs mit Kraftfahrzeugen Rechnung trugen. Auch die Einzelstaaten besaßen keine solchen und hatten insbesondere keinen Gebrauch gemacht von der ihnen seit Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs gemäss Art. 105 EG. z. BGB. zustehenden Befugnis, die Unternehmer von Kraftfahrzeugbetrieben — als mit gemeiner Gefahr verbundenen Betrieben — in weiterem Umfange als nach den Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuchs für den aus dem Betriebe entstehenden Schaden verantwortlich zu machen.

Die Schadensersatzpflicht für Kraftfahrzeugunfälle bestimmte sich also seit 1900 ausschliesslich nach den allgemeinen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs, die sich jedoch bei der steigenden Entwicklung der Kraftfahrzeuge als Verkehrsmittel zur Verhütung und zum Ausgleiche der durch sie verursachten Schäden nicht mehr als ausreichend erwiesen. Es war also der Rechtsprechung überlassen, durch Interpretation, insbesondere auch durch hohe Anforderungen, die sie an die Sorgfalt des Kraftfahrzeuglenkers bzw. -besitzers stellte, den Schutz des Publikums gegen die dem Kraftfahrzeugwesen eigentümlichen Gefahren zu verwirklichen.

Nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch konnte ein Schadensersatzanspruch für die durch Kraftfahrzeuge hervorgerufenen Schäden entweder

a) auf die im 25. Abschnitt des 2. Buches des Bürgerlichen Gesetzbuchs enthaltenen Bestimmungen über unerlaubte Handlungen oder

b) auf eine schuldhafte Verletzung vertraglicher Verpflichtungen gestützt werden. Beide Haftungsgründe konnten auch nebeneinander bestehen.

Zu a. Eine Haftung für Kraftfahrzeugunfälle auf Grund unerlaubter Handlungen — und zwar sowohl positiver als auch Unterlassungen<sup>22)</sup> — war nach § 823 BGB. für denjenigen gegeben, der einem anderen einen Schaden selbst zugefügt hatte, und nach § 831 für denjenigen, der für einen Schaden eintreten musste, den sein Angestellter einem anderen zugefügt hatte.

§ 823 enthält die Bestimmung, dass derjenige, welcher vorsätzlich oder fahrlässig das Leben, den Körper, die Gesundheit, die Freiheit, das Eigentum oder ein sonstiges (absolutes) Recht eines anderen widerrechtlich verletzt oder gegen ein den Schutz eines anderen bezweckendes Gesetz schuldhaft verstösst, dem anderen zum Ersatze des daraus entstehenden Schadens verpflichtet ist. Als solche Schutzgesetze sind nach der herrschenden Meinung<sup>23)</sup> anzusehen: strafrechtliche Bestimmungen, Schutzbestimmungen der Gewerbeordnung, Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs und Polizeiverordnungen. Unter diesen kommt insbesondere in Betracht die Bundesratsverordnung v. 3. 2. 1910, welche an die Stelle der gemäss den „Grundzügen“ des Bundesrates von den Regierungen der Bundesstaaten übereinstimmend erlassenen Polizeivorschriften über den Kraftfahrzeugverkehr getreten ist.

Nach § 823 BGB. ist die Pflicht, Schadensersatz aus unerlaubter Handlung zu leisten, an folgende fünf Voraussetzungen geknüpft:

α) Es muss ein Eingriff in das geschützte Rechtsgut eines anderen vorliegen;

β) dieser Eingriff muss objektiv rechtswidrig sein;

γ) den Täter oder dessen Auftraggeber muss ein Verschulden treffen;

δ) es muss ein Schaden eingetreten sein;

---

<sup>22)</sup> vgl. Planck; Komm. z. BGB. Bd. 2 S. 975.

ε) dieser Schaden muss in ursächlichem Zusammenhange mit dem schuldhaften, rechtswidrigen Eingriff stehen.

Wie aus Punkt γ ersichtlich ist, geht § 823 BGB. vom Verschuldensprinzip aus, wenn es an die objektiv widerrechtliche, schädigende Verletzung der bezeichneten Rechtsgüter eine Schadensersatzpflicht nur bei Vorliegen auch der subjektiven Rechtswidrigkeit knüpft, d. h. nur für den Fall, dass der in Anspruch Genommene durch seine Handlung den Schaden schuldhaft verursacht hat. Als Verschulden ist diejenige, von Rechtsfolgen, insbesondere von der Haftbarmachung für eingetretenen Schaden begleitete Willensbeziehung des Täters zu der Tat anzusehen, welche entweder in der Vorstellung des Erfolges oder in einer Ausserachtlassung der erforderlichen Sorgfalt beruhenden Nichtvorstellung des Erfolges der Tat beruht“. <sup>24)</sup> Ein Verschulden besteht nach § 276 BGB. nur in Vorsatz oder Fahrlässigkeit. Eine Begriffsbestimmung des Vorsatzes gibt das Bürgerliche Gesetzbuch nicht; man wird sich aber wohl der Definition Planck <sup>25)</sup> anschliessen können, der sagt, Vorsatz sei „die auf einen bestimmten Erfolg gerichtete Willensbestimmung“. Fahrlässigkeit definiert das Bürgerliche Gesetzbuch als das Ausserachtlassen der im Verkehr erforderlichen Sorgfalt. Was aber unter der „im Verkehr erforderlichen Sorgfalt“ zu verstehen ist, sagt das Bürgerliche Gesetzbuch nicht; es blieb also Sache der Auslegung und der Rechtsprechung, Merkmale für diesen Begriff aufzustellen. Man legt ihn wohl als die Sorgfalt aus, die ein ordentlicher, verständiger und normaler Mensch der betreffenden Berufsart bei der betreffenden Gelegenheit anwenden müsste. Wenn auch diese Begriffsbestimmung im all-

<sup>23)</sup> vgl. Art. 2 EG. z. BGB. und Dernburg, Das bürgerliche Recht Bd. 2 S. 703; Planck, Komm. Bd. 2 S. 983; Endemann, Lehrbuch des bürgerlichen Rechts Bd. 1 § 200 S. 1263; Oertmann, Komm. Anm. 4d zu § 823 S. 947; v. Liszt, DelObl. S. 33.

<sup>24)</sup> vgl. Weyl, System der Verschuldensbegriffe S. 407.

<sup>25)</sup> vgl. Planck, Bürgerliches Gesetzbuch Bd. 1 S. 41; ähnlich Schmidt in Der Schadensersatz des Entwurfs, Gutachten aus dem Anwaltsstande, Heft 14 S. 1183ff.; Liepmann, Einleitung in das Strafrecht II § 2 und III; M. Ernst Mayer, Die schuldhafte Handlung Kap. 5.



gemeinen zutreffend ist, so geht doch das Reichsgericht in ständiger Rechtsprechung davon aus, dass das Mass dieser Sorgfalt nur nach den besonderen Verhältnissen des einzelnen Falles bemessen werden könne, und dass sich die Anforderungen an dieselbe nach dem Grade der mit einem bestimmten Unternehmen oder Betriebe für Dritte verbundenen Gefahr steigern müssten. Um nun den Schutz der Allgemeinheit gegen die durch den Betrieb von Kraftfahrzeugen hervorgerufene erhöhte Gefahr zu verstärken, hat das Reichsgericht die Anforderungen an die Sorgfalt, die ein Kraftfahrzeugfahrer anzuwenden hat, um nicht als schuldhaft betrachtet zu werden, sehr hoch gestellt, indem es ausführt<sup>26)</sup>, „dass die ausserordentlich grosse Gefahr, die mit dem Automobilverkehr auf öffentlichen Strassen verknüpft ist, im Interesse der Sicherheit des Publikums eine ganz besonders grosse Aufmerksamkeit und Vorsicht des Automobilfahrers bedinge“.

Ein Verschulden kann gemäss §§ 827, 828 BGB. nur den treffen, der für seine Handlungen verantwortlich gemacht werden kann, also nur einen Zurechnungsfähigen.<sup>27)</sup> Eine Ausnahmebestimmung enthält nur § 827 Abs. 2 BGB.

Ausser dieser Haftung für eigenes Handeln kennt das Bürgerliche Gesetzbuch auch noch eine solche für fremdes Handeln. § 831 bestimmt nämlich, dass derjenige, welcher einen anderen zu einer Verrichtung bestellt, zum Ersatz des Schadens verpflichtet ist, den der andere in Ausführung der Verrichtung einem Dritten widerrechtlich zufügt. Von dieser Ersatzpflicht soll nach § 831 Satz 2 der Geschäftsherr befreit sein, wenn er bei der Auswahl der bestellten Person und, sofern er Vorrichtungen und Gerätschaften zu beschaffen oder die Ausführung der Verrichtung zu leiten hat, bei der Beschaffung oder Leitung die im Verkehr erforderliche Sorgfalt beobachtet hat,

---

<sup>26)</sup> vgl. RG. v. 23. 4. 1908, in JurW. Bd. 37 S. 405 Nr. 7 und RG v. 20. 9. 1906, abgedr. in Verhandl. des Reichst. Bd. 253 S. 7617.

<sup>27)</sup> vgl. RG. Bd. 54 S. 410 ff.; JurW. Bd. 32 Beil. S. 122 Nr. 270; Pl a n c k, BGB. Bd. 1 S. 41; E n d e m a n n, Lehrb. des bürgerl. Rechts 8. Aufl. Bd. 1 § 132 und § 130 Anm. 1.

oder wenn der Schaden auch bei Anwendung dieser Sorgfalt entstanden sein würde. § 831 enthält nicht etwa eine Ausnahme vom Verschuldensgrundsatz, denn auch hier ist Voraussetzung für eine Schadensersatzpflicht ein Verschulden, und zwar nicht ein fremdes, sondern eigenes des Geschäftsherrn. Das Gesetz stellt sogar eine Vermutung für das Verschulden desselben und für das Vorliegen des erforderlichen Kausalzusammenhangs auf. Daraus resultiert eine Umkehrung der Beweislast: Während zur Geltendmachung einer Schadensersatzpflicht nach § 823 dem Ersatzberechtigten der Beweis des Verschuldens des in Anspruch Genommenen obliegt, wird ein solches nach § 831 präsumiert, und der Ersatzpflichtige hat seine Schuldlosigkeit darzutun, wenn er die Ersatzpflicht bestreiten will.

Dass die bestellte Person selbst schuldhaft gehandelt hat, ist, wie sich aus § 840 Abs. 2 ergibt, nicht Voraussetzung der Haftung des Geschäftsherrn.<sup>28)</sup> Diese wird also insbesondere nicht durch die Deliktsunfähigkeit des Bestellten ausgeschlossen. Die auf § 831 Abs. 1 gegründete Haftung des Geschäftsherrn findet nach Abs. 2 auch Anwendung auf denjenigen, der für diesen vertraglich die Besorgung eines der im Abs. 1 Satz 2 näher bezeichneten Geschäfte übernommen hat. Eine ähnliche Regelung wie in § 831 für die Haftung des Geschäftsherrn enthält § 832 für denjenigen, der kraft Gesetzes zur Führung der Aufsicht über eine Person verpflichtet ist.

Zu b. Nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch ist ferner für die durch Kraftfahrzeuge herbeigeführten Unfälle eine Haftungspflicht auf Grund Vertrags gegeben. Wem auf Grund gesetzlicher Bestimmung oder nach dem Inhalte eines Vertrages die Verbindlichkeit obliegt, eine durch den Betrieb von Kraftfahrzeugen mögliche Schädigung des anderen Vertrags-teiles zu verhüten, haftet gemäss § 276 BGB. grundsätzlich für Vorsatz und jede Fahrlässigkeit, also ebenfalls nur für Verschulden. Ausnahmsweise, so z. B. bei der Leihe, tritt eine vertragliche Haftung nur für höhere Grade des Verschuldens ein.

---

<sup>28)</sup> vgl. v. Staudinger, Komm. z. BGB. § 831 Anm. 3 a und die dort zitierte Literatur; vgl. auch RG. Bd. 50 S. 65.

Die vertragliche Haftung erstreckt sich auch auf ein schuldhaftes Handeln des gesetzlichen Vertreters der verpflichteten Person sowie aller Personen, deren sich der Verpflichtete zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten bedient. Die Beweislast des Verschuldens trifft den Ersatz fordernden Vertragsteil. Ist nun eine vertragliche Pflicht schuldhaft übertreten, so verwirklicht sich die Haftung des schuldigen Vertragsteiles dadurch, dass er dem anderen Teile den durch die schuldhafte Nichterfüllung der Verbindlichkeit entstandenen Schaden zu ersetzen hat; denn aus § 276 BGB. ergibt sich eine allgemeine durch Schadensersatzleistung sich verwirklichende Vertretungspflicht für schuldhaftes vertragswidriges Handeln.<sup>29)</sup>

Nach dem im Bürgerlichen Gesetzbuch anerkannten Grundsatz der Vertragsfreiheit ist es den Vertragsteilen überlassen, die Haftung vertragsmässig anders zu regeln, als das Gesetz es vorschreibt. Nur insofern gilt eine Beschränkung, als die Haftung für Vorsatz nicht im voraus (d. h. vor Eintritt des schädigenden Ereignisses) erlassen werden kann<sup>30)</sup>, und als die vertragliche Regelung der Haftung nicht gegen die guten Sitten verstossen darf.<sup>31)</sup> Neben der kontraktlichen Haftung kann eine solche aus unerlaubter Handlung selbständig fortbestehen und geltend gemacht werden.<sup>32)</sup>

## § 2.

### Die Haftung nach dem Gesetz v. 3. 5. 1909.

Neben den allgemeinen vom Bürgerlichen Gesetzbuch aufgestellten Voraussetzungen für die Verpflichtung zum Ersatze fremden Schadens begründet das Gesetz v. 3. 5. 1909 in §§ 7—20 eine besondere

---

<sup>29)</sup> vgl. RG. Bd. 52 S. 18, Bd. 53 S. 200, Bd. 54 S. 98, Bd. 63, S. 102; Staub, Die positiven Vertragsverletzungen Bd. 1; ders., Komm. z. HGB. § 347 Anm. 11.

<sup>30)</sup> § 276 Abs. 2 BGB.

<sup>31)</sup> § 138 BGB.

<sup>32)</sup> vgl. Planck, BGB. Bd. 2 S. 965; v. Staudinger, Komm. z. BGB. Bd. 2 S. 1410ff.

Verpflichtung zum Ersatze des Schadens, der einem anderen „bei dem Betriebe“ eines Kraftfahrzeuges zugefügt wird.

a) Aus dieser Stellung des Gesetzes v. 3. 5. 1909 als Spezialrechtsnorm gegenüber dem Bürgerlichen Gesetzbuch ergibt sich an sich, dass bei der Auslegung und Anwendung desselben die Normen des Bürgerlichen Gesetzbuchs noch insoweit **ergänzend** eintreten, als das Kraftfahrzeuggesetz keine Bestimmungen enthält und nicht Inhalt und Zweck desselben einer **ergänzen den** Anwendung der allgemeinen Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuchs widerstreiten.<sup>33)</sup> Dies ist z. B. bei jeder auf Vertrag beruhenden Haftpflicht der Fall; aber auch nicht alle Tatbestände ausserkontraktlicher Haftung will das Kraftfahrzeuggesetz umfassen, wie § 8 zeigt. Die Zulässigkeit der **ergänzen den** Anwendung der Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs für auf Gefährdungshaftung beruhende Gesetze erkennt das Reichsgericht indirekt auch an, indem es ausführt<sup>34)</sup>: „Der Titel (sc. 25) begreift unter der Gesamtbezeichnung ‚unerlaubte Handlungen‘ sowohl die Verpflichtungen aus einem positiv festzustellenden schuldhaften Verhalten wie solche aus einem vermuteten, durch Gegenbeweis zu widerlegenden Verschulden, als auch Tatbestände einer blossen objektiven Haftung, die weder den Nachweis eines Verschuldens des Schadensersatzpflichtigen erfordern noch auch nur den Gegenbeweis eines Nichtvorhandenseins dieses Verschuldens zulassen“.<sup>35)</sup>

Das Kraftfahrzeuggesetz lässt aber noch eine teilweise weitergehende, nicht mehr lediglich **ergänzen de**, sondern sogar die eigenen Bestimmungen ersetzende Anwendung des Bürgerlichen Gesetzbuchs zu. § 16 bestimmt nämlich: „Unberührt bleiben die reichsgesetzlichen Vorschriften, nach welchen der Fahrzeughalter für den durch das Fahrzeug verursachten Schaden in weiterem Umfang als nach den Vorschriften dieses Gesetzes haftet, oder nach welchen

---

<sup>33)</sup> vgl. RG. Bd. 53 S. 78.

<sup>34)</sup> vgl. RG. Bd. 60 S. 302.

<sup>35)</sup> vgl. auch RG. Bd. 53 S. 120.



ein anderer für den Schaden verantwortlich ist“. Das Gesetz v. 3. 5. 1909 weicht also insoweit von der einem Spezialgesetz im allgemeinen anhaftenden Tendenz ab, die von ihm selbst geregelten Tatbestände unter Ausschluss der bisher auf dieselben angewandten **a l l g e m e i n e n** Vorschriften **a u s s c h l i e s s - l i c h** zu regeln. Es wird dadurch vermieden, dass der Geschädigte, der seine Ansprüche auf Grund des Gesetzes v. 3. 5. 1909 geltend macht, schlechter gestellt sein könnte — z. B. im Hinblick auf die Beschränkung der Haftpflicht in §§ 10ff.<sup>36)</sup> — als wenn er sich auf das Bürgerliche Gesetzbuch stützen würde; denn damit würde der Zweck des Kraftfahrzeuggesetzes, eine Verschärfung der Haftpflicht einzuführen, vereitelt werden.

b) Die Grundlagen der Haftpflicht nach dem Gesetz v. 3. 5. 1909 sind in § 7 Abs. 1 u. 2 ausgesprochen:

„Wird bei dem Betrieb eines Kraftfahrzeugs ein Mensch getötet, der Körper oder die Gesundheit eines Menschen verletzt oder eine Sache beschädigt, so ist der Halter des Fahrzeugs verpflichtet, dem Verletzten den daraus entstehenden Schaden zu ersetzen.

Die Ersatzpflicht ist ausgeschlossen, wenn der Unfall durch ein unabwendbares Ereignis verursacht wird, das weder auf einem Fehler in der Beschaffenheit des Fahrzeugs noch auf einem Versagen seiner Vorrichtungen beruht. Als unabwendbar gilt ein Ereignis insbesondere dann, wenn es auf das Verhalten des Verletzten oder eines nicht bei dem Betriebe beschäftigten Dritten oder eines Tieres zurückzuführen ist und sowohl der Halter als der Führer des Fahrzeugs jede nach den Umständen des Falles gebotene Sorgfalt beobachtet hat.“

Die Bedeutung dieser Vorschrift liegt darin, dass die Voraussetzungen eines Schadensersatzanspruches wesentlich geringer sind als nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch, und dass dadurch der Rechtsschutz des Publikums gegenüber den Beschädigungen durch Kraftfahrzeuge erheblich verstärkt wird: An Stelle des vom Bürgerlichen Gesetzbuch aufgestellten Verschuldens-

---

<sup>36)</sup> vgl. unten.

prinzipes, ist im Gesetze v. 3. 5. 1909 das für den Geschädigten weit günstigere Veranlassungs- oder Gefährdungsprinzip angewendet. Während nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch für den durch ein Kraftfahrzeug verursachten Schaden nur auf Grund eines Verschuldens gehaftet wird, ist die Haftpflicht des Halters eines Kraftfahrzeuges nach § 7 des Gesetzes v. 3. 5. 1909 eine selbständige, ausschliesslich auf der Tatsache der Veranlassung des Schadens beruhende Verpflichtung, unabhängig von den allgemeinen zivilrechtlichen Grundsätzen über Deliktsobligationen.

Das Kraftfahrzeuggesetz schliesst sich hierin dem Reichshaftpflichtgesetze v. 7. 6. 1871 an. Dieses legt dem Betriebsunternehmer die unbedingte und unmittelbare, nicht von einem Verschulden abhängige, sondern lediglich auf dem Nachweise der Tatsache der Beschädigung beruhende Haftpflicht auf. Der Unternehmer ist also auch dann haftpflichtig, wenn der Betrieb ganz vorschrifts- und ordnungsmässig gehandhabt worden ist und nachweislich kein Verschulden, sondern lediglich ein Zufall den Schaden verursacht hat. Allein der Beweis, dass der für den Schaden kausale Unfall durch höhere Gewalt oder durch eigenes Verschulden des Getöteten oder Verletzten verursacht worden ist, befreit den Betriebsunternehmer von seiner Haftpflicht nach § 1 des Gesetzes v. 7. 6. 1871.

Auch die Haftung nach dem Gesetz v. 3. 5. 1909 ist eine unbedingte und unmittelbare: Auch hier gilt der Grundsatz der Erfolgshaftung, d. h. zur Begründung einer Schadensersatzpflicht genügt die Tatsache, dass ein Schaden auf den Betrieb eines Kraftfahrzeuges zurückzuführen ist. Der Verletzte bzw. dessen Erbe ist also des ihm nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch obliegenden, oft schwierigen Beweises enthoben; er hat zur Begründung seines Anspruches nur den ursächlichen Zusammenhang des Ereignisses mit dem schädigenden Erfolge nachzuweisen. § 7 des Gesetzes enthält aber nicht etwa eine Präsumtion für das Vorliegen eines Verschuldens des Fahrzeughalters, sondern er macht diesen in Rücksicht auf die dem Kraftfahrzeug-

betriebe im allgemeinen <sup>37)</sup> eigentümlichen Gefahren schlechthin in seiner Eigenschaft als Fahrzeughalter für den angerichteten Schaden verantwortlich. Er kann sich von dieser Verpflichtung nur durch den Beweis befreien, dass einer der im Gesetz ausdrücklich aufgeführten Ausschlussgründe seiner Haftung vorliegt.<sup>38)</sup>

Eine weitere Erhöhung des Rechtsschutzes des Publikums gegen Unfälle ist durch das Kraftfahrzeuggesetz in der Bestimmung des Kraftfahrzeughalters als des Ersatzpflichtigen gegeben. Abgesehen von der Schwierigkeit des Beweises eines Ersatzanspruches nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch ist dieser selbst oft deshalb unrealisierbar, weil der in erster Linie aus § 823 BGB. in Anspruch genommene Führer des Fahrzeuges meist mittellos ist, während es dem auf Grund des § 831 BGB. haftbar Gemachten in der Regel gelingt, sich durch den Exkulpationsbeweis des § 831 Satz 2 zu befreien. Um dieser Rechtsunsicherheit für das Publikum abzuhelpfen, hat das Gesetz v. 3. 5. 1909 zum Träger der Haftpflicht den Halter des Kraftfahrzeuges gemacht.

### § 3.

#### Der Halter des Kraftfahrzeuges.

a) Der Entwurf von 1906 zu einem Kraftfahrzeuggesetz hatte entsprechend dem Reichshaftpflichtgesetz v. 7. 6. 1871 die Haftung für alle bei dem Betrieb eines Kraftfahrzeuges entstandenen Schäden dem „Betriebsunternehmer“ auferlegt. Die Begründung zu diesem Entwurfe<sup>39)</sup> sagt über diesen vielumstrittenen Begriff: „Der Begriff des Betriebsunternehmers ist hier der gleiche wie im Reichshaftpflichtgesetz

---

<sup>37)</sup> Dass ein Unfall im konkreten Falle auf besondere dem Betriebe eigentümliche Gefahren zurückzuführen ist, wird nicht erfordert (vgl. analog RG. v. 9. 1. 1902).

<sup>38)</sup> vgl. § 7 Abs. 2, §§ 8 und 9 des Gesetzes; vgl. unten Kap. 4.

<sup>39)</sup> vgl. Begr. z. Entw. eines Gesetzes über die Haftpflicht für den bei dem Betriebe von Kraftfahrzeugen entstehenden Schaden, in Stenogr. Ber. über die Verhandl. des Reichst. 11. Legisl.-Per. II. Sess. Anl.-Bd. 4 S. 3248.

und im Art. 105 EG. z. BGB.; es ist daher derjenige als Betriebsunternehmer anzusehen, für dessen Rechnung und Gefahr der Betrieb stattfindet.<sup>40)</sup> Dabei begründet es keinen Unterschied, ob der Betrieb wirtschaftlichen Zwecken dient oder nicht, ob er für längere Dauer berechnet oder nur vorübergehend ist. Betriebsunternehmer im Sinne des § 1 (sc. des Entwurfs von 1906 = § 7 des Ges.) ist auch derjenige, welchem ein Kraftfahrzeug leih- oder mietweise zum Gebrauch überlassen wird, oder welcher ein fremdes Fahrzeug eigenmächtig für sich benutzt, während, wenn jemand die Beförderung anderer Personen übernimmt, wie z. B. der Besitzer einer Automobildroschke, dieser der Betriebsunternehmer ist. Der Eigentümer des Kraftfahrzeuges als solcher haftet nicht, da eine derartige Regelung, namentlich in Fällen unbefugter Benutzung eines Kraftfahrzeuges zu Unbilligkeiten führen würde.“

Der 2. Entwurf von 1908, der in gewissem Gegensatz zu dem von 1906 steht, hat den Ausdruck „Betriebsunternehmer“ nicht wieder aufgenommen. Man hatte gegen diesen Ausdruck verschiedentlich eingewendet, der Besitzer eines Kraftfahrzeuges sei an sich nicht „Unternehmer eines Betriebes“. Dies sei nach dem Sprachgebrauche nur derjenige, welcher gewerblich für eigene Rechnung und Gefahr einen Betrieb ausübe, und dem das ökonomische Ergebnis dieses gewerblichen Betriebes Vorteile oder Nachteile bringe.<sup>41)</sup> Zum mindesten aber spreche man von Betriebsunternehmer nur bei demjenigen, der einen Inbegriff wirtschaftlicher Tätigkeit ausübe.<sup>42)</sup>

Wenn auch eine solche Auslegung dieses Begriffes nach Entscheidungen des Reichsgerichtes<sup>43)</sup> zu eng ist, so hat man doch im Entwurf von 1908 seine Wiederaufnahme abgelehnt, indem man ausführte<sup>44)</sup>:

<sup>40)</sup> vgl. RG. in Eisenb. E. Bd. 14 S. 123, Bd. 66 S. 376.

<sup>41)</sup> vgl. Eger, RHftpfliG. S. 93; ROHG. Bd. 21 S. 175.

<sup>42)</sup> vgl. Isaac, Gegenentwurf zum Entwurf eines Automobilhaftpflichtgesetzes.

<sup>43)</sup> vgl. RG. Bd. 66 S. 377; RG. in Eisenb. E. Bd. 14 S. 123.

<sup>44)</sup> vgl. Begr. z. 2. Entw. eines Gesetzes über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen in Verhandl. des Reichst. Bd. 248 S. 5598.



„In Abweichung von der Fassung des früheren Entwurfs wird die Haftung nicht dem Betriebsunternehmer, sondern dem Halter des Kraftfahrzeuges auferlegt. Gegen den ersteren Ausdruck ist nicht ohne Grund das Bedenken geltend gemacht worden, dass sich damit leicht der Begriff des gewerblichen Unternehmers verbinde, der hier nicht in Frage kommt. Dem Sprachgebrauch ist es in der Tat fremd, den Besitzer eines Luxusautomobils als ‚Betriebsunternehmer‘ zu bezeichnen. Dagegen entspricht es der auch im Verkehr üblichen Ausdrucksweise, von demjenigen zu reden, der ein Kraftfahrzeug ‚hält‘. Der Ausdruck ist ausserdem durch den § 833 BGB., der die Haftung des Tierhalters regelt, bereits in die Rechtssprache eingeführt, und die Auslegung, welche die Bezeichnung dort in der Rechtsprechung gefunden hat, wird auch für den Begriff des Fahrzeughalters verwertet werden können“.

Das Gesetz v. 3. 5. 1909 hat sich dem Entwurfe von 1908 angeschlossen und dem **K r a f t f a h r z e u g h a l t e r** die Haftpflicht auferlegt, ohne selbst eine Definition dieses Begriffes zu geben.

b) **H a l t e r e i n e s T i e r e s** ist nach Entscheidungen des Reichsgerichts<sup>45)</sup> derjenige, der im eigenen Interesse durch Gewährung von Obdach und Unterhalt die Sorge für das Tier übernommen hat, und zwar nicht bloss zu einem ganz vorübergehenden Zwecke, sondern auf einen Zeitraum von einer gewissen Dauer. Allerdings schränkt das Reichsgericht an anderer Stelle<sup>46)</sup> diese Begriffsdefinition etwas ein, indem es ausführt, dass die Sorge für Obdach und Unterhalt zwar charakteristisch für den Tierhalterbegriff, aber kein absolut notwendiges Begriffsmerkmal sei, da es Fälle gebe, in denen jemand die Sorge für Obdach und Unterhalt des Tieres habe, ohne jederzeit die Verantwortlichkeit als Tierhalter tragen zu müssen und umgekehrt. Regelmässig werden dagegen für die Begriffsbestimmung des Tierhalters die Momente des **e i g e n e n I n t e r e s s e s** und der **n i c h t**

---

<sup>45)</sup> vgl. R.G. Bd. 52 S. 117, Bd. 55 S. 163, Bd. 62 S. 81; vgl. auch v. **S t a u d i n g e r** § 833 BGB. Anm. 4 d.

<sup>46)</sup> vgl. R.G. v. 20. 11. 1905 in JurW. Bd. 35 S. 62 Nr. 14.

bloss vorübergehenden Dauer erfordert. Auf die absolute zeitliche Länge des Herrschaftsverhältnisses im konkreten Falle kommt es dabei nicht an. Jedenfalls weist schon ein Zustand, der die Möglichkeit mehrerer einander folgender Betätigungen des Herrschaftswillens und dementsprechend der Verwendung des Tieres zu mehreren Leistungen voraussetzt, auf eine gewisse Dauer des Verhältnisses hin. Daraus folgt, dass derjenige, der ein fremdes Tier nur zu einer einzigen, von vornherein bestimmten Arbeitsleistung dingt, nicht Tierhalter wird. Denn das Tier leistet ihm zwar Dienste, aber er hat nicht die freie tatsächliche Verfügung über Ort, Art und Zeit derselben wie derjenige, welcher es in seinen Wirtschaftsbetrieb eingestellt hat, und für den es zu beliebiger Verwendung bereitsteht. Wer dagegen zu einem fremden Tiere in ein Herrschaftsverhältnis tritt, kraft dessen er für einen wenn auch noch so begrenzten Zeitraum über die Verwendung desselben zu diesem oder jenem wirtschaftlichen Zweck frei zu bestimmen hat<sup>47)</sup>, dessen Verhältnis zum Tier ist dem inneren Wesen nach auf die Dauer gerichtet, er ist Halter des Tieres.

c) Wendet man diese durch die Judikatur festgelegte Bestimmung des Begriffs des Tierhalters auf den des Kraftfahrzeughalters entsprechend an, so ergibt sich für diesen das Erfordernis folgender Voraussetzungen:

- α) Es muss eine Person ein Kraftfahrzeug für eigene Rechnung im Gebrauch haben.
- β) Sie muss dabei in eigenem Interesse handeln.
- γ) Sie muss ein tatsächliches Herrschaftsverhältnis zu dem Kraftfahrzeuge hergestellt haben, vermöge dessen sie über seine wirtschaftliche Verwendung frei zu verfügen imstande ist.
- δ) Dieses Verhältnis muss von einiger Dauer, nicht nur ganz vorübergehender Natur sein.

Zu α. Während für den Tierhalter nach der Entscheidung des Reichsgerichtes die Sorge für Obdach und Unterhalt des Tieres nur charakteristisch ist, ist es für den Kraft-

---

<sup>47)</sup> Wenn ihm auch hierbei gewisse Schranken gesetzt sein können.

fahrzeughalter ein notwendiges Begriffsmerkmal, dass ihm die Sorge für die Bedienung und Instandhaltung des Fahrzeugs obliegt, d. h. dass er den Führer anstellt und bezahlt, die Betriebsmittel beschafft, den Unterstand besorgt, die Reparaturen vornehmen lässt usw. Die Begründung zum Entwurf von 1908<sup>48)</sup> sagt darüber: „Nicht als Halter hat derjenige zu gelten, dem lediglich die Benutzung des Fahrzeugs, sei es entgeltlich, sei es unentgeltlich, überlassen wird, während der Ueberlassende nach wie vor die Kosten trägt, die durch Aufbewahrung, Erhaltung und Benutzung des Fahrzeugs verursacht werden. Dies ist nicht unbillig, denn die Verwendung des Fahrzeuges ist hier auf den Willen des Ueberlassenden als des Fahrzeughalters zurückzuführen, und wenn man diesen von der Halterhaftung befreien wollte, würde es an jeder Gewähr daran fehlen, dass der Beschädigte in der Lage ist, sich an einen zahlungsfähigen Schuldner zu halten“. — Es besteht hierin eine gewisse Verwandtschaft mit dem Begriff des Betriebsunternehmers im Sinne des Reichshaftpflichtgesetzes, zu dessen wesentlichen Begriffsmerkmalen es ja auch gehört, dass er den Betrieb für eigene Rechnung führt.

Zu  $\beta$ . Kraftfahrzeughalter kann nur derjenige sein, welcher ein eigenes Interesse an dem Halten des Fahrzeuges hat, jedoch nur in dem Sinne, dass im allgemeinen sein Verhältnis zum Fahrzeug von seinem eigenen Interesse getragen und beherrscht wird. Es ist nicht erforderlich, dass dieses Interesse sich auch auf die einzelne Benutzung des Fahrzeuges in concreto erstreckt. Die Eigenschaft einer Person als Fahrzeughalter geht nicht dadurch verloren, dass das Fahrzeug einmal zu einem fremden Zwecke verwendet wird.

Das erforderliche Interesse des Halters am Halten des Fahrzeuges braucht natürlich nicht ein Geld- oder Erwerbsinteresse zu sein, es kann auch in der Befriedigung von Luxusbedürfnissen bestehen.

---

<sup>48)</sup> vgl. Begr. z. Entw. v. 1908 S. 12.

Zu γ. Um Halter eines Fahrzeuges zu sein, muss man die tatsächliche Verfügungsgewalt über dasselbe besitzen. Man muss seinen Herrschaftswillen über das Fahrzeug durch eine beliebige Verwendung desselben betätigen können.<sup>49)</sup> Für die Frage, wer diese tatsächliche Verfügungsgewalt und damit — bei Vorhandensein der übrigen Begriffserfordernisse — die Haltereigenschaft besitzt, ist keineswegs ausschlaggebend, wem das Eigentum oder ein sonstiges Recht an dem Fahrzeug zusteht. In vielen Fällen wird allerdings der Eigentümer und der Eigenbesitzer eines Kraftfahrzeuges der tatsächlich Verfügungsberechtigte über dasselbe sein, oft aber auch der Nutziesser, Mieter, Pächter, Leiher, Pfandgläubiger u. a.<sup>50)</sup> Unerheblich ist auch, ob jemand auf Grund eines rechtswirksamen oder eines nichtigen Rechtsgeschäfts das Fahrzeug hält; es ist sogar gleichgültig, ob die Verfügungsgewalt mit oder ohne den Willen des am Fahrzeug sonst Berechtigten entstanden ist, und ob sie gegen Entgelt oder unentgeltlich erlangt ist.<sup>51)</sup> Von zivilrechtlichen Fragen ist die tatsächliche Verfügungsgewalt und damit die Haltereigenschaft überhaupt ganz unabhängig, denn das Halten eines Kraftfahrzeuges ist ebenso wie das Halten eines Tieres kein Rechtsgeschäft, sondern ein rein tatsächliches Verhältnis.<sup>52)</sup> Deshalb lässt es sich sehr wohl denken, dass jemand, ohne die rechtliche Verfügungsgewalt über das Fahrzeug auf Grund eines ihm zustehenden Rechtes zu besitzen, die tatsächliche Verfügung über dessen Betrieb hat.

Ferner ist es für die Frage, wer die tatsächliche Verfügungsgewalt über das Fahrzeug besitzt und demnach als Halter anzusehen ist, ganz bedeutungslos, wer im einzelnen Falle Führer des Kraftfahrzeuges ist; denn der Halter begibt sich seiner Verfügungsgewalt über das Fahrzeug nicht dadurch, dass er im

<sup>49)</sup> Deshalb kann der Besitzdiener des § 855 BGB. nie Fahrzeughalter sein.

<sup>50)</sup> vgl. dazu analog H a g e l b e r g, Der Begriff des Tierhalters in §§ 833, 834 BGB. Abschn. G.

<sup>51)</sup> vgl. analog R G. v. 20. 11. 1905 in JurW. Bd. 35 S. 62 Nr. 14.

<sup>52)</sup> vg. analog H a g e l b e r g, Der Begriff des Tierhalters S. 91; v. S t a u d i n g e r, Komm. z. BGB. § 833 Anm. 5; and. M. P l a n e k, BGB. § 833 Anm. 8.



konkreten Falle einen Führer anstellt oder einem Dritten das Fahrzeug oder auch nur seine Leitung entgeltlich oder unentgeltlich in von ihm selbst bestimmten Grenzen überlässt, während er die Sorge für dasselbe weiter trägt. Dadurch, dass der Dritte in ein örtlich oder zeitlich begrenztes Herrschaftsverhältnis zum Fahrzeuge tritt, wird er, wie schon oben gesagt, noch nicht zum Halter desselben.<sup>53)</sup>

Zu 8. Das Herrschaftsverhältnis des Halters darf sich nicht mit einem einzigen Verwendungsakt erschöpfen: Während es bei der Begriffsbestimmung des „Tierhalters“ eine vom Gesetz selbst nicht berührte Streitfrage war, ob jede vorübergehende, im eigenen Interesse geübte Verfügungsgewalt den Begriff erfülle, oder ob dazu eine gewisse Dauer gehöre, ist diese Frage für den Begriff des Fahrzeughalters durch das Gesetz v. 3. 5. 1909 in letzterem Sinne entschieden worden. Denn wenn § 7 Abs. 3 ausdrücklich die Haftpflicht des Halters beseitigt für den Fall, dass ein anderer sich die momentane Verfügungsgewalt anmasst, so kann man aus dem singulären Charakter dieser Vorschrift *argumento e contrario* folgern, dass ohne sie der Halter auch in diesem Falle wenigstens unter Umständen weiter haften würde, dass er also seiner Eigenschaft als Fahrzeughalter nicht in jedem Falle momentaner Verfügungsentziehung verlustig geht. Und ferner ist daraus zu schliessen, dass dem anderen, der sich die momentane Verfügungsgewalt anmasst, nicht schon ohne weiteres die Eigenschaft als Halter und damit die Verantwortlichkeit für Schäden zufällt.

Bei der Bestimmung, ob es sich um ein Verhältnis von einiger Dauer handelt, ist nicht allein ausschlaggebend, wie lange sich das Fahrzeug tatsächlich im Besitz einer Person befunden hat. Es kommt vielmehr auch der Wille in Betracht, das Fahrzeug länger zu behalten<sup>54)</sup> oder wenigstens den Herrschaftswillen über das Fahrzeug in mehreren aufeinanderfolgenden Verwendungsakten frei zu betätigen.

---

<sup>53)</sup> vgl. analog RG. Bd. 55 S. 166; RG. v. 15. 2. 1906 in JurW. Bd. 35 S. 197 Nr. 14.

<sup>54)</sup> vgl. RG. Bd. 62 S. 82.

Da das Halten eines Kraftfahrzeuges kein Rechtsgeschäft, sondern ein Rechtszustand, ein rein tatsächliches Verhältnis ist, so sind auch besondere rechtliche Eigenschaften für die Person des Halters nicht erforderlich und Voraussetzung. Die allgemeinen Grundsätze über Rechtsgeschäfte und Rechtshandlungen finden daher auf die Haltereigenschaft keine Anwendung.<sup>55)</sup> Auch eine geschäftsunfähige oder in der Geschäftsfähigkeit beschränkte Person kann demnach selbständig — unabhängig von ihrem gesetzlichen Vertreter — Halter eines Kraftfahrzeuges sein. Nur **Rechtsfähigkeit** muss der Halter besitzen, er muss Träger von Rechten und Pflichten sein können. So kann tatsächlich jede physische oder juristische Person Halter eines Kraftfahrzeuges sein. Hat die betreffende Person keinen eigenen Willen, wie z. B. die juristische, so tritt hinsichtlich des Willens eine Stellvertretung durch die vom Gesetz bestimmten Organe ein, ohne aber die Halterschaft als solche zu berühren.<sup>56)</sup>

Die Haltereigenschaft eines Kraftfahrzeuges kann im konkreten Falle häufig und schnell wechseln. Wer jeweilig als Halter eines Kraftfahrzeuges anzusehen ist, ist Tatfrage. Es lässt sich auch eine gleichzeitige Mehrheit von Fahrzeughaltern denken. Befindet sich z. B. ein Kraftfahrzeug im Miteigentum mehrerer Personen, so ist es möglich, dass alle gleichzeitig als Halter desselben zu gelten haben; andererseits aber kann, da die Begriffsbestimmung des Fahrzeughalters nicht auf rechtlichen, sondern tatsächlichen Grundlagen basiert, nicht ohne weiteres jeder Miteigentümer als Halter des Fahrzeuges betrachtet werden. Wird das Fahrzeug in gemeinsamem Interesse und auf gemeinsame Rechnung (z. B. im Dienste eines gemeinschaftlichen Unternehmens) gehalten und verwendet, so sind alle Miteigentümer gleichzeitig Halter. Verwendet dagegen ein einzelner Miteigentümer das Kraftfahrzeug zeitweise — und zwar nicht nur

---

<sup>55)</sup> vgl. analog Oertmann, Komm. z. BGB. § 833 Anm. 2 c; Dernburg, Das bürgerl. Recht Bd. 2 S. 745f.; Hagelberg, Der Begriff des Tierhalters S. 91 f.

<sup>56)</sup> vgl. Planck, BGB. Bd. 1 S. 90.

ganz vorübergehend — in seinem persönlichen Einzelinteresse und auf seine persönliche Rechnung, so wird nur er während des Gebrauches des Fahrzeuges als dessen Halter anzusehen sein.

#### § 4.

Nach § 7 des Gesetzes haftet der Halter des Kraftfahrzeuges für den bei dem Betriebe desselben entstehenden Schaden. Diese Haftung des Fahrzeughalters tritt ein, wenn die gesetzlichen Voraussetzungen gegeben sind, ohne Rücksicht darauf, ob etwa noch ein anderer<sup>57)</sup> auf Grund eines Verschuldens oder einer Verursachung des Unfalles für den Schaden haftbar erscheint.

Ist eine gleichzeitige Mehrheit von Haltern eines Kraftfahrzeuges vorhanden, so ist, da die Haftpflicht nach dem Gesetz v. 3. 5. 1909 lediglich an die Tatsache des Haltens eines Kraftfahrzeuges geknüpft ist, das zwischen den Haltern bestehende Rechtsverhältnis dem Ersatzanspruch des Verletzten gegenüber unbeachtlich. Die mehreren Fahrzeughalter haften also nicht nach ihren Miteigentumsteilen usw., sondern als Gesamtschuldner, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob einem von ihnen ein persönliches Verschulden zur Last fällt oder nur einer an der Fahrt beteiligt gewesen ist usw. Hier ist § 840 Abs. 1 BGB. entsprechend anzuwenden; denn einerseits ist die Haftpflicht des Kraftfahrzeughalters als auf unerlaubter Handlung beruhend zu erachten<sup>58)</sup>, und andererseits sind unter unerlaubten Handlungen im Bürgerlichen Gesetzbuche, wie erwähnt, auch die nicht auf subjektivem Verschulden beruhenden Fälle der gesetzlichen Schadenshaftung zu verstehen.<sup>59)</sup>

Dem Verletzten gegenüber regelt sich die solidarische Haftung der mehreren Halter eines Kraftfahrzeuges nach §§ 421f. BGB., während für das Verhält-

---

<sup>57)</sup> z. B. der Führer.

<sup>58)</sup> vgl. RG. Bd. 60 S. 301 f.

<sup>59)</sup> vgl. Begr. z. 2. Entw. S. 16 und RG. Bd. 53 S. 114, Bd. 58 S. 335/36, Bd. 60 S. 301; v. Staudinger, Komm. z. BGB. Vorbem. II, 3 zu § 823; Planck, BGB. Vorbem. 1 zu § 823.

nis der mehreren Verpflichteten zueinander das innenrechtliche Verhältnis derselben und ergänzend § 426 BGB. massgebend ist.

Dem Geschädigten gegenüber ist die dem Kraftfahrzeughalter durch das Gesetz v. 3. 5. 1909 auferlegte Haftung eine nicht bloss vorläufige, dem Grunde nach gegenüber allen anderweitigen Ansprüchen entferntere, subsidiäre oder eventuale, sondern in allen Fällen eine dauernde und primäre. Der Halter haftet im Falle seiner Inanspruchnahme dem Beschädigten unbedingt in erster Linie ohne jede Rücksicht darauf, ob noch andere zivilrechtlich Verpflichtete vorhanden sind oder nicht. Er ist in keinem Falle, in dem überhaupt eine Haftpflicht für ihn begründet ist, berechtigt, den Beschädigten zunächst an einen anderen<sup>60)</sup> zu verweisen. Ihm steht eine Einrede der Vorklage nicht zu.<sup>61)</sup> Diese primäre Natur der Haftung des Fahrzeughalters gegenüber dem Beschädigten kann aber nicht von einem aus anderen zivilrechtlichen Titeln Verpflichteten geltend gemacht werden. Wird ein solcher aus dem Delikte oder Kontrakte vor dem Kraftfahrzeughalter in Anspruch genommen, so kann er nicht seinerseits aus dem prinzipialen Charakter der Halterhaftung die Einreden der Vorklage oder der Teilung erheben.<sup>62)</sup>

Dem Urheber des Schadens sowie allen aus sonstigen zivilrechtlichen Titeln Verpflichteten gegenüber ist die Haftpflicht des Kraftfahrzeughalters auf Grund des Gesetzes v. 3. 5. 1909 dagegen in der Regel nur eine vorläufige, subsidiäre, eventuale, eine zwar der Zeit, nicht aber dem Grunde nach nähere. Ist also der Halter eines Kraftfahrzeuges nicht selbst aus anderen zivil-

---

<sup>60)</sup> z. B. an den schuldigen Urheber des Unfalles oder an Versicherungen, Kranken- und Unterstützungskassen.

<sup>61)</sup> vgl. analog Endemann, Erl. z. RHaftpfLG. S. 22; ROHG. Bd. 21 S. 364/65.

<sup>62)</sup> vgl. analog Endemann, Erl. z. RHaftpfLG. S. 47; Kah, Komm. z. HaftpfLG. S. 141; Lass u. Mayer, Haftpflichtsrecht und Reichsversicherungsgesetzgebung S. 99; Reindl, RHaftpfLG. S. 46.



rechtlichen Titeln verpflichtet<sup>63</sup>), so hat er an jeden auf Grund anderer zivilrechtlicher Titel zum Schadensersatz Verpflichteten Regressansprüche.<sup>64</sup>) Er leistet die Entschädigung an den Verletzten nur vorbehaltlich dieser Ansprüche<sup>65</sup>.) Dagegen hat umgekehrt der aus sonstigen zivilrechtlichen Titeln zuerst belangte Ersatzpflichtige nicht das Recht, gegen den n u r aus dem Gesetz v. 3. 5. 1909 haftpflichtigen Halter Regress zu nehmen.

Der Uebergang der nicht auf dem Kraftfahrzeuggesetz beruhenden Schadensersatzforderung des Geschädigten gegen den Dritten auf den Fahrzeughalter — in demselben Umfange und unter denselben Voraussetzungen, wie sie dem Beschädigten selbst gegen diesen zustand — ergibt sich schon aus dem Gesichtspunkte der u n g e r e c h t f e r t i g t e n B e r e i c h e r u n g. Denn der Fahrzeughalter leistet auf Grund seiner exzeptionellen, dem Geschädigten g e g e n ü b e r p r i m ä r e n Haftung diesem einen Ersatz, den auf Grund Deliktes oder Kontraktes an sich der Dritte zu leisten hätte. Hätte der Fahrzeughalter keinen Regressanspruch gegen den Dritten, so würde dieser unberechtigtweise von jeglicher Verpflichtung frei.<sup>66</sup>)

Ein solcher Regressanspruch steht dem in Anspruch genommenen Fahrzeughalter logischerweise jedoch nicht zu:

1. gegen diejenigen, die aus Anlass des Unfalles zu Leistungen verpflichtet sind, welche nicht den Charakter reiner Schadensersatzleistungen haben, sondern durch eigene Leistungen des Verletzten bedingt bzw. aus dessen eigenem Vermögen erworben worden sind, z. B. Unfall- und Lebensversicherungen, Unterstützungs- und Krankenkassen<sup>67</sup>);

---

<sup>63</sup>) z. B. wegen eigenen Verschuldens oder culpa in eligendo et custodiendo.

<sup>64</sup>) vgl. analog RG. in Eisenb. E. Bd. 1 S. 278, Bd. 2 S. 68, 100.

<sup>65</sup>) vgl. analog E n d e m a n n, Erl. z. RHaftpflG. S. 48.

<sup>66</sup>) vgl. analog R e i n d l, RHaftpflG. S. 48.

<sup>67</sup>) vgl. analog O e r t m a n n, Die Vorteilsausgleichung beim Schadensersatz S. 135 ff.

2. gegen die aus öffentlich rechtlichen Titeln Verpflichteten, z. B. Krankenkassen, Armenverbände<sup>68)</sup>;

3. gegen die aus Legalobligationen Verpflichteten, z. B. Tierhalter, Eisenbahnunternehmer, unterhaltspflichtige Verwandte des Getöteten.<sup>69)</sup>

Im einzelnen hierauf näher einzugehen, liegt jedoch nicht im Rahmen dieser Erörterung.

---

## Die Voraussetzungen der Haftpflicht des Kraftfahrzeughalters.

Die Voraussetzungen, an welche das Gesetz v. 3. 5. 1909 die Haftpflicht des Kraftfahrzeughalters knüpft, scheiden sich in positive und negative.

I. Die positiven Voraussetzungen sind (vgl. § 7 Abs. 1):

1. Es muss ein Eingriff in das geschützte Rechtsgut eines Menschen vorliegen. Dieser kann bestehen:
  - a) In der Tötung eines Menschen;
  - b) in einer Körper- bzw. Gesundheitsverletzung eines Menschen;
  - c) in einer Sachbeschädigung.
2. der Eingriff muss objektiv rechtswidrig sein;
3. er muss bei dem Betriebe eines Kraftfahrzeuges erfolgt sein;
4. es muss ein ersatzfähiger Schaden entstanden sein;
5. dieser Schaden muss in ursächlichem Zusammenhange mit dem bei dem Betriebe des Kraftfahrzeuges erfolgten rechtswidrigen Eingriff stehen.

II. Die negativen Voraussetzungen der Haftung des Kraftfahrzeughalters sind:

1. Der Unfall beruht nicht auf einem unabwendbaren Ereignis (vgl. § 7 Abs. 2);

---

<sup>68)</sup> vgl. analog RG. Bd. 21 S. 51, Bd. 23 S. 51, Bd. 24 S. 126 und RG. in Eisenb. E. Bd. 20 S. 329, Bd. 21 S. 284.

<sup>69)</sup> vgl. analog RG. in Eisenb. E. Bd. 20 S. 24.

2. das Fahrzeug ist nicht ohne Wissen und Willen des Fahrzeughalters von einem anderen in Betrieb gesetzt worden (vgl. § 7 Abs. 3);
3. der Verletzte oder die beschädigte Sache ist zur Zeit des Unfalles nicht durch das Kraftfahrzeug befördert worden, und der Verletzte ist zu dieser Zeit nicht bei dem Betriebe des Fahrzeuges tätig gewesen (vgl. § 8 Ziff. 1);
4. der Unfall ist nicht durch ein nur zur Beförderung von Lasten dienendes, nicht über 20 km in der Stunde laufendes Fahrzeug verursacht worden (vgl. § 8 Ziff. 2);
5. es konkurriert nicht ein Verschulden des Verletzten (vgl. § 9).

---

### D r i t t e s   K a p i t e l .

#### Die positiven Voraussetzungen der Haftpflicht des Kraftfahrzeughalters.

##### § 1.

§ 7 des Gesetzes vom 3. 5. 1909 knüpft die Verpflichtung zum Schadensersatz an einen Eingriff in die fremde Rechtssphäre, d. h. an die Verletzung gewisser Rechtsgüter eines Menschen. Diese Verletzung kann nicht nur durch positives Handeln, sondern auch durch Unterlassen hervorgerufen werden.<sup>70)</sup> Letzteres wird bei fahrlässigen Rechtsverletzungen sogar der Regelfall sein.

Als Gegenstand der Verletzung erwähnt das Gesetz:

- a) M e n s c h e n ,
- b) S a c h e n .

Zu a. Angriffsobjekt ist also wie nach dem Reichshaftpflichtgesetz ganz allgemein ein Mensch, d. h. ein zur Zeit des Unfalls lebendes, rechtsfähiges, menschliches Wesen im Sinne

---

<sup>70)</sup> vgl. analog D e r n b u r g , Bürgerl. Recht § 383 Anm. VII; P l a n c k , BGB. § 823 Anm. II, 2; RG. Bd. 52 S. 373 ff.

des § 1 BGB. Auf bestimmte Eigenschaften dieses Menschen kommt es für die Entstehung eines Anspruches aus dem Kraftfahrzeuggesetz nicht an. So ist z. B. die Stellung gleichgültig, welche der verletzte Mensch im Leben und insbesondere zum Halter des Fahrzeuges eingenommen hat, vielmehr begründet die Tötung oder Verletzung eines jeden Menschen eine Schadensersatzpflicht. Nicht als Mensch ist nach § 1 BGB. die Leibesfrucht anzusehen, sondern die Geburt des verletzten Wesens muss zur Zeit des schädigenden Ereignisses vollendet sein. Hätte das Gesetz die Leibesfrucht dem Menschen gleichstellen wollen, so hätte es dies ausdrücklich — wie anderen Ortes<sup>71)</sup> — hervorgehoben<sup>72)</sup>. Aus der Tötung bzw. Verletzung einer menschlichen Frucht im Mutterleibe gelegentlich eines Unfalles der Mutter können demnach besondere Ersatzansprüche auf Grund dieses Gesetzes nicht hergeleitet werden, soweit nicht die Mutter selbst dadurch eine körperliche Verletzung erlitten hat.

Der Eingriff in die fremde Rechtssphäre kann in der Tötung eines Menschen bestehen. Tötung ist die Zerstörung des Lebens, die Vernichtung der Persönlichkeit eines Menschen. Der Tod stellt sich immer als sekundäre Folge einer primären gesundheitlichen Störung dar, so dass bei der Tötung stets ein Eingriff in das Rechtsgut der körperlichen Unversehrtheit das Uebergangsstadium zu dem Eingriffe in das Rechtsgut des Lebens bildet. Dieser Uebergang kann sich im konkreten Falle so schnell vollziehen, dass er zeitlich kaum bemerkbar ist, oder aber längere Zeit in Anspruch nehmen. Für die rechtliche Beurteilung der Tötung ist die Länge des zeitlichen Zwischenraumes irrelevant. Es liegt also eine Tötung im Sinne dieses Gesetzes ganz allgemein dann vor, wenn das schädigende Ereignis die Ursache des Todes ist, gleichgültig ob dieser unmittelbar durch das Ereignis herbeigeführt wird oder eine erst allmählich eintretende Folge einer zunächst verursachten Körperverletzung ist.<sup>73)</sup>

<sup>71)</sup> vgl. z. B. §§ 844, 1912, 1963 BGB.

<sup>72)</sup> vgl. Planck, BGB. § 823 Anm. II, 1 a.

<sup>73)</sup> vgl. RG. v. 6. 7. 1888 in JurW. Bd. 17 S. 332; vgl. auch RG. Bd. 1 S. 49 und RG. in Eisenb. E. Bd. 1 S. 117; RG. v. 29. 11. 1888 in JurW. Bd. 18



Dies geht auch unzweideutig aus der Bestimmung des § 10 Abs. 1 des Gesetzes hervor, welcher für den Fall der Tötung den Ersatz der Kosten einer versuchten Heilung und Entschädigung für Erwerbsverlust während der Krankheit vorsieht, sowiedaraus dass für die Ansprüche aus Abs. 2 dieses Paragraphen die Zeit der Verletzung, nicht die der Tötung massgebend ist.

Das verletzte fremde Rechtsgut kann ferner der K ö r p e r oder die G e s u n d h e i t eines Menschen sein. Während § 1 RHaftpflG. nur von einer Verletzung des Körpers spricht, führt das Kraftfahrzeuggesetz in Analogie zu §§ 823, 843, 845, 847 BGB. zwei Formen von Verletzungshandlungen an, nämlich die Körperverletzung und die Verletzung der Gesundheit eines Menschen. Diese Fassung des Gesetzes beseitigt von vornherein den Zweifel, der bei dem Reichshaftpflichtgesetz erst durch die Rechtsprechung gelöst worden ist, nämlich ob blossе Gesundheitsbeschädigungen, welche die körperliche Integrität nicht berühren, auch zu den Körperverletzungen zu rechnen seien. Unter Verletzung des Körpers versteht man nämlich die Zerstörung oder Beschädigung eines Teiles des menschlichen Körpers, während als Verletzung der Gesundheit eine physische oder psychische Störung von i n n e r e n Funktionen des Körpers zum Nachteile des Verletzten anzusehen ist.<sup>74)</sup> Weder bei einer Verletzung des Körpers noch bei einer solchen der Gesundheit ist zur Begründung der Halterhaftung erforderlich, dass die Krankheitserscheinungen in zeitlich unmittelbarer Folge der schädigenden Handlung auftreten, sofern nur ein ursächlicher Zusammenhang zwischen beiden vorhanden ist. Eine Gesundheitsverletzung setzt nicht notwendig das Vorhandensein einer noch intakten Gesundheit voraus, sondern sie kann auch

S. 25; Eger, RHaftpflG. S. 68 f.: „Mit dem Ausdruck „getötet“ wird nur der ursächliche Zusammenhang zwischen dem Unfall und dem Tode bezeichnet, nicht aber die Voraussetzung ausgesprochen, dass der wirkenden Ursache sofort die Wirkung nachgefolgt sein müsse!“

<sup>74)</sup> vgl. Planck, BGB. § 823 Anm. II, 1 c; Olshausen, Komm. z. StGB. § 223 Anm. 5 u. 6; v. Staudinger, Komm. z. BGB. § 823 Anm. II A, 2 b; Endemann, Lehrb. des bürgerl. Rechts Bd. 1 § 200 N. 26; Oertmann, Komm. z. BGB. § 823 Anm. 2.

in einer Verschlimmerung einer schon vorhandenen Krankheit bestehen. Die Schädigung braucht ferner nicht durch eine unmittelbare mechanische Einwirkung auf den menschlichen Körper hervorgerufen zu sein, sondern die Einwirkung kann auch psychischer Natur oder nur mittelbar sein.<sup>75)</sup>

Wenn auch der Begriff der Körperverletzung im Kraftfahrzeuggesetz mit dem im Strafgesetzbuch übereinstimmt, so liegt doch ein wesentlicher Unterschied darin, dass beide Gesetze von ganz verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen und ganz verschiedene Rechtsfolgen an die Körperverletzung knüpfen. Körperverletzungen und Gesundheitsbeschädigungen sind für das Gesetz v. 3. 5. 1909 nur dann von Bedeutung, wenn sie eine Einwirkung auf das Vermögen des Betroffenen zur Folge haben<sup>76)</sup>, während das Strafgesetzbuch die Verletzungshandlungen lediglich um ihrer selbst willen, ohne Rücksicht auf ihre zivilistischen Wirkungen, unter Strafe stellt. Daraus ergibt sich, dass eine Körperverletzung, welche strafrechtlich von Bedeutung ist<sup>77)</sup>, noch nicht eine zivilrechtliche Haftpflicht nach dem Kraftfahrzeuggesetz zu begründen braucht.<sup>78)</sup>

Zu b. Angriffsobjekt des zur Haftung verpflichtenden Eingriffs in die fremde Rechtssphäre kann ferner eine Sache sein; denn im Gegensatz zum Reichshaftpflichtgesetz, das nur für Personenschäden eine Haftpflicht festsetzt, erstreckt das Kraftfahrzeuggesetz diese auch auf Sachschäden.

Für den Begriff der Sache ist § 90 BGB. massgebend. Nach ihm sind Sachen nur körperliche Gegenstände. An Rechten ist demnach eine Sachbeschädigung nicht denkbar, sofern nicht gleichzeitig eine Beschädigung ihres Sachsubstrates stattfindet. Wie bei der Sachbeschädigung im Sinne des § 303 StGB. können nach dem Gesetz v. 3. 5. 1909 sowohl bewegliche als auch unbe-

---

<sup>75)</sup> vgl. Olshausen, Komm. z. StGB. § 823 Anm. 5; Planck, BGB. § 823 Anm. II, 1 c.

<sup>76)</sup> vgl. unten § 4.

<sup>77)</sup> z. B. eine Handlung, die ein blosses körperliches Missbehagen oder vorübergehenden Schmerz erregt.

<sup>78)</sup> Ein Schmerzensgeld im Sinne des § 847 BGB. kennt das Gesetz v. 3. 5. 1909 nicht, vgl. unten § 4.

wegliche Sachen<sup>79)</sup> Gegenstand der Sachbeschädigung sein. Zu den beweglichen Sachen gehören auch die Tiere. Auch eine Sachgesamtheit kann als solche beschädigt werden, und zwar ist es gleichgültig, ob die Verbindung der Sachen künstlicher oder natürlicher Art ist. Die Zerstörung der Sachgesamtheit ist auch bei Fortbestehen der Integrität der einzelnen Sachen<sup>80)</sup> als Sachbeschädigung anzusehen.<sup>81)</sup> Während es für den Tatbestand einer Sachbeschädigung als strafbarer Handlung unerheblich ist, ob die beschädigte Sache einen Vermögenswert besitzt oder nicht<sup>82)</sup>, kommt nach dem Kraftfahrzeuggesetz eine Sachbeschädigung nur dann in Betracht, wenn durch sie ein wirtschaftliches Interesse des an der Sache Berechtigten verletzt worden ist. Dies ist auch nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch der Fall; doch geht hierin das Kraftfahrzeuggesetz weiter, da das Bürgerliche Gesetzbuch nicht wie dieses eine Haftung aus einer fahrlässigen Vermögensbeschädigung als solcher in Form der Beschädigung einer Sache ausserhalb des Vertrages kennt, es sei denn, dass diese sich zugleich als Verletzung eines durch § 823 Abs. 1 geschützten Rechtsgutes oder Rechtes darstellt.<sup>83)</sup> Von der strafrechtlichen Sachbeschädigung unterscheidet sich die zivilrechtliche auch insofern, als § 303 StBG. nur die Beschädigung einer fremden Sache unter Strafe stellt, während sich nach dem Gesetz v. 3. 5. 1909 auch an die Beschädigung der eigenen Sache Rechtsfolgen knüpfen, soweit nämlich ein anderer auf Grund seiner Rechtsbeziehungen zur Sache<sup>84)</sup> als Verletzter erscheint.<sup>85)</sup> Aus der Beschädigung einer herrenlosen

<sup>79)</sup> d. h. Grundstücke und ihre Bestandteile.

<sup>80)</sup> z. B. das Auseinandertreiben eines Bienenschwarms.

<sup>81)</sup> vgl. Olshausen, Komm. z. StGB. § 303 Anm. 1.

<sup>82)</sup> vgl. Olshausen, Komm. z. StGB. § 303 Anm. 1 und RGSt. Bd. 13 S. 28.

<sup>83)</sup> Planck, BGB. § 823 Anm. II, 1; Linckelmann, Die Schadensersatzpflicht aus unerlaubten Handlungen S. 17 verb. mit S. 9 und 3; RG. Bd. 51 S. 92ff., Bd. 58 S. 24 ff., Bd. 62 S. 317.

<sup>84)</sup> z. B. Miete, Niessbrauch, Pfand.

<sup>85)</sup> And. M. Neukirch und Rosenmeyer, Komm. z. Kraftfahrzeuggesetz S. 50.

Sache, an der nach § 958 Abs. 1 BGB. jedermann das Aneignungsrecht zusteht, kann ein Ersatzanspruch nicht hergeleitet werden, da durch die Beschädigung niemandes Vermögen verletzt wird. Steht jedoch einer bestimmten Person das Aneignungsrecht an einer herrenlosen Sache zu<sup>86)</sup>, so wird durch die Beschädigung derselben eine Schadensersatzpflicht begründet.

Unter Beschädigung einer Sache versteht man die nicht durch ordnungsmässige Abnutzung bedingte Veränderung der Substanz einer Sache oder der Art der Zusammensetzung ihrer Teile oder die Verbindung derselben mit einer anderen Sache<sup>87)</sup> derart, dass durch diese Einwirkung der Wert der Sache oder ihre Tauglichkeit zum gewöhnlichen Gebrauche oder für ihre besondere Zweckbestimmung aufgehoben oder gemindert wird.<sup>88)</sup> Unter die Sachbeschädigung fällt auch die Sachzerstörung, denn diese stellt sich nicht als ein aliud, sondern als ein majus gegenüber der eigentlichen Sachbeschädigung dar. Es wäre auch widersinnig, anzunehmen, dass jemand, der haftet, wenn er eine Sache zu zerstören beginnt (Sachbeschädigung im engeren Sinne), haftfrei würde, wenn er die Zerstörung vollendet (Sachzerstörung). Ob auch die Sachentziehung unter Wahrung der Substanz der Sache<sup>89)</sup> unter den zivilrechtlichen Begriff der Sachbeschädigung fällt, ist in der Literatur bestritten. Da für den Fall des Tierschadens nach § 833 BGB. sich die Mehrzahl der Kommentatoren für die Bejahung dieser Frage entschieden hat<sup>90)</sup>, so liegt m. E. kein Grund vor für eine einschränkende Interpretation für das Kraftfahrzeuggesetz trotz des Charakters.

<sup>86)</sup> vgl. § 958 Abs. 2 BGB.; z. B. das Jagdrecht.

<sup>87)</sup> z. B. Fremdkörper, Schmutz.

<sup>88)</sup> vgl. RGSt. Bd. 13 S. 27, Bd. 33 S. 177.

<sup>89)</sup> vgl. das Beispiel bei I s a y in Iherings Jahrb. Bd. 39 S. 307, dass ein Korb umgestossen wird, so dass der Deckel desselben aufgeht und darin befindliche Vögel herausfliegen.

<sup>90)</sup> vgl. L i t t e n , Die Ersatzpflicht des Tierhalters S. 22; v. Z o b e l , Die Haftung des Tierhalters S. 27 f und die dort zitierte Literatur.



desselben als *lex specialis*.<sup>91)</sup> Dies ergibt auch eine reine Zweckmässigkeitserwägung.

## § 2.

Eine weitere Voraussetzung zur Entstehung eines Schadensersatzanspruches ist die objektive Widerrechtlichkeit des Eingriffs in das fremde Rechtsgut. An sich besteht der Grundsatz, dass jede Verletzung der in § 7 erwähnten Rechtsgüter widerrechtlich ist. Die objektive Rechtswidrigkeit wird jedoch durch ein dem Handelnden zustehendes eigenes Recht, die Handlung oder Unterlassung vorzunehmen, ausgeschlossen, „weil das Recht eines anderen stets als Beschränkung des eigenen Rechtes zu verstehen ist“.<sup>92)</sup> Die Befugnis zur Verletzung fremder Rechte kann sowohl auf privatrechtlicher als auch auf öffentlichrechtlicher Grundlage beruhen. Rechtmässig ist also ein solcher Eingriff dann, wenn dem Eingreifenden entweder auf Grund gesetzlicher Bestimmung<sup>93)</sup> oder auf Grund gerichtlicher Verfügung oder durch Einwilligung des Verletzten — soweit es sich um Rechtsgüter handelt, über die der Verletzte frei zu verfügen in der Lage ist — ein Recht zur Verletzung zusteht.<sup>94)</sup>

Subjektive Rechtswidrigkeit, d. h. schuldhaftes Handeln des Täters, gehört nicht mehr zu den Voraussetzungen eines Schadensersatzanspruches auf Grund des Kraftfahrzeuggesetzes, da dieses, wie oben ausgeführt, von dem Gefährdungsprinzip beherrscht wird.

## § 3.

Der Eingriff in die fremde Rechtssphäre muss durch einen Unfall bei dem Betriebe eines Kraftfahrzeuges hervorgerufen worden sein:

<sup>91)</sup> vgl. Krause, Das Gesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen, S. 35.

<sup>92)</sup> vgl. Mot. zu dem Entwurf eines BGB. Bd. 2 S. 726.

<sup>93)</sup> z. B. bei Notwehr, Notstand, Selbsthilfe.

<sup>94)</sup> vgl. Franck, StGB., Einleitende Bestimmungen; Hold v. Ferneck, Die Rechtswidrigkeit; Beling, Die Lehre vom Verbrechen S. 178 ff.; Graf Dohna, Die Rechtswidrigkeit S. 15 ff.

Eine Definition des Begriffes „Unfall“ enthält das Gesetz v. 3. 5. 1909 nicht, jedoch kann der in der Literatur und Rechtsprechung für das Reichshaftpflichtgesetz festgelegte Begriff hier analog angewendet werden. „Unfall“ ist nicht identisch mit „Schaden“. Dieser ist vielmehr nur die kausale Folge der Tötung, Körperverletzung oder Sachbeschädigung. Das ergibt sich auch aus der Fassung des § 14 Abs. 1 und § 15 Satz 1 des Gesetzes, wo ein Unterschied zwischen „Schaden“ und „Unfall“ gemacht wird.<sup>95)</sup> Ebenso wenig ist „Unfall“ gleichbedeutend mit „Betriebsereignis“, mag dieses ein betriebsmässiges<sup>96)</sup> oder ein betriebswidriges<sup>97)</sup> sein. Denn ein „Betriebsereignis“ braucht überhaupt keine schädigenden Folgen nach sich zu ziehen. Der „Unfall“ besteht vielmehr in der Beziehung, in welche das „Betriebsereignis“ zu der Integrität eines Menschen oder einer Sache getreten ist.<sup>98)</sup> „Unfall“ ist demnach die durch ein Betriebsereignis“ herbeigeführte Störung der Integrität einer Person oder einer Sache, unabhängig davon, ob ein nach diesem Gesetz zum Ersatz verpflichtender „Schaden“ zur Entstehung gelangt ist oder nicht.<sup>99)</sup> Das Gesetz scheidet also scharf zwischen dem „Betriebsereignis“, dem „Unfall“ als dessen eventueller Folge, und dem durch den „Unfall“ eventuell entstandenen „Schaden“.

---

<sup>95)</sup> § 14 Abs. 1 lautet: Die in den §§ 7—13 bestimmten Ansprüche auf Schadensersatz verjähren in zwei Jahren von dem Zeitpunkt an, in welchem der Ersatzberechtigte von dem „Schaden“ und von der Person des Ersatzpflichtigen Kenntnis erlangt, ohne Rücksicht auf diese Kenntnis in dreissig Jahren von dem „Unfall“ an.

§ 15 Satz 1 lautet: Der Ersatzberechtigte verliert die ihm auf Grund der Vorschriften dieses Gesetzes zustehenden Rechte, wenn er nicht spätestens innerhalb zweier Monate, nachdem er von dem „Schaden“ und der Person des Ersatzpflichtigen Kenntnis erhalten hat, dem Ersatzpflichtigen den „Unfall“ anzeigt.

<sup>96)</sup> z. B. Auspuffen verbrannter Gase und das damit verbundene Geräusch.

<sup>97)</sup> z. B. Explosion, Ueberschlagen, Anprallen eines Kraftfahrzeuges.

<sup>98)</sup> vgl. analog RG. Bd. 44 S. 257.

<sup>99)</sup> vgl. analog RG. v. 29. 11. 1884 in Gruchots Beitr. Bd. 29 S. 1027; RG. v. 29. 6. 1905 im Recht Bd. 9 S. 506 Nr. 2055; RG. v. 1. 3. 1906 im Sächs. Arch. f. Rechtspf. 1906 S. 292; RG. v. 14. 5. 1906 in DJZ. 11. Jahrg. S. 877.

Diese Unterscheidung hat praktische Bedeutung z. B. in den Fällen der §§ 14 Abs. 1, 15 und 7 Abs. 2. Mit dem Worte „Unfall“ in § 7 Abs. 2 soll dasselbe bezeichnet werden wie in Abs. 1 mit dem Worte „daraus“, nämlich die Tötung, Verletzung des Körpers, Beschädigung der Gesundheit eines Menschen oder Sachbeschädigung. Voraussetzung für den Unfallsbegriff ist es, dass die schädigende Handlung, deren Folgen möglicherweise erst allmählich hervortreten, durch ein einzelnes, plötzlich eingetretenes, zeitlich bestimmtes Ereignis bei dem Betriebe des Kraftfahrzeuges verursacht worden ist. Es darf sich also nicht als das Endergebnis von auf einen längeren Zeitraum sich verteilenden Einwirkungen auf das Objekt der Beschädigung darstellen.<sup>100)</sup> Unerheblich ist es dagegen, ob die schädigende Handlung während des ordnungsmässigen Betriebes stattgefunden hat, oder ob sie durch eine ordnungswidrige Art desselben hervorgerufen worden ist.<sup>101)</sup>

Nicht jeder Unfall, der mit einem Kraftfahrzeuge in Verbindung zu bringen ist, fällt unter das vorliegende Gesetz. Für die Anwendung der Haftpflichtbestimmungen ist es vielmehr Voraussetzung, dass der Unfall, d. h. der Eingriff in die geschützten Rechtsgüter, „bei dem Betriebe“ des Kraftfahrzeuges erfolgt ist.

Während der 2. Entwurf zu dem Gesetze v. 3. 5. 1909 zur Voraussetzung des Schadensersatzes machte, dass die schädigende Handlung „durch ein im Betriebe befindliches Kraftfahrzeug“<sup>102)</sup> verursacht worden war, hat sich das Gesetz selbst

<sup>100)</sup> So würde z. B. bei allmählich hervortretender Erkrankung der Nerven oder des Geistes infolge jahrelang andauernder Erschütterungen durch ein Kraftfahrzeug ein Betriebsunfall im Sinne dieses Gesetzes nicht vorliegen; vgl. analog RG. Bd. 21 S. 77, Bd. 29 S. 42 und RG. in Eisenb. E. Bd. 14 S. 358, Bd. 18 S. 267; Amtliche Nachrichten des Reichsversicherungsamtes Bd. 2 S. 252 Nr. 215, Bd. 5 S. 192 Nr. 696; Handb. der Unfallversicherung § 1 Nr. 33, 34 und 35; Piloty, Unfallversicherungsgesetze § 1 Anm. 3.

<sup>101)</sup> vgl. analog RG. in Eisenb. E. Bd. 18 S. 267.

<sup>102)</sup> Damit sollte, wie die Begr. z. 2. Entw. sagt, ein Fahrzeug nicht nur dann bezeichnet werden, wenn es durch die Kraft des Motors getrieben wird, sondern auch dann, wenn es — z. B. auf geneigter Fläche — unter Ausschaltung

dem 1. Entwurf angeschlossen, indem es dem Kraftfahrzeughalter die Ersatzpflicht für alle Schäden auferlegt, welche durch Unfälle „bei dem Betriebe des Kraftfahrzeuges“ entstanden sind. Damit stimmt das Gesetz in dem Wortlaute mit § 1 RHaftpflG. überein, wie überhaupt dieses Gesetz dem Kraftfahrzeuggesetz in vielen Punkten zum Vorbild gedient hat. Deshalb sind auch die zu den entsprechenden Worten des Reichshaftpflichtgesetzes ergangene Rechtsprechung des höchsten Gerichtshofes und die von diesem in zahlreichen Einzelfällen festgelegten Begriffe für das Kraftfahrzeuggesetz analog anzuwenden, soweit sich nicht in Anbetracht des Unterschiedes zwischen dem Betrieb einer Eisenbahn und dem eines Kraftfahrzeuges notwendige Abweichungen ergeben.

Da weder die Begründung des Reichshaftpflichtgesetzes noch die Verhandlungen über dasselbe in den gesetzgebenden Körperschaften genügende Anhaltspunkte für die richtige Interpretation des Begriffes „bei dem Betriebe“ enthalten, war es Wissenschaft und Rechtsprechung überlassen, diesen Begriff im Sinne und Geiste des Gesetzes unter Berücksichtigung des Zweckes desselben festzulegen. Der Zweck des Gesetzes geht nun dahin, mit Rücksicht auf die dem Eisenbahnbetriebe eigentümliche Gefährlichkeit einen erhöhten Schutz für Leben und Gesundheit des Publikums durch eine verschärfte Haftpflicht des Unternehmers zu schaffen. Deshalb konnte der Gesetzgeber mit dem Ausdruck „bei dem Betriebe“ den Betrieb einer Eisenbahn als eines Transportunternehmens im umfassendsten Sinne, d. h. alle für die Verwaltung des Unternehmens erforderlichen Handlungen, nicht im Auge haben<sup>103)</sup>, da nicht mit allen Zweigen des Eisenbahnbetriebes

des Motors mit Hilfe des durch ihn gewonnenen Antriebes sich weiterbewegt, oder wenn es — z. B. bei Fahrtunterbrechungen — ohne völlige Abstellung des Motors zur Fahrt bereitsteht; vgl. Begr. z. 2. Entw. eines Gesetzes über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen in Verhandl. des Reichst. Bd. 248 S. 5598. Dagegen wurde mit Recht geltend gemacht, dass die Fassung „durch ein Kraftfahrzeug“ die Auslegung zulasse, es solle sich die Haftung nur auf die durch das Fahrzeug unmittelbar verursachten Schäden beziehen.

<sup>103)</sup> vgl. Hammer, Haftung der Eisenbahnen § 5.



die besondere Gefährlichkeit verbunden ist.<sup>104)</sup> Aus dem Zwecke des Gesetzes ergibt sich vielmehr die logische Notwendigkeit, den Begriff Eisenbahnbetrieb im Sinne des Reichshaftpflichtgesetzes auf den Inbegriff aller derjenigen für die Verwaltung des Unternehmens erforderlichen, mit dem Transporte selbst in gewissem Zusammenhange stehenden Handlungen zu beschränken, mit denen auch die eigentümlichen Gefahren des Eisenbahnverkehrs verknüpft sind.<sup>105)</sup>

Als „bei dem Betriebe“ geschehen sind daher nur solche Verletzungen anzusehen, welche mit derartigen Funktionen in kausalem Zusammenhange stehen. Die besonderen Gefahren des Eisenbahnverkehrs sind bei der eigentlichen Transporttätigkeit stets vorhanden. Deshalb ist jeder Unfall, der sich hierbei ereignet, als Betriebsunfall anzusehen, ohne dass der Zusammenhang desselben mit den dem Eisenbahnbetriebe eigentümlichen Gefahren im konkreten Falle erst eines Beweises bedürfte. Ereignen sich dagegen Unfälle nicht unmittelbar bei der Beförderungstätigkeit selbst, sondern bei anderen, mit derselben nur mittelbar zusammenhängenden<sup>106)</sup> Vorrichtungen, so sind sie nur dann als Betriebsunfälle anzusehen, wenn die Betriebs-tätigkeit, welche sie verursacht hat, entweder in abstracto den dem Eisenbahnbetriebe eigentümlichen gefährdenden Charakter trägt oder in concreto die demselben eigentümliche Betriebs-gefahr besitzt.<sup>107)</sup><sup>108)</sup> Dass diese Gefahr dem Eisenbahnbetriebe

<sup>104)</sup> z. B. mit der gewerblichen und kaufmännischen Tätigkeit in Geschäftsräumen, wie Buchhaltung, Kassenführung, Schalterdienst.

<sup>105)</sup> vgl. Endemann, Erl. z. RHftpfliG. S. 35; Reindl, Das RHftpfliG. S. 22; Stenogr. Ber. des Reichst. S. 7761 C; vgl. RG. in Eisenb. E. Bd. 1 S. 127, Bd. 17 S. 139, 140.

<sup>106)</sup> z. B. sie vorbereitenden oder abschliessenden.

<sup>107)</sup> vgl. RG. Bd. 50 S. 92, Bd. 56 S. 256; RG. v. 12. 5. 1902 in JurW. Bd. 31 S. 367 Nr. 26; RG. v. 19. 11. 1906 in JurW. Bd. 36 S. 26 Nr. 27.

<sup>108)</sup> Das Reichsgericht sieht einen Unfall stets als „bei dem Betriebe der Eisenbahn“ entstanden an, wenn er infolge der mit dem Eisenbahnbetriebe verbundenen Eile des Handelns geschah, oder infolge des starken Gedränges auf Bahnhöfen, oder infolge des starken und schnaubenden Geräusches und Ziehens des ausströmenden Dampfes, oder infolge der ungewöhnlichen Schwere und doch leichten Beweglichkeit der Beförderungsmittel, oder infolge der

ausschliesslich eigentümlich ist, wird nicht erfordert.<sup>109)</sup>

Eine uneingeschränkte Anwendung dieser Grundsätze aus dem Gebiete des Reichshaftpflichtgesetzes auf das Gesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen ist nicht zulässig. Dies wird schon durch den Unterschied zwischen den Begriffen „Betrieb einer Eisenbahn“ und „Betrieb eines Kraftfahrzeuges“ bedingt. Der Eisenbahnbetrieb besteht stets in dem Zusammenwirken zahlreicher Betriebsmittel und Einrichtungen; der Betrieb eines einzelnen Zuges ist nur ein Teil des ganzen Eisenbahnunternehmens. Auch wenn einzelne Wagen und ganze Züge zeitweilig ausser Betrieb gesetzt sind, so ruht doch der Eisenbahnbetrieb selbst nicht und bildet in der Gesamtheit der Verrichtungen eine fortlaufende Einheit. Dies ist bei dem Betriebe eines Kraftfahrzeuges nicht der Fall. Unter diesem ist kein einheitliches Unternehmen wie bei der Eisenbahn zu verstehen; er ist auch nicht wie jener durch einen grossen äusseren Apparat bedingt.<sup>110)</sup> Auch wenn ein Fahrzeughalter in Ausübung eines wirtschaftlichen Unternehmens<sup>111)</sup> mehrere Kraftfahrzeuge in den Dienst des Verkehrs stellt, so ändert dies für den Begriff „Betrieb“ nichts; denn es handelt sich im Gesetz für die Begriffsbestimmung nicht um den Betrieb eines Unternehmens, sondern immer nur um den eines einzelnen Fahrzeuges.<sup>112)</sup> Das Gesetz spricht ausdrücklich von dem „Betriebe eines Kraftfahrzeugs“, nicht vom „Kraftfahrzeugbetriebe“. Das Halten eines Kraftfahrzeuges begründet aber keinen Betrieb derart, dass alle einzelnen Fälle der Benutzung desselben Teile eines einheitlichen, fortgesetzten Betriebes wären. Vielmehr kann von einem Be-

durch die Bewegung auf Eisenschienen erhöhten Schwierigkeit des Ausweichens usw.; vgl. Eger, RHaftpflG. S. 23 ff.

<sup>109)</sup> vgl. JurW. Bd. 34 S. 405; RG. v. 12. 5. 1902 in JurW. Bd. 31 S. 367 Nr. 26.

<sup>110)</sup> z. B. Bahnkörper, Schienen, Weichen, Signale.

<sup>111)</sup> z. B. eines Transportgewerbes.

<sup>112)</sup> vgl. Begr. z. 2. Entw. eines Gesetzes über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen in Verhandl. des Reichst. Bd. 248 S. 5598.

triebe im Sinne des Gesetzes v. 3. 5. 1909 nur die Rede sein, solange das einzelne Kraftfahrzeug selbst in Betrieb ist.

Unter „Betrieb“ versteht man alle Handlungen und Ereignisse, welche mit der Handhabung einer auf die Erreichung eines bestimmten Zweckes gerichteten maschinellen Tätigkeit in unmittelbarem Zusammenhange stehen. Da nun der Zweck eines Kraftfahrzeuges die Beförderung von Personen oder Sachen ist, so ist es dann in „Betrieb“, wenn es zum Zweck der Beförderung<sup>113)</sup> in Bewegung gesetzt wird, gleichgültig ob die Beförderungstätigkeit tatsächlich stattfindet oder nicht. Darin stimmt das Kraftfahrzeuggesetz mit dem Reichshaftpflichtgesetze überein. Auch hier ist ein Unfall, der sich bei der eigentlichen Beförderungstätigkeit ereignet, in jedem Falle als Betriebsunfall anzusehen, ohne dass es im konkreten Falle eines Nachweises bedürfte, dass der Unfall gerade auf eine der eigentümlichen Betriebsgefahren des Kraftfahrzeuges zurückzuführen sei.

Ein Betrieb des Kraftfahrzeuges ist jedoch nicht schon dann unbedingt gegeben, wenn sich dasselbe zum Zwecke der Beförderung von Menschen oder Sachen in Bewegung befindet. Ein solcher liegt vielmehr nur dann vor, wenn die Fortbewegung des Kraftfahrzeuges durch die ihm zugehörige maschinelle Kraft erfolgt. Wird daher ein Kraftfahrzeug z. B. durch Menschenkraft, durch äussere elementare Gewalten oder durch Zugtiere fortbewegt<sup>114)</sup>, so liegt ein „Betrieb“ desselben im Sinne des Gesetzes nicht vor. Die Bewegung ist in diesem Falle etwas rein Aeusserliches, dem Kraftfahrzeugbetriebe Fremdes; das Kraftfahrzeug ist nicht Kraftträger, sondern totes Gewicht wie jeder gewöhnliche Wagen. Da von einer dem Kraftfahrzeugbetriebe eigentümlichen Gefahr hier nicht die Rede sein kann, so liegt auch kein Grund für eine Sonderhaftung vor. Dennoch ist aber für den Begriff „Betrieb“ nicht erforderlich, dass das Kraftfahrzeug aus-

---

<sup>113)</sup> Sei es auch nur des leeren Wagens oder des Führers.

<sup>114)</sup> Und zwar nicht nur zum Zwecke der Ingangsetzung der Maschine, sondern zum Zwecke der Fortbewegung des Fahrzeuges an sich (vgl. unten).

schliesslich durch eigene Kraft fortbewegt wird. Wird nämlich ein ausser Betrieb befindliches Kraftfahrzeug durch eine andere als die ihm innewohnende Maschinenkraft vorübergehend fortbewegt zum Zwecke der weiteren Fortbewegung desselben durch die ihm innewohnende Kraft<sup>115)</sup> oder wird bei einem im Betrieb befindlichen Kraftfahrzeug die Triebkraft zeitweilig ausgeschaltet<sup>116)</sup> so ist das Fahrzeug als im Betriebe anzusehen, sobald und solange es in Bewegung ist; denn hier ist in abstracto die dem Kraftfahrzeugbetriebe eigentümliche Gefahr vorhanden.

Wenn auch im allgemeinen der Betrieb eines Kraftfahrzeuges von der Fortbewegung desselben abhängig sein wird, so fallen doch gewisse Vorbereitungshandlungen, die vor dem Beginne der Bewegung liegen, sowie gewisse nach dem Eintritt des Haltens erfolgende Erscheinungen noch unter den Begriff des Betriebes, nämlich diejenigen, welche den Zweck des Kraftfahrzeuges, die Selbstbewegung, wenigstens in einem seiner Teile erkennen lassen. So setzt schon das Ingangsetzen der Maschine das selbst noch in Ruhe befindliche Fahrzeug<sup>117)</sup> eventuell in Betrieb, nämlich unter der Voraussetzung, dass durch das Ingangsetzen der Maschine unmittelbar eine Fortbewegung des Fahrzeuges beabsichtigt wird.<sup>118)</sup> Der Betrieb des Kraftfahrzeuges beginnt also in diesem Falle in dem Augenblick, wo die Maschine zu laufen anfängt,

<sup>115)</sup> z. B. wenn der Motor eines Kraftfahrzeuges, anstatt angekurbelt zu werden, dadurch in Gang gesetzt werden soll, dass das Fahrzeug unter Einschaltung eines Ganges durch Menschenkraft usw. fortbewegt wird (ein Kraft-  
rad durch Treten der Pedale; vgl. OLG. Braunschweig v. 23. 1. 1906 in DJZ.  
12. Jahrg. S. 75), oder dass es einen Berg durch seine Schwerkraft hinab-  
laufen gelassen wird, selbst dann, wenn die Maschine defekt ist und der Wagen  
deshalb durch die ihm innewohnende Kraft gar nicht fahren konnte; and. M.  
z. B. Krause, Gesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen S. 53; Hall-  
bauer, Gesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen S. 9.

<sup>116)</sup> z. B. um auf Grund des Trägheitsgesetzes oder mit Hilfe von Schwerkraft oder Wind die Fahrt fortzusetzen.

<sup>117)</sup> Wenn der ausgekuppelte Motor angekurbelt wird.

<sup>118)</sup> vgl. analog RG. Bd. 56 S. 265.



gleichviel ob die Uebertragung der Kraft auf die Räder und damit die Fortbewegung des Fahrzeuges erst später beginnt.<sup>119)</sup> Dementsprechend endet auch der Betrieb eines Kraftfahrzeuges solange nicht, als der Motor bei kurzen Fahrtunterbrechungen oder nach Beendigung der Fahrt im Leergang weiterläuft. Die in Tätigkeit gesetzte Maschine ist in diesem Falle als ein Teil des Kraftfahrzeuges anzusehen, mit dem dasselbe in engster Zweckverbindung steht.

Die Maschine kann jedoch auch unabhängig von ihrem Zusammenhange mit dem Fahrzeug selbständig in Funktion treten, sobald sie nämlich ohne die Absicht einer sich zeitlich unmittelbar anschliessenden Fortbewegung des Fahrzeuges in Gang gesetzt wird.<sup>120)</sup> In diesem Falle ist die Verbindung zwischen Maschine und Fahrzeug rein äusserlich und zufällig; es ist nichts anderes, als wenn der Motor vor dem Einbauen in das Fahrzeug in der Fabrik geprüft würde. Jede zeitlich unmittelbare Beziehung zwischen dem Gang der Maschine und einer beabsichtigten Beförderungstätigkeit des Fahrzeuges fehlt. Deshalb wird durch den Gang der Maschine in diesem Falle das Kraftfahrzeug noch nicht im Sinne des Gesetzes in Betrieb gesetzt. Von einem Betriebe des Kraftfahrzeuges kann demnach erst recht nicht die Rede sein bei Vorbereitungshandlungen zur Fahrt oder bei der Instandsetzung des Fahrzeuges, bevor Motor bzw. Fahrzeug in Bewegung gesetzt werden<sup>121)</sup>, ganz unabhängig davon, ob diese Vorrichtungen etwa mit den dem Kraftfahrzeugbetriebe eigentümlichen Gefahren verbunden sind.<sup>122)</sup>

---

<sup>119)</sup> Im Gegensatz zu den Explosionsmotoren fällt bei den Motoren mit elektrischer Antriebskraft das Inangasetzen der Maschine und der Beginn der Fortbewegung des Fahrzeuges stets zusammen.

<sup>120)</sup> z. B. zu ihrer Prüfung im Interesse einer späteren, nicht unmittelbar bevorstehenden Fahrt, gleichviel wo jene stattfindet, z. B. in der Unterstellhalle oder bei einer Kraftdroschke auf dem Droschkenhalteplatz.

<sup>121)</sup> z. B. Reinigen, Schmieren der Maschine, Füllen der Benzin-, Oel- und Wasserbehälter, Beladen des Fahrzeugs.

<sup>122)</sup> So auch Hallbauer, Gesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen S. 9; analog Hammer, Haftung der Eisenbahnen § 5; Reindl., RHaftpflG. S. 26; Eger, RHaftpflG. S. 21 ff.; and. M. Gordan, Ge-

Der Betrieb eines Kraftfahrzeuges endet sobald sowohl die Bewegung des Fahrzeuges als auch der Lauf der Maschine aufgehört haben, sei es auch nur auf ganz kurze Zeit<sup>123)</sup>, da von den dem Kraftfahrzeugbetriebe eigentümlichen Gefahren dann nicht mehr die Rede sein kann.<sup>124)</sup>

Für den Begriff des Betriebes ist nicht erforderlich, dass das Fahrzeug von einem Führer geleitet wird.<sup>125)</sup> Ferner ist es für den Begriff des Betriebes eines Kraftfahrzeuges gänzlich unerheblich, wo diejenigen Tatsachen, welche konstituierende Merkmale desselben bilden, stattfinden<sup>126)</sup>, insbesondere ob dies gerade in der Öffentlichkeit der Fall ist. Wenn auch das Gesetz nur den Schutz des Verkehrs auf den allgemeinen Verkehrsstrassen bezweckt, so ist in dasselbe doch keine dahingehende Bestimmung aufgenommen worden, dass als Betriebsunfälle nur Unfälle anzusehen seien, welche in örtlicher Beziehung zu den öffentlichen Verkehrswegen stehen, oder dass die Haftpflicht auf solche Unfälle allein beschränkt sei.<sup>127)</sup><sup>128)</sup> Wenn § 1 Abs. 1 des Gesetzes nur von Kraftfahrzeugen, die auf öffentlichen Wegen und Plätzen in Betrieb gesetzt werden, spricht, so gilt dies offenbar nur für Abschnitt 1 (Verkehrsvorschriften) und

---

setz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen S. 32, nach dem Fahrzeuge, die an öffentlichen Stellen auch ohne Bewegung des Motors ruhig stehen, unter allen Umständen als in Betrieb anzusehen sind (abwegig).

<sup>123)</sup> Wenn z. B. das Fahrzeug auf belebter Strasse an der Weiterfahrt behindert ist.

<sup>124)</sup> Anders die herrschende Meinung, z. B. Schmidt-Wagner, Gesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen S. 83; Neukirch u. Rosenmeyer, Komm. zum Gesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen v. 3. 5. 1909 S. 45.

<sup>125)</sup> Wenn dieser z. B., um sich zu retten, abspringt.

<sup>126)</sup> z. B. auf öffentlichen Verkehrsstrassen oder privaten Strassen, Grundstücken, abgesteckten Rennbahnen, besonderen Kraftfahrzeugstrassen.

<sup>127)</sup> Wie dies im österr. Gesetz v. 9. 8. 1908 über die Haftung für Schaden aus dem Betriebe von Kraftfahrzeugen der Fall ist.

<sup>128)</sup> vgl. analog bezüglich des Reichshaftpflichtgesetzes: RG. Bd. 2 S. 38, Bd. 13 S. 17; RG. v. 24. 4. 1902 in Eisenb. E. Bd. 19 S. 61; and. M. Eger, RHauptfIG. S. 46 ff.

Abschnitt 3 des Gesetzes (Strafvorschriften), nicht aber für Abschnitt 2 über die Haftpflichtbestimmungen.

Der Unfall muss „bei dem Betriebe eines Kraftfahrzeuges“ stattgefunden haben.

„Bei dem Betriebe“ ist nicht dasselbe wie „bei Gelegenheit des Betriebes“, oder „aus Anlass des Betriebes“, oder „durch den Betrieb“.<sup>129)</sup> Die Fassung „bei Gelegenheit des Betriebes“ würde nur einen örtlichen und zeitlichen<sup>130)</sup>, die Fassung „aus Anlass des Betriebes“ oder „durch den Betrieb“ nur einen ursächlichen Zusammenhang zwischen Betrieb und Unfall erfordern.<sup>131)</sup> Als „bei dem Betriebe“ eines Kraftfahrzeuges geschehen ist dagegen ein Unfall nur dann anzusehen, wenn zwischen Unfall und Betrieb sowohl ein äusserer (örtlicher und zeitlicher) als auch ein innerer (ursächlicher) Zusammenhang besteht.<sup>132)</sup>

Ob ein äusserer Zusammenhang besteht, ist lediglich Tatfrage. Ist er im konkreten Falle gegeben, so spricht eine Vermutung für das Vorhandensein auch des inneren Zusammenhanges, sofern dieser nach der Lage der Sache als möglich erscheint.<sup>133)</sup> Für die Feststellung, ob ein ursächlicher Zusammenhang im Rechtssinne tatsächlich vorliegt, ist der Begriff der Verursachung im Sinne der reinen Logik in seiner Unbegrenztheit nicht brauchbar. Dieser sieht nämlich jedes Moment als kausal an, welches eine Vorbedingung, eine *conditio sine qua non* des

<sup>129)</sup> So die Fassung des Entwurfs.

<sup>130)</sup> Danach würden als Betriebsunfälle alle Unfälle, z. B. Morde, Selbstmorde, anzusehen sein, die zufällig zur Zeit der Anwesenheit des Kraftfahrzeuges an einem Orte geschehen!

<sup>131)</sup> Nach letzterer Fassung würde ein Betriebsunfall z. B. auch dann vorliegen, wenn jemand infolge des Mitansehens eines Kraftfahrzeugunfalles vom Fenster seines Hauses einen Schlaganfall erlitt oder in Geisteskrankheit verfiel; vgl. auch RG. Bd. 68 S. 47.

<sup>132)</sup> vgl. auch analog RG. Bd. 55 S. 299 ff.; RG. v. 2. 1. 1905 in JurW. Bd. 34 S. 112, v. 22. 3. 1906 in JurW. Bd. 35 S. 316 Nr. 25, v. 28. 2. 1906 in JurW. Bd. 36 S. 276 Nr. 40, v. 14. 3. 1907 in JurW. Bd. 36 S. 315 Nr. 19, v. 13. 5. 1907 in JurW. Bd. 36 S. 394 Nr. 15, v. 1. 10. 1907 in JurW. Bd. 36 S. 682 Nr. 28; RG. Bd. 68 S. 47, Bd. 50 S. 92 ff., Bd. 55 S. 229 ff., Bd. 52 S. 77.

<sup>133)</sup> vgl. RG. v. 30. 6. 1880 in Eisenb. E. Bd. 1 S. 243; RG. Bd. 55 S. 229.

Erfolges bildet, und bezeichnet somit die Ursache als Gesamtheit aller Antezedentien der Bedingungen. Die Rechtswissenschaft hat deshalb verschiedene Theorien zur Feststellung des Vorhandenseins des Kausalzusammenhanges aufgestellt.<sup>134)</sup> Eine einheitliche Kausalitätstheorie für das gesamte Recht, welche den verschiedenen Zwecken der verschiedenen Gesetze gerecht wird, ist aber nicht denkbar. Es muss vielmehr den einzelnen Gesetzen überlassen bleiben, ob, wo und wann sie einen vorhandenen Kausalzusammenhang im Sinne der reinen Logik auch als rechtlich beachtlich anerkennen wollen oder nicht. Jedenfalls aber kommt es bei der Feststellung des rechtlich bedeutsamen Kausalzusammenhanges nicht darauf an, einen schädlichen Erfolg in allen seinen ursächlichen Beziehungen klarzustellen. Es ist vielmehr nur das Vorhandensein eines Zusammenhanges eines einzelnen gerade interessierenden Momentes<sup>135)</sup> aus der Summe der vorhandenen Vorbedingungen mit dem Unfall festzustellen. Es genügt dabei, wenn der eingetretene Unfall die wirkliche, wenn auch erst durch Hinzutreten anderer Umstände vermittelte Folge dieser einen Handlung ist. Für den Beweis des ursächlichen Zusammenhanges ist es nicht erforderlich, dass der als zum Schadensersatz verpflichtend hingestellte Umstand als einzig möglicher Grund des Unfalles sich darstellt, sondern es genügt, wenn ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit dafür vorliegt, dass der Unfall in dem betreffenden Umstande seinen Grund findet.<sup>136)</sup> Nach der jetzt vorherrschenden Kausalitätslehre ist als Ursache nur die dem Erfolg adäquate Bedingung anzusehen, d. h. diejenige, welche eine generelle Tendenz hat, ihn herbeizuführen.<sup>137)</sup> Ein ursächlicher Zusammenhang im

<sup>134)</sup> Auf diese einzelnen Theorien kann hier nicht näher eingegangen werden.

<sup>135)</sup> Hier z. B. der Tatsache, durch die eine Schadensersatzpflicht begründet werden soll.

<sup>136)</sup> vgl. RG. in JurW. Bd. 32 S. 384 Nr. 9 und RG. Bd. 8 S. 167, Bd. 10 S. 141, Bd. 15 S. 399, Bd. 29 S. 140.

<sup>137)</sup> Theorie der adäquaten Verursachung, die auch das Reichsgericht, wenn auch nicht ausdrücklich, anerkennt; vgl. v. Kries, Ueber den Begriff der objektiven Möglichkeit; Frank, Das StGB. für das Deutsche Reich



Rechtssinne ist also nur dann als vorhanden anzusehen, wenn die betreffende Tatsache unter normalen Verhältnissen — also abgesehen von etwa in concreto vorhandenen aussergewöhnlichen, besonderen Umständen — geeignet erscheint, den betreffenden Erfolg herbeizuführen. Ein bestimmter Erfolg muss also mit einer gewissen Regelmässigkeit aus einer bestimmten Bedingung zu erwarten sein, wenn diese als adäquate Ursache erscheinen soll. Ob im einzelnen Falle ein Unfall als die normalerweise mögliche Wirkung eines vorangegangenen Ereignisses zu gelten hat, hat der Richter nach freiem Ermessen gemäss § 287 ZPO. zu entscheiden.<sup>138)</sup>

Das Erfordernis des ursächlichen Zusammenhanges besteht nur zwischen Unfall und Betriebsäusserung des Kraftfahrzeuges, nicht zwischen dem Unfall und den dem Kraftfahrzeugbetriebe in concreto eigentümlichen Gefahren. Nach dem Reichshaftpflichtgesetze wird dieser Nachweis allerdings für diejenigen Fälle gefordert, welche ausserhalb der eigentlichen Beförderungstätigkeit der Eisenbahn in dem nur mittelbar mit dieser zusammenhängenden Betriebe liegen.<sup>139)</sup> Dies gilt jedoch nicht für das Kraftfahrzeuggesetz, da, wie oben ausgeführt, für dessen Anwendung nur die eigentliche Beförderungstätigkeit des Kraftfahrzeuges in Frage kommt.

Der erforderte Kausalzusammenhang zwischen Unfall und Betriebsäusserung ist nicht davon abhängig, dass die Betriebsstätigkeit des Fahrzeuges den Unfall unmittelbar hervorgerufen hat, d. h. dass eine körperliche Berührung zwischen dem Fahrzeuge und der verletzten Person oder Sache stattgefunden hat. Es genügt vielmehr zur Erzeugung des Kausalzusammenhanges schon eine mittelbare Einwirkung des Kraftfahrzeuges auf das beschädigte Objekt, indem das Kraftfahrzeug zunächst andere

§ 1 Anm. III; M. Rümelin, Die Anwendung der Kausalbegriffe im Straf- und Zivilrecht; Radbruch, Die Lehre von der adäquaten Verursachung.  
<sup>138)</sup> vgl. RG. in Eisenb. E. Bd. 3 S. 374; RG. v. 25. 3. 1907 in JurW. Bd. 36 S. 307 Nr. 8, v. 9. 12. 1907 in JurW. Bd. 37 S. 41 Nr. 16; RG. in Eisenb. E. Bd. 20 S. 122.

<sup>139)</sup> vgl. RG. v. 19. 11. 1906 in JurW. Bd. 36 S. 26 Nr. 27.

Kräfte in Bewegung setzt, welche dann ihrerseits unmittelbar oder auch wieder erst mittelbar den Unfall herbeiführen.<sup>140)</sup> In den Fällen der direkten mechanischen Einwirkung der Betriebstätigkeit des Kraftfahrzeuges auf den verletzten Körper oder die beschädigte Sache ist der ursächliche Zusammenhang stets gegeben und kann durch nichts unterbrochen werden. Es ist also für die Kausalität ganz unerheblich, welche Umstände das verletzte Objekt in das Gefahrenbereich des Kraftfahrzeuges gebracht und dadurch zu der Entstehung des Schadens mitgewirkt haben.<sup>141)</sup> Diese Umstände können den Kausalzusammenhang nie seiner rechtlichen Bedeutung entkleiden, wenn sie auch kraft positiver Vorschrift des Gesetzes eine Haftpflicht des Verletzenden ausschliessen können.<sup>142)</sup> Die mittelbare Einwirkung der Betriebstätigkeit des Kraftfahrzeuges auf das verletzte Objekt kann auch in einer Einwirkung auf die Psyche von Mensch und Tier bestehen, welche Handlungen auslöst, die dann ihrerseits erst den schädigenden Erfolg herbeiführen.<sup>143)</sup><sup>144)</sup> Obwohl hier der Zusammenhang zwischen Betriebsäusserung des Kraftfahrzeuges und Unfall erst durch eine Handlung des Verletzten oder eines Dritten hergestellt wird, ist doch ein ursächlicher Zusammenhang im Rechtssinne zwischen beiden Momenten

---

<sup>140)</sup> z. B. ein Kraftfahrzeug stösst gegen einen unbespannten Wagen, dieser rollt infolgedessen den Berg hinab und überfährt Menschen.

<sup>141)</sup> z. B. der Verunglückte hat sich im Wahnsinn, in Trunkenheit oder selbstmörderischer Absicht vor das Kraftfahrzeug geworfen oder ist in verbrecherischer Absicht von einem Dritten dorthin gestossen worden.

<sup>142)</sup> vgl. unten.

<sup>143)</sup> z. B. ein Mensch erschrickt vor einem herannahenden Kraftfahrzeuge und kommt bei dem Bestreben sich zu retten durch unüberlegtes Handeln zu Schaden, oder ein Pferd scheut vor einem vorbeifahrenden Kraftfahrzeuge und richtet dabei Schaden an; vgl. RG. v. 19. 3. 1900 in JurW. Bd. 29 S. 396 Nr. 18, v. 11. 12. 1905 in JurW. Bd. 35 S. 54 Nr. 5, v. 20. 9. 1906 in JurW. Bd. 35 S. 681 Nr. 2, v. 12. 5. 1892 in JurW. Bd. 25 S. 305 Nr. 34 und RG. Bd. 53 S. 114.

<sup>144)</sup> vgl. RG. v. 11. 4. 1906 in JurW. Bd. 35 S. 349 Nr. 7, v. 25. 3. 1907 in JurW. Bd. 36 S. 307 Nr. 8, v. 21. 11. 1907 in JurW. Bd. 37 S. 40 Nr. 15, v. 9. 12. 1907 in JurW. Bd. 37 S. 41 N. 16, v. 14. 4. 1908 in JurW. Bd. 37 S. 405 Nr. 5.

vorhanden. Denn eine den Unfall hervorrufende, nicht auf freier Willensbestimmung oder mindestens nicht auf kühler Ueberlegung beruhende Handlung des Verletzten oder Dritten muss als normalerweise mögliche Folge der Betriebsäusserung des Kraftfahrzeuges angesehen werden.<sup>145)</sup> Voraussetzung ist hierbei allerdings stets, dass durch die Betriebsäusserung des Kraftfahrzeuges tatsächlich eine Gefahr hervorgerufen worden ist, und dass das Verhalten des Verletzten oder Dritten nicht ein völlig abnormes, singuläres ist. — Aber auch dann, wenn die Handlung des Verletzten oder Dritten auf dessen freiem Willensentschluss beruht<sup>146)</sup>, kann ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Betriebsäusserung und Unfall durch sie vermittelt werden, vorausgesetzt, dass das Handeln des Verletzten oder Dritten nicht unvernünftig<sup>147)</sup> und aussichtslos ist, sondern dem eines verständigen Menschen in gleicher Lage entspricht.<sup>148)</sup>

Der Beweis des Kausalzusammenhanges liegt demjenigen ob, der einen Ersatzanspruch geltend macht.

#### § 4.

Wird bei dem Betriebe eines Kraftfahrzeuges ein Mensch getötet, der Körper oder die Gesundheit eines Menschen verletzt oder eine Sache beschädigt, so entsteht im Augenblick des Unfalles kraft Gesetzes zwischen dem Kraftfahrzeughalter und dem Verletzten ein Rechtsverhältnis des Inhaltes, dass der Halter des Fahrzeuges verpflichtet wird, dem Verletzten „den daraus“ — d. h. den aus dem Unfälle — „entstehenden Schaden“ zu ersetzen. Der Anspruch des Verletzten auf Entschädigung gründet sich also nicht lediglich auf die Tatsache des Unfalles,

<sup>145)</sup> vgl. RG. v. 4. 1. 1908 in JurW. Bd. 37 S. 106 Nr. 3.

<sup>146)</sup> z. B. es will jemand einen anderen aus einer Gefahr retten und kommt dabei selbst zu Schaden oder bringt dadurch einen Dritten zu Schaden.

<sup>147)</sup> z. B. es setzt jemand sein Leben aufs Spiel, um wertlose Sachen zu retten. Hier steht der Erfolg der Rettung ausser Verhältnis zu dem aufs Spiel gesetzten Lebensgut.

<sup>148)</sup> vgl. RG. v. 11. 4. 1906 in JurW. Bd. 35 S. 349 Nr. 7, v. 25. 3. 1907 in JurW. Bd. 36 S. 307 Nr. 8 und RG. Bd. 29 S. 120—123; RG. v. 2. 1. 1893 in Seufferts Arch. Bd. 48 S. 388; RG. in Eisenb. E. Bd. 20 S. 122.

sondern darauf, dass durch diesen ein Schaden verursacht worden ist.

Den Begriff des Schadens definiert M. R ü m e l i n<sup>149)</sup> als die einer bestimmten Person nachteilige Differenz zwischen dem Zustande, wie er in adäquatem Zusammenhange mit einem bestimmten Ereignis sich entwickelt hat, und dem Zustande, der ohne dieses Ereignis in ebensolcher Weise sich entwickelt haben würde. Der Schaden umfasst an und für sich also jeden Nachteil, den jemand an seinen Rechtsgütern erleidet, nicht nur den Nachteil am Vermögen im engeren Sinne, sondern auch den an anderen Lebensgütern immaterieller Art. Wie jedoch aus den §§ 10 ff., welche den Umfang des nach § 7 zu leistenden Schadensersatzes für den Fall der Tötung, der Körperverletzung und der Gesundheitsbeschädigung bestimmen, hervorgeht, ist nach dem Kraftfahrzeuggesetze nicht für jeden durch die Entziehung oder Beeinträchtigung des Lebens bzw. der Gesundheit entstandenen Schaden ein Ersatz zu leisten, sondern die Ersatzpflicht des Kraftfahrzeughalters bezieht sich nur auf ganz bestimmte Nachteile, welche der Eingriff in die fremde Rechtssphäre für die Vermögenslage des Verletzten zur Folge hat. Voraussetzung des Schadensersatzanspruches nach dem Gesetz v. 3. 5. 1909 ist also die Existenz eines Vermögensschadens; für immaterielle Nachteile<sup>150)</sup> wird auf Grund dieses Gesetzes nicht gehaftet.

Vermögensschaden ist der Unterschied in dem Vermögen einer Person, der zwischen dem Stande desselben nach dem schädigenden Ereignis und dem Stande besteht, den es haben würde, wenn das Ereignis nicht eingetreten wäre.<sup>151)</sup> Bei der Berechnung des Schadens ist also der Vergleich zweier Lagen notwendig, der durch das Ereignis geschaffenen und der ohne

---

<sup>149)</sup> In Krit. VSchr. Bd. 45 S. 196.

<sup>150)</sup> z. B. Schaden durch erlittene Schmerzen oder durch Verunstaltung des Körpers, soweit diese keine Vermögensnachteile zur Folge hat; vgl. § 847 BGB. und RG. Bd. 11 S. 61.

<sup>151)</sup> vgl. RG. Bd. 8 S. 224, Bd. 10 S. 51; RG. v. 27. 3. 1906 in JurW. Bd. 35 S. 332 Nr. 6.



dieses gedachten. Und zwar sind nicht nur die schädigenden, sondern auch die günstigen Wirkungen des Unfalles zu berücksichtigen; denn ein Ausserachtlassen der günstigen Wirkungen desselben bei der Berechnung des Schadens könnte zur Folge haben, dass der Geschädigte durch den Schadensersatz nicht nur entschädigt, sondern sogar bereichert würde. Dies ist aber nicht der Zweck des Gesetzes, der nur darauf geht, Ersatz für entstandenen Vermögensschaden zu schaffen. Der Ersatzpflichtige hat also das Recht, bei Berechnung des entstandenen Schadens die Berücksichtigung des dem Ersatzberechtigten durch den Unfall entstandenen Gewinnes zu verlangen<sup>152)</sup>, vorausgesetzt, dass Vorteil und Nachteil mit dem Unfall in ursächlichem Zusammenhange im Rechtssinne stehen.<sup>153)</sup>

Dieser Grundsatz der sogen. Vorteilsausgleichung (*compensatio lucri cum damno*)<sup>154)</sup> ist zwar im Kraftfahrzeuggesetz nicht ausdrücklich erwähnt, jedoch bestimmt die Begründung zu dem Entwurf von 1908<sup>155)</sup>, es solle mangels einer Sonderbestimmung bei den allgemeinen Grundsätzen des bürgerlichen Rechtes über die sogen. Vorteilsausgleichung verbleiben. Wenn auch diese Grundsätze im Bürgerlichen Gesetzbuch ebenfalls nicht ausdrücklich erörtert worden sind, so sind sie doch, wie die Motive<sup>156)</sup> sagen, von demselben anerkannt worden; der Gesetzgeber hat nur die Rechtsprechung darüber durch Einzelvorschriften nicht einengen wollen.

Wie schon erwähnt, begründet nach dem Kraftfahrzeuggesetz nicht jeder auf einem Betriebsunfall beruhende Vermögensschaden eine Ersatzpflicht. Das Gesetz hat vielmehr in §§ 10 u. 11 — in Anlehnung an §§ 3 und 3 a RHaftpflG. — die Nachteile, für welche Schadensersatz zu leisten ist, erschöpfend aufgezählt, und zwar in § 10 für den Fall der Tötung,

<sup>152)</sup> vgl. O e r t m a n n, Die Vorteilsausgleichung beim Schadensersatzanspruch; ferner RG. v. 27. 3. 1906 in JurW. Bd. 35 S. 332 Nr. 6.

<sup>153)</sup> vgl. RG. v. 4. 1. 1907 in JurW. Bd. 36 S. 133 Nr. 12; RG. Bd. 10 S. 51.

<sup>154)</sup> Eine nähere Ausführung der Vorteilsausgleichung liegt nicht im Rahmen dieser Arbeit.

<sup>155)</sup> vgl. dort S. 15.

<sup>156)</sup> vgl. Mot. z. dem Entw. eines BGB. Bd. 2 S. 18 f.

in § 11 für den Fall der Körper- bzw. Gesundheitsverletzung, während es für den dritten in § 7 Abs. 1 genannten Schadensfall, die Beschädigung einer Sache durch ein Kraftfahrzeug, keine besonderen Bestimmungen enthält. Das Gesetz hat damit — mit Ausnahme des Falles der Sachbeschädigung — den Begriff des Schadens gegenüber den allgemeinen Bestimmungen des bürgerlichen Rechtes<sup>157)</sup> auf die in §§ 10 und 11 genannten Kategorien von Vermögensnachteilen beschränkt.<sup>158)</sup>

§ 10 des Gesetzes lautet:

„Im Falle der Tötung ist der Schadensersatz durch Ersatz der Kosten einer versuchten Heilung sowie des Vermögensnachteiles zu leisten, den der Getötete dadurch erlitten hat, dass während der Krankheit seine Erwerbsfähigkeit aufgehoben oder gemindert oder eine Vermehrung seiner Bedürfnisse eingetreten war. Der Ersatzpflichtige hat ausserdem die Kosten der Beerdigung demjenigen zu ersetzen, dem die Verpflichtung obliegt, diese Kosten zu tragen.

Stand der Getötete zur Zeit der Verletzung zu einem Dritten in einem Verhältnisse, vermöge dessen er diesem gegenüber kraft Gesetzes unterhaltspflichtig war oder unterhaltspflichtig werden konnte, und ist dem Dritten infolge der Tötung das Recht auf Unterhalt entzogen, so hat der Ersatzpflichtige dem Dritten insoweit Schadensersatz zu leisten, als der Getötete während der mutmasslichen Dauer seines Lebens zur Gewährung des Unterhalts verpflichtet gewesen sein würde. Die Ersatzpflicht tritt auch dann ein, wenn der Dritte zur Zeit der Verletzung erzeugt, aber noch nicht geboren war”.

§ 11 bestimmt:

„Im Falle der Verletzung des Körpers oder der Gesundheit ist der Schadensersatz durch Ersatz der Kosten der Heilung sowie des Vermögensnachteils zu leisten,

---

<sup>157)</sup> vgl. BGB. §§ 842 ff.

<sup>158)</sup> vgl. analog RG. Bd. 39 S. 35.

den der Verletzte dadurch erleidet, dass infolge der Verletzung zeitweise oder dauernd seine Erwerbsfähigkeit aufgehoben oder gemindert oder eine Vermehrung seiner Bedürfnisse eingetreten ist.“

Ein anderer als der in diesen Paragraphen genannte Schaden kann auf Grund dieses Gesetzes nicht geltend gemacht werden; denn in Rücksicht auf die Stellung desselben als Spezialrechtsnorm ist bei der genauen Begrenzung des zu leistenden Ersatzes nach der Person des Berechtigten und nach Art und Umfang des Schadensersatzes durch dieses Gesetz eine ergänzende Anwendung der Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches ausgeschlossen.

Das Gesetz v. 3. 5. 1909 geht bei der Feststellung des Schadens von dem allgemeinen Grundsatz des bürgerlichen Rechtes aus, dass der Schaden sowohl den direkten Verlust (*damnum emergens*)<sup>159)</sup> als auch das Ausbleiben eines nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge oder nach den besonderen Umständen, insbesondere nach den getroffenen Anstalten und Vorkehrungen mit Wahrscheinlichkeit zu erwartenden Gewinnes (*lucrum cessans*)<sup>160)</sup> umfasst. Wie sich aus den allgemeinen Regeln des bürgerlichen Rechtes weiter ergibt, ist der Umfang des Schadens subjektiv und individuell zu bestimmen. Bei seiner Feststellung kann nicht als Masstab zugrunde gelegt werden, welche schädlichen Folgen das schädigende Ereignis im allgemeinen mit sich zu bringen pflegt und wie man durchschnittlich diese Folgen abschätzt. Entscheidend ist vielmehr, welche schädlichen Folgen sich tatsächlich im konkreten Falle an das Ereignis knüpfen und wie hoch diese Folgen mit Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse der geschädigten Person abzuschätzen sind. Das Interesse des Geschädigten ist also der Gegenstand des Schadens-

---

<sup>159)</sup> hier: Heilungskosten, Beerdigungskosten, Vermögensnachteile durch Vermehrung der Bedürfnisse während der Krankheit.

<sup>160)</sup> hier: Vermögensnachteile aus der geminderten oder verlorenen Erwerbsfähigkeit bzw. für die Unterhaltsberechtigten aus dem Verlust des Rechtes auf Unterhalt.

ersatzanspruches. Die Bestimmung der Grösse des entstandenen Schadens ist freiem richterlichen Ermessen überlassen.<sup>161)</sup>

In §§ 10 und 11 des Gesetzes liegt nicht etwa eine Präsumtion für das Vorhandensein der dort genannten Vermögensnachteile, sondern diese müssen zur Entstehung eines Schadensersatzanspruches tatsächlich eingetreten sein. Der Beweis dafür liegt dem Ersatzfordernden ob.

1. Der Schaden umfasst<sup>162)</sup> im Falle der Tötung nach § 10 des Gesetzes:

a) die Kosten einer versuchten Heilung.

Als solche sind diejenigen besonderen Aufwendungen anzusehen, welche nach einem Eingriff in die Integrität des Körpers zum Zweck der Erhaltung des Lebens, der Wiederherstellung der Gesundheit, der Besserung des Krankheitszustandes, der Vermeidung weiterer Verschlechterung der Unfallsfolgen oder zur Linderung der Schmerzen gemacht worden sind.<sup>163)</sup> Es ist also gleichgültig, ob eine völlige Heilung erreicht worden ist oder auch nur zu erwarten war oder nicht. Der Schadensersatz und damit auch der Schaden umfasst nur die notwendigen und den Verhältnissen des Verletzten angemessenen Heilungskosten, die in einem vernünftigen Verhältnis zu dem zu erwartenden Erfolge stehen.<sup>164)</sup>

b) Zu dem Schaden im Falle der Tötung gehört weiter der Vermögensnachteil, den der Getötete<sup>165)</sup> dadurch erlitten hat, dass während der Krankheit seine Erwerbsfähigkeit aufgehoben oder gemindert worden ist.

<sup>161)</sup> vgl. § 287 ZPO.

<sup>162)</sup> Von einer eingehenden Kasuistik der einzelnen Fälle muss im Rahmen dieser Arbeit abgesehen werden.

<sup>163)</sup> vgl. Eger, RHaftpflG. S. 329 und RG. v. 4. 7. 1907 im Recht 11. Jahrg. S. 1082 Nr. 2643; RG. in JurW. Bd. 34 S. 443 Nr. 29; RG. Bd. 65 S. 163; RG. in Eisenb. E. Bd. 23 S. 300, Bd. 5 S. 79.

<sup>164)</sup> vgl. Eger, RHaftpflG. S. 331 und RG. in Eisenb. E. Bd. 5 S. 79.

<sup>165)</sup> Dritte Personen, welche einen Schaden neben dem Verletzten erlitten haben — z. B. brotlos gewordene Arbeiter desselben — können auf Grund dieses Gesetzes keinen Anspruch auf Ersatz des Erwerbsausfalles geltend machen.



Voraussetzung für die Entstehung dieses Schadens ist also das Vorhandensein der Erwerbsfähigkeit des Verletzten, wenn der Unfall nicht geschehen wäre.<sup>166)</sup> Unter der Erwerbsfähigkeit eines Menschen versteht man seine Fähigkeit, durch Betätigung seiner körperlichen und geistigen Kräfte rechtmässig eine erlaubte, gewinnbringende, seinen Kräften und seiner sozialen Stellung angemessene Tätigkeit auszuüben, sei es allein, sei es mit Hilfe anderer Menschen oder maschineller Kräfte und Werkzeuge, mit oder ohne wissenschaftliche oder technische Vorbildung. Die Aufhebung oder Minderung dieser Fähigkeit ist für dieses Gesetz nur dann von Bedeutung, wenn sie einen Vermögensnachteil zur Folge hat, d. h. wenn der Verletzte die verlorene Arbeitskraft im Falle seiner Unverletztheit tatsächlich zum Erwerbe ausgenützt<sup>167)</sup> und den Ertrag seiner Arbeit selbst genossen haben würde.<sup>168)</sup>

Die Höhe des Schadens berechnet sich nicht nach dem augenblicklichen Werte der Erwerbsfähigkeit oder der Erwerbstätigkeit zur Zeit des schädigenden Ereignisses, denn der Verletzte braucht zu dieser Zeit überhaupt noch gar nicht erwerbsfähig zu sein oder von seiner Erwerbsfähigkeit gerade keinen Gebrauch zu machen. Die Schadenshöhe bestimmt sich vielmehr danach, was der Verletzte verdient haben würde, wenn er den Unfall nicht erlitten hätte.<sup>169)</sup><sup>170)</sup> Hat der Verletzte zur Zeit des Unfalles eine Erwerbstätigkeit nicht ausgeübt, so kommt es darauf an, ob mit Gewissheit oder mindestens mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, dass er später von seiner Erwerbsfähigkeit Gebrauch gemacht haben würde.<sup>171)</sup> Bei der

---

<sup>166)</sup> vgl. RG. in Eisenb. E. Bd. 2 S. 352.

<sup>167)</sup> vgl. JurW. Bd. 34 S. 314 Nr. 12; RG. Bd. 47 S. 88; RG. v. 5. 3. 1908 in JurW. Bd. 37 S. 273 Nr. 8.

<sup>168)</sup> Dieser darf also nicht direkt einem anderen zufließen, wie es z. B. der Fall ist, wenn ein Hauskind ohne Entgelt für seine Eltern arbeitet.

<sup>169)</sup> vgl. RG. in Eisenb. E. Bd. 24 S. 371; RG. v. 5. 3. 1908 in JurW. Bd. 57 S. 273 Nr. 8; RG. in Eisenb. E. Bd. 25 S. 164.

<sup>170)</sup> Hierbei ist auch z. B. eine zu erwartende Erhöhung des Erwerbes zu berücksichtigen; vgl. RG. in Eisenb. E. Bd. 25 S. 164, Bd. 5 S. 79.

<sup>171)</sup> vgl. Eger, RHaftpflG. S. 337, 340.

Feststellung der Höhe des Schadens sind die gesamten Lebensverhältnisse des Verletzten, sein Gesundheitszustand, seine bisherige Erwerbstätigkeit sowie alle Umstände zu berücksichtigen, welche künftig seine Erwerbsfähigkeit und ihr wirtschaftliches Ergebnis beeinflusst haben würden.<sup>172)</sup> Die Art des bisherigen Erwerbes ist irrelevant, nur darf er nicht rein zufällig<sup>173)</sup> und nicht unerlaubt sein<sup>174)</sup>, da solchen Erwerben Rechtsschutz nicht gewährt werden soll. Während im Falle des § 11<sup>175)</sup> der zu ersetzende Vermögensnachteil die Zeit der Erwerbsunfähigkeit auch überdauern kann<sup>176)</sup>, verlangt § 10, dass der Vermögensnachteil durch Aufhebung bzw. Minderung der Erwerbsfähigkeit „während der Krankheit“ entstanden ist; denn das Gesetz geht hier davon aus, dass die Krankheit zum Tode des Verletzten geführt hat.<sup>177)</sup> Der Schaden besteht bei gänzlicher Aufhebung der Erwerbsfähigkeit in dem vollen Betrage, den der Verletzte im Falle der Unverletztheit verdient haben würde, im Falle der Minderung der Erwerbsfähigkeit in der Differenz zwischen diesem Betrage und demjenigen, den der Verletzte unter Ausnutzung des ihm gebliebenen Restes von Erwerbsfähigkeit noch verdienen kann, gleichgültig ob er wirklich arbeitet und verdient. Nur muss der Rest der Arbeitsfähigkeit auf dem Arbeitsmarkte überhaupt noch einen Wert besitzen.<sup>178)</sup> Ob dem Verletzten nach seinem Stande und seinen Erwerbsverhältnissen die Uebernahme einer für den Rest seiner Kräfte geeigneteren Tätigkeit zuge-

<sup>172)</sup> Darunter fällt z. B. für einen Kaufmann Konjunktur und Konkurrenz.

<sup>173)</sup> z. B. in Geschenken, Spielgewinnen, wohl aber in regelmässig erworbenen und üblichen Trinkgeldern und erlaubttem Nebenverdienst der Beamten bestehen; vgl. R.G. Bd. 7 S. 112.

<sup>174)</sup> z. B. aus unerlaubtem gewerbsmässigem Glücksspiel, Gewerbsunzucht, gewerbsmässiger Kuppelei herrühren.

<sup>175)</sup> vgl. unten.

<sup>176)</sup> z. B. wenn jemand infolge vorübergehender, durch den Unfall verursachter Erwerbsunfähigkeit seine Erwerbsstellung verloren hat und eine solche nach wiederhergestellter Erwerbsfähigkeit zeitweilig nicht findet.

<sup>177)</sup> vgl. die Worte „Kosten einer v e r s u c h t e n Heilung“. Das Gesetz übersieht dabei die Fälle, in denen nach zeitweilig wiederhergestellter Gesundheit und Erwerbsfähigkeit ein tödlicher Rückfall eintritt.

<sup>178)</sup> vgl. R.G. in Eisenb. E. Bd. 9 S. 144, Bd. 16 S. 161, Bd. 3 S. 108.

mutet werden kann, liegt in der Entscheidung des Richters nach freiem Ermessen.<sup>179)</sup> In der Regel liegt eine Verpflichtung zum Erlernen einer neuen Erwerbsart einem beruflich vorgebildeten Verletzten nicht ob<sup>180)</sup>, andererseits muss er aber von einer sich ihm bietenden Möglichkeit Gebrauch machen, durch eine andere, seiner Vorbildung, seinem Stande und seinen sonstigen Verhältnissen entsprechende Tätigkeit Erwerb zu finden.

c) Ferner umfasst der Schaden eine Vermehrung der Bedürfnisse des Verletzten.

Unter einer solchen sind alle durch die zunächst erfolgte Erkrankung veranlassten, zur Befriedigung des persönlichen Bedarfs des Erkrankten und zur Erleichterung seines Leidens dienenden besonderen notwendigen Aufwendungen zu verstehen, auch wenn sie nicht den Zweck haben, die Heilung herbeizuführen oder zu fördern.<sup>181)</sup> Für das Mass der Vermehrung der Bedürfnisse sind der Zustand des Verletzten und seine soziale Stellung massgebend.

d) Das Gesetz rechnet ferner auch die Beerdigungskosten zu dem entstandenen Schaden.

In dieser Allgemeinheit erscheint dies nicht logisch; denn die Schadensfolge des Unfalles ist nicht, dass die Beerdigungskosten überhaupt entstanden sind, sondern nur dass sie früher entstanden sind, als dies ohne den Unfall geschehen sein würde. Der eigentliche Schaden besteht also nur in dem Betrage der Zwischenzinsen der Beerdigungskosten.<sup>182)</sup> Das Gesetz ist jedenfalls bei Aufnahme der Beerdigungskosten unter den zu ersetzenden Schaden von Fällen ausgegangen, in denen sie in-

---

<sup>179)</sup> vgl. RG. Bd. 53 S. 48; RG. in Eisenb. E. Bd. 20 S. 129.

<sup>180)</sup> vgl. RG. Bd. 14 S. 25; RG. in Eisenb. E. Bd. 20 S. 129, Bd. 24 S. 244.

<sup>181)</sup> Darunter fallen z. B. Aufwendungen für besondere Pflege und Bedienung, Wohnung, Kleidung, Bandagen, Kost, für besondere Apparate und Instrumente (Krücken, künstliche Glieder, Fahrstühle usw.) sowie dauernde ärztliche Behandlung usw. Auch die Heilungskosten gehören begrifflich zu den vermehrten Bedürfnissen, wenn sie auch in einem besonderen Titel erwähnt sind.

<sup>182)</sup> So auch Reindl, RHftpfliG. S. 136.

folge des Unfalles einem anderen<sup>183)</sup> zur Last fallen als demjenigen, der sie zu tragen gehabt hätte, wenn der Verletzte eines natürlichen Todes gestorben wäre. In diesen Fällen bedeutet allerdings das Entstehen der Beerdigungskosten für den zu ihrem Tragen Verpflichteten einen Schaden. Das Gesetz hat nun offenbar mit Rücksicht auf die Ungleichartigkeit aller denkbaren Fälle die einheitliche Regelung des Ersatzes der Beerdigungskosten für zweckmässig erachtet.

Der Umfang der zu erstattenden Beerdigungskosten bestimmt sich nach den Grenzen der Verpflichtung des an sich<sup>184)</sup> zur Tragung derselben Verpflichteten<sup>185)</sup>.

e) Endlich umfasst der Schaden gemäss § 10 Abs. 2 den Verlust des Rechtes auf Unterhalt für den Unterhaltsberechtigten.

Voraussetzung für diesen Schaden ist in erster Linie, dass zur Zeit der Verletzung ein Verhältnis zwischen dem Getöteten und einem Dritten bestand, vermöge dessen der Getötete dem Dritten kraft Gesetzes unterhaltspflichtig war oder werden konnte.<sup>186)</sup> Ein Unterhaltsrecht, das aus einem später entstandenen Verhältnisse entstammt<sup>187)</sup>, kann, wenn es durch den Tod des Unterhaltspflichtigen erlischt, nicht als Grundlage eines Schadensersatzanspruchs aus diesem Gesetze dienen. Nur eine Ausnahme macht das Gesetz von diesem Grundsatz, nämlich zugunsten des nasciturus, der zur Zeit der Verletzung von der Mutter empfangen, aber noch nicht geboren war.<sup>188)</sup> Dieses Kind kann nach seiner Geburt Schadensersatz wegen des durch den Tod seines Vaters ihm entzogenen Unterhaltes fordern.<sup>189)</sup> Darauf, ob der Verletzte seine Unterhaltspflicht zur

---

<sup>183)</sup> Sei es auf Grund Gesetzes oder Vertrages.

<sup>184)</sup> D. h. wenn der Kraftfahrzeughalter nicht ersatzpflichtig wäre.

<sup>185)</sup> vgl. z. B. § 1968 verb. mit § 1610 BGB., nach welchem der Erbe den Erblasser standesgemäss, d. h. dem Stande des Erblassers entsprechend, beerdigen zu lassen hat.

<sup>186)</sup> vgl. RG. Bd. 33, S. 281.

<sup>187)</sup> z. B. gegenüber der Ehefrau aus einer späteren Heirat.

<sup>188)</sup> vgl. § 10 Abs. 2 Satz 2 und Mot. z. BGB. Bd. 2 S. 780.

<sup>189)</sup> Es gilt also auch hier der Satz: nasciturus pro jam nato habetur, quondam de commodis ejus agitur.



Zeit der Verletzung gekannt hatte oder nicht, ob er sie anerkannt oder bestritten hatte, kommt nichts an. Nur das tatsächliche Bestehen ist massgebend. Das Unterhaltsrecht muss kraft Gesetzes aus dem zwischen dem Getöteten und dem Dritten bestehenden Verhältnisse entstanden sein. Als Verhältnisse, welche gesetzlich ein Recht auf Unterhalt begründen können, kommen hier in Betracht: das Recht des Ehegatten (vgl. BGB. §§ 1360, 1578, 1579, 1351), des in gewissem Grade Verwandten (vgl. BGB. §§ 1601, 1703, 1719, 1736, 1757), des unehelichen Kindes gegenüber seinem Vater (vgl. BGB. § 1708), der ausserehelich Geschwängerten gegenüber dem Schwängerer (vgl. BGB. § 1715). Auf Vertrag beruhende Unterhaltsrechte begründen also keine Schadensersatzforderung, geschweige denn ein auf Liberalitätsakt beruhender, ohne jede Rechtspflicht gewährter Unterhalt.

Dieses Unterhaltsrecht braucht, wie sich aus dem Wortlaute des Gesetzes „unterhaltspflichtig werden konnte“ ergibt, zur Zeit des Unfalles noch gar nicht existent geworden zu sein, sondern kann zu dieser Zeit noch von weiteren, erst später eintretenden Voraussetzungen abhängig sein.<sup>190)</sup> Nur das Verhältnis, aus dem das Recht auf Unterhalt beim Fortleben des Getöteten durch Hinzutreten der weiter erforderlichen Umstände hätte entstehen können, muss zur Zeit des Unfalles vorhanden sein.

Die zum Ersatz verpflichtende Schädigung besteht in der Entziehung des Rechtes auf Unterhalt, nicht in der Entziehung des Unterhaltes selbst. Es ist demnach für das Entstehen des Ersatzanspruches gleichgültig, ob der Unterhaltsberechtigte tatsächlich vom Getöteten Unterhalt bezogen hat, ja sogar, ob das Unterhaltsrecht überhaupt zur Zeit des Todes des Unterhaltspflichtigen schon zur Entstehung gelangt war. Nur die Geltendmachung eines

---

<sup>190)</sup> z. B. der Bedürftigkeit des Berechtigten (vgl. BGB. §§ 1360 Abs. 2 1602 Abs. 1), der Leistungsfähigkeit des Verpflichteten (vgl. BGB. § 1603 Abs. 1), dem Vorhandensein oder Fehlen eines näher Verpflichteten (vgl. BGB. § 1606); vgl. Mot. z. BGB. Bd. 2 S. 781 ff.

Anspruches auf Leistung eines Schadensersatzes<sup>191)</sup> nach § 10 Abs. 2 des Gesetzes setzt voraus, dass das Recht auf den Unterhalt zur Zeit der Geltendmachung des Ersatzanspruchs im Falle des Fortlebens des Getöteten tatsächlich begründet gewesen wäre.<sup>192)</sup> Ein Schadensersatz ist stets erst von dem Zeitpunkt an zu leisten, in dem der Getötete tatsächlich unterhaltspflichtig geworden wäre, da in diesem Zeitpunkte der Vermögensschaden erst existent geworden ist. Der Beweis dafür, dass zur Zeit der Geltendmachung des Schadensersatzanspruches alle Umstände<sup>193)</sup> vorhanden sind, durch welche die Entstehung des Unterhaltsrechts gesetzlich bedingt ist, liegt dem Ersatzfordernden ob. Er muss aber alle die Einwendungen des Ersatzpflichtigen aus der Person des Getöteten gegen sich gelten lassen, die dem Getöteten dem Unterhaltsanspruche gegenüber zugestanden hätten.<sup>194)</sup>

Das Recht auf den Unterhalt muss dem Ersatzfordernden entzogen sein, d. h. es muss erloschen, untergegangen sein, und zwar muss die Entziehung die kausale Folge der Tötung sein. Mit dem Tode des Unterhaltspflichtigen erlischt allerdings im allgemeinen das Recht auf Unterhalt. Wo das Gesetz aber ausdrückliche Ausnahmen kennt, in denen die Unterhaltspflicht passiv vererblich ist, entsteht dem Unterhaltsberechtigten aus dem Tode des Unterhaltspflichtigen an sich noch keine Schadensersatzforderung, es sei denn, dass der Nachlass bzw. eventuell das Vermögen des Erben zur Befriedigung des Unterhaltsan-

---

<sup>191)</sup> Nicht aber die Feststellung des Bestehens eines Schadensersatzanspruches.

<sup>192)</sup> Es wird also scharf unterschieden zwischen der Zeit des Unfalles, der Zeit des Todes und der der Geltendmachung des Ersatzanspruches.

<sup>193)</sup> Natürlich mit Ausnahme des Lebens des Unterhaltspflichtigen.

<sup>194)</sup> z. B. dass der Getötete bei Berücksichtigung seiner sonstigen Verpflichtungen ausserstande sei, ohne Gefährdung des eigenen Unterhaltes den verlangten Unterhalt zu gewähren (vgl. § 1603 BGB. und RG. v. 14. 5. 1906 in JurW. Bd. 35 S. 438 Nr. 27), oder z. B. dass nach der vom Gesetz geordneten Reihenfolge der Unterhaltspflichtigen vor dem Getöteten erst ein anderer in Anspruch genommen werden müsste (vgl. §§ 1606—1608 BGB.).

spruches infolge des Erlöschens der Einnahmequellen des Getöteten nicht mehr ausreicht.<sup>195)</sup>

Der durch den Verlust des Unterhaltsrechtes dem Berechtigten entstandene Schaden bestimmt sich in seinem Umfange sowohl nach dem Mass der Leistungen, welche von dem an sich Unterhaltspflichtigen (d. i. dem Getöteten) selbst hätten gefordert werden können, als auch danach, wie lange dieser während der mutmasslichen Dauer seines Lebens zur Gewährung des Unterhaltes verpflichtet gewesen sein würde. Zur Feststellung dieser Zeit ist, da der praktisch wichtigste Fall des Erlöschens des Unterhaltsrechtes der Tod des Verpflichteten ist<sup>196)</sup>, dessen mutmassliche Lebensdauer unter Berücksichtigung seines Alters, seines Gesundheitszustandes vor dem Unfalle, seines Berufes und seiner Lebensverhältnisse (Lebensbedingungen und Lebensgewohnheiten) abzuschätzen. Der Zeitpunkt des natürlichen Todes ist hierbei unter allen Umständen die äusserste zeitliche Begrenzung der Schadensersatzpflicht, auch wenn die Tötung noch weitergehende Schadensfolgen haben sollte.<sup>197)</sup>

Weiter sind bei der Berechnung des Umfanges des Schadens alle Umstände in Betracht ziehen, welche den Unterhaltsanspruch vorzeitig hätten hinfällig machen können.<sup>198)</sup>

2. Der durch einen Betriebsunfall entstehende Schaden umfasst im Falle der Körperverletzung und Gesundheitsbeschädigung nach § 11 des Gesetzes:

a) Den Ersatz der Heilungskosten<sup>199)</sup>,

---

<sup>195)</sup> vgl. RG. in Eisenb. E. Bd. 24 S. 287.

<sup>196)</sup> vgl. BGB. § 1615.

<sup>197)</sup> Es kann z. B. eine Beamtenwitwe noch weiter dadurch geschädigt sein, dass sie durch den früheren Tod ihres Mannes eine geringere Witwenpension erhält; vgl. RG. v. 25. 6. 1906 in JurW. Bd. 35 S. 570 Nr. 42.

<sup>198)</sup> z. B. Aufhören der Bedürftigkeit des Berechtigten, Wegfall der Fähigkeit, Unterhalt zu gewähren, durch die vermutlich eintretende eigene Notdurft, Erreichung des 16. Lebensjahres des unehelichen Kindes (vgl. § 1708 BGB.).

<sup>199)</sup> vgl. oben unter 1 a.

b) den Vermögensschaden infolge der Beeinträchtigung der Erwerbsfähigkeit<sup>200)</sup>,

c) den Vermögensschaden infolge der Vermehrung der Bedürfnisse.<sup>201)</sup>

Diese Schadensarten hätten nur hier in § 11 erwähnt zu werden brauchen, da die sich auf diesen Paragraphen gründenden Ersatzansprüche des Verletzten im Falle seines Todes aktiv ererblich sind. Eine nochmalige Aufzählung derselben in § 10 ist Pleonasmus. Die kleinen Abweichungen im Wortlaut des § 11 gegen den des § 10 (z. B. „Kosten der Heilung“ statt „Kosten einer versuchten Heilung“ und „infolge der Verletzung“ statt „während der Krankheit“) sind dem Reichshaftpflichtgesetze nachgebildet und bedingen keinen erheblichen sachlichen Unterschied.

3. Im Gegensatz zu dem durch Verletzung oder Tötung eines Menschen entstandenen Schaden hat das Gesetz v. 3. 5. 1909 den Begriff des *Sachschadens* nicht auf bestimmte Kategorien von Unfallsfolgen beschränkt. Der Umfang des durch Sachbeschädigung hervorgerufenen Schadens bestimmt sich demnach mangels besonderer Vorschriften des Spezialgesetzes nach den allgemeinen Grundsätzen des bürgerlichen Rechts<sup>202)</sup>.

### § 5.

Der Schaden, dessen Ersatz aus § 7 des Gesetzes gefordert wird, muss durch die Tötung, die Verletzung des Körpers oder der Gesundheit eines Menschen oder durch die Beschädigung einer Sache entstanden sein. Es wird also nicht schlechthin für jeden aus einem Automobilunfall entstehenden Schaden gehaftet.

Die Worte „den daraus entstehenden Schaden“ bezeichnen das Erfordernis des kausalen Zusammenhanges zwischen dem Eingriff in die fremde Rechtssphäre und dem eingetretenen

---

<sup>200)</sup> vgl. oben unter 1 b.

<sup>201)</sup> vgl. oben unter 1 c.

<sup>202)</sup> Auf diese einzugehen liegt nicht im Rahmen dieser Arbeit.



Schaden. Es muss also zwischen dem Verhalten des Ersatzpflichtigen und der Verschlechterung der Lage des Ersatzberechtigten ein Verhältnis von Ursache und Wirkung bestehen. Nur wenn dies der Fall ist, wofür dem Verletzten der Beweis obliegt<sup>203)</sup>, besteht eine Schadensersatzpflicht. Es sind auch hier die Grundsätze über die Kausalität zu beachten. Diese wird demnach nicht dadurch ausgeschlossen, dass möglicherweise der Schaden auch auf andere Art hätte eintreten können; sie wird nur dann ausgeschlossen, wenn er unter allen Umständen auch ohne die ihn jetzt bewirkende Handlung eintreten musste. Das Mitwirken anderer Umstände<sup>204)</sup> bei der Gestaltung der Nachteile schliesst an sich die kausale Bedeutung des Unfalles für den Schaden nicht aus. Hat der Unfall z. B. infolge des krankhaften Zustandes des Verletzten vor dem Unfall schwerere Folgen für die Gesundheit und Erwerbsfähigkeit, als es bei Vorhandensein normaler Gesundheit der Fall gewesen wäre, so ist der Unfall für die eingetretene Verschlimmerung des Gesundheitszustandes kausal. Die Schadensersatzpflicht des Halters geht aber nur so weit, als der Nachteil eine Folge des Unfalles ist, also nur so weit, als die nachträgliche Verschlimmerung nicht nach der naturgemässen Weiterentwicklung der Krankheit auch ohne den Unfall eingetreten sein würde.<sup>205)</sup> Ist daher der eingetretene Erfolg z. B. früher, als dies in der naturgemässen Entwicklung des durch den Unfall hervorgerufenen Nachteiles lag, eingetreten, so hat der Halter nur verhältnismässige Entschädigung, und zwar insoweit zu leisten, als der an sich auch ohne den Unfall eintretende Erfolg durch diesen beschleunigt worden ist.<sup>206)</sup> Nur so weit geht der Kausalzusammenhang zwischen Unfall und Schaden.

Der Unfall ist auch für Verschlimmerungen, welche durch spätere, nach dem Unfall hinzukommende Umstände herbei-

---

<sup>203)</sup> vgl. R.G. Bd. 29 S. 120.

<sup>204)</sup> z. B. der individuellen Verhältnisse des Betroffenen.

<sup>205)</sup> vgl. R.G. v. 11. 10. 1906 in JurW. Bd. 35 S. 739 Nr. 7.

<sup>206)</sup> vgl. R.G. Bd. 6 S. 1.

geführt werden, als kausal anzusehen, wenn diese Umstände selbst sich als generell mögliche, nicht völlig abgelegene und singuläre, sondern dem normalen Verlauf entsprechende, d. h. als adäquate Folgen des Unfalles darstellen.<sup>207)</sup> Der objektive ursächliche Zusammenhang erfordert nur, dass die verletzende Handlung und deren endgültige Wirkung durch eine ununterbrochene Kette von aus dem Unfall normalerweise folgenden Tatsachen verknüpft sind. Die verbindenden Glieder müssen dabei insoweit zu erkennen sein, dass das Dazwischentreten eines dem bisherigen Verlaufe fremden Kausalitätsmomentes ausgeschlossen erscheint.<sup>208)</sup> Nur ungewöhnliche, ausser der Berechnung liegende Vorkommnisse, welche die Folgen des Unfalles ungünstig beeinflussen, haben selbst als mitwirkende Ursache zu gelten.<sup>209)</sup> Beruht also eine Verschlimmerung des durch den Kraftfahrzeugunfall hervorgerufenen Zustandes auf dem Hinzukommen neuer Umstände, welche selbst in keinem ursächlichen Zusammenhang mit dem Unfall stehen, so kann der Kausalzusammenhang zwischen dem Unfall und seinen Folgen sogar gänzlich aufgehoben werden, wenn nämlich das neue Ereignis diese Folgen ebenfalls ursächlich trägt.<sup>210)</sup>

Der Schaden braucht nicht zeitlich unmittelbar dem Unfall zu folgen bzw. sofort nach diesem in Erscheinung zu treten; nur muss, wenn er später eintritt, eine ununterbrochene Kette von Folgeerscheinungen, welche ihn mit dem Unfall verbindet, erkennbar sein. Aus den Grundsätzen über die adäquate Verursachung ergibt sich ferner, dass es gleichgültig ist, ob der Schaden durch den Unfall unmittelbar oder nur mittelbar hervorgerufen ist.<sup>211)</sup>

---

<sup>207)</sup> z. B. Tod bei Operation zur Behebung der durch den Unfall verursachten Körperverletzung; vgl. auch RG. Bd. 66 S. 407.

<sup>208)</sup> vgl. RG. in JurW. Bd. 29 S. 396 Nr. 18; RG. v. 2. 10. 1903 in JurW. Bd. 32 S. 384 Nr. 9.

<sup>209)</sup> vgl. RG. Bd. 66 S. 407.

<sup>210)</sup> Es wird z. B. jemand, der bei einem Kraftfahrzeugunfall einen Arm eingebüsst hat, durch Blitzschlag gänzlich gelähmt.

<sup>211)</sup> vgl. das Beispiel bei v. D a m m, Gesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen § 7 Anm. 13: Ein Dreschmaschinenbesitzer hat sich gegen Kon-

## Viertes Kapitel.

### Die negativen Voraussetzungen der Haftpflicht des Kraftfahrzeughalters.

Das Vorhandensein der in § 7 Abs. 1 des Gesetzes aufgeführten Voraussetzungen ist zur Begründung der Haftpflicht des Kraftfahrzeughalters erforderlich und genügend. Trotz ihres Vorhandenseins kann aber kraft positiver Gesetzesvorschrift die Haftpflicht auf Grund gewisser Tatsachen zessieren. Diese Ausschlussgründe (negative Voraussetzungen) der Haftung des Kraftfahrzeughalters hat das Gesetz ausdrücklich aufgezählt. Als Entlastungstatsachen sind sie einredeweise geltend zu machen, d. h. der in Anspruch genommene Fahrzeughalter hat ihr Vorhandensein zu beweisen, wenn er sich von der nach § 7 Abs. 1 begründeten Haftpflicht befreien will.<sup>212)</sup> Klagegrund, also vom Ersatzfordernden zu beweisen, sind nur die im § 7 Abs. 1 genannten Tatsachen.

#### § 1.

Nach § 7 Abs. 2 des Gesetzes ist die Ersatzpflicht ausgeschlossen, wenn der Unfall durch ein unabwendbares Ereignis verursacht wird, das weder auf einem Fehler in der Beschaffenheit des Fahrzeuges noch auf einem Versagen seiner Vorrichtungen beruht.

Zunächst rein formell betrachtet, hat das Gesetz absichtlich die Verwendung des Begriffes „höhere Gewalt“, den z. B.

---

ventionalstrafe verpflichtet, zu einer gewissen Zeit bei einem Gutsbesitzer zu dreschen. Seine Dreschmaschine wird unterwegs bei einem Kraftfahrzeugunfall derartig beschädigt, dass er den Dreschbetrieb zur rechten Zeit nicht aufnehmen kann und daher die Konventionalstrafe zahlen muss.

<sup>212)</sup> vgl. RG. in Eisenb.E. Bd. 1 S. 210, Bd. 8 S. 51, Bd. 19 S. 148, Bd. 21 S. 32 und RG v. 14. 5. 1906 in JurW. Bd. 35 S. 437 Nr. 26, v. 8. 6. 1906 in JurW. Bd. 35 S. 481 Nr. 46.

das diesem Gesetz in so vielen Beziehungen vorbildliche Reichshaftpflichtgesetz gebraucht, vermieden und an seiner Stelle den in der Gesetzessprache gänzlich neuen Begriff „unabwendbares Ereignis“ eingeführt. Aus den Gesetzgebungsverhandlungen<sup>213)</sup> geht hervor, dass dies geschehen ist, um die Anwendbarkeit der zu weitgehenden Rechtsprechung des Reichsgerichtes über den Begriff „höhere Gewalt“ auszuschliessen.

Die Begriffe „höhere Gewalt“ und „unabwendbares Ereignis“ sind eng miteinander verwandt. Eine Legaldefinition des Begriffes der *höheren Gewalt* ist in keinem Gesetze enthalten, denn eine solche in abstracto aufzustellen, erscheint schon deshalb unmöglich, weil die Definition von einem veränderlichen Faktor abhängig ist, nämlich von der infolge der fortschreitenden Vervollkommnung menschlicher Einrichtungen fortwährend wechselnden Möglichkeit, abwehrende Vorkehrungen gegen die Einwirkung der von aussen kommenden Zufälle auf den Betrieb nach Zeit, Ort und Umständen zu treffen. Deshalb haben die Gesetzgeber die Aufstellung einer Begriffsdefinition der Wissenschaft und Rechtsprechung überlassen. Diese haben als Kriterien der höheren Gewalt folgende Momente angesehen:

1. Das Ereignis muss von aussen, d. h. von ausserhalb des Betriebes, auf diesen einwirken; es darf also nicht in der gefährdenden Natur desselben selbst liegen (dies ist das objektive Moment des Begriffes), und

2. das Ereignis darf nach menschlichen Erfahrungen nicht vorauszusehen und auch bei den zweckmässigsten Einrichtungen durch menschliche Kraft und Sorgfalt nicht abzuwenden oder in seinen Folgen unschädlich zu machen sein<sup>214)</sup> (dies ist das subjektive Moment des Begriffes).

Das objektive Erfordernis des Eintritts von aussen her schliesst von dem Begriff der höheren Gewalt alle sogen. inneren

<sup>213)</sup> vgl. Bericht der 29. Kommission über den Entwurf eines Gesetzes über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen in Verhandl. des Reichst. Bd. 253 S. 7582.

<sup>214)</sup> vgl. RG. Bd. 60 S. 300, Bd. 14 S. 82, Bd. 21 S. 13, Bd. 54 S. 404, 407, RG. v. 28. 1. 1901 in JurW. Bd. 30 S. 164; RG. v. 9. 10. 1902 in Gruchots Beitr. Bd. 47 S. 141; RG. v. 13. 10. 1904 in Seufferts Arch. Bd. 60 S. 320.



Betriebsereignisse, d. h. alle durch Handlungen der bei dem Betriebe Tätigen oder durch den Zustand der Betriebsmittel herbeigeführten Ereignisse aus. Während nun früher die Handlungen eines Dritten und die nicht einen Teil der Betriebsfunktionen bildenden Geschehnisse allgemein als von aussenher eintretende Ereignisse angesehen wurden<sup>215</sup>), hat das Reichsgericht neuerdings<sup>216</sup>) den Grundsatz aufgestellt, dass als von aussenher eintretend die Ereignisse nicht aufzufassen seien, welche mit einer gewissen Häufigkeit und Regelmässigkeit bei dem Betriebe einzutreten pflegen und mit der gefährdenden Natur des Betriebes in Zusammenhang stehen.<sup>217</sup>) Da diese weitgehende Einengung des Begriffes der höheren Gewalt in der Tat die Anwendung desselben ausserordentlich beschränkt, m. a. W. die Einrede der höheren Gewalt für den Haftpflichtigen nahezu wertlos macht, hat das Gesetz von einer Verwendung dieses Begriffes abgesehen, um eine nicht beabsichtigte übermässige Verschärfung der Haftung des Kraftfahrzeughalters analog der des Eisenbahnbetriebsunternehmers zu vermeiden. Man hat dabei auch berücksichtigt, dass die Eisenbahnbetriebsgefahr eine viel grössere ist als die eines Kraftfahrzeuges. Denn infolge der grossen Schwere, der Unlenkbarkeit und der geringen Bremsbarkeit ist schon der betriebssichere, gut geführte Eisenbahnzug gefährlich, während ein Kraftfahrzeug überhaupt erst durch Unvorsichtigkeit und Unaufmerksamkeit des Führers oder durch etwaige Fehler und Störungen im Betriebe des Fahrzeuges gefährlich wird. Nur diese gefahrbringenden Momente will das Gesetz v. 3. 5. 1909 treffen. Der nun vom Gesetz an Stelle

---

<sup>215</sup>) So auch vom Reichsgericht; vgl. RG. Bd. 11 S. 146, Bd. 21 S. 13 und RG. in Eisenb.E. Bd. 3 S. 86, Bd. 6 S. 102.

<sup>216</sup>) Speziell mit Rücksicht auf die Gefahren des städtischen Strassenbahnverkehrs.

<sup>217</sup>) So bezeichnet das Reichsgericht die beim Strassenbahnbetriebe durch scheu gewordene Pferde oder unmündige Kinder hervorgerufenen Unfälle, weil nach der Natur des Strassenbahnbetriebes unvermeidbar, wie ihre Häufigkeit beweise, als innere, dem Betriebe angehörige Zufälle; vgl. RG. v. 4. 2. 1904 in JurW. Bd. 33 S. 183, v. 28. 1. 1901 in JurW. Bd. 30 S. 164, v. 28. 3. 1904 in JurW. Bd. 33 S. 292; vgl. auch RG. in Eisenb.E. Bd. 20 S. 249.

der „höheren Gewalt“ eingeführte Begriff des „unabwendbaren Ereignisses, das weder auf einen Fehler in der Beschaffenheit des Fahrzeuges noch auf einem Versagen seiner Vorrichtungen beruht“, enthält einerseits dasselbe Erfordernis der Unabwendbarkeit wie der Begriff der höheren Gewalt, hat aber andererseits an Stelle des weiteren Erfordernisses der Einwirkung von aussen auf den Betrieb die negative Voraussetzung aufgestellt, dass das Ereignis nicht auf den im Gesetz aufgezählten Kategorien von Regelwidrigkeiten des Betriebes beruhe. Damit ist die analoge Anwendbarkeit der Auslegung, welche das Reichsgericht dem Begriff der höheren Gewalt gegeben hat, auf den Begriff des unabwendbaren Ereignisses ein für allemal ausgeschlossen. Das Kraftfahrzeuggesetz hat also den Fahrzeughalter günstiger gestellt als das Reichshaftpflichtgesetz den Betriebsunternehmer einer Eisenbahn.

Der Begriff des unabwendbaren Ereignisses ist im Gesetz v. 3. 5. 1909 nicht definiert, aber negativ und positiv umgrenzt:

1. Als negative Momente stellt das Gesetz auf: das Ereignis darf nicht beruhen

- a) auf einem Fehler in der Beschaffenheit des Fahrzeuges,
- b) auf einem Versagen seiner Vorrichtungen,
- c) auf dem Verhalten eines bei dem Betriebe beschäftigten Dritten.

2. Als positive Momente führt das Gesetz Fälle an, in denen „insbesondere“ ein unabwendbares Ereignis vorliegen soll, nämlich

- a) wenn das Ereignis zurückzuführen ist auf das Verhalten
  - α) des Verletzten,
  - β) eines nicht bei dem Betriebe beschäftigten Dritten,
  - γ) eines Tieres;

und b) wenn der Halter und der Führer des Fahrzeuges jede nach den Umständen des Falles gebotene Sorgfalt beobachtet hat.

Zu 1. Abgesehen von den negativen Voraussetzungen, dass das unabwendbare Ereignis nicht auf einem Fehler in der Beschaffenheit des Fahrzeuges oder auf einem Versagen seiner Vorrichtungen oder auf dem Verhalten eines bei dem Betriebe beschäftigten Dritten beruht, ist es für den Begriff des unabwendbaren Ereignisses gänzlich irrelevant, ob das Ereignis ein äusseres ist, d. h. von aussen auf den Betrieb einwirkt<sup>218)</sup>, oder ob es ein inneres ist, d. h. als ein dem Betriebe angehöriger Zufall anzusehen ist.<sup>219)</sup><sup>220)</sup>

Ein unabwendbares Ereignis liegt also bei dem Vorhandensein der übrigen Voraussetzungen auch dann vor, wenn das Ereignis auf der gefährdenden Natur des Betriebes selbst beruht, ganz gleichgültig, ob sich derartige Ereignisse bei dem Betriebe von Kraftfahrzeugen häufig ereignen oder nicht. Nur für die Betriebssicherheit seines Fahrzeuges muss der Halter unbedingt haften — mag auch das Fahrzeug aus bestem Material hergestellt und mit den bewährtesten Einrichtungen versehen sein — ohne die Möglichkeit zu haben, sich durch den Beweis der Unabwendbarkeit zu befreien. Es ist also nach diesem Gesetz gleichgültig, ob er die Mängel kannte oder überhaupt kennen konnte, ob sie zu verhindern oder unvermeidbar waren. Die Begründung zum Entwurf des Gesetzes<sup>221)</sup> führt darüber aus: „Eine besondere Gefahr des Automobilbetriebes liegt ferner darin, dass der Mechanismus des Automobils ein ungleich verwickelterer ist als

---

<sup>218)</sup> z. B. der Kraftfahrzeugführer wird durch einen Steinwurf von der Strasse verletzt, so dass er das Fahrzeug nicht mehr richtig lenken kann, und dadurch wird ein Unfall herbeigeführt.

<sup>219)</sup> z. B. der Führer wird vom Herzschlag betroffen und verliert die Herrschaft über das Fahrzeug, wodurch ein Unfall angerichtet wird.

<sup>220)</sup> Noch der erste Antrag zur Abänderung des Regierungsentwurfes hatte das Erfordernis der äusseren Herkunft als Begriffsmerkmal des unabwendbaren Ereignisses beibehalten.

<sup>221)</sup> vgl. Begr. z. Entwurfs eines Gesetzes über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen in Verhandl. des Reichst. Bd. 248 S. 5597.

der der übrigen Fahrzeuge; geringe Fehler in der Beschaffenheit oder Zusammensetzung der einzelnen Teile, kleine Störungen in ihrer Funktion können die Lenkung der Maschine plötzlich unmöglich machen. Dazu tritt bei dem grösseren Teile der jetzt üblichen Automobile die Explosionsgefahr“.

Wenn das Gesetz von „Fehler in der Beschaffenheit des Fahrzeuges“ und einem „Versagen seiner Vorrichtungen“ spricht, so ergibt sich daraus, dass nicht allein der Zustand der Maschinerie desselben, soweit sie der Fortbewegung des Fahrzeuges — also der Kraftherzeugung, Kraftübertragung, Lenkung und Bremsung — dient, in Betracht kommt, sondern der Zustand aller im Kraftfahrzeuge zu einem Ganzen vereinigten, den Zwecken des Ganzen dienenden Teile.<sup>222)</sup> Als Betriebsunregelmässigkeiten nennt die Begründung zum Entwurfe des Gesetzes,<sup>223)</sup> ohne eine erschöpfende Aufzählung damit geben zu wollen, „Fehler in der Konstruktion, Mängel im Material“ (dies sind Fehler in der Beschaffenheit des Fahrzeuges) „sowie Ordnungswidrigkeiten, die bei dem Zusammenwirken der Bestandteile des Fahrzeuges infolge des Betriebes eintreten, wie Versagen der Steuerung, Platzen der Luftreifen, Explosion, Selbstentzündung“ (diese Störungen sind als Versagen der Vorrichtungen des Fahrzeuges anzusehen).

Zu a. Der Begriff „Fehler in der Beschaffenheit des Fahrzeuges“ bezieht sich nur auf Mängel in der Substanz der Teile des Fahrzeuges ohne Rücksicht darauf, ob sie das Ineinandergreifen derselben und ihre Wirksamkeit beeinflussen, also ein Versagen der Vorrichtungen des Fahrzeuges herbeiführen. Als Massstab für die Feststellung der Fehlerhaftigkeit eines Fahrzeuges ist ein auf Grund des jeweiligen Standes der Technik hergestelltes, absolut betriebssicheres Fahrzeug derselben Gattung zugrunde zu legen, nicht etwa ein solches von idealer, aber nach dem Stande der Technik nicht herzustellender Beschaffenheit.

---

<sup>222)</sup> Also auch der Zubehöerteile; vgl. § 97 BGB.

<sup>223)</sup> vgl. Anm. 221.



Zu b. Unter „Verrichtungen<sup>224)</sup> eines Kraftfahrzeuges“ versteht man das dem Beförderungszweck unmittelbar oder mittelbar dienende Zusammenwirken aller seiner einzelnen Bestandteile.<sup>225)</sup>

Ein Versagen der Verrichtungen im Sinne dieses Gesetzes wird stets dann als vorliegend anzusehen sein, wenn das Kraftfahrzeug oder seine einzelnen Bestandteile den im Interesse der Verkehrssicherheit zu stellenden Anforderungen auf absolute Betriebssicherheit nicht entsprechen. Die Verrichtungen eines Fahrzeuges „versagen“ sowohl dann, wenn ein Ineinandergreifen der einzelnen Teile des Fahrzeuges nicht stattfindet, als auch dann, wenn das Ineinandergreifen zwar stattfindet, aber unrichtig oder nur teilweise, und daher entweder keine Wirkung ausübt oder nur eine solche, die den ordnungsmässigen Gebrauch des Fahrzeuges ungünstig beeinflusst. Ein Versagen der Verrichtungen braucht nicht auf einer fehlerhaften Beschaffenheit des Fahrzeuges zu beruhen, sondern kann auch bei einer nach dem jeweiligen Stande der Technik absolut fehlerfreien Beschaffenheit des Fahrzeuges eintreten.

Worauf die Betriebsunregelmässigkeiten zurückzuführen sind, ist, soweit nicht ein unabwendbares Ereignis die Ursache derselben ist, irrelevant; insbesondere wird keinerlei Verschulden auf seiten des Fahrzeughalters oder des Führers oder eines Dritten vorausgesetzt. Nur in dem Falle, dass ein unabwendbares Ereignis im Sinne des § 7 Abs. 2 des Gesetzes die adäquate Ursache der Betriebsunregelmässigkeiten und des Unfalles ist<sup>226)</sup>, wird der Halter von der Haftung frei.<sup>227)</sup>

---

<sup>224)</sup> Der Entwurf hatte statt dessen den Ausdruck „Vorrichtungen“. Das Wort „Verrichtung“ ist an Stelle des Fremdwortes Funktion gebraucht.

<sup>225)</sup> Darunter fallen auch die Schutzvorrichtungen, wie Hupe und Laternen.

<sup>226)</sup> z. B. der Blitz schlägt in die Lenkvorrichtung eines Kraftfahrzeuges und zerstört sie; das nun steuerlos gewordene Fahrzeug gerät auf den Fussweg und verursacht dort einen Unfall.

<sup>227)</sup> In obigem Beispiele ist der Blitzschlag (d. i. das erste unabwendbare Ereignis) die adäquate Ursache der Zerstörung der Steuervorrichtung des Kraftfahrzeuges (d. i. der Betriebsunregelmässigkeit). Diese ist ihrerseits die

Der nicht selbst auf einem unabwendbaren Ereignisse beruhende Fehler in der Beschaffenheit des Fahrzeuges und das Versagen seiner Verrichtungen schliessen nur dann die haftungsbefreiende Wirkung des für den Unfall kausalen unabwendbaren Ereignisses aus, wenn sie zu diesem in ursächlichem Zusammenhange stehen. Dies geht aus dem Wortlaut des Gesetzes hervor. Den Beweis, dass die Unabwendbarkeit des Ereignisses nicht auf den fehlerhaften Eigenschaften des Fahrzeuges beruht, muss der Fahrzeughalter erbringen; es hat nicht etwa der Geschädigte gegenüber der Einrede des Haftpflichtigen, dass ein unabwendbares Ereignis vorliege, den Nachweis zu führen, dass ein Betriebsfehler vorliege.<sup>228)</sup>

Die fehlerhafte Beschaffenheit des Fahrzeuges oder das Versagen seiner Verrichtungen brauchen nicht allein kausal für das den Unfall verursachende unabwendbare Ereignis zu sein, sondern es können zugleich noch andere Umstände vorliegen, die an und für sich die Einrede des unabwendbaren Ereignisses begründen würden.<sup>229)</sup> In einem solchen Falle wird der Kraftfahrzeughalter von der Haftung nur dann befreit, wenn ihm der Beweis gelingt, dass das für den Unfall kausale unabwendbare Ereignis<sup>230)</sup> mit dem Fehler in der Beschaffenheit des Fahrzeuges bzw. dem Versagen der Verrichtungen in keinem ursächlichen Zusammenhange steht, also auch ohne dieses unvermeidlich gewesen wäre.

---

adäquate Ursache des Geratens auf den Fussweg (d. i. des zweiten unabwendbaren Ereignisses), das wiederum seinerseits den Unfall, dessen adäquate Folge der Schaden ist, verursacht. Hier ist also eine ununterbrochene Kette von Kausalzusammenhängen zwischen dem ersten unabwendbaren Ereignis und dem Unfall gegeben. Jenes ist also, ohne selbst auf einem Fehler in der Beschaffenheit des Fahrzeugs oder einem Versagen seiner Verrichtungen zu beruhen, adäquate Verursachung für diesen.

<sup>228)</sup> vgl. Begr. zu dem Entwurf eines Gesetzes über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen in Verhandl. des Reichst. Bd. 248 S. 5597.

<sup>229)</sup> z. B. der Pneumatik des Kraftfahrzeuges platzt; zu gleicher Zeit findet infolge Erdbebens ein Erdrutsch statt; durch beide Ereignisse gerät das Fahrzeug auf den Fussweg und ruft einen Unfall hervor.

<sup>230)</sup> Hier: das Geraten auf den Fussweg.

Zu c. Endlich soll ein unabwendbares Ereignis dann nie eine haftungsbefreiende Wirkung ausüben, wenn es auf dem Verhalten eines bei dem Betriebe beschäftigten Dritten beruht. Dieses Moment ist zwar im Gesetze nicht ausdrücklich erwähnt, ergibt sich aber aus seinem Zweck und Sinn.<sup>231)</sup>

Zu 2. Der Abs. 2 des § 7 des Gesetzes bezweckt, den Begriff des unabwendbaren Ereignisses näher zu umgrenzen und bestimmte Anhaltspunkte für seine Auslegung zu geben.<sup>232)</sup> Während Satz 1 das Verhältnis dieses Begriffes zu der fehlerhaften Beschaffenheit des Fahrzeuges und dem Versagen seiner Vorrichtungen feststellt, gibt der Satz 2, ohne den Begriff erschöpfen zu wollen, einige besonders wichtige Fälle aus dem bestrittenen Anwendungsgebiete des Begriffes der höheren Gewalt als Beispiele für das Vorhandensein eines unabwendbaren Ereignisses und beseitigt dadurch, dass es für diese Fälle von besonderer praktischer Bedeutung die Anwendbarkeit des Begriffes des unabwendbaren Ereignisses ausser Frage stellt, einen Zweifel, der deshalb hätte entstehen können, weil gerade bei diesen Fällen die neuere Rechtsprechung des Reichsgerichts das Vorliegen der höheren Gewalt regelmässig verneint hat. Damit gibt das Gesetz klar zu erkennen, dass es die Judikatur des Reichsgerichtes über den Begriff der höheren Gewalt für den des unabwendbaren Ereignisses nicht angewendet wissen will.

Dadurch, dass das Gesetz gewisse Grenzen des Begriffes aufgestellt hat, hat es der Rechtsprechung eine sachgemässe Anwendung desselben auf weitere Fälle erleichtert.

Als unabwendbare Ereignisse sind nicht nur Naturereignisse, sondern auch durch Menschen und Tierkräfte herbeigeführte Ereignisse anzusehen.

a) α) Nach dem Wortlaute des Gesetzes soll ein Ereignis insbesondere dann als unabwendbar gelten, „wenn es auf das Verhalten des Verletzten zurückzuführen ist“,

---

<sup>231)</sup> Nähere Ausführungen darüber vgl. unten sub 2 a β.

<sup>232)</sup> vgl. Ber. der 29. Kommission über den Entwurf eines Gesetzes über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen in Verhandl. des Reichst. Bd. 253 S. 7583.

vorausgesetzt, dass sowohl der Halter als auch der Führer des Fahrzeuges jede nach den Umständen gebotene Sorgfalt beobachtet hat, und dass für das Ereignis nicht ein Betriebsmangel im Sinne von § 7 Abs. 2 Satz 1 kausal ist.

Das Gesetz spricht von dem Verhalten, nicht von dem Verschulden des Verletzten und bringt damit zum Ausdruck, dass das rein tatsächliche Tun oder Unterlassen ohne jede Rücksicht auf Vorsatz und Fahrlässigkeit und ihre gesetzlichen Voraussetzungen in Frage kommt. Dies geht sowohl aus der Entstehungsgeschichte des Gesetzes<sup>233)</sup> als auch aus der Gleichstellung des Verhaltens des Verletzten und des Dritten mit dem Verhalten eines Tieres hervor, bei dem von einem Verschulden keine Rede sein kann. Ein unabwendbares Ereignis kann also bei dem Vorhandensein der übrigen Voraussetzungen z. B. auch in dem Verhalten eines wegen kindlichen Alters<sup>234)</sup> oder Geisteskrankheit Unzurechnungsfähigen oder eines im vorübergehenden Zustande der Bewusstlosigkeit Befindlichen liegen. Natürlich rechnet auch das Verschulden zum Verhalten. Das Verschulden des Verletzten kommt in dem Gesetz v. 3. 5. 1909 in doppelter Hinsicht in Frage: Nach § 7 Abs. 2 Satz 2 lässt das Verschulden des Verletzten die Ersatzpflicht des Halters gar nicht zur Entstehung gelangen, wenn es sich als unabwendbares Ereignis darstellt. Liegen jedoch die Voraussetzungen eines unabwendbaren Ereignisses nicht vor, hat z. B. der Halter oder der Führer des Fahrzeuges nicht jede nach den Umständen des Falles gebotene Sorgfalt beobachtet oder hat eine Betriebsunregelmässigkeit im Sinne von § 7 Abs. 2 Satz 1 vorgelegen, so kommt ein Verschulden des Verletzten, das bei der Entstehung des Schadens mitgewirkt hat, gemäss § 9 des Gesetzes insofern in Betracht, als zwar die Haftung des Fahrzeughalters an sich zur Entstehung gelangt, ihr Umfang sich jedoch nach § 254 BGB. bemisst.<sup>235)</sup>

---

<sup>233)</sup> vgl. Ber. der 29. Kommission über den Entwurf eines Gesetzes über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen in Verhändl. des Reichst. Bd. 235 S. 7583.

<sup>234)</sup> Unter 7 Jahren; vgl. BGB. § 828.

<sup>235)</sup> vgl. unten § 5.



Die Aufnahme des Verhaltens des Verletzten unter den Gesichtspunkt des unabwendbaren Ereignisses bedeutet eine erhebliche Milderung der Haftpflicht, denn wenn dem Halter der Beweis gelingt, dass das Verhalten des Verletzten für den Unfall kausal war, sowie dass er sowohl als auch der Führer des Fahrzeuges jede nach den Umständen des Falles gebotene Sorgfalt beobachtet hat, und dass das Ereignis nicht auf einer Betriebsunregelmässigkeit im Sinne von § 7 Abs. 2 Satz 1 beruht, so ist damit dem nach § 7 Abs. 1 ihn belastenden Verursachungsmoment der Betriebsgefahr seine haftpflicht-erzeugende Kraft entzogen.

Als V e r l e t z t e r ist bei der Tötung, der Körperverletzung und der Gesundheitsbeschädigung nur derjenige anzusehen, an dessen Körper die Schädigung eintritt<sup>236)</sup>, bei der Sachbeschädigung jeder, dessen a b s o l u t e Rechte in bezug auf die Sache beeinträchtigt werden.<sup>237)</sup> Nicht also ist Verletzter der o b l i g a t o r i s c h Berechtigte, denn dieser ist nur mittelbar geschädigt.<sup>238)</sup>

Dem mittelbar Geschädigten versagt das bürgerliche Recht grundsätzlich einen s e l b s t ä n d i g e n Ersatzanspruch; er muss sich an seinen Vertragsgegner halten. Ist aber ein obligatorisches Recht durch die Einräumung des unmittelbaren Besitzes vollzogen und so die Beziehung des obligatorisch Berechtigten zur Sache durch den Besitz für jedermann erkennbar geworden, so hat das o b l i g a t o r i s c h e Recht damit den Charakter eines a b s o l u t e n, jedem gegenüber wirk-samen Rechtes angenommen.<sup>239)</sup> Ein solcher Berechtigter<sup>240)</sup> hat auf Grund des absoluten Charakters seines Rechtes wegen einer unmittelbar auf sein Recht einwirkenden Störung dieselben

---

<sup>236)</sup> vgl. Begr. zu dem Entwurf eines Gesetzes über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen in Verhandl. des Reichst. Bd. 248 S. 5599 und RG. Bd. 55 S. 29.

<sup>237)</sup> z. B. der Eigentümer, Niessbraucher, Pfandgläubiger.

<sup>238)</sup> z. B. indem er die Sache nicht erhält, auf die er ein Recht hat.

<sup>239)</sup> vgl. RG. Bd. 59 S. 326.

<sup>240)</sup> z. B. der Mieter, Pächter, der sich im Besitz der beschädigten Sache befindet.

Ersatzansprüche wie ein absolut Berechtigter. Neuerdings sieht man den Besitz auch als dingliches Recht an.<sup>241)</sup>

Ist der Beschädigte eine juristische Person, so ist, da diese selbst eines Verhaltens nicht fähig ist, das Verhalten ihrer verfassungsmässigen Vertreter als dem Verhalten des Verletzten gleichstehend anzusehen. Dies ist jedoch nicht auszudehnen auf das Verhalten des gesetzlichen Vertreters einer physischen Person.

β) Ein Ereignis, für welches nicht ein Betriebsmangel im Sinne von § 7 Abs. 2 Satz 1 kausal ist, soll weiter dann nach § 7 Abs. 2 Satz 2 als unabwendbar angesehen werden, „wenn es auf das Verhalten eines nicht bei dem Betriebe beschäftigten Dritten zurückzuführen ist“ und sowohl der Halter als auch der Führer des Fahrzeuges jede nach den Umständen des Falles gebotene Sorgfalt beobachtet hat.

Als bei dem Betriebe beschäftigt ist, wie sich aus der passiven Form „beschäftigt“ im Gesetzestext<sup>242)</sup> ergibt, eine Person nur dann anzusehen, wenn sie auf Grund eines zwischen ihr und einem über den Betrieb Verfügungsberechtigten bestehenden Rechtsverhältnisses eine Tätigkeit betreibt, welche mit der Ausübung oder der wirtschaftlichen Ausnutzung des Betriebes in unmittelbarem zeitlichen, örtlichen und ursächlichen Zusammenhange steht.<sup>243)</sup> Und zwar kommt es für § 7 Abs. 2 auf die Ausübung dieser Tätigkeit nur im konkreten Falle an; ob eine Person sonst bei dem Betriebe beschäftigt ist, ist irrelevant. Dritter ist jede ausser dem Ersatzpflichtigen und dem Verletzten in Frage kommende Person.<sup>244)</sup>

---

<sup>241)</sup> vgl. v. Tuhr, Der Allgem. Teil des deutschen bürgerl. Rechts, in Bindings systematischem Handbuch der deutschen Rechtswissenschaft Bd. I, 1 S. 137.

<sup>242)</sup> vgl. dagegen den Wortlaut des Gesetzes in § 8 Ziff. 1 „bei dem Betriebe tätig“.

<sup>243)</sup> z. B. Führer, Schaffner, Kontrolleur eines Kraftomnibusses, nicht aber der Fahrgast.

<sup>244)</sup> Also z. B. auch die Insassen des Fahrzeuges.

Da das Gesetz ausdrücklich ein Ereignis dann als unabwendbar ansieht, wenn es „auf das Verhalten eines nicht bei dem Betriebe beschäftigten Dritten zurückzuführen ist“, so muss man daraus *argumento e contrario* schliessen, dass ein Ereignis, welches auf dem Verhalten eines bei dem Betriebe beschäftigten Dritten ursächlich beruht, niemals als unabwendbar im Sinne dieses Gesetzes anzusehen ist, ohne dass es auf die Frage der Abwendbarkeit in concreto überhaupt ankommt. Ein für das Ereignis kausales Verhalten eines Betriebsangestellten ist also wie ein Fehler in der Beschaffenheit des Fahrzeugs und ein Versagen seiner Vorrichtungen ein den Einwand des unabwendbaren Ereignisses in jedem Falle ausschliessendes Moment.

γ) Das dritte vom Gesetz genannte Beispiel für das Vorhandensein eines unabwendbaren Ereignisses ist, dass das Ereignis „auf das Verhalten eines Tieres zurückzuführen ist“, wiederum vorausgesetzt, dass sowohl der Halter als der Führer des Fahrzeuges jede nach den Umständen des Falles gebotene Sorgfalt beobachtet hat, und dass nicht ein Betriebsmangel im Sinne von § 7 Abs. 2 Satz 1 für das Ereignis kausal gewesen ist. Welcher Art das Tier ist, ob wild, gezähmt<sup>245)</sup> oder zahm<sup>246)</sup>, ob herrenlos<sup>247)</sup> oder nicht, kommt nicht in Betracht. Es ist ferner nicht erforderlich, dass das Ereignis gerade auf die gefährliche Tiereigenschaft, auf das willkürliche Tun desselben, wie es z. B. die Anwendbarkeit des § 833 BGB. bedingt, zurückzuführen ist. Es genügt vielmehr auch rein passives Verhalten des Tieres. Nur wenn das Tier in seinem Verhalten vollständig durch Menschenhand oder Menschenwillen bestimmt war, wird das Verhalten des Menschen und nicht das des Tieres als kausale Ursache des Ereignisses anzusehen sein. Wird das Verhalten

<sup>245)</sup> D. h. wild geboren, aber dem Willen des Menschen untertänig gemacht.

<sup>246)</sup> D. h. in der Gefangenschaft geboren und infolge der Abhängigkeit vom Menschen seit Generationen der ursprünglichen Wildheit seiner Gattung barm und vom Menschen beherrscht.

<sup>247)</sup> Auch Angriffe von Insekten (Wespen, Bremsen) auf den Kraftwagenführer können ein unabwendbares Ereignis verursachen.

des Tieres durch einen Fehler in der Beschaffenheit des Fahrzeuges oder ein Versagen seiner Vorrichtungen<sup>248)</sup> hervorgerufen, so ist das den Unfall verursachende Ereignis nicht unabwendbar im Sinne von § 7 Abs. 2 Satz 1, denn in diesem Falle ist die Betriebsunregelmässigkeit, nicht das Verhalten des Tieres die adäquate Ursache des Unfalles.

b) Das für den Betriebsunfall ursächliche Verhalten des Verletzten oder eines nicht bei dem Betriebe beschäftigten Dritten oder eines Tieres lassen ein Ereignis nur dann als unabwendbar erscheinen, schliessen also die nach § 7 Abs. 1 an sich begründete Haftpflicht nur dann aus, wenn „sowohl der Halter als der Führer des Fahrzeuges jede nach den Umständen des Falles gebotene Sorgfalt beobachtet hat“.<sup>249)</sup> Dieses Erfordernis gilt nicht allein für die drei im Gesetz aufgeführten Fälle eines unabwendbaren Ereignisses, sondern ganz allgemein für den Begriff der Unabwendbarkeit, worauf diese auch immer beruhen mag; denn es liegt nach Sinn und Wortlaut des Gesetzes kein innerer Grund vor, diese Anforderungen nur auf die genannten Fälle zu beschränken.

Bei der Beurteilung der Frage der Unabwendbarkeit ist nicht ein absoluter, sondern ein relativer Masstab anzulegen; es ist also nicht die Abwendbarkeit des schädigenden Ereignisses oder seiner Folgen im allgemeinen (in abstracto), sondern unter Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse sowie aller Um-

---

<sup>248)</sup> z. B. übermässiges Geräusch durch Fehlzündungen, Platzen von Pneumatiks, Explosion. Bei nicht auf Betriebsunregelmässigkeiten beruhender Verursachung des Verhaltens eines Tieres durch ein Kraftfahrzeug, z. B. durch übermässige Rauchentwicklung oder übermässiges Geräusch, wird man häufig z. B. im Falle des Oeffnens der Auspuffklappe in der Nähe von Tieren, die Beobachtung jeder nach den Umständen des Falles gebotenen Sorgfalt seitens des Halters oder Führers verneinen müssen (vgl. unten sub b). Das normalerweise von einem Kraftfahrzeug ausgehende Geräusch usw. ist dagegen in der Regel als Ursache für das Verhalten des Tieres bedeutungslos.

<sup>249)</sup> Der Beweis dafür liegt wieder dem Halter ob; gelingt er ihm nicht mit vollständiger Sicherheit, so haftet er.



stände des Falles<sup>250</sup>) (in concreto) massgebend.<sup>251</sup>) Wie sich aus dem Wortlaut des Gesetzes „jede nach den Umständen des Falles gebotene Sorgfalt“ ergibt, kommt es für das Mass der anzuwendenden Sorgfalt nicht auf die allgemeinen, in abstracto vorauszusehenden Gefahren an, sondern nur auf die im Einzelfall vorhandenen. Für Unfälle, welche in concreto auf die dem Kraftfahrzeugbetriebe eigentümlichen Gefahren zurückzuführen sind, haftet also der Kraftfahrzeughalter im Gegensatz zum Betriebsunternehmer nach dem Reichshaftpflichtgesetz nur, wenn sie im konkreten Falle hätten vermieden werden können.

Nur in zwei Momenten ist das Gesetz von der prinzipiell rein subjektiven Auffassung des Begriffes des unabwendbaren Ereignisses abgewichen und der objektiven Theorie gefolgt, welche für den Begriff der höheren Gewalt in den wesentlichsten Punkten massgebend gewesen war. Diese zwei Momente sind<sup>252</sup>): Das Ereignis darf, wenn es als ein unabwendbares angesehen werden soll, nicht beruhen.

1. auf einen Fehler in der Beschaffenheit des Fahrzeuges oder auf einem Versagen seiner Vorrichtungen,

2. auf dem Verhalten des Fahrzeughalters oder einer bei dem Betriebe beschäftigten Person.

Bei dem Vorhandensein eines dieser Momente bedarf es einer Prüfung der Abwendbarkeit des Ereignisses in concreto nicht; dieses ist vielmehr ohne Rücksicht auf seine übrige Natur als absolut abwendbar anzusehen. Im übrigen kommt bei dem unabwendbaren Ereignisse — im Gegensatz zu der höheren Gewalt nach den jüngsten Entscheidungen des Reichsgerichtes — der objektiven Art der Ereignisse (z. B. dass sie sich häufig bei dem Betriebe von Kraftfahrzeugen ereignen und mit dessen Gefährlichkeit verbunden sind) nur insofern Bedeutung zu, als sie das Mass der vom Halter und Führer anzuwendenden Sorg-

---

<sup>250</sup>) Insbesondere auch der Art des in Frage kommenden Fahrzeuges (ob Motorrad, schwerer oder leichter Wagen).

<sup>251</sup>) vgl. RG. Bd. 1 S. 276.

<sup>252</sup>) vgl. oben S. 65—67.

falt beeinflussen, weil diese dann stets auf derartige Fälle gefasst sein müssen.

Wenn das Gesetz v. 3. 5. 1909 an Stelle der nach § 276 BGB. zur Vermeidung einer Fahrlässigkeit genügenden Beobachtung „der im Verkehr erforderlichen Sorgfalt“ vom Kraftfahrzeughalter und -führer zur Geltendmachung des Einwandes des unabwendbaren Ereignisses die Beobachtung „jeder nach den Umständen des Falles gebotenen Sorgfalt“ verlangt, so hat es offenbar damit zum Ausdruck bringen wollen, dass die Anforderungen an die vom Kraftfahrzeughalter und -führer zu beobachtende Sorgfalt verschärft werden sollen. Ein unabwendbares Ereignis liegt also nicht schon dann vor, wenn der Führer und Fahrzeughalter beweisen, dass sie bezüglich des in Frage stehenden Schadens ein Verschulden — d. i. Vorsatz und Fahrlässigkeit — nicht trifft. Die für das Vorliegen eines unabwendbaren Ereignisses erforderte Sorgfalt ist vielmehr grösser als die zum Ausschluss des Verschuldens genügende<sup>253</sup>); das Gesetz verlangt also ein über die normale, im Verkehr erforderliche Sorgfalt hinausgehendes Mass von Sorgfalt.<sup>254</sup>) Anderenfalls wäre ja die Haftung des Halters für gewöhnliche, d. h. abwendbare Zufälle ausgeschlossen.

Als unabwendbar ist demnach ein Ereignis grundsätzlich nur dann anzusehen, wenn es trotz Aufbietung der äussersten Vorsicht und Sorgfalt<sup>255</sup>) sowie Aufwendung aller den Menschen überhaupt zu Gebote stehenden geistigen und körperlichen Mittel<sup>256</sup>) dem Halter und dem Führer in concreto nicht möglich war, dasselbe abzuwenden oder in seinen Folgen ganz un-

---

<sup>253</sup>) Denn sonst würde das Gesetz einfach sagen: „wenn Halter und Führer kein Verschulden trifft“.

<sup>254</sup>) And. M. I s a a c, Das Reichsgesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen v. 3. 5. 1909, und L i p p e r t, Die Automobilhaftpflicht nach dem Reichsgesetz v. 3. 5. 1909.

<sup>255</sup>) Dazu genügt nicht etwa das Befolgen der in Betracht kommenden Vorschriften polizeilicher Natur.

<sup>256</sup>) D. h. auch mit den zweckmässigsten Einrichtungen und technisch vollkommensten Vorrichtungen, mit denen das Fahrzeug in concreto vielleicht gar nicht ausgestattet war.

schädlich zu machen. Schon unter dem vor Inkrafttreten des Kraftfahrzeuggesetzes geltenden Rechte hatte das Reichsgericht in Rücksicht auf die Gefährlichkeit des Kraftfahrzeugbetriebes an Vorsicht, Geschicklichkeit, Geistesgegenwart, Aufmerksamkeit und Umsicht des Kraftfahrzeugführers sehr hohe Anforderungen gestellt, wenn er nicht als *s c h u l d h a f t* betrachtet werden sollte. Da das Gesetz ein noch erhöhtes Mass von Sorgfalt fordert, wenn der Einwand der *U n a b w e n d b a r k e i t* durchgreifen soll, liegen jetzt dem Führer bei der Führung des Fahrzeuges und dem Halter bei der Auswahl und eventuell bei der Beobachtung des Führers ganz besondere Diligenzpflichten ob. Der auf dem Kraftfahrzeuge mitfahrende Halter hat jedoch nach Entscheidungen des höchsten Gerichtshofes nicht die Verpflichtung, jederzeit auf die Leitung des Fahrzeuges Obacht zu geben, selbst wenn der Führer zu ihm in einem Verhältnisse steht, kraft dessen er seinen Anordnungen Folge zu leisten hat. Bemerkt der Halter jedoch oder muss er nach Massgabe des Platzes, den er auf dem Fahrzeuge eingenommen hat, wahrnehmen, dass durch die Art, wie der Führer das Fahrzeug leitet, Gefahr für Dritte oder Sachen entsteht, so ist es ihm sogar zum *V e r s c h u l d e n* zuzurechnen, wenn er nicht eingreift.<sup>257)</sup>

Das Mass der anzuwendenden Sorgfalt richtet sich im allgemeinen nach den Verkehrsanschauungen. Es kommen natürlich zur Abwendung von Unfällen nur solche Mittel in Frage, deren Anwendung dem Haftpflichtigen und dem Führer vernünftigerweise zugemutet werden kann<sup>258)</sup>. Bei der Beurteilung, welche Mittel erfordert werden können und müssen, ist im Einzelfalle insbesondere auf das Verhältnis zwischen dem anzustrebenden Erfolge, d. i. der Verhinderung des Unfalles, und

<sup>257)</sup> vgl. RG. v. 23. 4. 1908 in JurW. Bd. 37 S. 405 Nr. 7.

<sup>258)</sup> Man wird ihm z. B. nicht zumuten können, dass er belebte Strassen ganz meidet, um Unfällen aus dem Wege zu gehen, oder dass er da, wo die Möglichkeit einer Gefährdung des übrigen Strassenverkehrs den Umständen nach ausgeschlossen erscheint, die den wesentlichen Zweck des Kraftfahrzeugbetriebes darstellende Schnelligkeit der Fortbewegung nicht voll entfalte.

den dafür aufzuwendenden Mitteln Rücksicht zu nehmen.<sup>259)</sup> Solche Mittel, deren Anwendung die wirtschaftliche Existenz des Betriebes unmöglich machen würde, kommen nicht in Betracht.<sup>260)</sup>

Halter und Führer müssen beide diese Sorgfalt angewendet haben, wenn der Halter von seiner Haftung frei sein soll. Der Halter kann sich also<sup>261)</sup> nach diesem Gesetze nicht mehr darauf berufen, dass er bei der Auswahl des Führers jede denkbare Sorgfalt angewendet habe; er muss vielmehr das Verhalten desselben wie eigenes vertreten. Die Nichtbeobachtung der vom Gesetz erforderten Sorgfalt hat jedoch nur dann den Ausschluss des Einwandes des unabwendbaren Ereignisses zur Folge, wenn sie zu dem Ereignis bzw. dem Unfall bzw. dem Schaden kausal mitgewirkt hat. Dies ist, weil eine Folge der Logik, im Gesetz nicht ausdrücklich hervorgehoben. Es wäre aber geradezu widersinnig, das Gegenteil anzunehmen und z. B. das Vorhandensein eines unabwendbaren Ereignisses zu verneinen, weil Halter oder Führer des Kraftfahrzeuges irgendeine für das Ereignis und dessen Folgen ganz irrelevante Polizeivorschrift<sup>262)</sup> übertreten hat, obwohl an sich die Einhaltung der Polizeivorschriften als das Mindestmass der zu erfordernden Sorgfalt anzusehen ist.<sup>263)</sup>

## § 2.

Ein zweiter Ausschlussgrund für die Haftung des Kraftfahrzeughalters ist in § 7 Abs. 3 gegeben: „Wird das Fahrzeug ohne Wissen und Willen des Fahrzeughalters von einem anderen in Betrieb ge-

---

<sup>259)</sup> Man wird nicht verlangen können, dass der Führer eines Kraftfahrzeuges, um ein Tier zu retten, Massregeln trifft, durch die er das Fahrzeug und das Leben der Insassen unter Umständen gefährdet.

<sup>260)</sup> vgl. analog RG. Bd. 21 S. 17/18.

<sup>261)</sup> Wie oben schon ausgeführt.

<sup>262)</sup> z. B. über die Anbringung der Nummern am Kraftfahrzeuge.

<sup>263)</sup> And. M. Lippert, Die Automobilhaftpflicht nach dem Reichsgesetz v. 3. 5. 1909 (abwegig).



setzt, so ist dieser an Stelle des Halters zum Ersatze des Schadens verpflichtet“.

a) Die Voraussetzungen dieser Bestimmung, welche nicht nur die Haftpflicht des Halters aufhebt, sondern zugleich die einer anderen Person begründet, sind:

1. Es muss ein Kraftfahrzeug<sup>264)</sup> in Betrieb<sup>265)</sup> gesetzt worden sein.

Unter „in Betrieb setzen“ versteht man die Betätigung des eigenen Herrschaftswillens über das Fahrzeug durch Inbewegungsetzen desselben unter Vornahme der hierzu erforderlichen Vorrichtungen<sup>266)</sup> und durch Inbewegetherhalten des in Bewegung gesetzten Fahrzeuges.<sup>267)</sup>

Das Gesetz will aber nur die Fälle treffen, in denen die Gebrauchsanmassung eine vorübergehende ist. Wird eine völlige Entziehung der Verfügungsgewalt für immer oder wenigstens für eine gewisse Zeitdauer beabsichtigt<sup>268)</sup>, so dass die Haltereigenschaft des bisherigen Halters infolge der Aufhebung ihrer Voraussetzungen als verloren anzusehen ist<sup>269)</sup>, so wird der das Fahrzeug Inbetriebsetzende selbst zum Halter und haftet nach § 7 Abs. 1.

2. Das Inbetriebsetzen des Kraftfahrzeuges muss von einer anderen Person als dem Halter geschehen sein. Haftpflichtig nach § 7 Abs. 3 kann jede Person ausser dem Halter werden, auch ein sonst zur Benutzung des Fahrzeuges Ermächtigter<sup>270)</sup>, wenn die übrigen Voraussetzungen des § 7 Abs. 3 auf ihn zutreffen. Es hängt also stets von den Umständen des Einzelfalles ab, wer als der „andere“ anzusehen ist, der das Fahrzeug in Betrieb setzt; denn nicht nur derjenige,

---

<sup>264)</sup> Ueber den Begriff des Kraftfahrzeuges vgl. oben Kap. 1.

<sup>265)</sup> Ueber den Begriff des Betriebes vgl. oben Kap. 3 § 3.

<sup>266)</sup> z. B. durch Ankurbeln des Motors, Einschalten eines Ganges, Einrücken der Kuppelung, Betätigung der Gas- und Zündungshebel.

<sup>267)</sup> And. M. Neukirch und Rosenmeyer, Komm. zum Gesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen v. 3. 5. 1909.

<sup>268)</sup> z. B. im Falle des Diebstahls des Kraftfahrzeuges.

<sup>269)</sup> vgl. oben Kap. 2 § 3.

<sup>270)</sup> z. B. der angestellte Führer, vgl. unten.

welcher den eigenen Herrschaftswillen durch eigenhändige Vornahme der zum Inbewegungsetzen des Kraftfahrzeuges notwendigen Verrichtungen betätigt, setzt das Kraftfahrzeug in Betrieb, sondern auch derjenige, welcher in Anmassung der Rechte des Fahrzeughalters die Vornahme dieser Verrichtungen einem anderen anordnet. Dagegen setzt derjenige das Fahrzeug nicht in Betrieb, der lediglich im Auftrage eines Dritten, der sich den Gebrauch des Fahrzeuges anmasst, handelt. Er haftet in diesem Falle nur als Führer, der Dritte dagegen an Stelle des Halters. Massgebend ist immer, wer den eigenen Herrschaftswillen über das Fahrzeug unmittelbar oder mittelbar betätigt. Tun dieses mehrere zugleich, so haftet jeder von ihnen als ein das Fahrzeug Inbetriebsetzender an Stelle des Halters.

3. Das Inbetriebsetzen des Kraftfahrzeuges durch einen anderen muss ohne Wissen und Willen des Halters geschehen sein. Wenn das Gesetz auch das Zusammen treffen des Mangels von Wissen und Willen des Inbetriebsetzens erfordert, so will es doch zweifellos die Fälle nicht ausschliessen, in denen bei Vorhandensein des Wissens der entgegenstehende Wille zum Ausdruck gebracht wird oder eine Betätigung desselben ausgeschlossen ist. Es soll nur die Verpflichtung des Halters, der den Einwand aus § 7 Abs. 3 geltend machen will, damit zum Ausdruck gemacht werden, beim Wissen des eigenmächtigen Inbetriebsetzens sein möglichstes zu dessen Verhinderung zu tun. Sein Stillschweigen gilt als Genehmigung desselben. Dass bei dem Mangel des Wissens der Mangel des Willens des Halters durch ein Verbot zum Ausdruck gekommen sein muss, ist im allgemeinen nicht erforderlich. Nur in Zweifelsfällen, in denen eine allgemeine Gestattung des Inbetriebsetzens gegenüber gewissen Personen eventuell anzunehmen ist<sup>271)</sup>, bedarf es eines solchen. Umgekehrt kann aber auch die Erlaubnis bzw. der Auftrag zum Inbetriebsetzen ausdrücklich oder stillschweigend durch konkludente Handlung

---

<sup>271)</sup> z. B. gegenüber Angehörigen und Personen, denen der Fahrzeughalter schon öfters die selbständige Benutzung des Fahrzeuges gestattet hat.

gegeben werden.<sup>272)</sup> Ob eine Ueberschreitung des Auftrages oder der Erlaubnis vorliegt, ist nach den Umständen des einzelnen Falles zu beurteilen. Im allgemeinen ist dafür massgebend, ob Auftrag bzw. Erlaubnis genau umgrenzt sind, oder ob dem Ermächtigten bzw. Beauftragten Spielraum gelassen ist. Aber auch bei genauer Umgrenzung der Anordnungen des Halters kann sich durch veränderte Umstände eventuell die Notwendigkeit von Abweichungen ergeben, die dann als genehmigt anzusehen sind, wenn sie innerhalb der mutmasslichen Willensrichtung des Fahrzeughalters liegen. § 7 Abs. 3 findet auch dann Anwendung, wenn jemand kraft Auftrages oder Erlaubnis das Fahrzeug in Betrieb gesetzt hat, dann aber, anstatt eine ihm vorgeschriebene Fahrt zu unternehmen, ohne Wissen und Willen des Halters eine ganz andere Fahrt ausführt; denn unter Inbetriebsetzen ist — wie oben erwähnt — auch das Inbetriebverhalten des Fahrzeuges zu verstehen.

Bei dem Vorhandensein mehrerer Fahrzeughalter befreit das unbefugte Inbetriebsetzen nur denjenigen, gegen dessen Willen und Wissen es erfolgt ist. Hat ein beschränkt geschäftsfähiger Kraftfahrzeughalter einen gesetzlichen Vertreter, so wird er nur dann befreit, wenn der Mangel des Wissens und Willens sowohl in seiner Person als auch in der seines Vertreters vorliegt.<sup>273)</sup> Ist eine juristische Person Halter, so kommt es auf Wissen und Willen ihrer verfassungsmässigen Vertreter an.

Es ist nicht erforderlich, dass der „andere“ das Fahrzeug etwa bewusst rechtswidrig, d. h. vorsätzlich oder fahrlässig, in Betrieb setzt; sein Handeln kann z. B. auch auf nicht fahrlässigem Irrtum beruhen.<sup>274)</sup> Voraussetzung für die Anwendbarkeit des § 7 Abs. 3<sup>275)</sup> ist lediglich die objektive Tatsache, dass das

<sup>272)</sup> In der Regel wird nicht angenommen werden können, dass der angestellte Kraftfahrzeugführer ermächtigt ist, allgemein, ohne besondere Erlaubnis, das Fahrzeug in Betrieb zu setzen.

<sup>273)</sup> Ist der Halter geschäftsunfähig, so ist allein die Person des Vertreters massgebend.

<sup>274)</sup> z. B. er benutzt das fremde Fahrzeug, weil er sich auf Grund eines entschuldbaren Missverständnisses dazu für beauftragt oder ermächtigt hält.

<sup>275)</sup> Anders für das innenrechtliche Verhältnis der Beteiligten, z. B. aus §§ 823, 858 BGB.

Inbetriebsetzen ein Ausfluss des Herrschaftswillens nicht des Halters, sondern einer anderen Person ist. Daraus, dass auf Vorsatz und Fahrlässigkeit nichts ankommt, ergibt sich, dass irgendwelche Voraussetzungen in der Person des Inbetriebsetzenden zur Anwendbarkeit des § 7 Abs. 3 nicht vorzuliegen brauchen. Auch der Unzurechnungsfähige unterliegt dieser Bestimmung.

In wessen Interesse das Fahrzeug von dem „anderen“ in Betrieb gesetzt wird, ist irrelevant. Auch wenn dies bei Vorliegen der erforderlichen Voraussetzungen im Interesse des Halters selbst geschieht, greift § 7 Abs. 3 Platz.

b) Liegen diese Voraussetzungen vor, d. h. wird das Fahrzeug ohne Wissen und Willen des Fahrzeughalters von einem anderen in Betrieb gesetzt, „so ist dieser an Stelle des Halters zum Ersatze des Schadens verpflichtet“. Im Falle des § 7 Abs. 3 haftet der „andere“ also nicht „neben dem Halter“, auch nicht „als Halter“, sondern „an Stelle des Halters“. Der Halter verliert also zwar seine Eigenschaft als Halter durch die vorübergehende Gebrauchsanmassung eines Dritten nicht<sup>276)</sup>, aber seine zivilrechtliche Haftpflicht auf Grund § 7 Abs. 1 dieses Gesetzes ist aufgehoben. Diese Befreiung des Halters greift selbst dann Platz, wenn das Inbetriebsetzen des Fahrzeuges durch einen anderen nur durch sein Verschulden ermöglicht worden ist.<sup>277)</sup><sup>278)</sup> An Stelle der Haftpflicht des Halters tritt für alle Unfälle, welche mit dem angemassen Betriebe in ursächlichem Zusammenhange stehen, die des „anderen“, welcher das Fahrzeug in Betrieb gesetzt hat; und zwar bestimmt sich die Haftpflicht desselben in ihren Voraussetzungen sowie auch nach Art, Umfang usw. nach denselben Vorschriften dieses Gesetzes, welche für die Haftung des Halters massgebend sind.

---

<sup>276)</sup> vgl. oben Kap. 2 § 3 o d.

<sup>277)</sup> z. B. durch ungenügende Verwahrung; vgl. dazu insbesondere die Bestimmung des § 17 Abs. 1 der Verordnung des Bundesrats über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen v. 3. 2. 1910.

<sup>278)</sup> Eine etwa daraus resultierende Haftung auf Grund anderer Gesetze, z. B. des BGB. bleibt unberührt; vgl. RG. v. 12. 6. 1906 in Verhandl. des Reichst. Bd. 253 S. 7627.



Wird auf Grund des Kraftfahrzeuggesetzes ein Ersatzanspruch gegen den Halter geltend gemacht, so stellt, da dieser lediglich auf Grund seiner Halterqualität in Anspruch genommen wird und diese durch den Tatbestand des § 7 Abs. 3 nicht berührt wird, seine Behauptung aus § 7 Abs. 3 nicht ein Leugnen des Klagegrundes dar, sondern vielmehr eine Einrede, für welche ihn die Beweislast trifft.

Die Aufnahme des § 7 Abs. 3 in das Gesetz war ein Erfordernis der Billigkeit. Die Gefährdung des Publikums liegt lediglich in dem Betriebe des Kraftfahrzeuges; deshalb wäre es unbillig, die strenge Haftung des Halters auch auf Fälle auszudehnen, in welchen er das Inbetriebsetzen weder veranlasst noch geduldet hat.

### § 3.

Einen weiteren Ausschlussgrund der Haftung des Kraftfahrzeughalters gibt das Gesetz in § 8 Ziff. 1, welcher bestimmt: „Die Vorschriften des § 7 finden keine Anwendung, wenn zur Zeit des Unfalls der Verletzte oder die beschädigte Sache durch das Fahrzeug befördert wurde oder der Verletzte bei dem Betriebe des Fahrzeuges tätig war“. In den Gesetzgebungsverhandlungen wurde zur Begründung dieser Bestimmung u. a. folgendes ausgeführt: „Da die verschärfte Haftung des Automobilhalters nur bezweckt, das Publikum vor den ihm aufgedrungenen Gefahren des Automobilbetriebes zu schützen, so müssen diejenigen Fälle ausscheiden, in welchen der Verletzte die Gefahr freiwillig übernommen hat“.<sup>279)</sup> Für diese Fälle solle es demgemäss bei den allgemeinen Vorschriften des bürgerlichen Rechtes bleiben. Die Insassen des Wagens durch eine gesetzliche Haftpflicht, die über den allgemeinen Rechtsschutz hinausgehe, besonders zu sichern, sei kein Bedürfnis vorhanden. Der Wagenführer habe seinen Beruf aus freien Stücken in Kenntnis der ihm dabei

---

<sup>279)</sup> vgl. Begr. zu dem Entwurf eines Gesetzes über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen in Verhändl. des Reichst. Bd. 248 S. 5599.

drohenden Gefahren gewählt. Durch Gewährung des besonderen Ersatzanspruches aus diesem Gesetze würde Nachlässigkeit und Unvorsichtigkeit bei der Wagenführung nur zunehmen. Vor allem aber seien Führer und Begleiter der Kraftwagen in grossem Umfange durch die Unfallversicherung gedeckt.

Auf Grund des § 8 Ziff. 1 können also Ansprüche aus § 7 dieses Gesetzes gegen den Fahrzeughalter nicht geltend gemacht werden.

1. von denjenigen, welche selbst oder deren Sachen zur Zeit des Unfalles durch das Fahrzeug befördert worden sind;

2. von denjenigen, welche zur Zeit des Unfalles bei dem Betriebe des Kraftfahrzeuges tätig waren.

Zu 1. Unter dem „Verletzten“ ist in § 8 Ziff. 1 offenbar etwas anderes zu verstehen, als im § 7 Abs. 1.<sup>280)</sup> Dort bedeutet der Ausdruck ganz allgemein soviel wie der ersatzberechtigte Geschädigte, gleichviel ob die Schädigung in einer Tötung, Körper- bzw. Gesundheitsverletzung oder in einer Sachbeschädigung besteht. Eine gleiche Auslegung des Ausdrucks „Verletzter“ im § 8 Ziff. 1 würde der ratio legis widersprechen und geradezu widersinnig sein. Es würde nämlich dann die Haftpflicht des Halters z. B. in dem Falle zessieren, wenn eine nicht durch das Kraftfahrzeug beförderte Sache durch dieses zu einer Zeit verletzt wird, zu welcher der Eigentümer der Sache von dem Fahrzeug befördert wird, oder wenn ein Unterhaltsberechtigter zur Zeit des tödlichen Unfalles des Unterhaltspflichtigen durch das Kraftfahrzeug befördert wird. Unter dem „Verletzten“ ist also hier offenbar nur der Getötete oder der körperlich bzw. gesundheitlich Verletzte zu verstehen. Das Gesetz will — wofür auch der Wortlaut des § 8 Ziff. 1 spricht — an dieser Stelle die Fälle der Tötung und Körper- bzw. Gesundheitsverletzung einerseits und die der Sachbeschädigung andererseits getrennt behandeln. Es sollen von § 7 nur ausgeschlossen sein Ansprüche aus einer

<sup>280)</sup> vgl. oben Kap. 4 § 1, 2 a α.

Tötung oder Körper- bzw. Gesundheitsverletzung, wenn der Getötete oder Verletzte selbst, Ansprüche aus einer Sachbeschädigung, wenn die beschädigte Sache selbst zur Zeit des Unfalles durch das Fahrzeug befördert worden ist.

Der Verletzte oder die beschädigte Sache müssen zur Zeit des Unfalles durch das Kraftfahrzeug befördert worden sein. Diese Beförderung beginnt entweder mit dem Inbetriebsetzen des mit dem Fahrgast oder der Sache beladenen Fahrzeuges oder mit dem Beladen des in Betrieb gesetzten Fahrzeuges, nicht aber erst mit dem Beginne der Bewegung. Sie endet entweder mit dem Ausserbetriebsetzen des beladenen Fahrzeuges oder mit dem Ausladen der Insassen bzw. der Sachen aus dem noch in Betrieb befindlichen Fahrzeuge, geschehe auch beides nur zum Zweck einer vorübergehenden Fahrtunterbrechung.<sup>281)</sup> Wird ein Fahrgast oder eine zu befördernde Sache vor Beginn oder nach Vollendung der Beförderung durch einen Unfall verletzt bzw. beschädigt, so haftet der Halter nach § 7 und § 8 Ziff. 1 findet keine Anwendung. Vom Kraftfahrzeug „befördert“ wird nicht nur der Insasse des Kraftfahrzeuges selbst, sondern auch der eines Anhängewagens.<sup>282)</sup>

Der Unfall muss durch dasselbe Kraftfahrzeug, mit welchem die Beförderung geschah, hervorgerufen worden sein. Bei einem Zusammenstosse mehrerer Kraftfahrzeuge können daher die Insassen jedes derselben Ersatzansprüche aus § 7 gegen die Halter der anderen Fahrzeuge geltend machen, sofern die sonstigen Voraussetzungen dafür gegeben sind. Daran wird auch dadurch nichts geändert, dass etwa die mehreren Kraftfahrzeuge einen und denselben Halter haben. Dieser haftet dann für den Schaden, den die Insassen des einen Kraftfahrzeuges durch das andere erlitten haben und umgekehrt.

Ob die Beförderung eine freiwillige oder unfreiwillige war, ist irrelevant. Daher steht auch denjenigen Personen, welche nicht kraft eigenen Entschlusses, sondern gezwungener-

---

<sup>281)</sup> And. M. z. B. Krause, Das Gesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen S. 94.

<sup>282)</sup> vgl. oben Kap. 1 zu 3.

weise, ohne oder gegen ihren Willen<sup>283)</sup>, vom Kraftfahrzeug befördert werden, kein Haftpflichtanspruch aus § 7 dieses Gesetzes<sup>284)</sup> zu. Ebenso ist es bei der Beförderung einer Sache gleichgültig, ob diese mit Zustimmung des Verfügungsberechtigten geschieht oder nicht.<sup>285)</sup> Insofern ist die Fassung des Gesetzes, welche eine andere Auslegung auf Grund der Gesetzgebungsverhandlungen ausschliesst, den Motiven nicht gerecht geworden, da nach diesen die Menschen vor den ihnen *a u f g e d r u n g e n* Gefahren des Kraftfahrzeugbetriebes geschützt werden sollten, und nur derjenige den Schutz des Ausnahmegesetzes nicht sollte beanspruchen können, welcher sich *f r e i w i l l i g* den Gefahren ausgesetzt hätte.

Welches Rechtsverhältnis der Beförderung zugrunde liegt, ob sie z. B. auf Grund eines Vertrags, ob sie entgeltlich oder unentgeltlich, ob sie mit Kenntnis des Halters geschieht oder nicht, ob es sich um die Benutzung öffentlicher oder privater Beförderungsmittel handelt, ist alles für die Anwendbarkeit des § 8 Ziff. 1 unerheblich. Es kommt allein auf die Tatsache der Beförderung zur Zeit des Unfalles an.

Unter *U n f a l l* ist, wie oben ausgeführt<sup>286)</sup>, der Akt der Tötung, der Körper- bzw. Gesundheitsverletzung oder der Sachbeschädigung zu verstehen, nicht aber das dafür kausale Ereignis, das ja zeitlich voraufgegangen sein kann.<sup>287)</sup>

Zu 2. Die Haftpflicht des Kraftfahrzeughalters ist ferner demjenigen Verletzten gegenüber ausgeschlossen, d e r

<sup>283)</sup> z. B. der Gefangene, die Entführte, der Bewusstlose, der Geistes- kranke.

<sup>284)</sup> Möglicherweise aber auf Grund des BGB.; vgl. § 16 des Gesetzes v. 3. 5. 1909.

<sup>285)</sup> Auch die vom Dieb beförderte Sache fällt unter § 8 Ziff. 1.

<sup>286)</sup> vgl. oben Kap. 3 § 3.

<sup>287)</sup> vgl. das Beispiel bei *S c h m i d t - W a g n e r*, Das Gesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen S. 177: Ein durch ein Kraftfahrzeug scheu gemachtes Pferd rast auf der Strasse umher und verletzt einen inzwischen ausgestiegenen Insassen des Kraftfahrzeuges; § 8 Ziff. 1 schlägt nicht ein, da der Verletzte zur Zeit des *U n f a l l e s* nicht mehr vom Kraftfahrzeug befördert wurde. Dass er zur Zeit des Scheuwerdens durch das Kraftfahrzeug befördert wurde, ist unerheblich.



zur Zeit des Unfalles bei dem Betriebe des Kraftfahrzeuges tätig war.

Da das Gesetz hier — anders als bei der Verletzung während der Beförderung — die Sachbeschädigung nicht besonders erwähnt, wird man dem Ausdruck „Verletzter“ wieder denselben Sinn wie im § 7 beilegen müssen und darunter sowohl den Getöteten oder körperlich bzw. gesundheitlich Verletzten, als auch den durch eine Sachbeschädigung Geschädigten verstehen müssen. Dies entspricht auch der Billigkeit; denn wenn der Halter frei sein soll von der besonderen Haftung aus diesem Gesetz für einen Schaden an Leben und Gesundheit des zur Zeit des Unfalles bei dem Betriebe Tätigen, so liegt kein Grund vor, ihn für eine Beschädigung der Sachen desselben haften zu lassen.<sup>288)</sup>

Da das Gesetz „die bei dem Betriebe des Fahrzeuges tätige Person“ der „beförderten Person“ gleichstellt, gilt das über diesen Begriff Ausgeführte hier analog. Voraussetzung ist also, dass das Fahrzeug in Betrieb ist; in Bewegung braucht es dagegen nicht zu sein. Als „bei dem Betriebe des Fahrzeuges tätig“ ist nur diejenige Person anzusehen, deren Tätigkeit zu dem Betriebe sowohl in einem entsprechenden äusseren (räumlichen und zeitlichen) als auch in einem inneren (ursächlichen) Zusammenhange steht. Das Bestehen eines äusseren Verhältnisses allein genügt nicht.<sup>289)</sup> Die Tätigkeit muss vielmehr auf die Ermöglichung, Förderung oder wirtschaftliche Ausnützung des Betriebes oder einzelner Betriebshandlungen<sup>290)</sup> gerichtet sein; gleichviel ob der erstrebte Erfolg erreicht wird oder nicht. Da das Gesetz von „tätig sein“, nicht aber wie in § 7 Abs. 2

---

<sup>288)</sup> Anders die herrschende Meinung.

<sup>289)</sup> z. B. ein Strassenkehrer verrichtet neben einem haltenden, aber in Betrieb befindlichen Kraftfahrzeuge seine Arbeit und wird durch eine Explosion des Motors verletzt, oder ein Gassenjunge zerschneidet aus Ungezogenheit den Pneumatik dieses Fahrzeuges und wird durch den platzenden Pneumatik verletzt. In beiden Fällen kann man nicht von einem „bei dem Betriebe tätig sein“ im Sinne des § 8 Ziff. 1 reden.

<sup>290)</sup> z. B. der Gassenjunge betätigt den Zündungs- oder Gashebel des Fahrzeuges und wird dabei durch eine Explosion des Motors verletzt. Da hier eine Betriebshandlung vorliegt, greift § 8 Ziff. 1 Platz.

von „beschäftigt sein“ redet, ist es gleichgültig, ob der Verletzte kraft Auftrages oder Ermächtigung oder eigenmächtig gehandelt hat. Die Tätigkeit kann eine dauernde oder vorübergehende sein. Ihr Beginn und ihr Ende ist im Einzelfalle oft schwer zu bestimmen. Im allgemeinen wird man in dem ersten Handanlegen den B e g i n n und in dem Aufhören zu handeln in der Absicht, nicht unmittelbar wieder von neuem Hand anzulegen, das Ende der Tätigkeit sehen können.

Auch hier ist die Identität des Fahrzeuges, durch welches der Unfall verursacht worden ist, mit demjenigen, bei dessen Betrieb der Verletzte tätig war, zum Ausschluss der Haftung des Halters gemäss § 8 Ziff. 1 Voraussetzung. Das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eines ursächlichen Zusammenhanges zwischen der Tätigkeit des Verletzten und dem Unfall ist hier bedeutungslos. Dass der bei dem Betriebe Tätige zur Zeit des Unfalles auch zugleich durch das Kraftfahrzeug befördert worden ist, ist nicht erforderlich, wohl aber denkbar; denn unter die zur Zeit des Unfalles vom Kraftfahrzeuge Beförderten fallen nicht allein die passiven Insassen, sondern auch die bei dem Betriebe tätigen Personen.

Auch hier ist die Zeit des Unfalles massgebend. Der Verletzte muss gerade zu dieser Zeit bei dem Betriebe des Kraftfahrzeuges tätig gewesen sein. Es ist demnach gleichgültig, ob dies s o n s t stets der Fall war, wenn es zur Zeit des Unfalles nicht der Fall ist.

#### § 4.

Die Vorschriften des § 7 sollen nach § 8 Ziff. 2 ferner keine Anwendung finden, „wenn der Unfall durch ein Fahrzeug verursacht wurde, das nur zur Beförderung von Lasten dient und auf ebener Bahn eine auf 20 km begrenzte Geschwindigkeit in der Stunde nicht übersteigen kann.“

Diese Ausnahmebestimmung von der Sonderhaftung des Kraftfahrzeughalters beruht, wie aus den Gesetzgebungsver-

handlungen hervorgeht, auf den Erwägungen, dass die Gefährlichkeit der Kraftfahrzeuge, wenn auch nicht ausschliesslich, so doch hauptsächlich in der von ihnen entwickelten Schnelligkeit beruht, und dass die Heeresverwaltung im Kriegsfalle ein grosses Interesse an der Weiterentwicklung der langsam fahrenden Lastkraftfahrzeuge hat.<sup>291)</sup>

Erste Voraussetzung ist, dass der Unfall durch ein Kraftfahrzeug verursacht worden ist, das nur zur Beförderung von Lasten dient; Personenfahrzeuge mit der im § 8 Ziff. 2 angegebenen Geschwindigkeitsgrenze fallen also nicht unter diesen Paragraph. „Last“ bedeutet hier soviel wie Sache, steht also im Gegensatze zu dem Menschen. Daraus, dass das Gesetz den Ausdruck „zur Beförderung dienen“ an Stelle des z. B. in Ziff. 1 gebrauchten Wortes „befördern“ anwendet, ergibt sich, dass es nicht darauf ankommt, zu welchem Zwecke das Kraftfahrzeug im Augenblicke des Unfalls verwendet wurde, sondern nur darauf, welchem Zwecke es im allgemeinen zu dienen bestimmt ist. Die allgemeine Zweckbestimmung, für welche das Kraftfahrzeug gebaut und eingerichtet ist, muss der Transport von Lasten sein. Eine von dieser Bestimmung abweichende Verwendung zum Transport von Menschen nimmt dem Kraftfahrzeuge den Charakter als Lastfahrzeug nicht, auch wenn diese Verwendung öfters und vielleicht gerade zur Zeit des Unfalles geschieht. Nur darf eine derartige Verwendung nicht mit Wissen und Willen des Halters zur Regel, zur Bestimmung des Fahrzeuges werden. Ist dagegen das Fahrzeug nach Konstruktion und Einrichtung auch zur gelegentlichen Aufnahme von Fahrgästen bestimmt und wird es zu deren Beförderung auch tatsächlich mit verwendet<sup>292)</sup>, so ist das Fahrzeug nicht als reines<sup>293)</sup> Lastfahrzeug anzusehen

---

<sup>291)</sup> vgl. Bericht der 29. Kommission über den Entwurf eines Gesetzes über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen in Verhandl. des Reichst. Bd. 253 S. 7584 ff.

<sup>292)</sup> z. B. ein Feuerwehركraftfahrzeug, das zur Beförderung von Löschgeräten und zugleich von Feuerwehrleuten dient.

<sup>293)</sup> vgl. die Worte des Gesetzes „nur zur Beförderung von Lasten“

und § 8 Ziff. 2 findet keine Anwendung. Nicht als Fahrgäste sind solche Personen anzusehen, welche nicht zwecks Beförderung ihrer Personen, sondern lediglich zwecks Beförderung<sup>294)</sup> der Ladung mitfahren. Ihre Mitnahme ist für die Beurteilung des wirtschaftlichen Zweckes des Fahrzeuges unerheblich.

Das Lastfahrzeug darf auf ebener Bahn eine Geschwindigkeit von 20 km in der Stunde nicht übersteigen. Nach dem Wortlaute des Gesetzes genügt es also nicht, dass die Durchschnittsleistung des Kraftfahrzeuges nicht mehr als 20 km in einer Stunde beträgt. Es wird vielmehr erfordert, dass das Fahrzeug so gebaut oder mit solchen technischen Einrichtungen versehen ist, dass es auf ebener Erde unter für die Entwicklung der Geschwindigkeit günstigen, aber normalen Verhältnissen<sup>295)</sup> in unbeladenem Zustande zur Zeit des Unfalles eine Höchstgeschwindigkeit von 20 km in der Stunde nicht überschreiten kann. Die Bestimmung des § 8 gilt demnach nicht für die Lastkraftfahrzeuge, welche zwar imstande sind, eine grössere Geschwindigkeit zu entwickeln, aber zur Zeit des Unfalles tatsächlich mit viel geringerer Geschwindigkeit gefahren sind. Welche Geschwindigkeit das Fahrzeug zur Zeit des Unfalls wirklich entwickelt hat, ob es die Höchstgrenze von 20 km in der Stunde infolge unnormaler Verhältnisse<sup>296)</sup> tatsächlich vielleicht überschritten hat, ist gleichgültig.

Das im Entwurf weiter enthaltene Erfordernis für die Anwendbarkeit des § 8 Ziff. 2, dass das Fahrzeug amtlich auf seine Maximalleistungsfähigkeit geprüft sein müsse, und dass das Ergebnis dieser Prüfung der Entscheidung über die Befreiung des Halters von der besonderen Haftpflicht aus diesem Gesetze zugrunde zu legen sei, ist gefallen, da ja durch eine nachträgliche, heimliche Steigerung der Höchstgeschwindigkeit des Fahrzeuges

<sup>294)</sup> Darunter ist z. B. auch deren Abholung, Auf- und Abladen und Bewachen zu rechnen.

<sup>295)</sup> Also nicht zur Zeit eines Defektes, sondern bei bestmöglichem Funktionieren der Maschine.

<sup>296)</sup> z. B. durch die Mitwirkung von Naturkräften (Wind, Schwerkraft infolge des Gefälles usw.).



durch eine Änderung an der Maschinerie<sup>297)</sup> leicht das Resultat der Prüfung hinfällig gemacht werden könnte. Entscheidend ist jetzt lediglich die Tatsache der Maximalgeschwindigkeit des Fahrzeuges auf ebener Bahn zur Zeit des Unfalles.

Die Beweislast für das Vorliegen der Voraussetzungen des § 8 Ziff. 2 trifft, da es sich um eine Einredetatsache handelt, den Halter.

### § 5.

§ 9 des Gesetzes bestimmt, dass, wenn bei der Entstehung des Schadens ein Verschulden des Verletzten mitgewirkt hat, die Vorschriften des § 254 BGB. mit der Massgabe Anwendung finden sollen, dass im Falle der Beschädigung einer Sache das Verschulden<sup>298)</sup> desjenigen, welcher die tatsächliche Gewalt über die Sache ausübt, dem Verschulden des Verletzten gleichsteht.

Das Bürgerliche Gesetzbuch stellt in § 254 den Grundsatz auf, dass, wenn bei der Entstehung des Schadens ein Verschulden des Verletzten mitgewirkt hat, die Verpflichtung zum Ersatze sowie der Umfang des zu leistenden Ersatzes von den Umständen, insbesondere davon abhängt, inwieweit der Schaden vorwiegend von dem einen oder dem anderen Teile verursacht worden ist.<sup>299)</sup> Das Kraftfahrzeuggesetz hat also den § 254 BGB. mit einer geringen Abweichung übernommen und durch die ausdrückliche Bestimmung des § 9 alle Zweifel ausgeschlossen, welche in dieser Hinsicht beim Reichshaftpflichtgesetz aufgetaucht sind.

Das Verschulden des Verletzten kommt demnach für das Gesetz v. 3. 5. 1909 in doppelter Hinsicht in Betracht: Erstens schliesst nach § 7 Abs. 2 schon das „Verhalten“, also auch das „schuldhafte Verhalten“ des Verletzten beim Vorliegen der übrigen Voraussetzungen die Haftpflicht des Kraftfahrzeug-

---

<sup>297)</sup> z. B. durch entsprechendes Auswechseln von Rädern des Wechselgetriebes oder des Differentials oder der Kettenübertragung.

<sup>298)</sup> Nicht genügt „Verhalten“ wie im § 7 Abs. 2.

<sup>299)</sup> Eine Interpretation des § 254 BGB. zu geben, liegt nicht im Rahmen dieser Arbeit.

halters aus<sup>300</sup>), und zweitens hat nach § 9 das mitwirkende Verschulden des Verletzten die Bedeutung, dass eine Abmessung des zu leistenden Schadensersatzes nach § 254 BGB. stattfindet. Die Stellung des § 9 zu § 7 Abs. 2 des Gesetzes ergibt sich daraus, dass die Anwendbarkeit des § 9 voraussetzt, dass eine Ersatzpflicht des Halters nach § 7 Abs. 1 begründet ist. Da das Vorliegen eines der anderen Ausschlussgründe der Haftung des Halters eine Ersatzpflicht desselben gar nicht existent werden lässt, ist der Ausschlussgrund des § 9 allen anderen Ausschlussgründen des Gesetzes gegenüber subsidiär, d. h. er kommt nur dann in Betracht, wenn eine Anwendung der anderen Ausschlussgründe nicht gegeben ist.

Die Wirkung, welche ein bei der Entstehung des Schadens mitwirkendes Verschulden des Verletzten auf die Schadensersatzpflicht des Halters nach § 9 ausübt, ist nach § 254 BGB. nicht eine Aufrechnung des beiderseitigen Verschuldens, eine sogen. Kulpenkompensation<sup>301</sup>), sondern eine Vergleichung und Abwägung der auf beiden Seiten in Betracht kommenden ursächlichen Momente<sup>302</sup>). Dabei bildet das Mass der *Verursachung* des Schadens das tertium comparationis. Die auf seiten des Halters in die Wagschale fallende Mitverursachung braucht keineswegs auf einem Verschulden zu beruhen, sondern besteht grundsätzlich schon in der durch den Betrieb des Kraftfahrzeuges geschaffenen gemeinen Gefahr.<sup>303</sup>) Die Streitfrage, ob die Anwendbarkeit des § 254 bei blosser Gefährdungshaftung des Verletzten gegeben ist<sup>304</sup>), hat das Kraftfahrzeuggesetz für sein Gebiet dadurch gelöst, dass es in den §§ 17 und 18 einige bestimmte Fälle aufgezählt hat, in denen es die An-

<sup>300</sup>) vgl. oben Kap. 4 § 1 2 a α.

<sup>301</sup>) vgl. RG. v. 7. 3. 1905 in Eisenb.E. Bd. 22 S. 60.

<sup>302</sup>) vgl. RG. Bd. 53 S. 399.

<sup>303</sup>) vgl. Pl a n c k, BGB. Anm. 1 zu § 254 und RG. Bd. 56 S. 154; and. M. Hans. OLG. in seiner vom RG. gemissbilligten Entscheidung, in der HansGZ. Beibl. 1903 S. 134.

<sup>304</sup>) vgl. D u n g s, Drei Fragen über die Haftung aus unerlaubten Handlungen in Gruchots Beitr. z. Erläuterung des deutschen Rechts 54. Jahrg. S. 537 ff., Berlin 1910.

wendbarkeit des § 254 auch bei Nichtvorhandensein eines Verschuldens des Verletzten ausdrücklich anerkennt, nämlich dann, wenn der Verletzte selbst Kraftfahrzeughalter oder -führer, Tierhalter oder Eisenbahnunternehmer ist. § 17 Abs. 1 Satz 2 sagt nämlich, dass dann, wenn ein Schaden durch mehrere Kraftfahrzeuge verursacht worden ist und er einem der beteiligten Fahrzeughalter entstanden ist, die Verpflichtung zum Ersatze sowie der Umfang des zu leistenden Ersatzes im Verhältnisse der Fahrzeughalter zu einander von den Umständen, insbesondere davon abhängen soll, inwieweit der Schaden vorwiegend von dem einen oder dem anderen Teile „verursacht“ worden ist. Diese Vorschrift soll nach § 17 Abs. 2 entsprechende Anwendung finden, wenn der Schaden durch ein Kraftfahrzeug und ein Tier oder durch ein Kraftfahrzeug und eine Eisenbahn verursacht wird. § 18 Abs. 3 fügt noch hinzu, dass, wenn in den Fällen des § 17 auch der Führer eines Kraftfahrzeuges zum Ersatze des Schadens verpflichtet ist, auf diese Verpflichtung in seinem Verhältnisse zu den Haltern und Führern der anderen beteiligten Fahrzeuge, zu dem Tierhalter oder Eisenbahnunternehmer die Vorschriften des § 17 entsprechende Anwendung finden sollen.<sup>305)</sup>

Wie sich aus dem Wortlaut des Gesetzes ergibt, muss sich die adäquate Verursachung auf den Schaden, nicht etwa auf das Ereignis oder den Unfall, beziehen. Dieser Unterschied in der Beziehung ist zwar irrelevant, wenn der Anwendbarkeit des § 254 eine Gefährdungshaftung zugrunde liegt, weil dann das die Ersatzpflicht begründende Kausalmoment, z. B. die Betriebstätigkeit des Kraftfahrzeuges, notwendig schon vor dem Unfall liegen muss, da nach § 7 Abs. 1 gerade die Kausalität zwischen Betriebstätigkeit und Unfall erfordert wird. Dagegen ist das Erfordernis der Beziehung der Verursachung zum Schaden für die Fälle, in denen die Anwendung des § 254 BGB. auf einem konkurrierenden Verschulden beruht, von grosser Wichtigkeit, nämlich

---

<sup>305)</sup> Näheres Eingehen auf die Bestimmungen der §§ 17 und 18 liegt nicht im Rahmen dieser Arbeit.

dann, wenn der Schaden erst geraume Zeit nach dem Unfall zutage tritt. Hier kann das Verschulden beider Parteien — anders als das nach § 7 Abs. 2 in Betracht kommende Verhalten des Verletzten<sup>306)</sup> — sowohl v o r dem Unfall liegen und dessen Eintritt mitwirkend bestimmen, als auch n a c h dem Unfall Eintritt und Umfang des S c h a d e n s als Unfallsfolge beeinflussen.

§ 9 des Gesetzes enthält gegenüber dem § 254 BGB. eine Besonderheit insofern, als er dem Verletzten eine über die Haftung des § 831 bzw. § 278 BGB. weit hinausgehende Verantwortlichkeit für fremdes Verschulden auferlegt, indem er bestimmt, dass bei Sachbeschädigungen das Verschulden desjenigen, welcher die tatsächliche Gewalt über eine Sache ausübt, dem Verschulden des Verletzten gleichstehen soll. Dass das Gesetz den Wortlaut „gleichstehen“ gebraucht und nicht „an seine Stelle treten“ bedeutet, dass der Verletzte weiter für eigenes Verschulden haften soll und nur darüber hinaus noch für dasjenige des Gewaltinhabers der Sache. Und zwar muss er dieses in jedem Falle gegen sich gelten lassen. Es ist ganz gleichgültig, auf Grund welches Rechtstitels und ob überhaupt auf Grund eines solchen der Gewaltinhaber seine Gewalt ausübt, ob er unmittelbar besitzt oder nur Besitzdiener ist. Nur mittelbarer Besitzer darf er nicht sein.<sup>307)</sup>

Es genügt die rein tatsächliche Gewalt des Dritten im Sinne von § 854 BGB., d. h. das das Wesen des Besitzes kennzeichnende Moment, dass der Besitzer imstande ist, Dritte von seinem Machtbereiche auszuschliessen.<sup>308)</sup> Wird die tatsächliche Gewalt über die beschädigte Sache zur Zeit des Unfalles von einem Beauftragten des Verletzten ausgeübt, so ist der Verletzte auf Grund der Bestimmung des § 9 des Gesetzes v. 3. 5. 1909 mit der Einrede aus § 831 BGB. ausgeschlossen.

<sup>306)</sup> vgl. den Gesetzestext dort: „Als unabwendbar gilt ein E r e i g n i s insbesondere dann, wenn es auf das Verhalten des Verletzten usw. zurückzuführen ist“.

<sup>307)</sup> vgl. v. D a m m, Gesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen § 9 Anm. 9.

<sup>308)</sup> vgl. v. S t a u d i n g e r, Anm. 1, 1 zu § 854 BGB.



Beweispflichtig für die zur Begründung der Einrede des mitwirkenden Verschuldens des Verletzten dienenden Tatsachen ist der Kraftfahrzeughalter. Auch hier gilt an sich der Grundsatz, dass nichtschlüssige Beweisführung zu Lasten des Haftpflichtigen geht.<sup>309)</sup> Aber das Reichsgericht hat in einigen für das Kraftfahrzeuggesetz analog anzuwendenden Entscheidungen über das Reichshaftpflichtgesetz einen dem Haftpflichtigen günstigeren Standpunkt eingenommen. Es hat nämlich mehrfach<sup>310)</sup> ausgeführt, dass, wenn das Verhalten des Verletzten sich dem äusseren Hergange nach als ein verbotswidriges oder unvernünftiges und für den Unfall ursächliches darstellt, oder wenn die Sachlage mit höchster Wahrscheinlichkeit darauf hinweist, dass der Verletzte ohne eigenes Verschulden nicht verunglückt sein kann, der Verletzte sich zu entlasten und darzutun hat, dass nach den besonderen Umständen des Falles sein Verhalten nicht schuldhaft war.

---

<sup>309)</sup> vgl. RG. v. 20. 1. 1885 Bd. 13 S. 9.

<sup>310)</sup> vgl. RG. v. 1. 6. 1908 in JurW. Bd. 37 S. 495 Nr. 35; RG. in Eisenb.E. Bd. 24 S. 272, v. 16. 1. 1902 in Eisenb.E. Bd. 19 S. 24, v. 14. 5. 1906 in Eisenb.E. Bd. 23 S. 66; v. 4. 11. 1907 im Recht 11. Jahrg. S. 1461 Nr. 3622, v. 23. 11. 1908 im Recht 13. Jahrg. Beil. Nr. 161, v. 2. 3. 1908 im Recht 12. Jahrg. Beil. S. 226 Nr. 1342; and. M. RG. v. 8. 6. 1906 in JurW. Bd. 35 S. 481 Nr. 46.



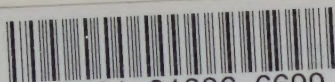












3 9001 01996 6699

